<36639869290017

<36639869290017

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Jugendblätter
Illustrierte Monatsschrift
für Mädchen
Jahrgang 1900
Verlag von Ernst Wunderlich
Leipzig

Impressum.

Herausgeber und Verleger: Verein für Geschichte der Stadt Wien.
Redaktion: Dr. Franz Gall, Wien, XIII., Lainzerstraße 38.
Druck: Adolf Holzhausens Nachfolger, Wien, VII., Kandlgasse 19.
Vereinsadresse: Wien, I., Rathaus, Stiege 6, Tür 41.
Vereinsobmann: Hofrat Dr. Oskar Pausch, Wien, XIII., Lainzerstraße 38.
Vereinsobmann-Stellvertreter: Dr. Franz Gall, Wien, XIII., Lainzerstraße 38.
Vereinsschriftführer: Dr. Hans Bobek, Wien, XIII., Lainzerstraße 38.
Vereinsschriftführer-Stellvertreter: Dr. Elisabeth Lichtenberger, Wien, XIII., Lainzerstraße 38.
Vereinskassier: Dr. Hans Bobek, Wien, XIII., Lainzerstraße 38.
Vereinskassier-Stellvertreter: Dr. Elisabeth Lichtenberger, Wien, XIII., Lainzerstraße 38.
Vereinsbeisitzer: Dr. Hans Bobek, Wien, XIII., Lainzerstraße 38.
Dr. Elisabeth Lichtenberger, Wien, XIII., Lainzerstraße 38.
Dr. Franz Gall, Wien, XIII., Lainzerstraße 38.
Dr. Hans Tietze, Wien, XIII., Lainzerstraße 38.
Dr. Otto Wutzel, Wien, XIII., Lainzerstraße 38.
Dr. Hans Pemmer, Wien, XIII., Lainzerstraße 38.
Dr. Hans Sedlmayr, Wien, XIII., Lainzerstraße 38.
Dr. Hans Wagner, Wien, XIII., Lainzerstraße 38.
Dr. Hans Wolfgang Singer, Wien, XIII., Lainzerstraße 38.
Dr. Hans Aurenhammer, Wien, XIII., Lainzerstraße 38.
Dr. Hans Koller, Wien, XIII., Lainzerstraße 38.
Dr. Hans Tietze

Jugendblätter

für

christliche Unterhaltung und Belehrung.

Unter Mitwirkung von mehreren Jugendfreunden

herausgegeben

von

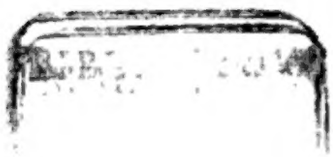
Isabella Braun.

Mit sechs Stahlstichen und sechs fein colorirten Bildern.
Nach Originalzeichnungen von Anton Braith, Franz Kolb und Max Fürst.

Jahrgang 1866.

Stuttgart.
Gebrüder Scheitlin.

Digitized by Google



Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Blum und Vogel in Stuttgart.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Grüß Gott. Von Isabella Braun	1
Peter Buntischuh, der Weitgereiste	2
Der Sängerstreit. Von Augusta von Gäßler	32
Beleuchtung der botanischen Kunstsprache. I. Von A. Forsteneichner	36
Abendläuten. Von Franz Bonn	48
Der Prozeß	49
Drei Kerzen. Von Anna Benedikt	61
Reinholds Glück und Malheur. Erzählung von Hermann Geiger	62
Eine Pilgerfahrt nach Einsiedeln. Ein Stück Selbstbiographie. Von P. Gall Morel	65
St. Meinrad von Isabella Braun	71
Vertrau auf Gott! Von Max Rosenhayn	76
Aus der Kindheit. Von Pauline Schanz	85
Beleuchtung der botanischen Kunstsprache. II. Von A. Forsteneichner	92
Claude Gelée, genannt le Lorrain. (1600—1682) Von Dr. Holland	101
Das Mütterlein ist krank. Von Franz Bonn	113
An der Landstraße. Der Wahrheit nacherzählt. Von Isabella Braun	117
Der Weihnachtswald bei Hohenschwangau. Von Franz von Kobell	129
Beleuchtung der botanischen Kunstsprache. III. Von A. Forsteneichner	130
Ein Krippen-Spiel. Von Isabella Braun	137
Ein Nachtigallennest. Von Max Rosenhayn	141
Eine Christbescheerung. Gedicht von Wagner	146
Claude Gelée, genannt le Lorrain. 1600—1682). Von Dr. Holland	147
Das Märlein von den bösen Kindern, welche nicht in die Schule gehen wollten. Von Augusta von Gäßler	157
Neckräthsel. Gesammelt von Friedrich Güll	159
Das Häschen. Von F. M.	160
Zu Neujahr. Von Franz Pocci	161
Paul. Eine wahre Geschichte	162
Die Mutter zu Seba. Von Moriz, Graf zu Bentheim-Tecklenburg	180
Die große Haselmaus, Holzmaus, Eichelmaus, Gärtenschläfer. Von Tobler	182
Kleinigkeiten. I. Von Isabella Braun	194
Musik. Von Franz Pocci	197
Beleuchtung der botanischen Kunstsprache. III. Von A. Forsteneichner	198

Digitized by Google

	Seite
Kinderspiele. Von Dr. Saffenreuter	206
Eine Fußreise im Jahr 1819 und 1865. I. Von G. Tobler (mit Stahlstich)	209
Kleinigkeiten. II. Von Isabella Braun	229
Auflösungen zu den Neckräthseln. Gesammelt von Friedrich Güll	231
Anton Forsteneichner. Cooperator bei St. Ludwig in München. gestorben den 30. Dezember 1865. Von Isabella Braun	232
Beleuchtung der botanischen Kunstsprache. IV. Von A. Forsteneichner	234
Cooperator Anton Forsteneichner. Ein Lebensbild. Von Hermann Geiger	241
Von' Fuchsjagn. (Oberbayerisch). Von Franz von Kobell	280
Kleinigkeiten. III. IV. Von Isabella Braun	284
Das Mäuschen. Von F. M.	288
Der Blinde am Wege. Von Alexandra k. Prinzessin von Bayern	290
Meines Herzens reinste Freuden. Von Trabert	296
Skizzen aus dem Künstlerleben. I. Von K. Rheineck	298
Das Kindesauge. Von K. Krapf	304
Kleinigkeiten. V. VI. VII. Von Isabella Braun	305
Eine Wespe. I. Historische Original-Erzählung von Dr. Isidor Proschko	311
Madolein und die Ruine Gardovall in Graubünden in der Schweiz. Von G. Tobler	320
Die zwölf Edelsteine der Offenbarung Johannis. I. Bearbeitet von Caroline Beck	327
Gott grüße Dich. Von Friedrich Beck	333
Eine Osterwoche, Von Fr. Becker	335
Die französische Seidenfabrikation	348
Meine Uhr. Von Isabella Braun	353
Die zwölf Edelsteine der Offenbarung Johannis. II. Bearbeitet von Caroline Beck	374
Eine Wespe. II. Historische Original-Erzählung von Dr. Isidor Proschko	377
Der Rhein und seine Quellen. I. Von G. Tobler	391
Die treue Amme. Von Hans Weininger	396
Kleinigkeiten. VIII. IX. Von Isabella Braun	398
Eine Dorfgeschichte. Von Augusta von Gäßler	401
Ein Wespe. III. Historische Original-Erzählung von Dr. Isidor Proschko	405
Der Rhein und seine Quellen. II. Von G. Tobler (mit Stahlstich)	408
Der Thurm am Rhein. Nach einer wahren Begebenheit bearbeitet von Arthur Lutze	415
Kleinigkeiten. X. XI. XII. Von Isabella Braun	417
Beleuchtung der botanischen Kunstsprache. V. Von A. Forsteneichner	424
Oliver Goldsmith. Ein Dichterleben. Von Dr. Friedrich Beck	431
Das erste Veilchen. Von Katharina Diez	445
Lithauische Räthsel. Ausgewählt von Friedrich Güll	448
Eine Wespe. IV. Historische Original-Erzählung von Dr. Isidor Proschko	449
Die zwölf Edelsteine der Offenbarung Johannis. III. Bearbeitet von Caroline Beck	458
Cartesius und der Anschlagzettel. Von Anton Forsteneichner	464
Onkel Tom. I. II. Von C. Salesius	466
Eine Fußreise im Jahr 1819 und 1865. II. Von G. Tobler (mit Stahlstich)	476
Kleinigkeiten. XIII. XIV. XV. Von Isabella Braun	490
Eine Wespe. V. Historische Original-Erzählung von Dr. Isidor Proschko	497

Digitized by Google

	Seite
Eine Fußreise im Jahr 1819 und 1865. II. Von G. Tobler	504
Onkel Tom. III. IV. Von C. Salesius	512
Beleuchtung der botanischen Kunstsprache. VI. Von A. Forsteneichner	529
Die zwölf Edelsteine der Offenbarung Johannis. IV. Bearbeitet von Caroline Beck	533
Skizzen aus dem Künstlerleben. II. Von K. Rheineck	538
Auflösungen zu den lithauischen Räthseln. Ausgewählt von Friedrich Güll	544
Onkel Tom. V. VI. Von C. Salesius	545
Merlblümchen. Von Katharina Diez	559
Die Jungfrau im Berner Oberland. Von G. Tobler (mit Stahlstich)	563
Beim Dachsbau. Ein Bild aus dem grünen Walde. Von Isabella Braun	568
Skizzen aus dem Künstlerleben. III. IV. Von K. Rheineck	572
Aus dem Leben einer Fürstin. Von Max Rosenhayn	582
Die Nonnen von Montmartre. Von Franz Bonn	585

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß

nach den Schriftstellern.

Alexandra, k. Prinzessinn von Bayer, S. 290.
Anna Benedikt, S. 61.
Caroline Beck., S. 327. 374. 458. 533.
Dr. Friedrich Beck, S. 333. 431.
Fr. Becker, S. 335.
Franz Bonn, S. 48. 113. 585.
Isabella Braun, S. 1. 71. 117. 137. 194. 229. 232. 284. 305. 353. 398. 417. 490. 568.
Katharina Diez, S. 445. 559.
A. Forsteneichner, S. 36. 92. 130. 198. 234. 424. 464. 529.
P. Gall Morel, S. 65.
Augusta von Gäßler, S. 32. 157. 401.
Hermann Geiger, S. 62. 241. 257.
Friedrich Güll, S. 159. 231. 448. 544.
Dr. Holland, S. 101. 147.
Franz von Kobell, S. 129. 280.
K. Krapf, S. 304.
Arthur Lutze, S. 415.
F. M., S. 160. 288.
Moritz, Graf zu Bentheim-Tecklenburg, S. 180.
Franz Pocci, S. 161, 197.
Dr. Isidor Proschko, S. 311. 377. 405. 449. 497.
K. Rheineck, S. 298. 538. 572.
Max Rosenhayn, S. 76 241. 582.
Dr. Saffenreuter, S. 206.
C. Salesius, S. 466. 512. 545.
Pauline Schanz, S. 85.
G. Tobler, S. 182. 209. 320. 391. 408. 476. 504. 563.
Trabert, S. 296.
Wagner, S. 146.
Hans Weininger, S. 396.

Digitized by Google

Grüß Gott!

Von Isabella Braun.

„Grüß Gott!“ so flüstert Herz und Mund
Euch Allen heut entgegen,
Denn Gott allein schloß diesen Bund
Für Euch und mich zum Segen;
Und Gott allein kann's machen auch,
Daß fürder waltet dieser Brauch,
Daß wir uns treu verbleiben
Im Lesen und im Schreiben. —

„Grüß Gott!“ sei drum das erste Wort,
Gedruckt mit großen Lettern;
Es klinge liebend fort und fort
In diesen Jugendblättern;
Es klinge durch den heitern Scherz,
Durch Thränlein voller Leid und Schmerz,
Durch Mahnen und Belehren
Durch Spenden und Verwehren.

„Grüß Gott!“ zu hunderttausendmal!
Für Alle sei's gesprochen,
Im Stüblein dort und auch im Saal,
Wo junge Herzen pochen.
„Grüß Gott!“ Ihr Eltern auch dabei,
Ich trete bis in Eure Reih,
O, wollt es nicht verhindern,
Zu plaudern mit den Kindern!

Peter Buntschuh, der Weitgereiste.

I.

Reisen wollt Ihr, meine jungen Freunde? Ei, warum das? Ist der heimathliche Himmel über Euch nicht klar und heiter genug? lacht die Sonne nicht alle Tage in Euer Fenster hinein und bringen die Bäume des Gartens nicht reichliche Früchte, nach denen Ihr verlangend die Hand ausstrecket und an denen Ihr Euch sättigen könnt? — Was treibt Euch fort aus diesen bekannten, traulichen Umgebungen des väterlichen Hauses, die doch ebenso gut die Stätte Eures Alters werden können, wie sie die Stätte Eurer Kindheit gewesen? — Seitdem Ihr Kinder waret, ist der heimathliche Boden nicht schlechter geworden und dieselben guten, friedlichen Geister wohnen in der Luft, welche damals mit Euch spielten, und deren geheimnißvollen Flügelschlag Ihr Abends in den Wipfeln der hohen Pappeln und Eichen zu hören glaubtet. Warum sollten diese Lüfte, die von dem lauten Jauchzen Eurer Knabenzeit widerhallten, nicht gut genug sein, auch später Eurer Brust den Athem zu geben, den sie Euch als Kinder nie versagt haben, warum sollte diese Erde nicht werth sein, auch als Männer Eure Füße zu tragen und der Schauplatz eines thätigen, kräftigen Wirkens zu sein, bei welchem Ihr nicht mehr thun werdet im Vergleich zu Euern entwickelteren Kräften, als Ihr damals thatet, da Ihr noch mit den Steinen des Gartens spieltet und über seine Beete spranget?

Was ist mit Euch vorgegangen, daß Ihr den Zauber dieses gewohnten Horizontes und alles dessen, was er in sich schließet, nicht mehr verspürt? Denn an Euch muß der Wechsel stattgefunden haben, da Alles Andere sich gleich geblieben ist. In jedem Frühjahre sprosset das Gras, keimet das Korn, trillern die Lerchen in der Luft und regnet von den Bäumen der weiße Blüthenschnee und die unschuldigen Gespielen Eurer Kinderzeit, das Geflügel des Hofes und die Thiere im Stalle haben seitdem nicht gefehlt. — Sie halten ihr Wort und finden sich wieder ein die Schätze jener Tage, aber Ihr seid es, die ihnen untreu geworden sind.

Eure Augen beachten sie nicht mehr, Ihr gehet stolz an ihnen vorüber, sie geben euch keinen Anlaß mehr zu heitrer, kindlicher Fröhlichkeit und zum unbefangenen Spiele, Ihr meint darüber hinaus zu sein und beraubt Euch

selbst dadurch ebenso vieler Anlässe zu täglich erneuten ungezählten Vergnügungen; und wer weiß, ob jetzt, da ich Euch an all diese Dinge erinnere, nicht ein spöttisches Lächeln über Eure jugendlichen Gesichter fährt und ein unmuthiger Blick auf die Spielsachen und Geschenke, mit denen liebevolle Eltern und Verwandte Euch früh umgeben haben, und die keine Gnade mehr bei Euch finden, Alles aus demselben Grunde, weil Ihr reisen wollt, reisen!

Und nicht nur bis auf das nächste Dorf hinaus, oder auf den nächsten Berg mit seiner alten Ruine, die Ihr schon hundertmal durchwandelt habt und deren Gänge und Winkel ihr auswendig wißt, oder in den Ferien zu Onkel und Tante in der Stadt oder auf's Land, wo es des Neuen und Interessanten so Vieles gibt, und Ihr von einem Vergnügen zum andern fliegt — beileibe nicht! das ist keine Reise, und Ihr wollt mehr als das.

Ihr habt recht, das ist keine Reise heutzutage für die verwöhnten Menschen. Aber was ist dann eine Reise? und was wißt Ihr davon, daß Ihr so sehr darnach verlangt und alles Andere daneben nicht mehr gelten lassen wollt?

Wenn Ihr nur etwas Erfahrung davon hättet, Ihr würdet vielleicht nicht mehr so viel Aufhebens davon machen. Ihr würdet wissen, daß auch beim Reisen zwischen Traum und Wirklichkeit unterschieden werden muß; Ihr würdet wissen, daß ein Reiseprojekt sich in der Regel anders ansieht als seine Ausführung; Ihr würdet wissen und mir zustimmen, wenn ich sage, daß die Hoffnung auf eine Reise und dann die spätere Erinnerung an dieselbe gewöhnlich das Beste von der Reise sind, und daß eine solche stets mit mehr oder weniger Unbequemlichkeit verbunden ist; Ihr würdet wissen, daß es etwas ganz Anderes ist, als Kind unter dem Schutze und der Obhut liebender Eltern zu reisen, als selbstständig durch die Welt zu segeln und für sich und Andere verantwortlich zu sein; Ihr würdet ferner wissen — doch wozu das, da Ihr ja eben noch nichts von dem Allem wißt, und deßhalb meint, eine Reise zu machen sei der beste und höchste Wunsch Eures Herzens, der sicher ein Mal in Erfüllung gehen müsse.

Wohlan, so hört mir zu, ihr reiselustigen Schaaren!

Ich erzähle Euch von einem Manne, dem es gerade so erging, wie Euch. Er wollte reisen und sehnte sich aus der Heimath fort in die weite, weite Welt, von der er viel gehört haben mochte. Endlich ging sein Wunsch in Erfüllung, er reiste weit und breit in der Welt umher, mehr als Ihr

Alle zusammen nur ein Mal thun werdet, er athmete unter allen Himmelsstrichen, er kostete die Früchte eines jeglichen Landes, er durchreiste die Zonen insgesammt, setzte über Länder und Meere, und sah die verschiedensten Völker der Erde — genügt Euch das? So hört seine Geschichte, ihr Kinder! und nehmt's zu Herzen. Der Eine gibt das Exempel, der Andre nimmt's.

II.

Im gesegneten Schwabenlande — ein anmuthiges Fleckchen unseres deutschen Vaterlandes — lebte einstmalen ein Mann mit Namen Buntschuh. Er besaß Weib und Kind, besaß eine kleine Hütte und nannte ein paar Morgen Ackerland sein eigen. Er lebte von der Arbeit seiner Hände und vom Ertrage seines Landes, sein braves Weib stand ihm treulich zur Seite.

Beider Eltern Abgott war ihr Kind, ein Söhnlein, mit klaren Augen, vollen, runden Wangen, die schöner blühten als der Apfelbaum, der vor der Hütte stand und alljährlich im Lenze rosigen Segen, im Sommer kühlen Schatten und im Herbste seine prächtigen, saftigen Früchte spendete.

Peter hieß der Knabe, der aufwuchs wie die Blume des Feldes, sie näht nicht und spinnt nicht, und ist doch herrlicher gekleidet als Salomon in seiner Pracht. Die Sonne leuchtet und lacht ihr in's Auge und gibt ihr herrliche Farben, um die sie der Himmel beneidet, und aus der Erde zieht sie die leibliche Nahrung, ohne sie einer ihrer neidlosen Schwestern zu entziehen. So gedieh auch Peter, der Sohn des biedern Buntschuh. Alle im Dorfe hatten ihre Freude an ihm, jeder kannte das Kind und liebte es, und Jedem lachte es entgegen und war friedlich und gut geartet.

Die Hütte stand an einem Ende des Dorfes. Sie lag etwas isolirt von den übrigen Wohnungen, welche meistentheils ein viel stattlicheres Ansehen trugen. Hinter ihr erhob sich ein kleines Gebüsch; das lehnte sich den Berg hinauf, der hinter dem Dorfe herlief und es gegen alle rauhen Winde schützte.

Hier im Gebüsche war der Tummelplatz des kleinen Peter, hier war er zu Hause wie das Eichhörnchen, dem er auf den Zweigen nachkletterte, wie der Sperling, der zwischen dem vollen Laube hin und her flattert. In der Höhe war das Revier des Knaben, da saß er oft stundenlang und lauschte auf die tausend Stimmen, welche den Wald belebten.

Von dort glitt der Blick ungehindert über das Thal, welches sich in

weiten Schweifungen nach allen Seiten vor ihm ausdehnte, nur im Osten von einem schwachen Höhenzuge begränzt. Hier lachte der blaue Himmel auf die freundliche Erde hernieder, und die Sonne sandte ihre glühenden, glänzenden Strahlen hinab, Alles vergoldend und verklärend. Hier wogten die vollen Aehrenfelder im Sommer, hier spann der Alteweibersommer sich über die Haferfelder, und der Flachs senkte die kleinen runden Köpfe zu Boden, bis der schlanke, bescheidene Stamm der Erde entrissen. Hier rieselten die vielen kleinen Wasser, in denen die Kinder des Dorfes sich badeten und glänzende Kiesel suchten. Die grünen Gebüsche bezeichneten den Weg der Bäche durch die langgestreckte Niederung, den sie mit lautem Geplauder und hellen, klaren, silbernen Wellen fortsetzten.

Dort rechts klapperte die Mühle und das Wasser rauschte, die Mühlräder träufelten von blanken Tropfen, denen Peter so gerne zusah, bis ihm oft die Sinne vergingen oder die Augen schier krank wurden vom Zusehen. Aber das Rauschen hörte er dennoch immer, ob er nun neben der Schleuse stand, wo das klare Element in Schranken gehalten wurde, oder ob er im Thale am Bache saß und fischte oder in dem Gehölze hinter des Vaters Hütte Pfeifen schnitt aus jungem Holze, oder den Vögeln Schlingen durch das Astwerk zog oder auch gar nichts that, als nur seligvergnügt in die weite, freie Welt schauen, wobei er seine gar besondern Gedanken hatte, die er aber keinem Menschen hätte sagen können, und die auch Keiner wohl verstanden hätte. Auch war Peter immer allein im Gehölze. Die andern Knaben des Dorfes hatten nicht den Sinn dafür, stundenlang dazusitzen und nichts zu thun, als zu schauen und zu träumen. Während sie in den Freistunden über Thal und Wiese fegten, saß Peter auf irgend einem hohen Aste, der ein besonders günstiger Auslug war, und lehnte zwischen den rauhen Aesten und klammerte sich mit Händen und Füßen fest auf seinem luftigen, schwanken Sitze, vergaß Mittag und Abendessen und dünkte sich ein König. Morgens war er der erste, der sein ärmliches Lager verließ! wahrlich, Peter hatte es nicht viel besser wie die Vöglein, welche draußen zur Nachtzeit auf den Bäumen saßen, den Kopf zwischen die eignen Federn versteckt, und ihren kleinen Leib durch süßen Schlaf erquickend. Deßhalb hatte er bald ausgeschlafen und war wie die Vöglein gleich frisch und munter und zu Sang und Lustigkeit bereit.

Leise schlüpfte er in die Kleider, stahl sich zur Hütte hinaus, huschte in den Wald und saß in zwei Sekunden oben auf seinem Plätzchen und lugte und spähte, ob die Sonne nicht bald zum Vorschein kommen wolle. Es verdroß ihn keineswegs zu warten und oft recht lange zu warten, hatte er doch die Zeit dazu — denn die Frau Sonne ist eine launige und vornehme Herrin, die auf die Wünsche kleiner Leute nicht sonderlich viel gibt. Sie beeilt sich nicht gern und läßt sich nichts vorschreiben; Peter mußte sich gedulden und das that er auch.

Er lugte und lugte, und wenn dann endlich ein kleiner, glühender Punkt auf der Höhe aufblitzte und sich im reinen Auge des Knaben spiegelte, und wenn der Streifen immer länger und glühender wurde, und der Nebel im Thale vor ihm zerstob, und die Welt immer heller und lieblicher auftauchte, — dann jauchzte und jubelte es laut in der Seele des Knaben, und sein Auge strahlte vom innerem Entzücken — aber er sagte kein Wort und war mäuschenstille und wußte gar nicht mehr, wo er saß, und es fehlte nicht viel, so wäre er in einem unbewachten Momente unwillkührlichen Aufathmens hinuntergepurzelt. Aber das litt sein Engel nicht. Dann ging ein geheimnißvolles, ahnungsreiches Rauschen durch den Wald, tausend Stimmen wurden laut und immer lauter, aber woher sie kamen und wem sie angehörten — wer hätte das sagen können? — Peter wußte es sicherlich nicht, aber er hörte alle und erkannte sie alle Morgen wieder und verlor sich ganz in ihrem vielfältigen Lobgesang.

Das Gezwitscher der Vögel war schon lange wach, das waren die kleinen Freunde, die ihn empfingen und ihn die Kälte und Frühe vergessen ließen. Da waren Rothkehlchen und Drossel, Blauspecht und Distelfink, Amsel und Zeisig, da waren sie alle und trillerten und sangen um ihn her und kümmerten sich gar nicht mehr um ihn, als wär' er auch einer von ihrem Geschlechte.

Die Vöglein wußten, daß er ihnen nichts zu Leide that, daß er ihr guter Freund war. Peter liebte sie alle und hätte um der ganzen Welt willen keinem von ihnen wehe gethan, gleich den bösen Buben des Dorfes. Wenn dann eins von den Kehlchen dicht neben ihm sich öffnete, und ein lautes, schmetterndes Lied in die frische, heilige Morgenluft sandte, da hätte der Knabe mitsingen mögen — aber er wußte keine Worte dazu und sein Lied blieb ihm in der Brust verborgen, doch nicht ganz unausgesprochen. Denn eine Kinderseele bedarf der Worte und des Klanges der

Stimme nicht, um sich auszusprechen und sich mitzutheilen. Das Gefühl, welches sie bewegt, drückt sie nicht und beläſtigt sie nicht. Im Gegentheil, es ist ein Schatz, den sie gerne und leicht mit sich trägt oder von dem sie sich vielmehr getragen fühlt. Große Menschen haben das auch einmal so gekannt, aber später verloren. In den Augen des Knaben lag seine ganze Seele. Und wer darein geschaut hätte, würde einen ganzen Himmel darin gelesen haben, wie er nicht schöner in der Höhe, wo die Sonne nun glänzend emporstieg, zu lesen war.

Das Klappern der Mühle scholl laut und ungestört an sein Ohr; es war das einzige Zeichen menschlichen Lebens, welches durch die morgendliche Stille die Nähe der Menschen anzeigte, bis endlich aus dem kleinen Schornstein der väterlichen Hütte ein weißer, leichter Rauch emporstieg in die klare Luft; jetzt wußte Peter, daß die Mutter am Herde stand, und für ihn die Zeit gekommen sei, sich hinabzuverfügen. Der Rauch wurde immer dichter und schwärzer und endlich erscholl eine Stimme an des Knaben Ohr, die kannte er gar wohl — und husch, war er hinuntergerutscht, und rieb sich die Hände und sprang fort mit der Gewandtheit eines kleinen Koboldes, der in den unterirdischen Räumen eines Berges verschwinden muß.

War es Abend geworden und legte sich Kühle und Dämmerung auf die ganze Natur, so hielt es den Peter nicht länger. Schnell war die Milchsuppe hinuntergeschluckt, eine Scheibe schwarzen Brodes in die Tasche geschoben, und weg war er aus der Hütte. Vater und Mutter wußten wohl, wo es ihn hinzog. Sie kannten die Liebhaberei ihres Kindes und legten ihr keine Hindernisse. Denn trotzdem, daß er über den wilden Waldboden kroch, über Baumwurzeln sprang und an den rauhen Stämmen auf- und abfuhr, war er doch so geschickt, als hätte die Natur ihm wie dem Wiesel und Eichhörnchen ein eigenstens Kleid gegeben, das kein Unfall verletzen und zerreißen konnte. Er selbst litt auch keinen Schaden, sondern war ein stämmiger, kerniger kleiner Bursche; und darum ließen Vater und Mutter ihn gehen.

Dann sprang er in sein Revier, kletterte auf seinen Lugaus, und was er am Tage gehört hatte, das zog ihm noch einmal unbewußt durch die Seele. Wie vieles geht nicht in einem Tage an uns vorüber? Auch ein Kinderherz ist für alles dies empfänglich und es geht so leicht nichts bei ihm verloren.

Was ihn erfreut und belustigt, was ihn erschreckt und in Staunen ge-

ſetzt hatte, das fühlte, ſah und erlebte er im Walde noch einmal und prägte es ſich tief, wohl für die ganze Lebenszeit in die Seele ein. Die Stille und die Dunkelheit um ihn her kamen ihm dabei ſehr zu Nutzen. Er ſchrack nicht zuſammen, wenn hie und da ein Iltis oder Marder am Boden ſchlich oder ein Eichhorn den Stamm hinauffuhr und an ihm vorüberſetzte.

Die Außenwelt ſpiegelte ſich mit ihrem abendlichen Frieden an ſeinem Innern wieder. Mit Wonne zog er die balſamiſche Luft in ſich ein und lauſchte andächtig dem Ave, das ſo laut über das Gehölz zu ihm herüberſchallte. Vor ihm verſank das Thal mehr und mehr in Dämmerung, nur das Gebüſch neben dem Lauf der Bäche und endlich die Hohenzüge im Oſten blieben dem Blicke bemerklich, bis auch ſie in nächtliches Dunkel eingehüllt wurden, oder ſich ein duftiger weißer Nebel immer dichter über die Erde lagerte, wie ein reiches Federbett, welches die fröſtelnde Welt über ſich hinabzieht zu Schutz und Wärme.

Da geſchah es manchmal, daß die Lieder des Knaben ſich ſchloſſen, daß die Gedanken, müde von des Tages Arbeit, in ihm ſchlafen gingen, daß ſein Haupt ſchwer ward und ſich ſenkte und gegen einen der bethauten, kühlen Aeſte fiel — dann zuckten die Vögel alle zuſammen, die in ſeiner Nähe ſchliefen und ſahen ſich erſchreckt an und flüſterten untereinander — Peter merkte aber nichts davon.

Doch draußen ſollte das Kind nicht ſchlafen, ſo lange ihm noch ein väterliches Dach ſtand. Und hatte er nicht eine Mutter, deren Augapfel und Herzenstroſt er war? Die beſorgte Frau tritt aus der Hütte und „Peter! Peter!“ ruft es noch einmal durch die Stille und hallt durch das Gehölze und die Vögel werden alle wach und ſchauen ängſtlich auf. Auch Peter wurde wach, und kannte die Stimme, faſt ohne ſie gehört zu haben, und huſch, huſch — haſt du geſehen? ſchnell wie der Gedanke ſchoß er vom Baume hinunter und in das Haus, und es dauerte kaum Eine Minute, ſo ſetzte er auf dem kärglichen Lager den ſüßen unterbrochnen Schlummer fort.

Vielleicht wundert Ihr Euch, meine jungen Leſer, daß Peter mit ſeinen klaren, hellen Augen, ſeinen ſteten, guten Launen, ſeinem aufgeweckten und heiteren Sinne ein ſo guter und pünktlicher Schläfer war? Das hatte ſeinen guten Grund.

Wer nämlich am Tage ſeine Schuldigkeit gethan hat, der kann ſie auch

mit gutem Gewissen in der Nacht thun, und da gibt es für die meisten Menschen, wie ihr wohl wißt, nichts anderes zu thun, als zu schlafen. Der Fleiß bei Tage belohnt sich immer mit einem guten Schlafe und eine gute Nacht und gute Tage hängen zusammen und folgen sich, das eine aus dem andern, wie die gesunde Blüthe aus dem edeln Stamme und wie die edle Frucht aus der Blüthe. Eines kann ohne das Andere nicht sein noch gedeihen. Wer am Tage sich nach Kräften gerührt und umgethan hat, der ist zufrieden mit sich und aller Welt und für ihn ist das Sprichwort so recht wahr: „Ein gutes Gewissen ist das beste Ruhekissen.“ Wer am Tage seine Gedanken ausgedacht und auf dem Felde geistiger und leiblicher Thätigkeit das Seinige nach Kräften angestrebt hat, der braucht sich zur Nachzeit nicht zu quälen, und etwa Versäumtes nachzuholen, wie es so vielen nachläßigen und trägen Menschen passirt, welche die Nacht zum Tage verkehren, und sich selbst den größten Schaden damit anthun.

Das Bewußtsein der erfüllten Pflicht, des geförderten Werkes, einer segensreichen Thätigkeit legt uns sanft in die Arme des Schlafes wie ein Kind in die Arme seiner Mutter, von der es den Lohn für seinen Fleiß und Gehorsam erhalten soll. Und so entsteht aus dem segensreichen Schlummer der Nacht, der für den Leib und Seele eine nothwendige Erquickung ist, ein frischer, klarer, freier Morgen, der, wie ein anderes Sprichwort mit so vieler Wahrheit sagt: „Gold im Munde hat,“ und dann ein guter, ernsthafter, werkthätiger Tag, der sich vor allen Leuten und allen guten Geistern sehen lassen darf und sogar von dem lieben Gott ein Wörtchen des Beifalls erhält.

Wenn Ihr aber meint, der Peter hätte doch sehr wenig gethan und den ganzen Tag über eigentlich gar nichts geleistet, um sich eines so guten, seligen Schlafes zu erfreuen, so irrt Ihr sehr. Der Peter that Alles, was von ihm verlangt wurde, und das ist unter allen Umständen genug. Oder was wollt Ihr etwa mehr? Und wenn er den ganzen Tag wie ein vogelfreier Mensch einherging, einmal in's Thal, einmal auf die Höhe, und wenn er Abends und Morgens stundenlang im Busche saß und träumte, Gott weiß was, so war das ganz gut. Aus dem Traume geht die Wirklichkeit hervor. Traum und Gedanke sind allemal die Vorläufer des thätigen Schaffens und Lebens. Ist doch die ganze Kinderzeit nichts wie ein Traum, aus dem die junge Seele allmählig, allmählig erwacht ohne nur davon

zu wiſſen — aber iſt ſie zum vollen Erwachen und Bewußtſein des Lebens gekommen, dann weiß der Menſch recht gut, welch ein ſüßer, ſeliger und guter Traum das war und er bedauert faſt, ihn verloren zu haben.

Dieſes Träumen des Peters war alſo die Vorbereitung zu ſeinem ſpätern Leben. Jeder Menſch macht ſeine eigene Vorbereitungszeit durch, je nach ſeinen Anlagen und nach ſeiner Beſtimmung. Wer wollte ihm alſo verübeln, daß er träumte? Es mußte das im Zuſammenhang mit ſeiner innerſten Wahrheit ſtehen und eine Nothwendigkeit für ihn ſein. Auch hatte er ein ſo gutes, reines Gewiſſen und ſchlief darum ſo prächtig, wie je Einer von Euch.

Peter konnte nicht mehr thun, als er that. Niemand verlangte eine Dienſtleiſtung von ihm, und er wußte noch nichts, um für die Menſchen etwas zu leiſten, was in ihren Augen Werth gehabt hätte. Darum lernte er einſtweilen, indem er träumend daſaß und ſich über die herrliche Welt freute und ſie bewunderte und alle Tage etwas Neues an ihr zu lernen und zu bewundern fand — bis endlich für ihn die Zeit kam, wo er gleich den andern Kindern zur Schule gehen mußte. Da fing ein neues Leben für Peter an. Seine Mitſchüler ſahen ihn auch jetzt noch für einen halben Träumer an, und ſein Lehrer wurde oft nicht recht klug aus ihm, aber er war nichts deſto weniger dem Kinde gut und ſagte ihm kein hartes Wort. Das verdroß die andern Buben, und Peter, der nie viel mit ihnen zu thun gehabt, blieb noch mehr für ſich allein und liebte den Wald und die Mühle und die Vögel noch mehr als zuvor, wenn das nur möglich geweſen wäre. Aber er hatte keine Zeit mehr für ſie, wie früher. Morgens, wenn er ungehört zur Hütte hinaus wollte, war die Mutter wach: „Peter ſuche etwas Holz und ſetze mir das Waſſer an den Herd!“ und Peter mußte gehorchen, und für den Wald blieb keine Zeit. Und Abends ging's ebenſo. Wenn der Milchnapf geleert war, ſo ſah die Mutter ihn an und frug leiſe mit ernſter Stimme: „Peter, haſt Du gelernt?“ Da nahm er die Fibel zur Hand und prägte ſich die Buchſtaben ein und darauf das Rechenbuch und ſtudirte die Zahlen, und da mußte er zu Hauſe bleiben unter den Augen der Mutter, und für den Wald blieb keine Zeit.

So ging der Knabe ſtill ſeine Wege und lernte trotz ſeines träumeriſchen Weſens ſo gut wie nur einer, denn er war gehorſam und fügſam, und was er einmal inne hatte, das blieb haften und ging nicht wieder verloren. Was

Wunder, wenn er der Liebling des Lehrers und all seinen Kameraden als Muster aufgestellt wurde. Endlich konnte er lesen, und die Zeichen der Bücher waren ihm keine Hieroglyphen mehr. Da ging ihm ein neues, ungeahntes Leben auf. Er träumte von jetzt an in den Büchern. Was er las, er träumte es in einem wachenden Zustande. Er vergaß die ganze Welt um sich her, um den Geist aufzufassen, der ihm aus den Buchstaben entgegensprang, aber das liebte er am Meisten, wenn von Wald und Vögeln, von den kleinen Bächen und gewaltigen Strömen, von der ganzen weiten Erde und dem unendlichen Meere geschrieben stand, von den Bergen und ihren Geheimnissen, von den Bäumen und ihren besondern Arten, von den Thieren, wie sie in jeder Zone verschieden sind und von den Menschen endlich, wie sie überall ihre verschiedenen Sitten und Lebensweisen haben. Das nahm seine ganze Seele ein.

Die Erzählungen kühner Seefahrer, die Thaten kühner Entdecker und Eroberer, die sich unsterblichen Ruhm erwarben, begeisterte ihn, ihr Beispiel verlockte ihn. Er wünschte alle ihre Heldenthaten mit ihnen unternehmen zu können. Sein Auge leuchtete, wenn er von ihnen las, von ihren Gefahren und Beschwerden und Hindernissen und von dem endlichen Siege, über dem das Mißlingen so vieler andrer Pläne und Vorsätze vergessen wurde, seine Wange glühte, seine Hand ballte sich zusammen, und ein Seufzer oder ein freudiger Schrei entrang sich seiner Brust, den er selbst überhörte — aber er sagte kein Wort.

Nur der Lehrer und seine Mutter sahen die Hast und Eile und mit welch glühendem Verlangen er die Blätter eins nach dem andern umschlug und Alles darüber vergaß, nur nicht den Wald und seinen Lugaus — und der Lehrer gab ihm Bücher und die Mutter freute sich über die Lernbegierde ihres einzigen Sohnes. Weiter dachten sie nicht. Aber auch gegen sie sprach der Knabe sich nicht aus.

Und doch war seine Seele zu voll von all dem Gelesenen und Erlebten, um ganz davon zu schweigen, und das Herz floß ihm davon über. Anfangs erzählte er es den Lüften, die um ihn flatterten, oder den Vögeln, die sich auf den Zweigen wiegten, oder den Bäumen, die er erstieg. Aber in der Mühle war ein kleines Mägdlein, mit dem er zuweilen schon gespielt hatte, wenn er dahin kam, die wurde seine Vertraute und hörte Alles, was mit jugendlicher Begeisterung von seinen beredten Lippen floß.

Freilich war Fides im Anfange noch zu klein, um nur ein Wort davon zu verstehen, aber sie hörte ihn doch an und hatte Geduld mit dem ungestümen Knaben, und so kamen sie gut zusammen aus. Allmählig wurde Fides auch größer und begriff etwas von seinen Plaudereien, und das gefiel ihr. Da kamen sie dann Abends und an freien Nachmittagen in den Busch, wo er seinen Sitz hatte, und da lauschte sie begierig seinen Worten und theilte sein Interesse an all den merkwürdigen Dingen, die er gelesen hatte. Und endlich ging auch sie zur Schule und lernte lesen — aber ehe sie es so weit gebracht hatte, war Peter ein großer Junge geworden, und hatte ausgelernt und sollte nun dem Vater helfen in seiner Arbeit zu Hause und auf dem Felde.

Das gefiel dem Peter aber gar wenig. Der Vater war ein biederer, schlichter Mann, der kannte keine Bücher und wollte von nichts Gedrucktem hören und sah sich nur die Bilder im Gebetbuche an. Der nahm den Peter hart her und ließ ihm keine Zeit zum Lesen. Und war der Knabe dann recht ermüdet am Abende von der Arbeit des Tages, so griff er noch zu seinen Lieblingen und am Morgen ließ es ihm keine Ruhe auf seinem Lager, bis er sie wieder in der Hand hatte, und der Schlaf dabei viel zu kurz kam, und der Tag lange nicht so heiter und lustig war, wie er sonst gewesen.

Die Mutter sah's und litt darunter und konnte es doch nicht ändern. Der Vater sah es auch und erzürnte sich und wurde hart. Der Knabe wurde trotzig und mürrisch zur Arbeit und griff verstohlen zu seinen Büchern und erzählte heimlich seiner kleinen Freundin, was darinnen stand. Und sie mußte ihm vorlesen und erzählen, und sie wurden dessen Beide nimmer satt. So gings eine Zeit lang — dann aber kam die Aenderung. Peter war achtzehn Jahre alt, der alte Buntschuh starb plötzlich nach kurzer Krankheit und es währte nicht lange, da legte sich auch die Mutter auf's Krankenlager und starb. Peter stand nun ganz allein in der Welt und Keiner war, der ihm zu sagen, oder dem er zu gehorchen gehabt hätte. Was meint Ihr wohl, ob das ein Glück für den Armen war?

Er selbst war in nicht zu langer Zeit wohl mit dieser Unabhängigkeit zufrieden, denn was er sich so lange gewünscht hatte, das konnte er nun ausführen, er konnte reisen! Nichts fesselte ihn mehr an die Heimath. Vater und Mutter waren nicht mehr, Peter konnte nur noch zu ihrem Grabe gehen

und für sie beten — Fides, seine einzige, treueste Spielgefährtin, war nun auch ein großes Mädchen von zehn Jahren. Sie hatte ihre Freundinnen, mit denen sie in die Schule ging, und ihre Eltern waren reich und sahen es nicht gerne, daß sie mit dem armen Peter ging, der nichts hatte, als die alte väterliche Hütte mit den wenigen Morgen Landes und den Sonderling spielte.

So war der Entschluß denn bald gefaßt. Noch einmal stieg Peter auf den Lugaus im Gehölze, und betrachtete sich die wunderliebliche, weite Landschaft die im vollen Glanze der Mittagssonne vor ihm lag und tausend, geheimnißvolle Arme nach ihm auszustrecken und ihn zu sich hinabzuziehen schien.

Aber Peter verstand nichts mehr davon, sein Herz war der Heimath schon entfremdet, und die süßen Töne der Erinnerung und der Anhänglichkeit prallten ungehört an ihm ab. Der Glanz der Sonne schien ihm matt, das Grün der Felder welk geworden, und der Gesang der Vögel, dem er sonst so begierig gelauscht hatte, war ihm nunmehr langweilig. „Hinaus!" schrie es unaufhörlich in ihm, hinaus in die herrliche, weite Welt, von der du so Entzückendes gelesen hast! — Hinaus in andere Länder, andere Thäler, zu andern Menschen und Wesen! In den Wogen des Rheines will ich mich baden, und seine Ufer schauen, die Brandung des rauschenden Meeres soll sich zu meinen Füßen brechen, wenn sie mit ewigem Tosen an den Felsen schlägt, höhere Berge will ich besteigen und von dem Gipfel in ihre Welt hinabblicken, andere Erde will ich betreten, die fremde Geschlechter auf sich hat wandeln gesehen und unter sich begraben hat, meinen Fuß will ich in das heilige Land setzen, kein Strom soll mir zu breit, keine Höhe zu hoch, keine Weite zu endlos, kein Boden zu rauh und wild sein! Das muß der wahre, höchste Genuß des Lebens sein, die Erde zu kennen, Alles, was sie hervorbringt und Alles, was sie bewohnt, die Entfernungen hinter sich verschwinden zu sehen und in stetem Wechsel, steter Wandelung von Neuem zu Neuem und von Genuß zu Genuß zu eilen, unterzutauchen in einen Ozean von Anschauungen, der die Menschen und die Schattenseiten dieses Lebens vergessen läßt! —

Also dachte Peter und demgemäß handelte er.

Auch an Fides dachte er und ging eines Abends, als die Sonne sich

zum Untergange neigte, zur Mühle, deren Rädergeklapper ihm so gesprächig wie damals an das Ohr tönte. Aber der junge Bursche wußte nichts mehr von dem, was er sich sonst dabei gedacht hatte. „Fort, fort von hier! Anderswo ist es besser und schöner als hier!“ schienen die Räder ihm jetzt zuzurufen. Wenigstens verstand Peter ihre Sprache jetzt so. Er war gleichgültig geworden gegen den Ton, der die Melodie seiner Kindheit gewesen war.

Da fand er Fides, wie sie vor der Mühle saß, auf der schlichten Bank, auf der er so oft in früheren Jahren mit ihr gesessen. Sie hielt ein Buch auf dem Schooße. Sie sprang auf, als sie ihn kommen sah, ging ihm entgegen und reichte ihm treuherzig die Hand, die er in die seine nahm. Da ging ihm zum ersten Male ein schmerzliches Gefühl des Abschiedes durch die Seele. Bisher hatte er noch nie eine Traurigkeit über sein baldiges Scheiden aus der Heimath empfunden.

Er hatte Fides ein Andenken schenken wollen. Er hatte lange gesucht, ohne etwas Passendes zu finden. Da fiel ihm das silberne Herzchen ein, welches seine Mutter stets auf der Brust getragen und das sie ihm vor ihrem Tode übergeben hatte. Zuerst wollte er sich nicht von dem theuern Kleinod trennen, aber da er nichts anderes fand, mußte er sich wohl dazu entschließen, und bewegt überreichte er ihr das Herzchen.

Sie nahm es dankbar an, hängte es sich gleich um und schien wohl damit zufrieden. Von seinem Vorsatze, die Heimath zu verlassen, wußte sie längst. Sie hatte kein Wörtchen dagegen gesagt, da sie seine Sehnsucht nach der Ferne gut kannte und sogar theilte. Aber der Abschied schmerzte sie, und sie mochte es ihm doch nicht sagen.

Als er aufstand und ihr zum letzten Male die Hand reichte, trat ihr eine Thräne in's Auge, sie legte das Buch bei Seite und ging mit ihm bis an das Gehölz. Und dann sagten sie sich Lebewohl und gingen auseinander traurigen Herzens.

Am andern Morgen in aller Frühe nahm Peter das kleine Erbe, welches er vorfand und ergriff den Wanderstab. Er trat vor die Hütte, kaum hellte sich der Osten, das Thal lag noch in Nebel gehüllt. Sorglich verschloß er das väterliche Haus und schritt dann wohlgemuth hinaus in die frische Morgenwelt, einen letzten Blick um sich her werfend, als wolle er das Bild dieser trauten Stätte noch einmal ganz in Herz und Gedächtniß einprägen.

Sinnend ſchritt er durch das langgeſtreckte Dorf. Die Hähne auf den Höfen begannen zu krähen, unheimlich ſchlichen die Katzen geſenkten Hauptes und leiſen Trittes umher, hie und da war ein Stallthor geöffnet, ſonſt war noch keine Spur von Leben im ſtillen Orte.

An der Schule ſchritt Peter vorbei, wo der Lehrer wohnte, der zu ſeinem Vorhaben bedenklich den Kopf geſchüttelt und ihm ſo verwundert in's Geſicht geſehen hatte. — Peter malte ſich aus, wie der gute Mann erſchrecken würde, wenn es im Dorfe heißen würde: „Der Peter iſt fort, die Hütte iſt verſchloſſen. Wo mag er nur ſein? Iſt der tolle Burſche am Ende auf die Wanderung gegangen!“ Ob der Lehrer nicht gar ſagen würde: „So laßt ihn laufen, den Taugenichts! Er iſt doch zu nichts weiter gut. Laßt ihn laufen — er wird ſein Lehrgeld nicht in der Taſche behalten — das ſag' ich euch!“

An der Kirche kam Peter vorüber, durch deren beſcheidene Pforte er ſo oft eingetreten war in das heilige Gotteshaus. Peter ging zu dem Kreuze, das in der Ecke vor dem Gottesacker ſtand, und kniete einige Augenblicke hin. Was er eigentlich betete, weiß ich nicht, aber er bewegte die Lippen und im Herzen mochte es ihm auch bewegt ſein, mehr, als er ſich ſelbſt nur geſtehen wollte.

Dann ſtand er mit raſcher Bewegung auf, zog noch einmal die Mütze vom Kopfe und ſchritt rüſtig fürbaß. Bald war er an der letzten Hütte vorbei, die Landſtraße lag vor ihm frank und frei, kein Menſch war darauf zu ſehen, da kam es ihm ſo recht heimlich und behaglich in der Weite vor und er blickte um ſich wie ein Held, dem Alles, was ſeine Blicke erreichen, zu eigen iſt — und der eine ferne, verlockende Welt zu erobern geht — und die Heimath lag hinter ihm — ob wenige Schritte oder viele Meilen, was thut's! — und war vergeſſen.

III.

Nun geht's luſtig, denkt Ihr und habt gar kein Mitleid mit dem einſamen, jungen Wanderer. Jetzt kann er reiſen, wohin er will, wohin ſein Herz begehrt, und kein Menſch kann ihn daran hindern. Warum Mitleiden mit ihm haben, da er es ſelbſt ſo gewollt hat? — Ihr habt recht; aber ſo luſtig, wie Ihr meint, erging es ihm nicht. Hört nur weiter!

Peter reiſte und wanderte und kam tüchtig von der Stelle. Erſchöpfung

und Ermüdung waren ihm fremde Dinge. Am Tage wanderte er und sah und schaute und hörte und staunte über all das Neue und Schöne, was an ihn herantrat und am Abende legte er sich in einer Herberge zur Ruhe und schlief ganz wohlgemuth ein. Und so trieb er es fort, viele, viele Jahre lang. Was er Alles gesehen und gehört hat in dieser langen Zeit, was er Alles empfunden hat, wer könnte es beschreiben?

Aber Ihr könnt es Euch in etwa denken, wenn ich Euch sage, wo er überall gewesen ist.

Er durchzog Deutschland, er kam an den Rhein und sah seine stolzen Burgen und Vesten. Er fuhr hinüber nach England und nach der Perle der Inseln, dem grünen Erin, und sah, wie der blaue Himmel sich wiederspiegelte in seinen heitern Seen. Er fuhr über den weiten, weiten Ozean, den Columbus damals mit Sehnsucht durchschiffte und kam nach Amerika, der neuen Welt. Er mischte sich in das Straßengewühl und sah das Elend der großen Städte; er durchstreifte die weiten Prairieen des Westens, wo Büffel und Mustang in Heerden grasen, bis sie dem habsüchtigen Menschen zum Opfer fallen. Er kam endlich in das Land des Goldes und fand hier die Menschen elender und verkommener als irgendwo, und die Schönheit von Land und Meer wurde ihm gleichgiltig darob.

Weiter drängte es ihn. Und wieder befuhr er den Ozean, und die Thürme des reichen, sonnigen Lima's stiegen vor ihm auf. Er durchzog die weiten, fruchtbaren Ebenen Brasiliens, wo die menschlichen Wohnstätten selten dem Wanderer begegnen und ein freundliches Obdach bieten. Hier gefiel es Peter, und er hätte sich niederlassen mögen. „Aber," frug er sich dann, den Blick auf die grünen Hügel des Landes gerichtet, „ist dieses Thal schöner und lieblicher als das meiner Heimath, deren Bild ich überall mit mir bringe? Ist es hier besser, schöner, vollkommener, um zu wohnen, zu leben und zu sterben?"

„Nein!" sagte eine Stimme in seinem Innern. „Nein und abermals nein!" — Und er sattelte sein Maulthier von Neuem und ließ die Ebene hinter sich und ritt hinab über die grausigen Höhen und Tiefen der Cordilleren. Er erschauerte in sich über die furchtbare Großartigkeit und Wildheit dieser Natur. So durchstrich er das Land und gelangte nach der berühmten Stadt Buenos-Ayres und zerstreute sich unter dem Gewühle der Menschen.

Im Hafen von Buenos-Ayres lag ein Wald von Schiffen; er bestieg eines davon und landete an der Hauptstadt des portugiesischen Königreiches, Lissabon, seiner herrlichen Lage wegen berühmt. Aber Peter fand nichts Rühmenswerthes, däuchte ihm doch schon Besseres gesehen zu haben und kein Ausdruck der Bewunderung kam über seine Lippen, kein freudiger Blitzstrahl flog über sein Antlitz, als er, der Wochen lang nichts als Himmel und Wasser und die weißen Segel seines Schiffes gesehen, sich der königlichen Stadt und den freundlichen Ufern der pyrenäischen Halbinsel näherte.

Er fuhr weiter. Das riesige, felsige Gibraltar schien ihm verlockend und er drang in seine Felsenhöhlen und Kasematten ein und warf von den Höhen des Vorgebirges seinen Blick hinüber nach dem Lande, welches von seinen weißen Felsen die südliche Sonne wiederprallte, dem Lande der Wüste, der Sonnengluth und der Palme, welches der Welt noch jetzt zum größten Theile ein Räthsel ist, dessen Flüsse im Sande versiegen, das den König der Wüste nährt, von dessen grünen Oasen Peter schon als Knabe geträumt hatte, als er auf dem Rücken des Kameels mit der Karawane die endlose Sahara durchzog.

Es verlangte ihn, seinen Traum zu verwirklichen. Ein Ritt durch die Wüste ist ihm noch etwas Neues, ist etwas von allem Leben und allen Genüssen der civilisirten Welt so ganz Verschiedenes, daß es dem abgestumpften Reisenden ein Lächeln der Befriedigung abzwingen wird. Peter durchzog die Wüste, alle Beschwerden der Reise, Durst und Hitze ließ er sich geduldig gefallen, um an den Quellen der Oasen endlich rasten zu können und wenige Datteln mit trockenem Brode zu genießen.

Er kam bis zu den Füßen der Pyramiden, und nicht damit zufrieden, ließ er sich auf den Schultern der Eingeborenen auf die Gipfel der alten Denkmäler hinauftragen, um eine Umschau in das Land zu halten und die trägen Fluthen des Nil an sich vorüberschleichen zu sehen*).

---

*) Die drei Pyramiden beim Dorfe Gizeh sind die bedeutendsten, die am besten erhaltenen und zumeist besuchten. Die mittlere von ihnen ist die des Cheops, welche fast 600 Fuß hoch und somit das höchste Bauwerk der ganzen Welt ist. Einige der Pyramiden sind mit ganz glatten Außenflächen, andere mit treppenartigen Absätzen versehen. Die des Cheops besitzt eine Treppe, deren einzelne Stufen vier Fuß hoch sind. Man bedient sich beim Erklettern derselben kleiner Leitern, welche von Absatz zu Absatz gesetzt werden, oder läßt sich von den Negern auf ihren Schultern hinaufheben. Die obere Plattform dieser Pyramide mißt 32 Fuß im Geviert, die untere Basis, soweit sie sich im Sande entdecken läßt, 716 Fuß.

Darauf gelangte Peter zu den Pforten Kairo's, deſſen Minarete ſich zu hunderten als ebenſo viele Wahrzeichen des Glaubens gegen den Himmel erhoben. Er beſuchte den Bazar, auf dem die Kinder aller Nationen ſich begegnen, aber er fand nur Mißfallen an dem geſchäftigen Treiben und an dem rohen, lauten und rückſichtsloſen Leben daſelbſt und ſehnte ſich wieder in die Einſamkeit zurück.

Er kam nach Alexandrien, der berühmten Stadt, die mehr als Einen Sturm über ſich ergehen laſſen mußte. Das Meer lag glänzend und verlockend vor Peters Augen. Ein Schiff, das ſegelfertig im Hafen der Stadt vor Anker lag, nahm ihn auf und führte ihn hinüber nach dem einſt mächtigen Spanien, deſſen Wunder ſich dem Fuße unſeres Reiſenden erſchließen ſollten. Und Peter fuhr ihm verlangend entgegen.

Kennt Ihr das Land, welches die Dichter aller Zungen beſungen haben, das Land der tapfern Ritterſchaft, das Land der ſchönen Frauen, das Land der Roſen und Orangen, welches dem kühnen Weltentdecker zum Vaterlande ward?

Mit welcher Begeiſterung hatte Peter von ihm geleſen, wie hatte er ſich an den Wanderungen und Heldenthaten eines Don Quixotte und ſeines treuen Begleiters erfreut, wie gewiſſenhaft war er den Schickſalen des ſpaniſchen Helden und Dichters Luis von Camoëns in ſeinem Liede gefolgt, — nun ſollte es vor ihm aufſteigen wie eine Braut des Meeres, mit ſeinen weißen Städten, mit ſeinen heiligen, ehrwürdigen Domen, mit ſeinen weißen Felſen und grünen Gärten, wo der feurige Wein ſeine Reben ſchlingt. Würde Euer Herz nicht lauter ſchlagen, wenn der friſche Wind, der die Wogen leicht kräuſelt, Euch ihm entgegen trägt? wenn der Kiel Eueres Schiffes leiſe durch die gläſernen Fluthen ſegelt, wie von Feenhänden getragen und gehoben?

Auch Peters Herz klopfte lauter als ſonſt, und Alles, was er von dieſem Lande und ſeinen Legenden geleſen hatte, ging ihm ſtürmiſch durch Herz und Sinn.

Malaga nahm ihn auf, das vielbeſungene, mit ſeinen weißen Häuſern, die im Sonnenſcheine blinken, und ihren niedrigen Teraſſen, zu denen die leichte Briſe des Meeres ihre kühlenden Fittiche ſchickt. Aber war Peter mit Blindheit geſchlagen, oder hatte ſein Herz die Fähigkeit verloren, ſich zu erfreuen und zu bewundern? Er ſtimmt nicht in das Lob ein, die Stadt erſchien ihm gewöhnlich, ihre Straßen enge und ſchmutzig, ihre Alameda langweilig, und der herrliche Anblick des Meeres kam ihm alltäglich vor.

Weiter trieb es ihn, und er miethete ein Maulthier und über die schneegekrönten Häupter der Sierra Nevada zog er nach dem Allerheiligsten des Landes, nach Granada, der ehmaligen Veste der Maurenkönige, von der das Blut von Christen und Heiden stromweise geflossen ist. Hier steht noch die alte Hauptstadt der Mauren und ragt wie ein vergessenes Eigenthum eines ehemalig mächtigen und jetzt ausgestorbenen Geschlechtes in die Neuzeit hinein.

Das ist die Alhambra in deren Schatten Maler und Dichter gesessen und unsterbliche Werke geliefert haben, deren Säle und Bogengänge noch wiederhallen von den glänzenden Festen, die hier gefeiert wurden, deren Boden noch die Spuren des hier vergossenen Blutes trägt.

Das ist die Alhambra mit dem Löwenhofe und seinem berühmten Wasserbecken, welches noch jetzt als Kunstwerk der Sculptur seines Gleichen sucht; an der einen Seite den Saal der Schwestern (do los Hermanos) und an der andern den Saal der Gerechtigkeit, dessen Mitte ein tiefes Marmorbecken bildet, welches das Blut von dreißig Edelleuten auffing, welche der Rache ihres Königs zum Opfer fielen.

Um die alten Mauern und Thürme, deren Wände mit feinem, zerbröckeltem Mosaikwerk bedeckt sind, rankt sich das düstere Laub der Cypresse und schmiegen sich die schattenreichen Haine, wie treue Hüter des Heiligthumes. Und auf Alles leuchtet hernieder eine glühende, strahlende Sonne und lacht das tiefe Blau des Himmels, und eine selige, ahnungsreiche Stille liegt darüber, und der vom Zauber des Ortes befangene Fremde glaubt ein heimliches Flüstern und Rauschen zu hören, und es ist ihm, als sähe er die Geister der hier Verstorbenen zwischen den schlanken, zierlichen maurischen Bogen und Säulengängen wandeln und geheimnißvoll verschwinden.

Peter sah diese Herrlichkeiten vergangener Jahrhunderte, er bewunderte diese Kunstwerke, deren Meister längst im Grabe ruhen, deren Namen kaum noch der Geschichts- und Alterthumsforscher kennt, und er frug sich: „Was soll all dieses? — Wozu ward es geschaffen? Was haben die Erzeuger, die Erfinder von ihrer Kunst, von ihren Meisterwerken, von diesen Denkmälern, die sie einer undankbaren Nachwelt hinterlassen müssen?“

Er sah nicht die Azurbläue des Himmels, nicht den verklärenden Sonnenstrahl — aber die zerstückelten Mauern, die schwankenden Ueberreste ehemaliger Meisterwerke, die düstern üppigen Haine, der alte Thurm der Abessaryden,

Alles erfüllte ihn mit einer unaussprechlichen Traurigkeit. Er ward nicht entzückt von der schönen Gegenwart, sondern das Grauen der todten Vergangenheit überwältigte ihn. Er fühlte sich fremd auf diesem Boden und unfähig, ihn zu lieben und zu verstehen. Er fühlte seine eigene Verstimmung und vermochte sie doch nicht abzuschütteln.

War es die Einsamkeit dieses Ortes, wo die Natur mit der stolzen, stummen Vergangenheit allein gelassen wird, als hätten hier die Menschen keine Rechte mehr geltend zu machen, welche ihn verstimmte? So schien es Peter. Es däuchte ihm, daß allein Sonne und Mond, Regen und Schnee das Recht hätten, in diese Räume zu schauen und über sie zu gebieten, mit ihren Geistern zu verkehren und ihre Schatten zu wecken. Die Welt, die treibenden, ungestümen, beschäftigten Menschen passen nicht dahin.

„Warum kamst Du hieher?" frug Peter sich fast ärgerlich und scheute dennoch, sich eine klare Antwort auf die Frage zu geben. „Was suchtest Du hier? Und was Du suchtest, hast Du es gefunden?" — so sprach es in ihm, während er der Alhambra und der Königsstadt den Rücken zuwandte und über die nackten, sonnenverbrannten, mit fruchtbaren Thälern abwechselnden Höhen des Binnenlandes gen Toledo zog, dessen Thürme ihm schon aus weiter Ferne entgegenwinkten.

Gegen Abend langte er auf dem Felsen an, der der Stadt gegenüber liegt. In der gewaltigen Kluft zwischen den beiderseitigen felsigen Ufern treibt der Tajo seine wasserarmen Fluthen. Eine hohe steinerne Brücke verband ehemals diese beiden Ufer. Herzerhebend war der Anblick der alten kastilischen Stadt und voll des Verlangens nach ihrer näheren Anschauung ritt Peter durch die Puerta Reale in ihre Mauern ein.

Aber wehe! Sollte der Enttäuschung gar kein Ende sein? Es erging hier Peter ähnlich wie in Malaga. Er fand die engen, krummwinkligen Straßen der Stadt todt und ausgestorben, und ihre Häuser mit der alten spanischen Bauart boten ihm nach kurzer Bekanntschaft keinen Reiz mehr dar. Das Volk erschien ihm stumpfsinnig und kindisch, und die hehre Weihe der Gotteshäuser ließ ihn kalt. Nichts fesselte ihn und schon nach wenig Tagen trieb die alte Unruhe ihn aus Toledo fort.

In seiner Unlust verschmähte er es, die königliche Hauptstadt, das einst so stolze Madrid, aufzusuchen und das nicht weniger berühmte Kloster und

Schloß von Escurial *). Es zog ihn nach dem Meere, und östlich richtete er seine Schritte und kam nach Barcelona. Hier erhebt sich der Montserat aus den grünen Fluren Cataloniens gen Himmel, ein heiliger Berg, der ehemals die Zellen heiliger Einsiedler barg. Hinauf stieg Peter und ließ seinen Blick auf die wundervolle Welt zu seinen Füßen schweifen, und der Anblick versöhnte ihn wieder mit ihr. Befriedigt stieg er in das Thal hinunter. Dann vertraute er sich wieder den Wogen des tückischen Elementes, und sie führten ihn längs der spanischen und französischen Küste nach Genua, der einst mächtigen Stadt. Hier stieg er an's Land und schickte sich an, Italien, das Land der Madonna, das Land der Kunst, des ewig heiteren Himmels, das gepriesene Land des dolce far' niente zu bereisen.

Florenz, Venedig, Pisa nahmen den Fremdling auf und zeigten ihm bereitwillig ihre Schätze, welche die Bewunderung aller Jahrhunderte sein werden. Aber stumm und gefühllos ging Peter vorüber an den Meisterwerken eines Tizian, eines Cimabue, eines Perugino und so vieler Anderer, deren Namen mit unverwelkbarem Lorbeer umflochten sind. Stumm und gedankenlos stand er den Bildsäulen und Statuen gegenüber, die der Meißel berühmter Meister hervorgebracht hatte. Von diesen weg trieb es ihn zu neuen Bildern, neuen Anschauungen, neuen Genüssen; doch nur Eines schien seinem Geiste die ersehnte Befriedigung geben zu können. Rom, die heilige, ewige Stadt!

Sie war das Ziel seiner Sehnsucht, der Ort, von dem allein er noch Anregung für seine erschlafften, vom Ueberdruß abgespannten Lebenskräfte hoffte. Rom, die Siebenhügelstadt, die Hauptstadt des mächtigen heidnischen Kaiserreiches, die Beherrscherin der vor- und nachchristlichen Welt, die Erde der Märtyrer, die Stadt St. Peters, mit ihren vielen herrlichen Basiliken und heiligen Stätten, mit den tausend und tausend Erinnerungen und Schätzen ihrer reichen Vergangenheit! Rom, wohin Tausende zu allen Zeiten mit Andacht gepilgert, das ersehnteste Ziel aller Jünger der Kunst,

---

*) Philipp II. ließ nach dem bei St. Quentin erfochtenen Siege (1557) in Folge eines Gelübdes den Escurial zu Ehren des heil. Laurentius erbauen. Alles, was königlicher Aufwand beschaffen kann, war hier vereinigt. Früher bewohnten zweihundert Mönche des heil. Hieronymus das weitläufige Kloster, welches das größte Gebäude der Welt sein soll. Augenblicklich dient es nur noch sechszehn Kapuzinern zur Wohnstätte und hat, wie so Vieles in Spanien, seinen frühern Glanz verloren.

die in ſeinen Mauern, unter ſeinem Himmel und in der Anſchauung ſeiner erhabenen Denkmäler erſt die Weihe der Kunſt und die heilige Begeiſterung für ein edles, lebenslängliches Streben und Schaffen fanden und die Weihe des heiligen Ernſtes empfingen! Rom, die Stadt Raphael's und Michel Angelo's, deren Namen allein hinreichen würden, ihr ein ewiges Gedächtniß in der Menſchheit zu ſichern!

Endlich erhob ſich die Kuppel der Engelsburg gegen den duftigen glühenden Abendhimmel vor dem ſpähenden Auge unſeres Reiſenden, es umfing ihn die heilige Luft, die dieſem Flecken der Erde eigen iſt, ſein Fuß betrat dieſen Boden, der den Sieg des Chriſtenthums über Barbarei und heidniſchen Deſpotismus geſehen hat.

Peter athmete auf. Hier mußte ſeine Heimath einen ſiegreichen Nebenbuhler finden, — hier mußte er die zweite beſſere Heimath ſich gründen, hier oder nirgendswo. Hier mußte es gut ſein, Hütten bauen und das Leben verfließen ſehen, in dieſer Stadt, der ewige Jugend gegeben iſt, aus der Ströme der Liebe und des Segens über die ganze Welt hinfließen.

Und dennoch — ach! daß ich es ſagen muß! — auch Rom hatte ſeine Trümmer, auch Rom hatte ſeine Ruinen, auch Rom hatte ſeine Schattenſeiten! Die Bilder des Vatikans, die Loggien Raphaels, die Denkmäler der alten Römer waren herrlich, aber das Leben der Straßen, das Treiben der Menſchen war hier wie anderswo und bot Bilder der Armuth und des Elendes und der Verkommenheit dar, auf die Peter gar nicht gerechnet hatte.

Wenige Tage — und der Reiz des Neuen hatte nachgelaſſen, und wie irrſinnig ſchlich Peer durch die Straßen und über die Plätze der Stadt. Geſenkten Hauptes ging er an modernen und antiken Schätzen der Baukunſt vorüber und würdigte ſie keines Blickes mehr. Ja er fürchtete Alles, wonach ſonſt die Menſchen jagen. Er fühlte vorher, daß es nur einen neuen Stachel der Enttäuſchung in ihm zurücklaſſen werde, und wich jetzt all dem aus, was er ſonſt mit größter Begierde würde aufgeſucht haben.

Was zögert Dein Fuß, ermüdeter Wanderer! Noch iſt ihm keine Schranke und der Welt kein Ende geſetzt. Auf nach Neapel, der gefeierten Stadt, von der es heißt: »Veder' Napoli e poi' morir'!« Neapel ſehen und ſterben!" Aber Peter empfand nichts hiervon, er fühlte neuen Unmuth, als er ſein Auge über das wundervolle Panorama ſchweifen ließ, welches der Hafen der

Stadt bietet. Ermüdet wandte er es ab von dem herrlichen Golfe, der den Namen der Stadt trägt.

Dieſe Gegend iſt reich an Wundern. Hier iſt der Veſuv, in deſſem Feuerſchlund mancher Vorwitzige den Tod gefunden — was ſollte es, dachte Peter, wenn er auch in ihm ein Opfer fände? Und Peter ſchaute hinein, und als er den Berg hinabritt, wußte er nicht mehr, was er darinnen geſchaut. Er beſuchte die Stadt der Todten und verſenkte ſich in die Vergangenheit, welche der Gegenwart das Todesurtheil ſpricht, und in die Zukunft, die dem Erdboden aufbewahrt iſt — und es trieb ihn weiter, er wußte kaum wohin.

Meſſina tauchte vor ihm auf mit ſeinen Forts und dem camino reale, der in ſanften Windungen zur Stadt herniederführt, mit ſeinen Rebgeländen und ſeinen duftenden Gärten. Peter ſtand am ſchöngebauten Quai der Stadt, und ſein Auge blickte träumeriſch hinaus über die weite, blaue, glitzernde Fläche des beweglichen Elementes, als ſuche er in der Ferne einen Punkt, eine Inſel des Glückes, einen Ort des Friedens, wo ſein ermüdetes Gehirn ſanfter Ruhe genießen könne. Aber ſo viel er ſchaute, er fand ihn nicht.

Hinauf ritt er den Aetna und durchwanderte die felſige, ſonnverbrannte Inſel, deren innere fruchtbare Landestheile nur wenig bewohnt ſind, und ein Unmuth und Verdruß, die an Verzweiflung gränzen, bemächtigten ſich ſeiner. Friedlich und freundlich war es in den beſcheidenen Dörfern der Inſel, welche den Meeresſaum bekränzen, aber nicht verlockend zu langer Raſt, und ſo oft er an einem Orte unbefriedigt aufbrach, war es nur, um an einem andern ſich am Abende ebenſo unbefriedigt niederzulaſſen.

Wohin ſollte er jetzt? Kein Name, der ſonſt ſüß und berauſchend an ſein inneres Ohr geſchlagen, erfreute ihn jetzt — oder er gedachte ſeiner nur, um ihn zu verwerfen und zu verſchmähen. Nicht mehr lockte ihn die heilige Erde Paläſtina's, nicht mehr die glänzende Schönheit des goldenen Horns und die Stadt der Sultane mit ihren Glockenthürmen und goldenen Kuppeln, mit ihren Cypreſſenhainen, unter denen ihre Todten ruhen.

Nicht verlangte es ihn nach Athen, der gerühmten Stadt des civiliſirteſten Volkes der alten Welt, der Stadt des Apelles und des Pindar, mit ihrer Akropolis, der hohen Schule, wo beredte Worte von weiſen Lippen floßen, wo die beiden edeln Jünglinge, der heil. Baſilius und der heil. Gregor von

Nazianz ihre heilige Freundschaft schlossen und nur zwei Wege kannten in der Stadt, den zur Kirche und den zur Schule.

Auch dort waren Ruinen, und ein kärgliches Leben nur schlang seine Ranken über die Trümmer der stolzern Vergangenheit. Wohin sollte er sich wenden, der müde Pilger? Er schaute im Geiste um sich, nach Ost und West, nach Nord und Süd — und fand keinen Ort für seine Sehnsucht.

Wohin nun? — Was soll das heiße Verlangen befriedigen, welches Dir tief im Innern glüht, und wohin geht dies Verlangen, welches Dich verzehrt, wenn Du ihm keine Schranke setzest? — Länder und Meere wolltest Du sehen, und es ist Dir zu Theil geworden — Freiheit wolltest Du genießen, sie war Dein in vollstem Maße und ist Dir zur grausamsten Verlassenheit und zum tyrannischen Zwange geworden — des Lebens wolltest Du Dich freuen, ach! wie selten hast Du Dich seiner gefreut und Deinen Schöpfer dafür gepriesen! Eine Last hast Du überall mit hingeschleppt, die Dich niederdrückte und Dich des Genusses all des Schönen und Guten, was sich Dir bot, unfähig machte, eine Last, die wie ein Alp auf Dir lag und keinem Sonnenstrahle, keiner Freude weichen wollte, die Dich zu Tode drückt und hetzt, wenn Du sie nicht bald abschüttelst — das bist Du selbst und Dein verlangendes Herz, welches nur an sich denkt, welches immer genießen will, welches nie genug hat und zufrieden ist, dem der Himmel nicht hoch und das Meer nicht tief genug ist, welches sich keinem Gesetze unterwerfen, an keine Scholle binden will, welches keinem Wunsche entsagen kann und nicht begreift, daß „Arbeit" und nicht „Genuß" das Losungswort dieser Tage ist. —

„Warum bin ich hierher gekommen?" dachte Peter. „Nur um mir Vorwürfe zu machen und zu sehen, daß Alles eitel ist — daß ich hier keinen Frieden, kein wahres, dauerndes Glück finde? daß diese Welt mit ihren Schätzen und Herrlichkeiten mir, meinem Geiste nichts bietet, nichts gibt, nichts ist — und daß ich sie zuletzt verachten muß? — Wann werde ich finden, was ich suche — den Frieden, den ich als Kind besaß, das Glück, welches, da ich noch ein Knabe war, jeder Morgen mir neu bescheerte, jeder Tag in seinem Laufe mir mehrte, jeder Abend mir ungeschmälert ließ? die Lust eines heitern Gemüthes, das mit der Gegenwart zufrieden ist, keine Vergangenheit zu bereuen, keine Zukunft zu fürchten hat, und deßhalb wahrhaft reich und glücklich ist?

Ach! in der Heimath war ich ein Kind, in der Heimath floß jene glück-

lichſte Zeit meines Lebens, die Heimath barg alle meine Schätze und ſpendete ſie mit unaufhörlicher Freigebigkeit! — Wozu bin ich denn hergekommen? Iſt dieſe Sonne milder und leuchtender als jene, welche ſich über den öſtlichen Hügeln meines Thales erhebt, iſt dieſe Erde lieblicher und duftender, als die meiner Gefilde, ſind dieſe Winde ſanfter und verheißungsvoller als jene, welche über die Wellen meiner Heimath hinſegeln und ihr Kühlung bringen? — Sind dieſe Menſchen glücklicher, beſſer, wahrer, als die meiner Heimath, deren Namen ich kenne, deren Züge mir in die Seele geſchrieben ſind? — Ach nein! Warum habe ich ſie verlaſſen, warum habe ich ſie geflohen? Warum verließ ich jenes Thal, deſſen Erinnerung mich jetzt entzückt, deſſen Name auf meinen Lippen brennt, deſſen Bild in der Tiefe meines Herzens lebt und immer deutlicher und klarer ſich entfaltet, ſo oft ich ſeiner gedenke!

Süße Heimath, Thal meiner Väter! warum verließ ich dich, warum überſchritt ich dieſe Berge, die mich jetzt von dir trennen, und durchkreuzte die Meere, die jetzt zwiſchen uns liegen! Warum ertrug ich dieſe unſäglichen Mühſale, Hunger, Durſt, Armuth? Warum bettelte ich mich weiter von Ort zu Ort, leiſtete die ſchwerſte Arbeit auf den Schiffen, in Städten und Feldern? warum all dieſe bittere Demüthigungen, welche ich ertrug in der Fremde, ich, der arme Wandrer? — Wohlan, mein Fuß, erhebe dich und du, mein Stab, bekränze dich! ihr werdet den Boden wieder begrüßen, den ich undankbar und leichtſinnig verließ! Wohlan, meine Seele, erfreue dich! und du, mein Auge ſtrahle! du wirſt das Land der Heimath wieder ſchauen, und dich an dem Anblick ſeiner Hügel ſättigen! Ich will zurückkehren wie ein Sohn in das verlaſſene Erbe ſeiner Väter, in die Heimath — ſie wird es mir mit tauſend Gütern vergelten, welche die Fremde nicht geben konnte.

IV.

Schauen wir uns indeſſen nach dem kleinen Dorfe um, welches wie die Perle in der Muſchel im Schooße des geſegneten Schwabenlandes liegt!

Achtzehn Jahre ſind in's Land gezogen und wieder verſchwunden, ſeitdem wir es in der Frühe eines Herbſtmorgens verließen. Trotz dieſes langen Zeitraumes ſcheint es uns auf den erſten Anblick ganz unverändert zu ſein, ſo oft auch die Stürme des Winters über ſeine Höhen gefegt und die Früh-

jahrslüfte über ſeinen Fluren geſäuſelt. In der Natur wenigſtens iſt kein Wechſel vorgegangen.

Dort am Ende des Dorfes ſteht noch die kleine Hütte, in der Buntiſchuh ſein beſcheidenes, arbeitſames Leben gefriſtet hat. Sie iſt leer und ausgeſtorben, das Dach iſt morſch und welk, und nie hat eine ſorgliche Hand einen Flecken Stroh auf ſeine entblößten Seiten geſetzt. Die Fenſterläden hängen hie und da loſe an den Nägeln und werden vom Winde hin und hergezogen, kein Nachbar iſt in der Nähe, der ſie freundlich wieder befeſtigt hätte. Das Schloß der niedrigen Thüre iſt verroſtet, denn ſeit Jahren hat es ſich nie mehr gedreht, um einen menſchlichen Fuß über die Schwelle ſchreiten zu laſſen. Oede und einſam ſteht das Haus, denn der Sohn und Erbe hat es verlaſſen

Traurig und todt iſt die ganze Umgebung, weil das menſchliche Leben ſie geflohen hat. Nicht mehr ſteigt allabendlich der Rauch aus dem kleinen, ſchwarzen Schornſtein, keine fröhlichen Stimmen beleben die allſeitige Einſamkeit, — man ſieht es, der Ort iſt vergeſſen, Niemand kommt hieher, um ein gutes Wort zu ſprechen oder ein ſolches zu empfangen, um eine Gabe auszutheilen, um ſeines Berufes zu pflegen und ſich im traulichen Verkehr mit Nachbarn und Freunden ſeines Lebens zu erfreuen.

Treten wir in den Wald, ſo finden wir ihn kaum beſſer. Dasſelbe Gefühl der Stille und Verlaſſenheit befällt uns. Das Laubwerk der hohen Bäume iſt noch voller geworden, die Zweige, keiner Pflege ſich erfreuend, ſtrecken ſich nach der offenen Seite hin, faſt bis an die Hütte vor, und ſenken ihre Häupter zur Erde, wie um ihre Verlaſſenheit zu klagen, und daß Niemand iſt, der ſich ihres Wachsthums und ihrer Fülle erfreue.

Zwar ſpringen die Vögel noch hin und her, und es regt ſich im Gehölze wie von tauſendfachem Leben, und die kleinen Kehlen trillern ſo fröhlich und munter wie früher ihre Lieder in die Welt hinein, aber was ſoll es ihnen, wenn kein freundliches Ohr ſich ihnen neigt, kein flüchtiger Fuß über dieſen Waldboden ſchreitet, keine jugendlichen Glieder ſich den Aſt hinaufſchwingen, wie einſtens der kleine Peter in jugendlichem Uebermuthe that, als er noch den kindlichen Sinn in ſich trug.

Alles ſcheint mit dem kleinen Liebling entflohen, der damals in den Wipfeln ſaß und auf die wundervollen Melodien um ſich her horchte und ſie im tiefſten Herzen nachſang.

Aber horch! iſt das nicht das Klappern der Mühle über'm Walde?

Schlagen die Räder noch so lustig drein, rauscht noch das Wasser so gewaltig, wie vor Jahren? — Ei ja! warum sollte es nicht so sein! Hat doch die Mühle nicht an dem Burschen verloren, der fort ging, um die weite Welt zu schauen. „Ob er wohl wiederkehrt?" sagen die Räder, und rauscht das Wasser, aber es ist Niemand, der ihnen Antwort gäbe. Denn sie haben den Knaben liebgewonnen, der einst so andächtig ihren Tönen lauschte. Und des Müllers Töchterlein, Fides, steht sie nicht da, neben den triefenden Rädern und schaut in die schäumende Fluth, ob sie wohl des Jugendgefährten gedenkt? — „Ob er wohl wiederkehrt?" — denkt sie bisweilen; denn sie ist ihm gut gewesen und treu geblieben, dem Burschen, der leichten Sinnes die Heimath und all' ihre Schätze verließ, um ungewissen Gütern in der Ferne nachzujagen. In ihrer Hand hält sie einen kleinen, blinkenden Gegenstand und führt ihn zuweilen wie ein liebes Eigenthum an die Lippen und betet dabei für den Wandrer.

„Fides!" ruft eine barsche Stimme aus der Mühle, und behende eilt sie fort, denn es ist inzwischen Abend geworden, und drinnen versammeln sich die Hausbewohner um den geräumigen Heerd, um mit leichtem Geplauder den Tag zu beschließen.

Da tönt auf der Landstraße ein Fußtritt. Die Hunde bellen auf und laufen gegen das Gitter, welches die einzelnen Gehöfte umgibt. Aus den kleinen Fenstern leuchtet ein mattes, rothes Licht durch die trüben Scheiben; hie und da wird auch eines geöffnet, und ein neugieriger Kopf streckt sich in die feuchte Abendluft hinaus, um zu sehen, warum die Hunde so laut anschlagen.

Auf der Dorfstraße wankt ein Wandersmann, aber er sieht nicht aus als das, wofür die Leute ihn halten, für einen reisenden Handwerksgesellen. Er klopft nirgends an, um sich ein Almosen zu erbitten, wie es die Gewohnheit dieser Leute ist. Mit müdem, fast unsichern Schritt geht er über das schlechte Pflaster der Straßen, den Kopf hat er gesenkt und es ist ihm lieb, daß die Dunkelheit seinen Eintritt in die Heimath begünstigt. Wie würden die Leute aufschreien, die aus den Fenstern gucken, wenn sie ihm in's Gesicht sehen könnten und den längst verschollenen Peter in ihm wieder erkannten.

So dachte der Wandersmann bei sich und schien ganz vergessen zu haben, daß auch über sein Heimathsdorf achtzehn Jahre hingezogen und die Leute

darinnen um so viel älter geworden sind, daß die Wenigsten ihn erkennen würden, wenn sie ihn sähen, den gealterten Mann, der tausend Erfahrungen an sich vorübergehen ließ, während hier den Leuten kaum eine zu Theil wurde, der Viel gesehen, Viel gelernt, Viel erlebt hat, nun endlich sich entschlossen hat, dies Alles aufzugeben und zu vergessen und zurückzukehren des Weges, den er gekommen war und wieder zu werden, was er vordem gewesen, ein treues Kind seiner Heimath.

Sein Gesicht ist welk und über die Jahre alt geworden, tiefe Furchen haben die bittern Enttäuschungen in seine Stirne gegraben, sein Auge ist dunkler, aber auch ernster als früher, seine Wangen eingefallen und bleich, seine Hand matt, sein Arm kraftlos und sein Herz gebrochen.

Fast kann er sich der Heimath nicht erfreuen, da er sie betritt, so müde ist ihm Geist und Sinn. Und doch rinnt eine Thräne nach der andern aus seinen tiefliegenden, erstorbenen Augen und verworrene Gefühle durchfliegen ihn. Siehe, da ist die Kirche, die kleine, einfache Kirche! Mit welcher Macht greift ihm ihr Anblick in's wunde Herz! Vergessen sind die Prachtbauten der Dome, die sein staunendes Auge betrachtet hat. Er sinkt auf die Kniee, matt und schwankend wie ein Greis, denn er glaubt ja seinen Gott hier gegenwärtig — er macht das heilige Kreuzeszeichen über sich, und fühlt sich wunderbar beseeligt und gehoben.

Rüstiger und getröstet erhebt er sich und wandert fürbaß. Da kommt er an die Schule, in der sein Lehrer wohnte. „Ob der gute Mann noch lebt, ob er seinen ehemaligen Schüler und Liebling wieder erkennen wird?" denkt Peter, während ihm die ersten, süßen Thränen über die Wangen laufen. Hier schritt er in Mitte aller dieser friedlichen Behausungen, in denen einfache, bescheidene, gutgesittete Menschen lebten — „ob dies Geschlecht noch dasselbe ist, ob es ebenso gut ist, wie jenes, welches Du verließest? Ob es den aus der Ferne Heimkehrenden verzeihend bei sich aufnehmen, ob es ihn friedlich bei sich wohnen lassen wird?"

Jetzt läßt er die Häuser hinter sich und zweigt rechts von der Landstraße ab, welche links in das Thal hinunter führt. Nur wenige Schritte, er erhebt seine Augen, und ein freudiger Schauer zieht durch seine Glieder — ja, das ist das Gehölz, dessen gern gesehener Bewohner er einst war! Das sind die Umrisse seiner Bäume und ihrer Kronen, welche sich so fest in sein Gedächtniß eingeprägt haben — und in ihrem Schatten erblickt er die väter-

liche Hütte, klein, verlaſſen, einſam — aber dennoch ihm lieb und theuer; denn ſie iſt das Erbe ſeiner Väter, die Stätte ſeiner Wiege, die des Schmuckes und der Pracht in ſeinen Augen nicht bedarf und ihm überaus würdig erſcheint, die Stätte ſeines Alters, ſeines neuen Lebens zu werden.

Und vor der Hütte breitet ſich das Thal aus, weit, unabſehbar; die ſanften Hügel begränzen ganz wie ehemals den Oſten; ein leichter, duftiger Nebel zieht ſich über die Niederung hin, wie eine ſchmiegſame warme Decke, die vor den Unbilden der Nacht und ihrer böſen Geiſter ſchützen ſoll. In ihr verliert ſich die Fernſicht — aber Peter ſah Alles im Geiſte vor ſich liegen, was er zu ſehen wünſchte, eine Erinnerung nach der andern ſtieg in ihm auf und vervollſtändigte das Bild in ſeinem Herzen. Er ſchloß die Augen und öffnete ſie wieder und frug ſich ein über das andere Mal, ob es denn kein Traum wäre, ob es wirkliche, unverdiente, unverlierbare Wahrheit wäre, daß er die Gefilde der Heimath wieder ſchaue und ihre Luft athme.

Der Mond zog am hellen Himmelsgewölke herauf und goß ein ſilbernes, magiſches Licht auf die Welt hernieder. Alles umher war Friede, ſtiller, ſeliger Friede, himmliſche, lange nicht mehr genoſſene Ruhe. Warm und weich legte ſie ſich um Peters Herz und umfaßte ihn mit ſeliger Wonne. Seine Seele jubelte und dankte und pries Gott, der ſeinen Fuß geleitet hatte und ſeinen Gliedern Kraft gegeben, den heimathlichen Boden zu gewinnen.

Alles, was ſein Auge erblickte, ſchien ſich zu einem freundlichen Willkommen zu vereinigen. Freue Dich, ermüdeter Pilger! freue Dich, zurückgekehrter Sohn Deiner Heimath! Dieſe iſt's, die Du erſehnt, die Du geſucht haſt auf allen Wegen und Wanderungen! Freue Dich und bleibe nun ihr eigen! Ihr gehören von nun an Deine Kräfte, Dein Streben, ihr Dein ganzes Lieben und Leben, nachdem Du dies Alles ſo lange an der Fremde vergeudet haſt, die Dir nichts dafür bot, als Enttäuſchung, Unmuth und Bitterkeit!

V.

Als Peter ſich auf dem Lager, welches er ſich in der Hütte zurecht gemacht, zu Ruhe gelegt hatte, ſiehe, befiel ihn ein ſolch ſüßer Schlummer, wie er ihn ſeit vielen Jahren nicht mehr gekoſtet hatte. Der Engel des Traumes erſchien ihm und zeigte ihm liebliche Geſichte. Und er ſprach zu dem Schlummernden: „Weil Du unermüdlich wieder geſucht, was Du leicht-

sinnig hingegeben und geflohen hattest, soll die Heimath Dir Deine Treue vergelten. Sie soll Dir Ehre und Glück bieten, wie dem besten ihrer Söhne. Das Thal soll Dir reichliche Frucht und der Baum Dir süßes Obst tragen, Dein Name soll gesegnet sein und mit Achtung genannt werden von Allen, die das Thal umschließt. Die Rebgelände werden Dir starken Wein bringen und der Bach Deine Wiesen bewässern und Freude soll in Deinem Hause, Jubel an Deinem Herde sein. Die Nachbarn werden kommen, sich Rath's erholen, die Männer des Dorfes werden Dich zu ihrem Aeltesten machen, und Deine Stimme wird gefürchtet und geehrt sein, wo immer Du sie erhebst. Den Mann der Erfahrung werden sie Dich nennen."

Aber als die Morgenröthe ihre ersten zitternden Strahlen auf Berg und Thal warf, und die Vögel des Waldes heller als seit Jahren ihre lustigen Lieder anstimmten, um die Wiederkehr des Entschwundenen zu feiern, — öffnete sich die Thüre der Hütte, die gen Morgen sieht und ein Mann trat heraus, groß und hager, mit einer Axt in der Hand. Er hielt die Hand vor die Augen, um dem blendenden Lichte zu wehren und klarer die Landschaft betrachten zu können, die sich vor seinem entzückten Auge ausdehnte. Lange stand er dort und schaute und nahm das liebe, bekannte Bild in sich auf, das keine strahlende Ferne in ihm zu erlöschen vermocht. Wie sprach diese Erde zu seinem Herzen, wie erinnerte sie ihn an seine Kindheit und Jugendzeit, wie befriedigt sie sein Herz, jetzt nachdem er eingesehen, daß die Herrlichkeit und Schönheit der Erde nicht genügen, es anzufüllen und ihm die ersehnte Ruhe zu geben.

„Nicht kann Dich das Wo befriedigen,
Wenn das Wie Dich nicht beglückt?"

sprach er zu sich und empfand die Wahrheit in tiefster Seele, daß alle äußern Güter der Erde nicht glücklich machen, uns keinen Frieden geben können, und daß unser Himmelreich in unserm Innern, nicht außer uns, gesucht und gefunden werden muß.

Dies war der Boden, auf den Gott ihn gesetzt hatte, hier sollte er aufwachsen und erstarken und seine Kraft entfalten zum eignen Heile und zu dem seiner Mitmenschen.

Und Peter schwang muthig die Axt zum Zeichen seiner neuerwachten Kraft, welche er in der Heimath verwenden wollte. Er schritt dem Walde

zu, um einen Baum zu fällen und kam bei der Mühle vorüber. Da zog ein heiteres Lächeln über sein gefurchtes Gesicht und sein Mund flüsterte den Namen seiner Jugendgefährtin. „Ob sie noch lebt und noch des Gespielen gedenkt?“ sprach er ganz unbewußt mit lauter Stimme. Und als er die Augen zum Thor der Mühle wandte, erblickte er ein Mädchen. „Das ist Fides und keine Andere!“ jubelte es in ihm und er eilte auf sie zu mit ausgestreckter Hand. Ja sie war es, und sie gingen glückselig mit einander zur Mühle. Nach Jahr und Tag hatte Peters Traum sich verwirklicht. Er war in der Heimath ein geschätzter Mann geworden, denn er verstand es, seine reichen Lebenserfahrungen zu verwerthen, er arbeitete im Schweiße seines Angesichts, er bebaute den heimathlichen Boden, und dieser spendete ihm reichlichen Zins. Segen lag auf Allem, was er that. — Die Männer des Dorfes kamen zu ihm und machten ihn zu ihrem Vorsteher, da sie von seiner Klugheit und seinen reichen Erfahrungen hohe Meinung hatten.

Der Müller gab dem Vielgeprüften und Geehrten gerne seine Tochter, und Peter führte die junge Gattin in das neue Haus, welches seitwärts von der Hütte stand.

Und wenn ihm Glück und Ehre entgegenkamen, wenn die Sonne des Thales ihm lachte und sein Boden so reichliche Frucht trug, sprach Peter oftmals mit dankbarem Herzen: „Sieh, dies Alles bietet Dir die Heimath, die Du als ungestümer Knabe verließest! Warum lernte ich ihren Werth erst so spät erkennen?“

Darum heißt ein altes, deutsches Sprichwort: „Bleibe im Lande und nähre Dich redlich!“ d. h.: halte Gott vor Augen und thu' das Deine, oder: bete und arbeite! dann wird auch Dir, ohne daß große Schätze dazu nöthig sind, Glück und Heil blühen, und Allem, was Du thust, Segen verliehen werden. Nicht an der Scholle haftet das Glück des Menschen, in seinem Herzen wohnt es, und er kann überall glücklich sein, wo die Vorsehung ihn hingesetzt und ihm einen Wirkungskreis eröffnet hat.

Lernt's vom Peter, ihr jungen, reiselustigen Schaaren! Der Eine gibt's Exempel, der Andre nimmt's. —

Der Sängerstreit.

Von Auguſta von Gäßler.

Tief im Gras, in guter Ruh'
Saß ein Froſch und ſang dazu,
Trug ein grünes Wämslein feine,
Grüne Höslein, und zwei kleine
Waſſerſtiefel hatt' er an,
Ganz vom feinſten Safian.

Und im ſtillſten Wieſengrund
Eine hohle Weide ſtund,
Drinnen, unter Laub und Aeſtlein
Eine Meiſe hatt' ihr Neſtlein,
Mit dem Froſch oft ſtundenlang
Sang ſie, daß es weithin klang.

Und ſo ſangen ſie voll Kraft,
Hielten gute Nachbarſchaft,
Fingen Fliegen froh und heiter,
Spinnen, Mücken, und ſo weiter,
Doch zur heißen Sommerszeit
Da geriethen ſie in Streit.

Denn die Tage wurden ſchwül,
Nur der Abend noch war kühl:
„An ſo heißem Sommertage
Iſt das Singen eine Plage,"
Sprach der Froſch bei ſich, und ſang
Fortan halbe Nächte lang.

Doch ſein nächtlicher Tenor
Kam der Meiſe ſchrecklich vor;
Wehe, dachte ſie voll Kummer,
Mein und meiner Kinder Schlummer
Iſt dahin auf lange Zeit,
Wenn der Froſch ſo ſingt und ſchreit.

Eines Morgens ſprach ſie dann:
„Nachbar Laubfroſch, hört mich an!
Alles was da luſtig ſinget

Singt bei Tage! — warum bringet
Ihr mich Nachts um Schlaf und Ruh,
Meine Kinder auch dazu?“ —

Frosch doch, voll Verwegenheit,
Kam nicht in Verlegenheit,
Sprach: „Auf seine Amtespflichten
Darf man nicht so leicht verzichten. —
Wißt doch selbst, Frau Nachbarin,
Daß ich Wiesencantor bin?“

„Weil die Tage nun so heiß,
Sing ich Nachts mit großem Fleiß;
Weiß nur einen Rath, Frau Meise!
Seht, die Menschen sind so weise, —
Singen diese nächtens nicht,
Leist' ich auch darauf Verzicht.“ —

„Einverstanden, Nachbarsmann!“
Rief die Meise gleich. „Wohlan,
Laßt uns zu den klugen, weisen,
Einsichtsvollen Menschen reisen,
Wie es dann bei diesen Brauch,
Halten wir es fürder auch!“

Als die Nacht gekommen war,
Auf die Reise ging das Paar,
Zogen rüstig ihre Stege,
Meise flog entlang die Wege;
Wie ein Turner, froh und fromm,
Hüpfte Frosch und sprang und klomm.

Kamen bald in eine Stadt,
Ruhig schlief der Magistrat,
Und die Bürger alle schliefen, —
Nur die Glockenuhren riefen
Sich einander zu ganz frei,
Daß es eben elf Uhr sei.

Aber durch die Straßen klang
Bald ein mächtiger Gesang, —
Drei Studenten lustig zogen,
Durch der Thore dunkle Bogen,

„Vivat nostra civitas!“
Sangen ſie im ſchönſten Baß.

„Namens hoher Polizei
Endet euer wüſt' Geſchrei!“
Scholl es plötzlich hinter ihnen,
Ein Gendarm mit böſen Mienen
Trat hervor ganz ungenirt,
Hat ſie auch gleich arretirt.

„Seht ihr,“ ſprach die Meiſe ſcharf,
„Daß man Nachts nicht ſingen darf?“
Zum Gefährten, der ganz ſachte
Nun ſich aus dem Staube machte. —
„Nur Geduld, Frau Nachbarin!“
Warf der Froſch phlegmatiſch hin.

Wieder weiter alſobald
Zogen ſie durch Flur und Wald,
Bis ſie an ein Dörflein kamen,
— Weiß nicht mehr davon den Namen —
Drinnen war es ſtille ſehr,
Keine Lichter brannten mehr. —

Doch auf einmal kam ein Mann,
Der zu ſingen gleich begann:
„Liebe Nachbarn! laßt euch ſagen,
Zwölf Uhr hat es juſt geſchlagen!“
Und das ſang er ohne Scheu'
Laut und kräftig ſtets auf's Neu'. —

Meiſe ſtand verwundert noch,
Sagte nichts, — der Froſch jedoch
Rieb ſich ſtillvergnügt die Hände,
Als in grünem Reb'gelände
Sie an einem Fenſter klein
Sah'n ein ſpinnend Mägdelein. —

Leiſe ging das Rad im Ring,
Leiſ' der Faden niederging,
Und andächtig ſüß und leiſe,
Sang ſie eine fromme Weiſe,

Wachte ſo im Mondenſchein
Bei dem kranken Schweſterlein.

„Wie ſolch Lied ſich reizend macht,“
Rief der Froſch, „ſingt man bei Nacht!“ —
„Sänget ihr auf eurer Wieſe,
Cantor Froſch, ſo ſchön wie dieſe,“
Sprach die Meiſe, „ſicherlich
Würd' ich nicht beklagen mich.“

Und waldeinwärts wieder ging's,
Dunkle Tannen ſtunden rings,
Und es wanderten die Beiden
Ueber ſtille Waldeshaiden
Bis zum tiefſten Waldesgrund,
Wo ein einſam Kloſter ſtund.

Aus den ſtillen Räumen drang
Orgelklang und Chorgeſang,
Und durch mondbeglänzte Hallen
Sah man zarte Nonnen wallen,
Lieblich über Wald und Ried
Mit den Lüften zog ihr Lied.

Meiſe wurde ärgerlich,
Dachte ſtille ſo bei ſich:
Niemals wird es mir gelingen,
Dieſen Froſch zur Ruh' zu bringen,
Singt der Nonnen fromme Schaar
Auch nun in der Nacht ſogar.

Wirklich gar zu ſeltſam auch
Dünket mich der Menſchen Brauch,
Dieſer ſingt ganz ungeſcholten,
Jenem wird es arg vergolten,
Sonderbar — höchſt ſonderbar,
Werde drüber nicht recht klar! —

Siegreich ſah der Froſch ſie an,
Doch ſehr höflich ſprach er dann:
„Nicht wahr, liebe Freundin Meiſe,
Nun habt ihr genug Beweiſe,

Daß erlaubt ein Nachtgesang,
Sei er kurz nun oder lang?“

Meise aber seufzte schwer:
„Menschen frag' ich nimmermehr,“
Sprach sie, „man wird doch nicht weiser,
Schreit euch meinethalben heiser,
Hab' an diesem Volk genug,
Niemand wird aus ihnen klug.“

Beleuchtung der botanischen Kunstsprache.

Von A. Forsteneichner.

I.

„Tief im Winter hör' ich's gerne,
Eh' die Sonn' hervorgewallt,
Wie durch's Dunkel aus der Ferne
Eine Morgenglocke schallt.

Im August, wenn Donner rollen,
Freut mich's, wie die Windfahn' ächzt,
Und im Herbst, wenn auf den Schollen
Abend's spät ein Rabe krächzt. —

Doch was kann mein Herz erweitern
Wie der erste Finkenschlag,
Wie der Lerche Lied am heitern,
Ersten, schönen Frühlingstag!“

(Lingg.)

Es ist März, die Winterfröste werden seltner, die Sonnenstrahlen um so kräftiger. Schöne, warme Märztage haben ihren eigenen Reiz — man belauscht das neu erwachende Naturleben. Schon Ende Februar regt sich's, und die Drossel probiert schüchtern ein Paar Strophen von dem herrlichen Liede.

Im März hallt und klingt ihr Sang weithin über das Thal vom Tan-

nengipfel am Waldrand, und die Lerche erhebt sich in unerschöpflichen und überströmenden Jubelpsalmen: „Ehre sei Gott in den Höhen, in den höchsten Höhen! Jubilate! Cantate!“

Und der Schall dieser Lieder dringt bis zum Hausgärtchen, und das Rothschwänzchen und traute Rothkehlchen lauschen und spielen leise ihre Weise (sie sind gestern erst angekommen), während der Fink lustig darein fällt mit seinem frischen Schlag.

Am Bache schwingt sich graziös von Stein zu Stein, von Ufer zu Ufer die Bachstelze, im warmen Sand rollt sich wohlig die Natter, und auf einem Weidenstrunke liegt die Eidechse in noch ungeputztem Kleide und hascht nach Fliegen, die sich Honig naschen von den Blüthenkätzchen. Der Citronenfalter fliegt und schwebt über diese Scene weg, und der auf- und abfliegende graue Laufkäfer neckt den Insectenfreund.

Es sinkt der Tag; der Weg führt an einem kleinen Teich vorüber, von Röhricht umfangen. Der Abendwind streicht im rothen Abendlicht über all die Rohrbüschel und bewegt sie in Wellen — da ist's, wie wenn ich im Säuseln Stimmen hörte von andersgearteten Wesen, die über den Frühlingseinzug lispeln.

Am Ufer steht eine herrliche Eiche. Ihr rasselnd, dürres, braunes Laub, in dunkeln Massen an den zackigen Zweigen und zwischen den starren Aesten, verkehrt so traumhaft mit dem Spuck im Rohr, daß man lauscht und wieder lauscht — man möchte Frühlingsmärlein mit nach Hause nehmen.

* * *

Das ist die Zeit, wo der junge Botaniker seine grüne Büchse hervorholt, abstaubt und sich damit bewaffnet, um auf die Erstlingsblüthen zu fahnden. Die Ausbeute ist nicht schlecht, das Bestimmen der Pflanzen ist nicht so schwer wie in der Ueberfülle des Sommers, und über kurz spricht der gelehrige August eine eigenthümliche Sprache, daß sein Bruder und sein Schwesterlein, ja oft Vater und Mutter nur so staunen.

Vom sonnigen Waldhügel hat er sich die hübsche Pulsatilla geholt und vom kühlen Waldesschooß die Lathraea, am Märzenbrünnlein pflückte er das Chrysosplenium und vom Waldrande die himmelblaue Anemone.

Die Schwester des August, Emilie, ist ein wißbegieriges Mädchen und dringt in ihn, er möchte auslegen, was Pulsatilla und Lathraea 2c. 2c. auf Deutsch heiße, und da sitzt August mit seinem Weisheitsschifflein auf ödem Sand.

Das ist ihm nicht zu verargen; es wissen's viel Aeltere nicht. Wie wäre es, wenn wir ein Paar botanische Ausflüge machen und diese Namen nach Möglichkeit uns deuten würden?

Der Frühling kommt!

Februar.

„Kein Stern will grüßend funkeln,
In Wolken hängt die Nacht,
Doch geht durch's Thal im Dunkeln
Ein Säuseln lau und sacht.

Geheimnißvolles Wallen
Kommt von den Wipfeln her,
Einzelne Tropfen fallen
Wie Thränen heiß und schwer.

Mir ist, als könnt' ich spüren
Im Wind, im Hauch' der Flur,
Wie sich die Kräfte rühren
Der schaffenden Natur."

(Geibel.)

Bis jetzt stand unsere heimathliche Flur unter dem eisigen Scepter des Winters; wahrhaft eisig, er brüstet sich offen als Tyrann, indem er Helleborus niger,*) die dunkle, Leben tilgende Blume, nach Außen schimmernd im schneeigen Weiß, in sein Diadem geflochten. Endlich nahen die letzten Tage des Februars, und mit ihnen regt sich ein neues Leben. Die tiefe Stille der Winterlandschaft ist verschwunden; wohl mangelt im Busch und Wald das Gelispel der leichtbeweglichen Blätter, das Summen und Schwirren der Insecten und der mannigfaltige Sang der Vögel.

Doch horch! Welch' trillerndes Lied tönt von den höchsten Himmelsräumen? Die Heidelerche ist angekommen. Die lange, trübe Winterstille — und jetzt plötzlich aus den Lüften dieser erste, warme, herzliche Gruß. Mit einem sanften, flötenartigen „Luln" beginnt er und flötend und trillernd geht er weiter. Das Lied ist so zart, die Töne sind so rein, sanft, so voll, daß man unwillkührlich lauscht.

---

*) ἑλλειν wegnehmen d. i. das Leben, βορα Speise; die durch ihren Genuß tödtende (Nießwurz, Christblume); niger schwarz.

Wie die ernste Heide, so hat der noch ernstere Wald bereits seinen Virtuosen hin und wieder tritt die Amsel auf. Was Wunder, wenn es unruhig wird in den Winterquartieren!

Im Eichenwalde fliegt's aus und ein — die Wildtauben haben die Herberge bezogen; im Nadelwalde geistert's in den dunkeln Zweigen — der Kreuzschnabel trägt Fichtensamen seinen Jungen zu. Am Teiche wird's lebendig — die rothbäuchigen Salamander schlängeln sich an die Oberfläche des Wassers, um Luft zu schöpfen, und eine einzelne Kröte oder ein Frosch steigt schlaftrunken aus dem unterirdischen Verließ.

In der Luft summen Bienen und steuern den Haseln und Erlen zu, und auf den Wiesen schwärmen Staare unstät umher.

Und wenn es dämmert, so reiben sich die Fledermäuse in ihren unheimlichen Schlafkammern ihre blöden Augen — drei bis vier Monate Schlaf! Wie wohl thut's, sich in der weiten Abendlandschaft ein wenig umzusehen! Und selbst die tiefe Nacht hat schon ihre Concerte, die allerdings nicht sehr melodisch klingen — auf den Dächern balgen sich Katzen und Marder.

So viel Leben in der Thierwelt! Und von den Pflänzchen traut sich keines hervor?

J'st doch als töne leise, leise vom Walde ein Glöcklein:

„. . . . . Winter, geh' zur Ruh!
Lenz hat uns hieher gesandt,
Nimm hinweg dein Eisgewand!
Nimm hinweg! es ist schon Zeit —
Frühling, Frühling ist nicht weit.
. . . . . .
Und der Winter hört so bang
Ihren leichten Glockenklang;
Schüttelt ernst sein graues Haupt,
All' sein Stolz ist ihm geraubt;
Und es schmilzt das starre Eis
Bald in Thränen mild und leis.
Traurig zieht er sich zurück,
Wirft noch einen Abschiedsblick
Auf die Erde weit herum —
Und dann wird er todt und stumm,
Schneeglöcklein aber jubeln laut;
Lenz! es wartet Dein die Braut!"

Wir gehen dem Klange nach und treffen das Leucojum vernum,*) das Frühlingsweiß, das die Alten so sinnig Schneeglöcklein, Winterveilchen, Sommerthürlein und Amselblüthe nannten. Die schöne, glockenförmige Blume schaut sich wie eine Versöhnung des Winters mit dem Frühling: ihr schneeweißes Gewand zeigt an der Spitze jedes Blumenblattes einen grünen Fleck, die Vorahnung der Farbe, die wieder siegreich über Wald und Flur sich ausbreiten will.

An unserem Plätzchen steht eine uralte Eiche und auf der obersten Zacke hinter dem mit Blüthen und Früchten überschütteten Vogelfänger, dem Viscum album**) singt harmlos die Amsel. Dieses Lied nach den harten, stürmischen Wintertagen frischte ein verbleichtes Bild in mir auf.

„Die Nacht zieht in den Bergwald, ernst und düster, denn hinter ihr jagt ein schweres Gewitter; über kurz — ich stehe im tiefsten, einsamsten Dunkel, rings Alles in Aufruhr. Oben braust das wilde Heer über die alten Tannen hin, tief unten tost wild und zornig der Gießbach, aus den Schluchten heult's jämmerlich, die Fichten ächzen und stöhnen — da fliegt vom Moos ein Johanniskäferlein auf und funkelt so süß und mild durch den wilden Kampf der Elemente."

Dieses versöhnende Licht und das Friedenslied der Amsel — wie ähnlich! Man lauscht bei diesen Tönen so neugierig dem Geflüster der Amselblüthe, sie schwätzt von ihrem Bergmannsleben, wie sie sich mit ihren zarten Händchen die Stollen getrieben und daraus Silberweiß geholt zur Blumenkrone und ein wenig Smaragdgrün, und im Sonnenlichte wurden diese Metalle geläutert, und in ein Silberglöcklein umgegossen. Dieses Glöcklein läutet Sturm über die öden Halden und Gründe hin, um die Blumen aus tiefem Schlummer zu wecken! aber es will sich nichts rühren. Da erscheint das Schwesterlein Galanthus nivalis***) Schneetröpflein und hilft getreulich mit. Wohl kehrt das Arbeitergesinde aus der Wachs- und Honigfabrik ein zur „weißen Glocke" und trinkt sich dick und voll — aber die Blumen trauen sich nicht aus ihren dunkeln Kämmerlein.

---

*) λευκος weiß. ιον Veilchen = eine Pflanze, deren weiße Blüthen gleichzeitig mit dem Veilchen erscheinen; vernus dem Frühlinge angehörend.

**) ἰσκος, ἰσχειν kleben (viscosus) die weißen (albus) Beeren liefern guten Vogelleim; celtisch gui, gwid Strauch (Mistel).

***) γαλα Milch, ἀνθος Blüthe; nivalis schneeig = Milchblüthe.

Auf was wir ſtoſſen — das ſind die unverdroſſenen Nachzügler des Spätherbſtes. Schon im October lagen ſie wohlgerüſtet da, um in den Nachtrab der abreiſenden Blumenfürſtin einzurücken. Da wurden ſie vom Schnee überraſcht und mußten Winterquatier beziehen. Die Februarſonne ſchlägt das Winterzelt ab, und die muthigen Kämpen treten in's freie Feld, um für das erſte Frühlingsregen ihr Leben in die Schanze zu ſchlagen, wie für das letzte Athmen der herbſtlichen Natur. Es ſind gewöhnliche Pflänzchen, aber gerade ob ihrer Ausdauer auf ihrem Poſten uns lieb und werth. Mit weitgeöffnetem, blutigem Rachen wie ein von der Beute blutgefleckter Löwe tritt Lamium purpureum *) der Purpurſchlund dem fliehenden Winter auf die Ferſen — ſonſt gutmüthig (Taubneſſel), ihm iſt er bitter böſe. Neben dieſem grimmen Helden kämpft Senecio vulgaris **) der Baldgreis, in der Kriegsliſt wohl erfahren, denn wenn im heißen Treffen manche Waffe ſplittert, ſo hat er neue, beſſere ſchon bereit; ſcheinbar zeigt er ſich ermüdet und verloren, aber ſobald es gilt den Streich zu führen, legt er wie verjüngt dazu aus, — ein goldnes Kraut, das viel Kreuz ertragen muß (Gold-, Kreuzkraut).

Im Hintergrunde harrt die geſchäftige Marketenderin mit wohlgefüllten Taſchen, ſchon den Römern bekannt als Capsella bursa pastoris ***) — Hirtentäſchlein, und von allen Seiten ruft das Ritterfräulein Bellis perennis †) Immerhübſch begeiſternd Hurrah. Immerhübſch? Schau nur, wie nett es ſich ausnimmt in ſeinem Hütchen mit gelbem Kopf und dem weißen Rande, und wie es ſo herzig einen anlacht neben der dünnen Eisrinde, die der Morgenfroſt bildet und die Mittagsſonne zerſchmilzt! Mit einer ihm eigenen Naivität beſieht es ſeine winterliche Einfaſſung und achtet nicht des kalten Windſtoſſes, der auf Augenblicke das Hütchen auffräuſelt: „Hurrah! Glück zum Sturme! Friſch voran!“

---

*) λαμος Schlund, λαμια Haifiſchart — den offenen, mit Zähnen bewaffneten Rachen der Blume andeutend.

**) Senex Greis: die Blüthenköpfe der meiſten Arten ſind kahl (ſtrahlenlos), oder die nach dem Abblühen erſcheinenden Fruchtböden ſind kahl, oder die Blüthe fällt ſehr bald ab, die Pflanze altert ſchnell, doch während die einen Blüthen altern, verjüngern ſich die andern; vulgaris gewöhnlich.

***) Capsella Käſtchen, bursa, Taſche, pastor Hirt: die Schoten haben Taſchenform.

†) Bellus fein, ſchön; perennis ausdauernd (Maaßliebchen = über die Maſſen lieb).

März.

„Schon kommt von draußen der Lenz gegangen
Ueber die Hügel, über den Fluß;
Das Vöglein zwitschert seinen Gruß,
Die Wolken zieh'n, und zwischendrein
Fließet der lichte Sonnenschein,
Und aus dem klarvertiefsten Blau
Säuselt es linde, weht es lau;
Man meint, die Veilchen sind schon da.
Das ist ein sehnsuchtsvolles Weben,
Ein heimlich Locken und Leben
Allüberall, fern und nah."

(Geibel.)

Noch klingt uns der Lärm des Gefechtes vom vorigen Monate nach, und jetzt steht wieder ein stattlich gebauter Kriegsmann in voller Rüstung an der Spitze dieses Monates. Es ist Mars, der Kriegsgott. Weil die Römer in diesem Monat gewöhnlich in den Krieg zogen, der Frühling zugleich ins Land marschirte, so erhielt dieser Monatsregent auch das milde Scepter eines Frühlingsgottes. Ein sonderbar vereintes Doppelamt: für Krieg und Frieden! Nun ja — der März muß auch streiten gegen die winterlichen Feinde, die von Zeit zu Zeit in's Land brechen, und muß kämpfen, bis der Friede unterzeichnet und die vom Märzenschnee befeuchteten Schriftzüge vom Märzenstaub aufgetrocknet.

Ein Sturmglöcklein sollte im Februar die Reisigen zum Kampfe locken, aber sie schliefen fest, nur etliche bewährte Haudegen traten auf die Wahlstatt. Noch klingt das Glöcklein, aber die Sache will nicht recht verfangen.

Da schickt der März die Werbetrommel über's Land, ein artiger Knappe schlägt dieselbe, geschmückt mit einem zierlichen Schild, dem duftenden Veilchen — Viola odorata.*)

„Am Berg, geküßt im rauhen März
Vom warmen Sonnenschein,
Bewegt sich's, wie ein schlagend Herz
Inmitten dem Gestein.

Tief schläft's umher im feuchten Moos,
Umstarrt vom dürren Rohr,

*) Das veränderte Iov Veilchen (violett), odoratus wohlriechend.

Da wühlt es aus des Berges Schooß
Zum Lichte ſich empor.

Zart wie ein Frühlingsmorgentraum,
Ein wunderbarer Zwerg,
Gehüllt in duft'gen Silberflaum,
Tritt aus dem nackten Berg.

Er ſteht vor grauem Felſenthor
Und hält ſo freundlich hold
Der Freude klaren Kelch empor
Gefüllt mit purem Gold."

(Trinius)

Dieſer in Silbergrau gehüllte Trommler iſt Pulsatilla vulgaris,*) einer unſerer ſchönſten Erſtlinge — die violetblumige Küchenſchelle. Der mit langen Seidenhaaren bekleidete Stengel trägt über einer Hülle von geſchlitzten Blattgebilden eine ſechsblättrige Blume, in derem Mittelpunkt zahlreiche Piſtille von einer üppigen Fülle gelber Staubgefäſſen umgeben ſind. Wo der Trommelklang nicht ausreicht, ſucht der feurige Junge durch's Wort zu entflammen: „Wohlan, Brüder! Der Frühling ſteht bereit, den Winter vollends landaus zu treiben. Hört ihr nicht, wie's weithin ſo luſtig klingt und klirrt und ſingt? Der Morgenwind bläſt das alte hübſche Kampfeslied, der Ritter Sonnenſchein hat viel Tauſend goldene Lanzen eingelegt, und die Pflänzchen haben ſich in der Rüſtkammer umgeſchaut und ſtehen ſcharfbewaffnet im Feld: das eine mit ſcharfer Pfeilſpitze, das andere mit einem Speere, das dritte mit einem Streitkolben . . . Hurrah! Ihr Zaghaften!"

Wer kann ſolchem Lärmſchlager widerſtehen? Dem Hag entlang regt ſich's unten und oben. Der männliche Hartriegel Cornus mascula**) hat ſeine goldgelbe Rüſtung umgeworfen, die ſich jetzt um ſo beſſer macht, da alles Strauchwerk rings kahl und öde iſt. Er iſt in Wahrheit eine harte, männliche Natur: nicht nur achtet die Blüthe nicht des Flockenfalles vom Märzenſchnee, ſondern es bedarf auch der Kornelkirſchenkern zwei Jahre zu ſeiner Keimung. Das Holz lieferte einſt die dauerhaften, horn-

*) Pulsare klopfen, ſchlagen, nämlich vom Winde: die Pflanze wächſt auf kahlen Anhöhen, wo ihre langen Samenſchwänze durch den Wind faſt beſtändig in Bewegung gehalten; pulsatilla kleine Glocke (Blumenkrone).

**) cornu das Horn, ob der Härte des Holzes; masculus männlich.

harten Ziegenhainerstöcke, ehe unsere Jugend das Spazierengehen an fremdländischen Gehstäben lernte.

Neben diesem trotzigen „Hornhart" haben im Busch die Haseln ihre Kätzchen auf die Wache gestellt und am Bache die Erlen und die Weiden.

Es stehen zwei Weiden am plätschernden Bach,
Die schliefen wie todt, nun sind sie wach,
Nun haben sie offen die Aeugelein
Und blicken munter in's Wasser hinein.
Sie treiben aus ihrem grünen Haus
Die flockigen, wolligen Blüthen hinaus
Und sagen: „Der liebe Lenz will kommen,
Er hat uns die Binde vom Auge genommen."

Am Mittag kam ein Bienchen geflogen,
Hat an den Blüthen sich satt gesogen;
Dann sprach's: „Dank für die erste Gabe;
Jetzt eil' ich, daß ich die Königin labe,
Und morgen, weht wieder linder Hauch,
So kommen die lieben Schwestern auch,
Geh'n zu Gaste bei euch und summen im Chor
Das erste Frühlingslied euch vor."

(Hoffmann.)

Da haben sich die Blümchen geschämt, und sie rücken allmälig an. Zwischen den Haselwurzeln liegt ein kleiner Strauchritter, der ob seiner Pfiffigkeit sich europäischen Ruf erworben, Asärum europaeum*) der Kämpe ohne Wund und Narben. Eine schwarzbraune Sturmhaube deckt seinen Kopf, ein glänzend grüner Schild schützt seinen Leib — wie sollten im sichern Versteck die rauhen Märzenstürme ihm etwas anhaben können? Aber was wäre dem Frühling gedient mit lauter solchen Kagschlüpfern? Heraus ans Licht!

Das läßt sich der niedliche Märzpotentat Potentilla verna**) nicht zwei Mal sagen, und bald hat er mit seinen Treuen die sonnigen Höhen

*) ἄσαρος ungefegt = hier einer, den die über die Fluren fegenden Stürme nicht zukönnen, oder ἄσαρος der Teppich, weil die Pflanze den Boden teppichartig bedeckt, oder aus ἀ nicht und σαροειν zieren, σειρα Band, weil die Blüthen nicht zu Kränzen genommen werden durften (Plinius). —

**) Potens der Starke.

beſetzt — ein kerniges Corps, wie wenn es den Alpenfelſen entſprungen wäre. Da ſchimmert's in der Ferne, als ob Tauſend und Tauſend Goldſterne ins erſte Grün gefallen — die blitzenden, goldenen Schilde im Sonnenſtrahle Wer hätte ſie nicht gern dieſe kecken, lebensfriſchen Blüthen? O Potentilla (Fingerkraut)! kaum an's Tageslicht getreten ringſt Du auf Leben und Tod mit unbekannten, gewaltigen Elementen und wehrſt Dich um Dein junges Blut. Gibt dir der Lerchenſang dieſen Muth?

Solch' Beiſpiel wirkt gewaltig; in den Adern der ſchüchternſten wird's heiß, man möchte faſt lachen über die Courage. Aus dem Hungerblümchen, ganz abgehärmt von des Winters ſtrenger Haft, wird wie mit einem Schlage ein Ritter ohne Furcht und Tadel oder beſſer eine Jungfrau von Orleans — Draba,*) und die kleine Spurre (Nelkengras) gebehrdet ſich wie ein zweiter Don Quixote, nichts als Knochen — Holosteum,**) bereit, nicht bloß mit Windmühlen, ſondern mit dem ſtürmiſchen Herrſcher aus dem Norden zu rechten, und dieſer Rache ſchnaubenden Schaar eilt ſiegestrunken voran der ſchmucke Fähnrich mit ſeiner violettgeſtreiften Standarte — Crocus vernus.***)

Haben dieſe kleinen Sturmläufer gegen die Winterfeſtung nicht Aehnlichkeit mit dem Temperament des Zaunſchlüpfers, der ſingt und jubelt, wenn ihm der Winter mit Schnee die Tafel zudeckt und ihn grob anfährt? Trotz aller Noth iſt er ſtolz und läßt ſich Schnee- oder Zaunkönig titeliren.

„Heiße wohl König,
Hab' aber wenig;
Hab' wohl ein ſich'res Haus,
Bin aber lieber draus,
Schweifend in Feldern,
Jubelnd in Wäldern!

Luſtig ohn' Unterlaß,
Scheu' ich nicht kalt noch naß;

---

*) δραβη ſcharf, brennend (der Geſchmack der Blätter.)

**) ὁλος ganz, ὀστεον Knochen. Plinius: „Das holosteum iſt durchaus nicht hart und von den Griechen im Widerſpruche mit ſeiner Beſchaffenheit ſo bezeichnet worden, wie ſie etwa die Furien εὐμενιδες nannten;" umbellatus ſchirmförmig.

***) κροκη Faden; der käufliche Safran beſteht aus den fadenförmigen Narben und dem Griffel der Blume.

Froh und geſellig,
Flink und anſtellig,
Treib' ich die Jägerei
Sommer und Winter frei.

Bleibe fein hübſch im Land,
G'nüg mich in meinem Stand,
Heiß' ich gleich König,
Hab' ich gleich wenig,
Wißt, daß in meinem Sinn
Ich doch ein König bin!"

Aus dieſem Kampf und Streit mit Wind und Wetter und Winterlaunen erblüht zuletzt ein heiterer Frieden. Nicht ſo ferne ſind wir dem Lande, das von Milch und Honig fließt. Dort an der Hecke neigt ein gelbes Sternblümchen ſein Goldköpfchen. Es ſchaut fragend auf die ſtarren Blätterleichen, die es mühſam wegheben mußte, als es zwiſchen ihnen aufkeimte. Dieſe gelbe Vogelmilch Ornithogalum luteum*) ſteht als ſchüchterne Tröſterin an allen Gehägen und Waldſäumen, wo die Vögelein aus dem üppigen Süden ihr kärglich Quartier aufſchlagen.

„Seid guten Muthes! Der euch gerufen, hat das Tiſchlein gedeckt, ein einfach Milchſüpplein ſoll vorderhand nicht mangeln. Und wie hübſch wird's kredenzt in wunderbargeformten Inſecteneierſchalen und in den grünen und braunen Taſſen der ſaftigen Knospen!"

Und die Vögelein wurden luſtig und heiter und ſangen. Und warum ſollten ſie es nicht?

„Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Droſſelſchlag,
Sonnenregen, linde Luft,
Wenn ich ſolche Worte ſinge,
Braucht es dann noch groſſer Dinge,
Dich zu preiſen, Frühlingstag!"

Jetzt, ihr Kranken und Elenden in den düſtern Kammern! Heraus an die erquickenden neubelebenden Strahlen! Und wenn die Kraft weiter reicht,

---

*) ὄρνις Vogel, γάλα Milch als Ankünderin des Frühlingslebens, des Landes, das bald von Milch und Honig fließt, oder in Bezug auf die milchweiße oder hühnereierweiße Farbe der Blüthen einiger Spezies z. B. O. nutans ꝛc.

wandelt ein wenig durch's Wiesenthal, das von lustigen Bronnquellen bewässert. Haltet Rast am schattigen Märzbrünnelein, aus dem das wechselblättrige Goldmilzkraut Chrysosplenium alternifolium*) so gierig heiteres Leben trinkt. Wie mit Goldstaub überschüttet prangen die kleinen Blüthen, und von der Blumenkrone Gold borgen selbst die grünlichen Deckblätter. Am Fuße des Ahorns und am Waldabhang und in den Wald hinein grüßt das noble Leberblümchen Hepatica nobilis**) mit so trauten blauen Augen wie ein aufwachendes, lächelndes Kind, und den öden Schutt des Gießbaches vergoldet mit viel Tausend Sternen der pappelbättrige Hustenstiller Tussilago farfara,***) und aus dürrem Waldgras guckt da und dort das Lungenkraut Pulmonaria officinalis,†) roth und blau gekleidet: „das junge Roth der Blüthenbüschel wandelt sich im Lichte ins Blau, in die Farbe der Landschaft, wo der Geber alles Guten, auch der Gesundheit thront."

O Frühling! Du erfrischest den Geist, Du erfreuest das Gemüth, Du spendest auch kräftige Heilmittel den Schwachen, Gebrechlichen und vom Winter Verwundeten.

Der märzliche Triumphbogen ist nicht überladen mit Blättergrün und Blüthenzauber, aber je länger man ihn beschaut und mustert, desto lieber gewinnt man ihn und die Engelein, die daran gearbeitet, und Rückerts Blumenengel kommen einem unwillkührlich in den Sinn:

„Englein holt sich goldigen Sonnenschein,
Und legt ihn rings außen um's Dächelein,
Es holt sich Farben mancherhand,
Und bemalt sich von innen des Häusleins Wand;
Es backt sich von Blumenmehl Himmelsbrod,
Daß es auf Erden nicht leidet Noth;
Es bräut sich aus Thau sein Tränklein frisch
Und schickt sich in Allem ganz haushälterisch."

---

*) χρυσους goldfarbig, σπλην die Milz. —

**) Hepar die Leber: die drei Lappen der Blätter verglich man mit denen der Leber, und glaubte in der Pflanze ein Mittel gegen Leberleiden gefunden zu haben (anemone hepatica).

***) Tussis Husten, agere vertreiben; farfarus = populus (Plautus), die Blätter ähneln denen der Weißpappel.

†) Pulmo Lunge; officinalis in der Heilkunde verwendet, officina = Werkstätte, hier Apotheke.

Abendläuten.*)

Von Franz Bonn.

Schon breitet über Thal und Hügel
Die Dämm'rung ihre Schattenflügel,
Und ſabbathſtill im Abendſtrahl
Ruht goldumwoben Berg und Thal.
In Purpur glüht der Schnee der Firne,
Es drücket, eh' ſie ſcheiden muß,
Die Sonne ihren letzten Kuß
Auf des Gebirges hohe Stirne.
Erfüllt von würz'gen Blüthendüften
Wölbt höher ſich des Himmels Dom;
Schon wird es ſtille in den Lüften —
Und rauſchend zieht im Thal der Strom. —
Der Landmann ruht vor ſeinem Haus
Vom Fleiß des heißen Tages aus,
Und auf der Reiſe ſtaub'gem Pfad,
Das Reiſebündel auf dem Rücken,
Der Wand'rer ſich dem Dorfe naht,
Wo frohe Raſt ihn mag beglücken —
Indeß auf kühler Wogen Bahn
Heimwärts der ſchwerbelad'ne Kahn
An's ſtille Ufer And're führt —
Da tönt der Abendglocke Klang
Vom Kirchlein her, vom Felſenhang,
Als hätten Engel ſie gerührt. —
Das iſt des Friedens heil'ge Stunde,
Da ungeſtört in weiter Runde
Gebirg und Thale, Wald und Flur
Mit allen Felſen, Quellen, Bäumen
Der Menſch und jede Creatur
Vom Paradieſe ſelig träumen.
Da ſenket ſich aus Himmelsauen
In jede Seele fromm Vertrauen,
Verſöhnet ſchaut uns Alles an,
Was uns am Tage weh' gethan;

*) Hiezu das Bild.

Digitized by Google

Und jedes Leid und jede Noth
Verklärt uns hold das Abendroth.
Was zweifelnd unſern Geiſt bewegt,
In Klarheit ſich zu Ruhe legt,
Und alſo überkommt's die Bruſt:
„Was ſoll der Erde Stolz und Luſt,
Da flüchtig wie ein kurzer Tag
All unſer Wahn entſchwinden mag?
Iſt unſer Tagwerk abgethan,
Dort oben fängt die Heimath an,
Und Schall und Schein und Bild und Wort
Sie bringen Grüße nur von dort!“

O löſe allen Menſchen-Streit
Mit deinem Frieden Abendzeit!
Daß wir wie Kinder hier auf Erden
Vertrauend fromm und einfach werden,
In Lieb' und Friede uns vereinen
Und beten lernen, wie die Kleinen,
Die in der Abendſonne Schein
Still falten ihre Händelein
Und mit dem Blick, dem gläubig-frommen,
Sich wenden auf zu Jenem Licht,
Das ſprach: „O wehret Ihnen nicht,
Und laßt die Kleinen zu mir kommen!
Ja werdet dieſen Kindern gleich —
Denn Ihrer iſt das Himmelreich!“

Der Prozeß.

Auf einem reizenden Landgute Weſtphalens wohnte einſt ein reicher Gutsbeſitzer, Herr Sommerfeld, mit ſeiner Gattin und ſeinen drei Knaben: Auguſt, Wilhelm und Paul. Dieſe waren die glücklichſten Kinder von der Welt und genoſſen alle Freuden, welche eine ländliche Umgebung darbietet,

in reichstem Maaße. Es sollte aber nicht immer so bleiben, sondern eine Wolke, die drohend über ihrem trauten Vaterhause stand, verdunkelte schon bald den Sonnenschein ihres Glückes. Was mochte dieses sein? werdet Ihr fragen, meine jugendlichen Leser. Es war ein Prozeß, ein wichtiger Prozeß, bei dem es sich um den Besitz ihres ganzen Vermögens handelte.

August war gerade sieben Jahre alt, der kleine Paul erst drei, und Wilhelm stand dem Alter nach in der Mitte von diesen beiden, da hörten sie zum ersten Male in ihrem Leben von diesem bösen Prozeß sprechen. Es war an einem schönen Juliabend; sie ruheten auf der Schwelle des Gartenhauses von ihrem Spiele aus, und beobachteten die Nebel, die vom nahen Teiche aufstiegen, und die leuchtenden Käfer, die hin und herschwirrten: drinnen aber saßen die Eltern und besprachen sich über den unangenehmen Prozeß, den ihnen der hartherzige Herr Dalberg angehängt hatte. Dieser war ohnehin so reich und hatte keine Kinder, für die er zu sorgen brauchte, war aber dennoch so begierig Alles zusammen zu raffen, als ob er eine große Familie hätte ernähren müssen.

Der Vater war im höchsten Grade aufgebracht; die Mutter hingegen suchte ihn zu besänftigen, und meinte, die Sache möchte nicht so schlimm sein, als er sich vorstelle.

„Ich fürchte," erwiederte der Vater, „es ist noch viel schlimmer; dieser Mensch ist jeder Grausamkeit fähig; er wäre im Stande, unsern Kindern das Brod vor dem Munde wegzunehmen."

„O still," sagte die Mutter, „ich kann es nicht denken!"

„Sieh nur seinen letzten Brief," sprach der Vater bitter, und reichte ihr das Schreiben, das er aus der Brieftasche nahm.

Sie las und seufzte tief; dann sagte sie: „Du hast Recht, es ist ein gefühlloser Mensch; doch er muß die Sache mit andern Augen ansehen, als wir." Nach einigen Minuten Schweigen fügte sie hinzu: „Wir stehen in Gottes Hand, lieber Mann; Dalberg kann uns nichts zufügen, was Er nicht zuläßt. Ihr Männer könnt so etwas nicht ruhig genug ertragen. —"

„Ertragen?" unterbrach sie der Mann, „nimmermehr! Ich werde seine Ungerechtigkeit eben so wenig ertragen, als den Biß einer Schlange oder einen Stich von diesen Mücken," und er trieb einen Schwarm dieser kleinen Insekten hinweg, die eben anfingen, ihnen lästig zu werden. „Nein,

ich sage Dir, er ist ein harter, habsüchtiger Mann, und wir möchten ebenso wohl dem Bösen selbst in die Hände fallen, als ihm."

Die Eltern standen nun auf und gingen langsam dem Hause zu. Die Kinder aber saßen noch lange und unterhielten sich über das, was sie eben gehört hatten. Sie meinten, dieser Dalberg müsse ein schreckliches Ungeheuer, halb Schlange und halb Teufel sein.

„Ich möchte ihn einmal sehen," sagte August, „wie furchtbar muß er aussehen."

„Ich wollte, daß er hierher käme, dann würde ich ihn mit meiner neuen Flinte schießen," erwiederte der muthige Wilhelm.

Paul aber begann zu weinen und sprach: „Nein, er soll nicht kommen, ich fürchte mich!" und seine Brüder hatten Mühe, ihn zu beruhigen.

„August, hast Du schon einmal einen Prozeß gesehen?" fragte Wilhelm wieder.

August hatte noch keinen gesehen, und Wilhelm erschöpfte sich in Vermuthungen, was wohl ein Prozeß sei; er meinte, es müsse eine Waffe sein, Flinte, Säbel oder Kanone.

Von diesem Tage an nahm der böse Dalberg mit seinem Prozeß recht oft die Gedanken der Kinder in Anspruch, und übte sogar auf ihre Erzählungen und Spiele Einfluß Alle Riesen, Zauberer und Ungeheuer, die in ihren Märchen vorkamen, hießen jetzt „Dalberg," und der Prozeß war das Schwert, womit sie mordeten, die eiserne Hand, mit der sie Alles festhielten, der fürchterliche Fuß, mit dem sie Alles, was hülf- und wehrlos war, zertraten, der Rachen endlich, womit sie verschlangen. August spielte auch oft den alten, bösen Bumann Dalberg, und wenn Wilhelm eben noch das Gartenhaus als königlichen Palast ausgeschmückt, oder als Robinsons Insel eingerichtet hatte, stürzte August mit dem Rufe: „Dalberg kommt," herein. Seine Augen glühten dann, er schlug nach rechts und links um sich, warf Alles durcheinander, stampfte mit den Füßen und ließ nur Trümmer und Verwirrung hinter sich zurück. Wilhelm und Paul verbargen sich bei solchen Gelegenheiten furchtsam in einem Winkel; trotzdem liebten sie dieses Spiel mehr als alle andern, und ich möchte fast sagen, ihre Kinderjahre hätten eines großen Zaubers entbehrt, wäre nicht der Tyrann Dalberg mit dem grausamen Prozeß gewesen.

Der Rechtshandel selbst nahm indessen seinen Fortgang. Zuweilen waren

die Eltern durch die größte Angst und Traurigkeit niedergedrückt, und beſonders wenn Briefe ankamen, ſahen die Kinder, wie der Vater finſter die Stirne runzelte, und wie die Mutter ihn ängſtlich beobachtete, während ſeine Blicke ſchnell über die Zeilen glitten. —

So waren drei Jahre ohne eine beſondere Veränderung dahin gefloſſen. Auguſt war nun ein großer, kräftiger Knabe und ſtets wie ein zweiter Vater für den kleinen Paul beſorgt. Dieſer war nämlich ſehr zart und ſchwächlich geblieben, und glich einer Frühlingsblume, die vom Froſt geknickt iſt. Nie ſah man die Röthe der Geſundheit auf ſeinen Wangen, und ſeine großen Augen blickten immer ernſt und gedankenvoll; und dieſes war für ein ſo junges Kind um ſo mehr auffallend, wenn man den heitern rothwangigen Wilhelm neben ihm ſah.

Auch für die Liebe der Eltern war Paul wegen ſeiner zarten Geſundheit ein beſonderer Gegenſtand der Sorge. Sogar Nachts mußte die ängſtliche Mutter ihn in ihrer Nähe haben; deßhalb ſtand ſein Bettchen in dem Schlafzimmer ſeiner Eltern. So kam es, daß er einmal eines Morgens in aller Frühe eine Unterredung derſelben hörte, die ihn in Furcht und Schrecken verſetzte. Der Vater ſagte, es wäre gerade ſo eingetroffen, wie er es vorher geſagt hätte; der böſe Prozeß hätte ihr ganzes Vermögen verſchlungen und vertriebe ſie aus Haus und Hof.

„Wenn es nur mich beträfe," fügte er in ſo traurigem Tone hinzu, daß Paul kaum glauben konnte, es ſei die Stimme ſeines Vaters — „wenn es nur mich beträfe, wollte ich nicht klagen; ich wollte gern in einem Blockhauſe Amerikas wohnen und mich mit Brod und Waſſer begnügen, aber um Dich, Anna, um Dich und unſere Kinder bin ich bekümmert."

Die Mutter antwortete tröſtend: „Wir ſind ja noch nicht alt, lieber Mann, laß uns das Leben von Neuem beginnen. Wir können nach Amerika gehen und dort unſer Glück verſuchen; oder was meinſt Du, wenn wir dem Rathe Deines Bruders folgten und eine Pachtung in den öſtlichen Provinzen übernähmen? wir blieben dann doch in unſerm Vaterlande. Laß uns unter allen Umſtänden auf Gott vertrauen; er wird für uns und die Kinder ſorgen!"

„Ich kann nur finſter in die Zukunft ſehen," ſagte wieder der Vater. „Wenn ich Nachts aufwache, meine ich ſchier, ich müſſe verzweifeln; bei Tage

kann ich noch eher gegen dieses Gefühl ankämpfen, aber Nachts überwältigt es mich.

„Lasse den Muth nicht sinken!“ erwiederte die Mutter. „Hast Du auch viel verloren, das Beste, Deine eigene Rechtschaffenheit hast Du bewahrt. Ich bin fest überzeugt, Gott wird uns helfen, darum laß uns ergeben in seinem heiligsten Willen bleiben, wenn wir auch genöthigt sind, unsere Heimath zu verlassen.“

Ein unerwartetes Geräusch neben ihrem Bette brachte die Mutter plötzlich zum Schweigen. Sie richtete sich auf und erblickte den kleinen Paul, der zitternd in seinem weißen Nachtkleidchen neben ihr stand.

„O Mutter,“ sagte er, „ich habe den lieben Gott gebeten, er möge den bösen Dalberg tödten, und nun fürchte ich mich so. Laß mich doch zu Dir in's Bett kommen.“

„Kind,“ sagte die Mutter erschrocken, und nahm ihn in ihre Arme, „laß uns den lieben Gott um Verzeihung bitten wegen unsrer Unzufriedenheit, und auch bitten, daß er Dalberg verzeihen und sein hartes Herz erweichen möge. Dalberg ist Deines Vaters Vetter, und hat gewiß manche gute Eigenschaft, wenn wir sie auch nicht kennen. Du darfst ihm nie Uebles wünschen, sondern mußt oft für ihn beten; ich thue das auch.“

Paul schluchzte und klammerte sich fest an sie. Er war kalt und erschrocken. Das unbestimmte Halbdunkel des Zimmers, das Gespräch seiner Eltern und der Wunsch nach Rache, der zum ersten Male in seinem Herzen aufgestiegen war, hatten ihn mit Aufregung und Angst erfüllt. Im Arm seiner Mutter schlummerte er jedoch bald ein. Als er spät am Morgen aufwachte, schien ihm Alles nur ein böser Traum gewesen zu sein; aber die Mutter erinnerte ihn daran, daß es Wirklichkeit war. Sie wiederholte ihm beim hellen Tageslicht, daß Dalberg wirklich der Vetter seines Vaters sei, daß die beiden sogar einst innig befreundet gewesen, bis ein Wechsel von Umständen sie entzweit und Dalbergs Herz mit Bitterkeit gegen ihre Familie erfüllt habe. „Aber wir dürfen ihn deßhalb nicht hassen,“ fügte sie hinzu; „wir müssen ihn bemitleiden und fleißig für ihn beten, damit der Herr sein Herz erweiche und ihn wieder gut und freundlich gegen uns werden lasse, wie ehedem.

Paul vergaß nie diese Worte seiner Mutter und befolgte sie.

Der Prozeß war also beendet, und wie wir gehört haben, war die Folge

davon, daß die Familie Sommerfeld ihre alte Heimath verlassen mußte. Die Knaben begriffen die ganze Größe ihres Verlustes noch nicht; sie trauerten nur, daß sie sich von dem schönen Blumengarten, dem alten Gartenhause, dem Teiche mit den schönen Wasserlilien, dem schattigen Tannenwäldchen und von allen ihren trauten Spielplätzen trennen mußten. Aber es blieb ihnen kaum Zeit zum Nachdenken, denn schon nach einigen Tagen brachte der Vater die beiden ältesten zu Verwandten nach M., wo sie vorläufig die Schule und das Gymnasium besuchen sollten. Paul aber, der Liebling von Allen, sollte für einige Zeit zu seiner Großmutter gehen, die mit ihrer jüngsten Tochter in einem Dörfchen an der Ruhr wohnte. Es war eine ziemlich weite Reise dorthin; die Mutter begleitete ihn und blieb noch acht Tage dort, damit er sich besser an eine fremde Umgebung gewöhnen möge.

Die Großmutter Sommerfeld war eine freundliche, heitere Frau, der Niemand angesehen hätte, daß sie schon sechzig Jahre alt war. Sie behandelte Paul mit der größten Liebe und Zärtlichkeit, und um ihn den Abschied von Hause vergessen zu machen, erzählte sie ihm viel von der Hochzeit seiner jüngsten Tante, die bald stattfinden sollte. Auch von Onkel Thomas, dem ältesten Bruder seines Vaters, sprach sie oft; dieser wohnte auf einem Landgute, welches eine halbe Stunde weit vom Hause der Großmutter entfernt war. Er hatte sieben Kinder, Mädchen und Knaben, alle unter zwölf Jahren; das sollte eine Freude für Paul werden, wenn er dort einmal zum Besuch hinging. Der arme Paul! Es war ihm gar nicht zu Muthe, als ob er sich je wieder freuen könnte; er hätte lieber nie eine Hochzeit mitmachen mögen, und was die kleinen Vettern und Basen betraf, so fürchtete er sich fast vor so vielen Kindern, weil er bis jetzt allein mit seinen Eltern und Brüdern gelebt hatte. Er war auch erstaunt über die vielen Verwandten, die in den acht Tagen, wo seine Mutter noch bei ihm war, diese besuchten, und die alle so freundlich und zuvorkommend waren. Aber je näher der Tag kam, da seine Mutter abreisen sollte, um so inniger schloß er sich an sie. Oft sprachen die Tanten und Onkel über die weite Reise, die sie vorhabe, über die Pachtung, die ihr Mann in der Nähe von Danzig übernommen habe, und sie hofften, daß Alles gut gehen werde, und daß sie bald ihre Kinder nachholen könnten. Dem Knaben ging dann jedesmal ein Stich durch's Herz, und als wirklich die Stunde des Abschieds kam, war er so außer sich vor Schmerz, daß die arme Mutter, die bis dahin so standhaft geblieben

war, bei dieſem ſchwerſten Theile ihrer Prüfung faſt den Muth verlor. Weinend drückte ſie einen Kuß auf die Stirne ihres Lieblings, bezeichnete ihn mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und riß ſich ſchnell los, um in den Wagen zu ſteigen. Paul ſah dieſem ſo lange nach, bis er bei einer Biegung des Weges hinter den Bergen verſchwand. — Die erſten Tage verfloſſen ſehr traurig für ihn; als aber die Großmutter mit ihm zu Onkel Thomas fuhr, und ſie zwei Tage dort blieben, fing er an ſich zu erheitern. Er fühlte ſich bald heimiſch zwiſchen den kleinen Vettern und Baſen, und verſprach ihnen, ſchon in der nächſten Woche wieder zu kommen. Von nun an war er faſt mehr bei dem Onkel, als bei der Großmutter, und der Verkehr mit den lebhaften Kindern, die viele Bewegung in der freien Luft bekamen ihm ſo wohl, daß er ein viel geſunderes Ausſehen erhielt. Es vergingen einige Wochen, die Ernte war vorüber, und die Kinder hatten nichts mehr zu helfen, nun nahm die bevorſtehende Hochzeit Aller Gedanken in Anſpruch; ſie ſollte in der nächſten Woche ſtattfinden, und es waren dazu außer dem Onkel und ſeiner Familie noch ſechzig Perſonen eingeladen. Endlich kam der erſehnte Tag. Das war ein Feſt für die Kinder und für den kleinen Paul beſonders! Man hatte ihm geſagt, er müſſe bei dieſer Gelegenheit die Stelle ſeiner abweſenden Eltern vertreten, und er war ganz ſtolz auf dieſe Würde. Die Trauung fand in der kleinen, freundlichen Kapelle ſtatt, wohin das Brautpaar von zwölf Brautführern und zwölf Brautführerinnen begleitet wurde. Die Brautführer waren meiſtens Freunde des Bräutigams, aber auch der kleine Paul war darunter in einem ganz neuen feſtlichen Anzuge. Er war gepaart mit ſeinem Bäschen, die ein Jahr jünger war, als er, und in ihrem weißen Kleidchen und Blumenkränzchen allerliebſt ausſah. Als der feſtliche Zug aus der Kapelle zurückkehrte, ſtand das Mittagseſſen bereit, und der große Hochzeitskuchen mitten auf der Tafel zog die Blicke aller anweſenden Kinder auf ſich. Sie bekamen davon in Fülle und noch andere ſchöne Sachen erfreuten die Schaar. Wie munter und laut ſie dabei wurden, brauche ich wohl kaum zu ſagen. Paul bedauerte nur, daß ſeine Eltern und Brüder nicht mit bei dem Feſte ſein konnten; er hatte noch nie in ſeinem Leben ſo viel Vergnügen gehabt.

Das Brautpaar reiſte gleich nach dem Mittagseſſen ab, doch ließen die Gäſte ſich dadurch nicht ſtören, und die Geſellſchaft blieb bis zur ſpäten Nacht zuſammen. Den Kindern wurde es bald zu enge im Zimmer, und am Nach-

mittage machten einige der größern von ihnen den Vorschlag, in das nahe Wäldchen zu gehen und dort zu spielen.

Für Paul aber waren diese Vergnügungen zu anstrengend; er fühlte sich ganz angegriffen und müde, als sie im Walde ankamen, schämte sich aber, es den andern Kindern zu gestehen, und spielte mit, so lange er es eben aushalten konnte. Endlich als ihm die Augen fast zufielen, schlich er sich hinweg und legte sich an einem schattigen Plätzchen nieder, um für einige Minuten auszuruhen. Doch bald sank er in den tiefsten Schlaf und wurde nichts davon gewahr, daß die heitere, kleine Gesellschaft nach Hause zurückkehrte. Hier vermißte man ihn nicht, weil einige von Onkel Thomas Kindern heimgegangen waren, und man glaubte, er habe sich an sie angeschlossen.

Als Paul nach einigen Stunden erwachte, sah er die hellen Sterne durch das Grün der Bäume schimmern und sprang ganz verwirrt und erstaunt auf. Es dauerte einige Minuten, ehe er sich recht besinnen konnte, wo er war, und wie er hierhergekommen. Als ihm endlich Alles klar wurde, rief er, so laut er nur konnte, die Namen mehrerer Kinder, die mit ihm gekommen waren — aber keine Antwort erfolgte. Er war noch nie in seinem Leben bei Nacht im Freien gewesen, und nun fand er sich plötzlich um Mitternacht allein im Walde. Die Bäume und Sträuche kamen ihm im Mondschein so verändert vor; wie drohende, schattenhafte Gestalten standen sie vor ihm. Dazu hörte er den wilden, schauerlichen Ruf der Eule, und Entsetzen ergriff ihn. Er lief mit klopfendem Herzen, so schnell er nur konnte, nach jener Richtung hin, wo er das Haus seiner Großmutter wähnte. Der arme Knabe! — er ahnte nicht, daß er sich bei jedem Schritte weiter von seinem Ziele entfernte; denn statt den Hügel hinabzusteigen, stieg er hinauf. Er blieb wiederholt stehen und horchte; aber er hörte nichts, als das Klopfen seines eignen Herzens. Allmählig gewöhnten sich seine Augen mehr an die Dunkelheit, und er konnte die Gegenstände um sich her klarer unterscheiden; aber daß er sich auf dem unrichtigen Wege befand, entdeckte er nicht. Eine halbe Stunde mochte er so fortgegangen sein, da erst fiel ihm ein, daß er wahrscheinlich den Weg verfehlt. Er hatte schon oft von Kindern gehört, die sich im Walde verirrt hatten und umgekommen waren, und er meinte, dieses würde auch sein Schicksal sein. Bitterlich begann er zu weinen, weil er seine lieben Eltern sowie Wilhelm und August nie wiedersehen sollte. O wie traurig wür-

den sie um ihn sein! Er schluchzte laut und in der Angst seines Herzens kniete er unter freiem Himmel nieder und sagte alle Gebetchen, die ihn die Mutter gelehrt hatte; und wie er seit Kurzem gewohnt war, fügte er zum Schlusse bei: „O lieber Gott, erweiche doch das harte Herz Dalbergs, und mache, daß er wieder meines Vaters Freund wird, wie er es früher war."

Nachdem er sein Gebet beendigt hatte, begann er wieder weiter zu gehen; es ging nicht mehr bergauf, sondern bergab; schon bald wurde der Wald lichter, und er sah sich in einer ihm völlig unbekannten Gegend; Häuser und Dörfer stiegen in der Ferne auf, wovon er nicht einmal den Namen kannte. Unschlüssig, ob er sich rechts oder links wenden sollte, setzte er sich neben einem großen Steine nieder, ließ seinen Kopf darauf ruhen; und hatte noch keine Minute hier gesessen, als er wieder fast eingeschlafen war. Kaum glaubte er, einige Augenblicke zu schlafen, als er plötzlich aufgeweckt wurde. Ein Mann, der seinem Anzuge nach ein Schäfer sein mußte, kniete vor ihm, und bemühete sich, ihn aufzurichten. Es war nun schon Morgendämmerung, und Paul, der in dem Mann den Schäfer seines Onkels zu erkennen glaubte, stieß einen Freudenschrei aus. Aber bald entdeckte er, daß er sich geirrt habe. Der fremde Schäfer nahm ihn indessen freundlich auf seine Arme, als hätte er ein krankes Lämmchen zu tragen, und Paul hörte zu seiner größten Verwunderung, daß er ungefähr zwei Stunden von dem Wohnorte seiner Großmutter entfernt sei. Er war so erschöpft durch diese nächtliche Wanderung und vielleicht auch durch das lange Liegen auf dem feuchten Boden, daß er in den Armen des guten Mannes zum dritten Male einschlief.

Wer beschreibt aber sein Erstaunen, als er diesmal aufwachte! Er befand sich auf einem schönen Sopha, in einem Zimmer, so elegant, wie er bis jetzt noch nie eines gesehen hatte. Auf einem Tische in der Mitte desselben stand in den kostbarsten Silber- und Porzellan-Gefäßen das Frühstück bereit. War Paul in einem Feenschlosse, wovon er so oft in seinem Märchenbuche gelesen hatte, und war die blasse Dame im hellen Morgenkleide, welche sich jetzt über ihn lehnte, eine gütige Fee? Und wer war der schöne, freundliche Herr an ihrer Seite? In sprachlosem Staunen sah der Knabe bald Diese, bald Jenen an.

„Sei nur ganz ruhig, mein Kind," sagte die Dame, indem sie ihn zärtlich küßte, „Du bist hier gut aufgehoben."

Paul zweifelte nicht daran; es war ihm nur noch Alles wie ein Traum, er konnte nicht begreifen, wie er hierher gekommen sei.

„Komm, kleiner Freund," sprach jetzt der Herr in einem ermunternden und freundlichen Tone, „Du wirst Hunger und Durst haben." „Marie," fügte er, zu seiner Frau sich hinwendend, „der Kleine trinkt sicher lieber Milch als Kaffee?"

Die Dame klingelte, und bald darauf brachte ein Diener in einem schönen chinesischen Kännchen die gewünschte Milch. Paul mußte sich neben seine Beschützerin setzen. Bisher hatte er noch kein Wort gesprochen; es war ihm auch nicht möglich, etwas zu sagen: seine Verwirrung war zu groß. Die Dame überließ ihn deshalb für eine kleine Weile ganz sich selbst, bis er sich erholt hatte. Er trank nur wenig von der ihm vorgesetzten Milch, denn er fühlte weder Hunger noch Durst. Der freundliche Herr erzählte während dessen seiner Frau, was er von seinem Schäfer vernommen, wie dieser das Kind auf dem Felde gefunden, und wie es vermuthlich mit Sommerfelds verwand sei, bei denen gestern eine große Hochzeitsfeier stattgefunden habe. Paul warf einen Blick auf seinen festlichen Anzug und allmälig begann er zu begreifen, wie Alles gekommen war. Er konnte nur nicht fassen, daß die Hochzeit erst gestern gewesen sein sollte; es schien ihm, als wäre es schon so lange, lange her. Durch die Unterhaltung über Gegenstände, mit denen er vertraut war, wurde endlich seine Zunge gelöst, und er erzählte die Erlebnisse der letzten vierundzwanzig Stunden.

Das freundliche Ehepaar, bei dem er Aufnahme gefunden, hatte keine Kinder. Dieses war den guten Leuten stets ein großer Schmerz gewesen, und die bleiche Dame hatte im Stillen schon manche Thräne darüber geweint. Deshalb that es ihrem Herzen wohl, daß sie einem fremden Kinde, wenn auch nur auf kurze Zeit, mütterliche Sorgfalt angedeihen lassen konnte. Mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit behandelte sie den kleinen Paul. Sie nahm ihn nach dem Frühstück mit in ihr Zimmer, wusch ihn mit eigner Hand, glättete sein Haar und brachte seine in Unordnung gerathenen Kleider wieder in Ordnung. Unterdessen trat ihr Mann herein, setzte sich schweigend hin, und beobachtete sie gerührt. Endlich wendete er sich zu Paul und fragte ihn: „Kannst Du mir denn wohl auch sagen, wie Dein Vater heißt, mein Sohn?"

„Franz Sommerfeld," antwortete Paul.

„Wo ist der denn jetzt?“ fragte der Herr etwas kurz und scharf.

„Ich kann es nicht genau sagen,“ erwiederte der Knabe, und erröthete vor Unwillen, als er an den bösen Prozeß dachte, der Schuld daran war, daß er von seinen Eltern und Brüdern getrennt sei. „Meine Mutter brachte mich zu meiner Großmutter,“ fuhr er fort; „Wilhelm und August aber sind bei den Verwandten in M. O, ich wäre so gern bei meiner Mutter; ich habe sie so lieb.“ Bei diesem Gedanken floß sein ohnehin schon erregtes Herz über, und er brach in lautes Schluchzen aus. Die Dame nahm ihn in ihre Arme und drückte ihn zärtlich an's Herz. „Rudolph,“ sagte sie zu ihrem Manne, „frage das Kind nicht nach solchen Sachen,“ und zu Paul gewendet fuhr sie fort: „Es ist recht, daß Du Deine Mutter so lieb hast; alle guten Kinder lieben ihre Eltern;“ und dann trocknete sie ihm die Thränen ab und küßte ihn.

Pauls Vater hatte nur aber seine Söhne stets gelehrt, nicht über jede Kleinigkeit zu weinen, sondern sich männlich und beherzt zu zeigen. Dieses kam ihm jetzt wieder in den Sinn; weshalb er eine gewaltige Anstrengung machte, seine Thränen zu unterdrücken, sah dem Herrn fest in's Gesicht und sagte in einem Tone, der männlich klingen sollte: „Der böse Prozeß hat meinen Vater so unglücklich gemacht; er ist nun mit meiner Mutter weit fortgezogen, und Wilhelm, August und ich gehen später auch dorthin; ich bin ganz froh darüber, daß die Eltern so weit weg sind, dann hören sie doch nichts mehr von dem hartherzigen, alten Dalberg, der an dem Prozeß und allem Unglück Schuld ist. Ich bete aber alle Tage für ihn; meine Mutter will das so. Sie sagte, ich müsse beten, daß der liebe Gott sein hartes Herz erweichen und ihn wieder so gut machen möge, wie er früher war, da er noch meines Vaters Freund gewesen.“

Hier hielt Paul plötzlich inne, denn er konnte nicht begreifen, welch auffallenden Eindruck seine Worte auf die beiden Zuhörer gemacht hatten. Die Dame war roth geworden bis zum Scheitel; ihr Mann aber drehte sich schnell um, und sah zum Fenster hinaus. Nach einer kleinen Pause sagte er: „Wir müssen das Kind zurück schicken, oder wenigstens sorgen, daß seine Verwandten Nachricht bekommen, wo er sei; sie werden gewiß in großer Sorge um ihn sein.“ Bei diesen Worten verließ er das Zimmer.

Die Dame vollendete Pauls Toilette, nahm ihn dann wieder mit in's Wohnzimmer, legte ihn auf's Sopha, weil er noch immer über Müdigkeit

klagte. Dann ſetzte ſie ſich mit ihrer Handarbeit vor ihn, wie eine ſorgſame Mutter ihn beobachtend.

Im Hauſe der Großmutter herrſchte indeſſen die größte Aufregung über das Verſchwinden Pauls, das man erſt am Morgen nach der Hochzeit bemerkt hatte. Auch ſie war der Meinung geweſen, er ſei mit den Kindern des Onkel Thomas heimgegangen. Dieſer ſelbſt kehrte erſt am Morgen nach Hauſe zurück, wo er zu ſeinem größten Schrecken entdeckte, daß Paul nicht hier war. Schnell war er wieder bei der Großmutter um dieſer die beunruhigende Nachricht zu bringen, und man begann ſogleich überall nach dem Knaben zu ſuchen. Man fürchtete am meiſten, er ſei in die Ruhr gefallen, und Onkel Thomas durchſuchte gerade mit ſeinen Knechten die Ufer und das Bett des Fluſſes, um eine Spur des unglücklichen Kindes zu entdecken, als der Schäfer, der ihn aufgefunden, im Auftrage ſeines Herrn kam, um Nachtichten über den Verlorenen zu bringen. Mit großer Verwunderung und Freude hörten die beſorgten Verwandten Alles, was wir ſchon wiſſen, nur daß wir bis jetzt noch nicht den Namen der freundlichen Menſchen erfahren haben, die dem Kinde eine ſo liebevolle Aufnahme und Pflege gewährten. Vielleicht haben aber meine lieben Leſer dieſes Geheimniß ſchon errathen? Ja, es war wirklich der gefürchtete Herr Dalberg, der nun aus dem Munde des Knaben gehört hatte, wie unglücklich er die Familie ſeines frühern Freundes gemacht hatte. Pauls Gebet, das er in der Stille der Nacht aus angſterfülltem Herzen zu Gott empor geſchickt, war durch die Wolken gedrungen und hatte Erhörung gefunden. Dalbergs Herz war erweicht durch die Worte des Kindes, durch die Entdeckung, daß diejenigen für ihn beteten und ihn ſegneten, denen er ſo viel Uebles gethan. Er war kein böſer Mann, doch leidenſchaftlich und heftig; und da Pauls Vater auch gewohnt war, auf ſeinem eignen Willen zu beſtehen, hatte ihr Streit eine ernſtere Wendung genommen, als ſie es anfangs gedacht hatten. Nun that es Dalberg von Herzen leid, daß es ſo weit gekommen war, und er beeilte ſich deshalb, der Erſte zu ſein, der die Hand zur Verſöhnung bot. Die Großmutter und der Onkel Thomas traueten kaum ihren Augen, als einige Stunden nach Ankunft des Schäfers ein Wagen vor der Thüre hielt, und Dalberg mit ſeiner Frau und Paul ausſtieg. Unmöglich können wir uns bei den Scenen aufhalten, die nun folgten, genug, daß nach einigen Tagen die erſtaunten Eltern Pauls einen freundlichen Brief von ihrem vermeintlichen Feinde er-

hielten, der ihnen anbot, sie wieder in den Besitz ihres Vermögens zu setzen und ihren jüngsten Knaben an Kindesstatt anzunehmen. Dankbar nahmen Sommerfelds dieses Anerbieten an; da sie aber ohne großen Schaden die einmal übernommene Pachtung nicht gleich wieder aufgeben konnten, kehrten sie erst nach zwei Jahren in ihre alte Heimath zurück.

Paul aber, ganz erstaunt, daß seine nächtliche Wanderung solch glückliche Folgen herbeigeführt hatte, blieb von diesem Tage an in dem Dalberg'schen Hause. Auch seine Brüder fanden hier, so lange die Eltern noch nicht zurückkehren konnten, eine Heimat — eine Heimat, die in gewisser Beziehung glücklicher war, als ihre frühere, denn es gab da keinen bösen Prozeß, der sie in Angst und Furcht versetzte, auch keinen grausamen, alten Dalberg, wohl aber einen freundlichen Onkel Rudolph und eine sanfte Tante Marie, die mit einer Liebe für sie sorgten, die nur mit der Liebe ihrer Eltern verglichen werden konnte.

Drei Kerzen.

Von A. B.

Das Kindlein ruht so lieblich
Im lilienweißen Kleid,
Man trägt es hin zur Taufe,
Dort wird es eingeweiht.
Hell funkelt ihm die Kerze,
Und Gottes Diener spricht:
Nimm hin das Licht des Glaubens
Und brich den Taufbund nicht;
Laß dieses Licht die Leuchte
Auf irren Pfaden sein,
Es führt zum sichern Porte,
Ins Reich der Himmel ein!

Die Jungfrau steht erblühet
Voll Andacht am Altar,
Im weißen Festesschmucke
Die Rose in dem Haar,
Am Tag der schönsten Feier

Beim ersten Abendmahl —
Wie glänzet da die Kerze
Im wundersamen Strahl!
Da fühlt das Herz, das reine,
Daß es vom Himmel stammt,
Woher die Glut der Liebe
Zur Liebe es entflammt.

Die Greisin liegt am Lager,
Das Kreuz in welker Hand,
Von Erdenlust und Sorgen
Ist längst der Sinn gewandt.
Matt flimmert eine Kerze —
Das letzte Erdenlicht,
Bald ist die Kraft erloschen
Und Herz und Auge bricht.
Doch wenn die Lebensmüde
Vollendet fromm den Lauf —
Da lodert hoch die Fackel
Der sel'gen Hoffnung auf!

Reinhold's Glück und Malheur.

Erzählung von Hermann Geiger.

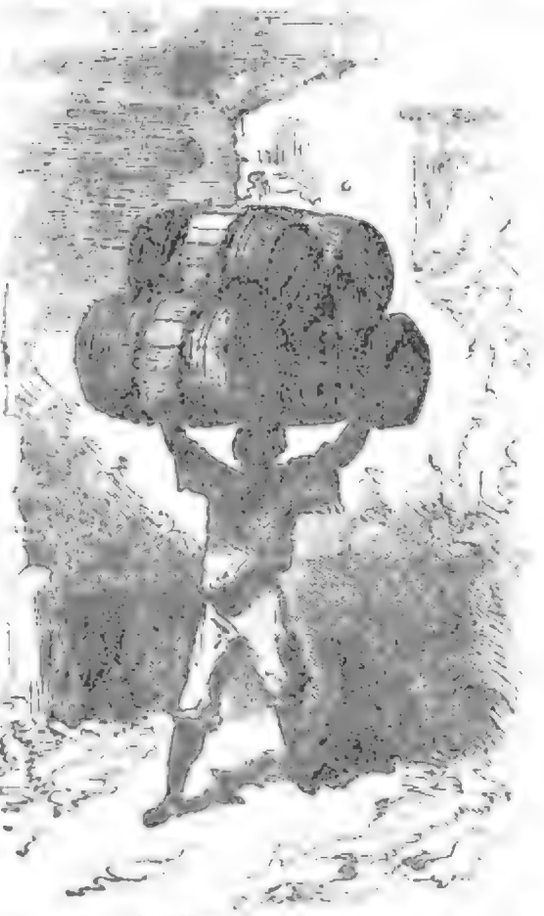
„Alles hat der böse Krieg zerstört; er hat den Weinbauern nicht nur Hab' und Gut, sondern auch einen Sohn um den andern genommen." So seufzte der alte Reinhold auf seinem Krankenlager kurz vor er starb. Der junge Reinhold aber marschirte in Reih' und Glied jenseits der Weichsel auf Schnee und Eis, und ahnte vielleicht, daß er vom Felde heimkehrend seinen Hof und seinen Vater nicht mehr finden werde.

So war es auch. Das Haus lag in Schutt und der Vater im Grabe. Der Sohn bedurfte eines ungewöhnlichen Muthes, um sich auf einem so sehr herabgekommenen Erbe halten zu können. Oft äußerte er, wenn er einen Reichen sah, den Wunsch, etwas von dessen Ueberfluß zu haben; oft träumte er von einem aufgefundenen Schatze und dem Segen, der daran haftete. Wie gerne gönnen wir ihm diesen Segen! Sein Schatz aber war seine Gesundheit. Und so arbeitete er denn früh und spät — zuerst mit den Händen allein, etwas später mit der Schaufel, noch später mit einem Oechslein, endlich mit einem Pferde und dann gar mit einem Knaben, und zuletzt mit dreien Knechten. Alles hatte seinen guten Fortgang.

Eines Sommertages fertigte Reinhold nahe an der Grundmauer des zerstörten Vaterhauses eine Grube, in der Absicht, ein edles Bäumchen dort einzusetzen, um seiner Zeit dessen Aepfel zu essen. Da stieß er auf einen Ziegelstein, und neben demselben fand er einen zweiten und dritten und vierten, als wäre er auf ein Gewölbe gekommen.

„Her mit der Karste," sagte er, „durch muß sie brechen." Schon die ersten Schläge wirkten, und hopps fielen die Steine nicht herauf, sondern hinab.

„Sonderbar," rief Reinhold, „was mag das sein?" Er weitete schnell die Oeffnung, ließ sich an einer Leiter hinab, und hört! er war in einem dunkeln, gemauerten Raum, der für einen Keller etwas enge schien. Um sich blickend glaubte er ein riesiges Faß zu entdecken, wie er auf der Welt kaum ein größeres gesehen haben mochte. Er machte Licht und hielt ein brennendes Zündholz nahe an den Koloß: „Welch' herrliche Eichenbretter, und diese Eisenreife!" Er klopft und klopft stärker — „das Ding tönt voll." Da durchzuckt ihn der Gedanke: „Dieses Faß hat mein seliger Vater durch eine Schlußmauer von seinem Weinkeller getrennt, um es gegen den Durst der Einquartirten zu schützen." Anders verhielt sich's nicht. Reinhold sah sich im Besitze eines gewaltigen Fundes. Er überließ sich seinem Freudentaumel, und beschloß den ganzen Inhalt dem riesigen Behälter zu entziehen, um den Wein theuer zu veräußern.



Zu diesem Zwecke eilte er zum nächsten Binder, kaufte Fässer, und lud sich deren so viele auf den Kopf, als er zu tragen vermochte. So kehrte er vom Hause des Binders zu seinem Funde zurück.

Kaum hatten die Fäßer in dem engen Raume Platz gefunden, so ging es an ein Hämmern und Klopfen, um den Spund zu öffnen. Der Lärm schien Leute herbeizulocken, vielleicht auch das Faß selbst. Denn wo immer ein Aas ist, da sammeln sich die Geier. Unter den ungebetenen lästigen Zuschauern, die oben standen, gewahrte Reinhold auch den Küfner, dem er die Fässer verdankte, und er konnte bei der gegenwärtigen Arbeit die Hülfe nicht wohl ausschlagen, welche derselbe ihm anbot. Diese Hülfe beschränkte sich aber nicht auf das Spund sägen und Zapfen allein, sondern ging auch auf das Kiesen und Kosten über, und da der Inhalt des Fasses vortrefflich mundete, tranken sie lustig fort und theilten auch den andern reichlich mit. Was so begonnen hatte, wurde

auch später fortgesetzt, und es fand sich jeden Abend ein Häufchen von Freunden bei Reinhold ein, die vom Weine sprachen und dessen Verkauf und andern unwahrscheinlichen Dingen. „So lange Du glücklich bist," sagt ein alter Spruch, „wirst Du viele Freunde haben."

Die Erntezeit war inzwischen angebrochen. Reinhold that sich schwer, den Humpen mit der Sichel und die Ruhe und Kühle mit Arbeit und Hitze zu vertauschen. Auch die Knechte ruhten, weil ihnen niemand vorarbeitete. Da kam ein Gewitter und der Hagel schlug die überreife Ernte in den Boden des Feldes.

Darüber wurde Reinhold begreiflicher Weise mürrisch, ja sogar etwas reizbar. Es bedurfte nur eines kleinen Anlasses, so entzündete sich zwischen ihm und seinen Genossen ein heftiger Hader, den der Wein noch förderte, wie Oel das Feuer, und Reinhold sah sich alsbald in Proceß über Proceß verwickelt.

Sein Gemüth umdüsterte sich immer mehr. Er suchte durch Trinken seine Uebel zu vergessen, was ein verkehrtes Mittel war, denn der Wein zerstörte die Gesundheit, wie Wasser das Feuer. Der arme Mann bekam Kopfschmerzen und Unbehaglichkeiten aller Art, endlich ein ernstliches, andauerndes Fieber.

Jetzt überblickte Reinhold sein vermeintliches Glück in langen, qualvollen Nächten, und sah ein, daß sein Hausstand einem Frachtschiffe ähnlich war, das einen Leck bekommen, und zu sinken begann.

Dieses Sinken aber begab sich also: Zuerst kamen Reinhold's Knechte und verlangten ihre Entlassung, da sie ohne Arbeit seien. Reinhold gab sie ihnen gerne, weil er fürchtete, sie möchten ihm seine kleinen Getreidevorräthe noch vollends aufzehren. Sodann kamen die Anwälte und brachten Rechnungen über Rechnungen, die sie Klage, Beweisführung, Einrede, Replick, Duplik und ich weiß nicht, wie nannten, und Reinhold mußte die Kosten dadurch decken, daß er sein liebes Pferd verkaufte.

„Wehe, dachte er, nun kommt die Reihe an's Oechslein," und wirklich folgten Anforderungen für Arzt und Arznei, die das Oechslein decken mußte.

Da blieb dem guten Reinhold nichts mehr übrig, als Karste und Schaufel — und so hatte er angefangen.

Er stand vom Krankenlager wieder auf reicher um eine große Erfahrung. Denn jetzt wünschte er weder einen Schatz, noch irgend welchen Ueberfluß an Geld, sondern zählte sich zu den Tausenden, welche bei Arbeit gesund und zufrieden, im Reichthum aber namenlos unglücklich sind.

Digitized by Google

Eine Pilgerfahrt nach Einsiedeln.

Ein Stück Selbstbiographie.

Von P. Gall Morel.

Ich war als ein muntrer vierzehnjähriger Knabe von meinen in der Stadt wohnenden Eltern zu meinem sechs Stunden von da im Städtchen Wyl wohnenden Großvater in die Vakanz geschickt worden, wo ich mich mit einem in gleichem Alter stehenden nahen Vetter tüchtig herumtummelte, und in Flur und Wald allerlei Muthwillen trieb, um die Zeit todtzuschlagen. Solcherlei Dinge einläßlicher zu schildern ist unnöthig, da man weiß, wie allerorten lustige Studentlein die Ferien zu benützen verstehen. Eines schönen Abends kommt meine Mutter mit einer Base aus der Stadt herab zu Großvater und fragt mich und mein Vetterchen: Wollt ihr nicht Morgen mit mir nach Einsiedeln zur großen Engelweihe wallfahrten. O ja, gerne, gerne! War die Antwort. — Aber ihr müßt die zwölf Stunden Weges zu Fuß machen und dazu beten und brav sein! — O ja gerne, gerne, sagten wir wieder.—Gut also, Morgen früh wird man euch wecken! Zur Reise braucht ihr nichts als einen Stock und einen Rosenkranz, Alles andre habt ihr schon bereit.

Die kurze zum Schlaf angewiesene Zeit war unruhig, wie das gewöhnlich vor einer Reise der Fall ist. Die Phantasie spiegelte mir hundert hübsche Sachen aus den folgenden Tagen vor. Von Einsiedeln hatte ich schon gar viel gehört, und wenn ich auch vom Wallfahrten nur geringe Begriffe hatte, so freute es mich doch, den berühmten vielbesuchten Ort, und bei diesem Anlaß viel andere neue Dinge zu sehen. Gebet und Bußwerke, dachte ich, werden mich nicht tödten, und mein Kamerad kommt ja auch mit.

Früh zwei Uhr brachen wir auf, eine Caravane von fünf Personen, Mutter, Base, wir zwei Gymnasiasten und ein altes Mütterchen, das den Weg schon oft gemacht hatte, und etwas von unserm leichten Reisegepäck trug. So gieng's zum Städtlein hinaus in's Freie, wo uns gegen die kalte Morgenluft — es war der 13. Herbstmonat — nicht sowohl das heiße Gebet, als vielmehr die Marschbewegung etwas schützte. Die Nähe des Klosters Fischingen und der Umstand, daß wir so frühe aus den Federn waren, erinnerte Babeli, — so hieß das alte Mütterchen — an den wohlbekannten Spruch, den man bei uns den schläfrigen Kindern vorzuhalten pflegt: „Sant Idda, weck' mi bi Zita, nüd z'früh und nüd z'spot, wenn's Zitglöggli schloht."

Und als wir dann hinten im Thal um einen Vorsprung des Hügels kamen und vom Kloster her, durch die Nacht, die Frühglocken tönten, und allmählig die Klosterthürme und Mauern aus dem Dunkel auftauchten, da erzählte uns Mutter die schöne Geschichte von der Gräfin Sankt Idda und dem Graf Heinrich und vom Raben, der den glänzenden Ehring vom Fenstergesimse stahl, und wie ihn der Jäger dann in des Raben Nest fand, und an seinen Finger steckte, und wie dieser Jäger und die fromme Gräfin darüber in Verdacht kamen und diese vom Grafen im Zorn von der Burg hinab in die tiefe Thalschlucht gestürzt aber wunderbarlich am Leben erhalten wurde; endlich wie sie in der Einöde von ihrem Gemahl unversehens auf der Jagd wieder gefunden wurde, was ich Alles mit gierigem Ohre auffaugte und mit großer Freude der Erinnerung einprägte.

Von Fisingen an zog sich der Weg allmählig aufwärts, immer höher und höher und mühsamer, auf den Hörnliberg, wo wir aber für die Mühe des Steigens, durch den prächtigen Sonnenaufgang und mehr noch durch die weitausgedehnte Fernsicht entschädigt wurden. Da lag vor uns ein großer Theil der Kantone Zürich, St. Gallen und Thurgau, in der Ferne gegen Süden auch der Zürchersee und die altersgrauen Thürme von Raperswil, und überm See die immer höher aufsteigenden Gebirge, in deren vorderster Reihe uns schon der Etzel als ein ersehnter Reisepunkt entgegenwinkte. Als mir Mutter diese waldige Höhe zeigte und beifügte, wie dort Sankt Meinrad sieben Jahre lang als armer Einsiedler lebte, ahnte ich freilich nicht, wie vielfach diese Höhe auch in mein Leben verflochten werden sollte.

Rasch ging es den Berg hinunter, denn wir Buben waren noch frisch auf den Füßen; als sich aber unten der Weg wieder vier bis fünf Stunden eben durch langweilige Gegenden nach Raperswyl hin zog, fing doch die Wallfahrt allmählig an als Bußweg zu erscheinen. Zum Glück brachte das genannte romantische Städtchen und die lange Brücke über den See, auf der damals noch die Bretter nur lose hingelegt, und oft vom Sturmwind zu großem Verdruß der Wanderer weggeblasen wurden, schöne Abwechslung in die Reise. Bald aber kam schlimmere Abwechslung. Der Himmel hatte sich allmählig mit schwarzen Wetterwolken überzogen die das Dunkel des einbrechenden Abends noch unheimlicher machten. Kreischend und wild flogen Reiher und allerlei Wasservögel über des Sees Wellenschaum weg, der Sturmwind pfiff durch Bäume und Stauden und als es erst den hohen Etzel hinauf-

ging, war es ganz dunkel geworden und brach ein furchtbares Gewitter mit all seinen Schrecken über uns los.

Die schlechte, holperige Bergstraße, die damals noch meistens durch Buchen- und Tannenwald führte, fanden wir nur dadurch, daß uns eine Pilgerin voranschritt, die, des Regens wegen, ihre weiße Schürze über den Rücken gelegt hatte. In raschen Zwischenräumen erhellte auch der Blitz auf Augenblicke den Waldraum, wobei aber meine aufgeregte Phantasie nichts als furchtbare Abgründe und Felsschluchten zu beiden Seiten zu schauen meinte.

Meine ermüdete Mutter führte ich am Arme, und fürchtete dabei jeden Augenblick, sie möchte sammt mir in einen Abgrund stürzen. Einmal stürzte sie wirklich zu Boden, und ich stieß einen Jammerruf aus. Der Bergpfad aber wollte kein Ende nehmen, und schien natürlich unter solchen Umständen noch dreimal länger als er an sich ist.

So verfloß unter Angst und Mühe Stunde um Stunde und die Kräfte begannen zu schwinden, als endlich von oben herab durch die Tannäste die hellerleuchteten Fenster des Gasthofes auf der Ezelhöhe uns entgegenleuchteten. Noch nie hatte ich zum hellen Sternenhimmel mit solchem Entzücken emporgesehen, wie ich zu diesen irdischen Lichtern, die uns nahe Rettung aus der Noth verkündeten, empor sah. Als wir eintraten, war das Haus bereits von Wallfahrern so vollgepfropft, daß nur noch meine Mutter aus ganz besonderer Rücksicht ein Bett zur Nachtruhe erhielt; wir andern aber mußten auf harter Bank Ruhe suchen, nachdem wir vorher noch rasch einen Eierkuchen verschlungen und Gott für unsere Rettung gedankt hatten.

Ich muß hier eine Pause machen. Der 14. September des Jahres 1817, der während meinem kurzen Schlaf anbrach, ist für die Geschichte des Klosters und der Wallfahrt von Einsiedeln ein merkwürdiger Tag. Großes Unglück war die zwanzig vorangehende Jahre durch, wie über ganz Europa, so auch über diesen Ort besonders hereingebrochen. Bekannt ist die durch den Einfall der Franzosen, im Mai 1798 veranlaßte Verheerung des Landes die Plünderung des Klosters, die gänzliche Zerstörung der ehrwürdigen Gnadenkapelle, die Flucht und jahrelange Abwesenheit der Religiosen und mancherlei damit verbundenes Elend. Wohl kehrten die Klosterbewohner nach einigen Jahren wieder zurück, wurde das Stift wiederhergestellt, begann der Zug der Wallfahrer von Neuem; aber doch, der beständigen Napoleonschen Kriege wegen, nur in geringem Maaße, und als der Friede hergestellt war,

kamen noch die unfruchtbaren Jahre mit ihrem Gefolge, Hungersnoth und verheerende Fieber. Das Jahr 1817 endlich verſprach nicht nur ein friedliches, ſondern auch ein recht geſegnetes zu werden, und ſo hatten Tauſende und abermal Tauſende, die in den Tagen des Elendes wieder beten gelernt, oder Gelübde gemacht hatten, Luſt und Mittel eine Wallfahrt nach Einſiedeln zu machen, zum Feſte der großen Engelweihe, die nur dann die große heißt, wenn der Kreuzerhöhungstag auf einen Sonntag fällt, was jenes Jahr eintraf. Auch wußte man, daß die Muttergotteskapelle wieder neu aufgebaut war und an dieſem Tag zum erſtenmal in derſelben das heilige Meßopfer dargebracht werden ſollte. Zum Ueberfluß hatten gewiſſe Leute die Kunde verbreitet, auch der hochehrwürdige Papſt Pius VII. werde das Feſt beſuchen. So ſtrömte denn das Volk in großer Menge von allen Seiten her nach dem Finſterwald, der damals noch weit mehr als jetzt dieſem Namen entſprach, ja es war die Menge der Pilger, ſo außerordentlich, wie vielleicht nie mehr ſeit jenem Tage.

Frühe wie am vorigen Tage, brachen wir vom Etzel auf, um noch zum erſten Hochamt nach dem eine Stunde entfernten Einſiedeln zu kommen. Das Gewitter hatte die Luft gereinigt, der Himmel war ſternenhell, mir aber war aus begreiflichen Gründen unwohl geworden, was mich auch trotz der Nähe des Reiſezieles mißmuthig, ja mürriſch machte. So gings hinab zur Teufelsbrücke, über die rauſchende Syl und hinauf durch den Wald auf die das Thal von Einſiedeln beherrſchende Höhe. Bei dieſem Gang durch Waldesdunkel klangen plötzlich aus der Ferne in harmoniſchen Akkorden die Glocken des Münſters die zum Frühgottesdienſte riefen. Ich war ein wilder Bube, und mein Herz voll von eiteln Dingen, aber dieſer Ruf drang wunderbar an mein Herz, und wohl wußte und fühlte ich, daß ich gerufen war, wenn ich auch des Rufes Sinn nicht verſtand. Wie wird mir auf einmal ſo wohl! rief ich, und die Mutter hatte große Freude darob, und erſt viele Jahre ſpäter vernahm ich, daß ſie in dieſer Erfriſchung eine übernatürliche Einwirkung erblickt hatte, an die ſich mein ſpäteres Schickſal knüpfte. — Ja, gute ſelige Mutter, wenn je an mich ein Ruf von oben erging, ſo erging er nicht ſowohl durch dieſe Morgenglocken, als durch deine Mutterworte, die im Morgen meines Lebens ſo oft an meine Seele klangen.

Sie klangen an dieſelbe auch an jenem Morgen, als auf dem Wege die Erzählung vom Eremiten St. Meinrad zum erſtenmale Herz und Phantaſie

erquickte, und mir war, ich sehe den heiligen Mann vom Etzel her durch denselben Wald ziehen und seinen Begleiter auf eine Tanne klettern und die jungen Raben aus dem Neste holen und in der Kapuze weiter tragen, und ich freute mich den Beiden zu folgen an die Stätte, wo sie Hütte und Kapelle erbauten am Quell, der heute noch aus vierzehn Röhren sprudelt, an die Stätte, wo ruchlose Hände den Frommen mordeten, und wo die dankbaren Raben ihres Herren Tod wunderbar rächten.

Und wieder klangen die Glocken, aber da ich ihren Klang nur im Wiederhall vom östlichen Hügel her vernahm, so suchte ich dort durchs Dunkel hin Münster und Kloster zu erblicken, und meinte, da von dorther einige Lichter winkten, beides wirklich und zwar in all seinen Theilen zu sehen, als plötzlich der Weg sich rechts abwärts nach anderer Richtung wendete und wir endlich das Stift nahe vor uns sahen. Bevor wir es aber erreichten, rief uns eine Stimme aus einem Bauernhause zu: Kommt doch herein, zu einem Kaffee! Wir nahmen die Einladung an, Mutter ging voran über eine schmale hölzerne Stiege und öffnete die Zimmerthüre. Da fuhr sie erschrocken zurück mit dem Rufe: Jesus Maria, da drinnen liegt ein Todter! Es war aber nur ein halbausgezogener Pilger, der mitten in der Stube auf eine Bank hingestreckt lag. Der Schrecken hatte uns den Appetit zum Kaffee genommen, und wir eilten dem Kloster und der Kirche zu. Staunend blickte ich von dem Platze zu dem Prachtbau empor, (den uns die beigegebene Abbildung zeigt), der von oben vom Monde, von unten durch die vor allen Buden brennenden Feuer und Lichter phantastisch beleuchtet war. Aber weit mehr staunte ich, als ich in die Kirche eintreten wollte. Sie war so von Pilgern angefüllt, daß ich, obschon ein flinkes Bürschchen, mit Mühe nur ein paar Schritte vordrang. Vor mir stand die Gnadenkapelle von hundert und hundert Lichtern beleuchtet, rauschende Orchestermusik von zwei Tribünen herab klang zur Feier des ersten Hochamtes, das in der neuen Kapelle gesungen wurde. Mehr aber als das ergriff mich ein Blick in die dunkeln Räume des Mittelschiffs und des Chores mit all den verschlungenen Gewölbebogen und Gurten, den Ornamenten und Statuen, und der gedrängten Volksmasse, die sich in unendlicher Weite zu verlieren schien.

Ich weiß nicht mehr ob ich in Worten viel gebetet habe, aber so etwas von ungewohnter Gebetsstimmung griff im Herzen Platz. Ich weiß es nicht,

vermuthe aber, es habe hier das Sprichwort seine Anwendung gefunden: Jahre wie nichtig, Augenblicke wie wichtig.

Das Fest der Engeweihe wurde schon so oft geschildert, daß ich hier keine neue Beschreibung versuchen mag. Es versteht sich, daß mir alles sehr wohl gefiel, selbst die Festpredigt, obschon ich nichts davon verstand, und doch hatte ich mich so weit in den Volksknäuel hineingebohrt, daß ich meinen neuen Cylinder ganz platt drückte. Um die Abendprozession recht nahe zu sehen, nahm ich bei Zeiten Platz in der Nähe des Festmilitärs, und schlich mich nach Art flinker Buben, an sie gedrängt, in die vordersten Reihen der Zuschauer, so daß ich bequem den ganzen prächtigen Festzug auf dem Platze in der Nähe des Kirchenportals an mir vorüberwandeln sah.

Die Nacht brachte ich auf einem Strohsack zu, der mir aus besonderem Wohlwollen eingeräumt wurde. Am folgenden Tag war ich so glücklich, auch das Innere des Klosters zu sehen, die langen, hellen Gänge, die Schullokale, die Bibliothek, den großen Saal u. s. w., bei alle dem nicht von ferne ahnend, welche Bedeutung einst diese Räume alle für mich haben werden. Als ich die Klosterschüler in ihren schwarzen Soutanen spazieren sah, fragte mich meine Mutter, wie ich glaube nicht ohne Absicht: Wie gefällt Dir das? Möchtest Du nicht auch so ein Studentlein von Einsiedeln werden? — Ich finde, war meine Antwort, das Ding recht schön anzusehen, aber mitzumachen, nein, dazu könnte ich mich nie entschließen.

Die Rückreise ging über Uznach, Lichtensteig, Herisau, nach St. Gallen und das beständige, kalte Regenwetter setzte dabei die Geduld auf weit härtere Proben als alles Ungemach der Herreise. Ich konnte wohl merken, daß ich auf dieser Wallfahrt im rechten Bußleben nur geringe Fortschritte gemacht hatte.

Ich breche hier die Erzählung ab, und versage es mir auch allerlei lehrreiche Erwägungen beizufügen, für die ohnehin bei der Jugend das rechte Verständniß kaum vorhanden wäre. Einzig die Bitte möchte ich an meine jungen Leser und Leserinnen, die mir bis hieher folgten, stellen: Traget Sorge zu euern Jugenderinnerungen, denn sie sind kostbar, und wenn sie später zuerst nur als heitre, zarte, duftige Blüthen in euch fortleben, später erscheinen sie euch als Früchte, die den Geist wunderbar nähren und vorbereiten zum Antritt einer zweiten Jugend, die uns jenseits des Grabes zu Theil werden soll. Die ältern Leser aber, wenn solche diese Seiten durchblättern, möcht ich an

meinen Lieblingsſpruch Salomonis erinnern: — Drei Dinge finde ich ſchwer und ein viertes ganz unbegreiflich: den Weg des Adlers im Luftraum, den Weg der Schlange auf dem Fels, den Weg des Schiffes in Mitte des Meeres und den Weg des Mannes in ſeiner Jugend. (Sprüchw. 30, 18.)

St. Meinrad. *)

Von Iſabella Braun.

Sankt Meinrad zieht durch's Schweizerland,
Gehüllt in rauhes Bußgewand;
Er zieht hinweg von reichen Fluren,
Vermeidend jedes Schrittes Spuren.
Sein Herz verlangt nach Gott allein;
Mit ihm nur will er Eines ſein;
Von jedem Worte ungeſtört,
Das zu des Ohres Pforte klingt,
Mit ſüßem Ton zum Herzen dringt
Und auch den frömmſten Sinn bethört.

Viel lange Tage wallt er fort,
Bis endlich er die müden Glieder
An einem einſam ſtillen Ort
Zur Wandersruhe läſſet nieder.
Dahin drang keines Menſchen Laut
Seit undenkbaren, alten Tagen;
Zum Himmel kahle Felſen ragen,
Umſchließend rings das enge Thal;
Nur von der Berge Krone ſchaut
Ein Wald mit ſeinem finſtern Schatten,
Ehrwürdig und ſo ernſt zumal;
Doch einer Quelle Murmellaut
Ertönt aus weichen, grünen Matten.

Das iſt ein Ort, wie er geſucht,
Da heißt ihn ſeine Seele raſten,

*) Aus dem Geſchlechte der Grafen von Hohenzollern.

Von Erdenlüſten unverſucht,
In Beten, Wachen und in Faſten
Zu weihen dem ſein ganzes Leben,
Der es als Lehen ihm gegeben.

Vom Thale fern, viel Stunden weit,
Da lebt ein armer Mann im Walde;
Sankt Meinrad ſtreift durch Buſch und Halde,
Bis endlich er gelangt zur Stelle.
Gern iſt der gute Mann bereit,
Mit ihm zu bauen ſeine Zelle.

Die Aexte ſchwirren durch den Raum,
Daß unter ihrem ſtarken Streiche
Hernieder ſinket Baum an Baum,
Selbſt krachend bricht die ſtolze Eiche;
Und wie ihr Wipfel ſtürzt herab,
So iſt's, als ob ein Fürſt der Erde
Nach langer Macht in's dunkle Grab
Mit Kriegerſchall geleget werde.
Da ruht des Baums ehrwürdig Haupt,
Wie Greiſenhaar nur dünn belaubt;
Doch hier, umrankt von grünem Mooſe,
Von zweien Aeſten ſanft gewiegt,
Ein Neſt gar weich gebettet liegt;
Und drinnen, wie im Mutterſchooſe
Krächzt laut ein junges Rabenpaar
Und ſchaut mit Aeuglein hell und klar
Sankt Meinrad an, als ſollt' es heißen:
„Verſtoße nicht die armen Waiſen!“ —

Es hat der fromme Mann ein Herz
Selbſt für des ärmſten Thieres Schmerz,
Dem Mitleid iſt es nie verſchloſſen.
Er pflegt und hegt das Rabenpaar,
Und als die Klauſe fertig war,
Da ſind ſie ſeine Hausgenoſſen.
Und wo er weilt und wo er geht
Die treuen Thiere ihn umſchweben,
Doch wenn er knieet im Gebet
Sie rauſchend nicht die Flügel heben.

Viel Jahre ſchwanden ſo dahin
Gleich eines Silberwölkleins Schnelle.
Manch Pilger zog zu ſeiner Zelle,
Den frommen, ſtillen Mann zu ſchauen,
Und ſich an ſeinem Kindesſinn,
An ſeiner Tugend zu erbauen;
Und trug viel reiche Schätze fort
Von dieſem trauten Friedensort;
Nicht Silber, Gold und Edelſteine,
Nein, Schätze einer andern Art,
Die in dem Himmel nur alleine
Von allen Gütern Geltung hat.

Doch anders ward der Schatz verſtanden,
Den jene arme Zelle barg,
Von Zweien, die des Herzens Arg
Gefangen hielt in Sündenbanden.
In Raubbegier nach Gold und Gut
Umſchleichen ſie im nächt'gen Grauſe,
Wo ſelbſt der Wald im Schlafe ruht,
Die kleine, ſtille Waldesklauſe.
Doch ob vom Schlummer eingewiegt
Auch jedes Vög'lein ſchläft im Haine,
Sankt Meinrad wachend noch alleine
Vor Gott auf ſeinen Knieen liegt.
Der ew'gen Lampe heilig Licht
Scheint mild hernieder vom Altare
Auf dieſes Beters Angeſicht,
Auf ſeine greiſen Silberhaare.
Doch, o, es rührt die Frevler nicht;
Sie ſtürzen auf den Gottesmann;
Es ſtrömt das Blut aus tiefer Wunde
Und färbt des Altars Stufen an.
Doch plötzlich wie im Rachebunde
Fliegt wild das Rabenpaar hervor;
Umkreist die Mörder, ſchlägt die Flügel,
Krächzt laut in ihr erſchrocken Ohr,
Treibt fort ſie über Schlucht und Hügel
Und treibet ſie von Ort zu Ort,

Hin durch der Straßen lange Zeilen,
Und wo sie immer rastend weilen
Jagt wieder sie ihr Krächzen fort.

Das sieht der Mann, der einst die Zelle
Des Heiligen im Wald erbaut.
Als er das Rabenpaar erschaut;
Wie sie die schwarzen Flügel schlagen
Und schreiend fort die Mörder jagen,
Wacht ihm Verdacht im Herzen auf,
Und eilig hin zur Waldkapelle
Zieht er in rastlos bangem Lauf.

Starr bleibt er auf der Schwelle stehen
Es sträubet sich empor sein Haar
Und seine Sinne ihm vergehen.
Da liegt, den Athem ausgehaucht,
Sankt Meinrad knieend am Altar
Ins eigne Herzensblut getaucht,
Und um sein blasses Angesicht
Noch heilige Gebete schweben,
Als hauchte noch die Lippe eben:
„Verdamme, Gott, die Mörder nicht!"

Auf seine Kniee sinkt der Mann
Und betet eine lange Weile;
Dann zündet er in frommer Eile
Hinfort die Todtenkerze an,
Und strecket Meinrads starre Glieder,
Legt sie aufs arme Bett von Moos
Und eilt von dannen ruhelos,
Bis er die Mörder findet wieder.
Er hält sie fest mit starker Hand,
Erfasset ihr zerstört Gewand,
Von ihrer Frevelthat geröthet.
Dann ruft er aus in Schmerz und Wuth:
„Ihr habt den heil'gen Greis getödtet!
Seht an, noch klebt an Euch sein Blut!"

Stumm, ohne Worte sinken sie
Bei diesem Rufe hin zur Erde,

Sie beben, und es bricht ihr Knie.
Ob auch der Mund mit keinem Worte
Bekennet ſich zum blut'gen Morde,
So ſpricht doch deutlich die Geberde.
Und ober ihrem Haupte ſchwebt
Das Rabenpaar im Flügelſchlage,
Und krächzet immer ſeine Klage,
Daß jedes Herz voll Grauen bebt.

Da endlich thaut in Reueſchmerz
Der Mörder lang verſtocktes Herz,
Und ihre That ſie laut geſtehen.
Und als die Strafe aus dem Munde
Des Richters über ſie ertönt,
Sie muthig zum Schaffotte gehen,
Sich freuend ihrer Todesſtunde,
Die ihre ſchwere Schuld verſöhnt.

O, ſei gegrüßt, du liebe Stätte,
Des frommen Greiſes Sterbebette,
Seit jener längſt vergangnen Zeit
Zur heil'gen Wallfahrt eingeweiht, *)
Wo thronend mit dem Jeſusknaben
Die Gottesmutter liebend wacht
Und tauſendfache Gnadengaben
Erleuchten manches Sünders Nacht;
Wohin die armen Menſchenherzen
Sich flüchten mit verborgenen Schmerzen,
Und dort im Quell der heilgen Wunden
Das Heil für Seel und Leib gefunden.

*) Maria Einſiedlen.

Vertrau auf Gott!

Von Max Rosenheyn.

Hinter Basel bei Rheinfelden hielt eine stattliche Kutsche an. Aus ihr heraus stieg ein Engländer mit seiner Tochter, einer lieblichen Jungfrau.

„Laß uns den letzten Abschiedsblick dem schönen Rheinstrome und dem duftigen Schwarzwalde zuwerfen, mein Töchterchen!“ sprach der Vater. „Wir bleiben von nun an im Schweizerlande.“

„O wie schwer fällt mir diese Trennung, geliebter Vater!“ rief diese. „Welch' eine Fülle der Poesie erwuchs aus seinem Thale! Ihr Geist umschwebt die weinüberrankten Felsen, schwebt über dem Gemäuer der zerfallnen Burgen und umkleidet die alterthümlichen Städte, die ihren Fuß in seiner Welle baden, mit ewiger Jugend. Ja, die Rheinfahrt ist eine Dichter- und Sängerfahrt! Die Märchen, Sagen und Lieder, die jeden unserer Schritte hier begleiten, sind unzählig, wie die stolzen Felsenhäupter mit ihren Ruinendiademen, unzählig wie die Dome und Kapellen, die sich in der grünen Fluth unten abspiegeln, unzählig wie die Villen und Winzerhäuschen, die überall aus dem Weingelände so weiß und lockend hervorschimmern, als ruhten dort, vom Laube halb versteckt, die Rheinnixen in ihren feuchten, leuchtenden Gewändern. Wer wäre je durch diese Zauberwelt gezogen und hätte nichts von dem gefühlt, was nur dem Dichter auszusprechen gegeben ist?“

„Du hast Recht, mein Kind!“ entgegnete der Vater. „Meine Seele feiert an diesem Strome poetische Wonnetage. Ich habe den Rhein nun zum fünften Male in meinem Leben befahren und mich nicht satt genug gesehen an seiner Schönheit. Das Herz wird jung an ihm und neu belebt. Doch laß uns weiter steigen.“ Und nachdem er dem Kutscher den Ort bezeichnet hatte, wo er sie mit dem Wagen erwarten solle, ergriff er seiner Tochter Hand und klomm mit ihr auf einem Zickzackwege den steilen Bözberg hinan.

„Droben auf der Kuppe überschauen wir die ganze Gegend, und bis der Wagen nachkommt, haben wir Zeit vollauf, uns umzusehen. Es lohnt der Mühe.“

Endlich erreichten sie dann den Gipfel; noch wenige Schritte und das Gehölz, welches sie von beiden Seiten eingeschlossen hatte, wich zurück. Vor ihnen zu Füßen lag die Schweiz in ihrer reichen, großartigen Schönheit, mit

ihren Thälern und Höhen, mit ihren Dörfern, Städten und Strömen. Da kamen zwischen grünen, schwellenden Hügeln die Limmat und Reuß hervorgerauscht und rechts, über mächtiges Gestein stürzend, die hellgrüne Aar. Tief unten am Fuße des Berges lehnte das Städtchen Brugg mit seinen mittelalterlichen Mauern und Thürmen, in dessen Nähe sich die Flüsse vereinigen, um als Brüder vereint sich in den Rhein zu stürzen. Daneben erhebt sich die Abtei Königsfelden, welche Schiller's Dichtung unsterblich gemacht hat. Ihre Ruinen krönen, wie die von Brunek und Staufen, rechts die steilen Höhen des Aarthales, das sich mit seinen Krümmungen weithin dem Blicke öffnet, bis Berg und Himmel in violettem Duft verschwimmen. Doch darüber hin leuchten noch goldene Wolken: die Gletscher des Oberlandes, der Mönch und die Jungfrau, vom glänzenden Licht der sinkenden Sonne übergossen. Oben angekommen, setzten sie sich auf einen der Bänke, die, in Stein gehauen und mit Moos bewachsen, freundlichst zum Sitzen einluden. Vater wie Tochter schwiegen, verloren im Anschauen dieses entzückenden Panoramas. Endlich rief Mary aus, indem sie sich liebevoll an des Vaters Schulter schmiegte: „O welch' ein Anblick! ja, der Rhein mit seinen Bergen und Burgen war schön; aber diese Schweizer-Landschaft übertrifft doch Alles, was ich gesehen habe! O, das Reisen ist doch etwas Herrliches! Welchen Dank, geliebter Vater, bin ich dafür Dir schuldig! Ich komme mir vor wie ein Zugvögelein, das zum ersten Male sein Nest und den rauhen Norden verläßt, um sich auf den schöneren Blüthenzweigen der südländischen Natur zu wiegen, und möchte jubeln, gleich ihm, vor innerem Entzücken. Ja, ja, Gottes schöne Schöpfung ist doch weit reicher, als ich's vorher geahnet hatte."

Darauf holte sie aus ihrer zierlichen Reisetasche ein in rothen Maroquin gebundenes Album hervor, in welches sie mit Meisterhand manche Skizze schöner Gegenden eingetragen hatte. Sie legte es auf ihren Schooß und zeichnete. Der Vater, ihr zur Seite sitzend, blickte wohlgefällig auf die kunstgeübte Hand seiner Tochter, unter deren Bewegung in fast zauberhafter Weise das Bild dieser Landschaft entstand.

„Ich kann mich doch noch nicht ganz in diese entzückende Gegend hineinversetzen," begann die Zeichnerin, den Bleistift weglegend. „Mir ist's, lieber Vater, als ob der Schlag einer Zauberruthe mich hierher geschafft hätte unter diese Bergriesen; so neu und gewaltig ist der Anblick meiner jetzigen Umgebung. Der Contrast zwischen Jenseits nnd Diesseits ist zu groß,

zu bedeutend, als daß ich ihn sogleich ganz begreifen könnte. Die Schönheit dieser Landschaft ist zu erhaben und zu mannigfaltig. Es kommt mir dies Schweizerland unter den Ländern Europas vor, wie die Bildhauerei unter den Künsten: ihre Naturscenen üben einen versteinernden Eindruck aus; und da will's denn mit dem bloßen Zeichnen nicht recht gehen."

Sie klappte ihr Album zu und erhob sich, blieb aber wieder stehen und zeigte auf ein Häuschen, das, abgesondert von den übrigen Dorfhütten, dicht am Bergeshange neben einem Friedhofe lag. „Sieh' jene Alpenhütte dort, wo unser Wagen jetzt hält, wie allerliebst sie sich ausnimmt trotz ihrer Baufälligkeit. In grauem Silber leuchtet der Zickzackgiebel, in Braun und Grün das Moos der alten Schindeln, im Gold der Abendsonne die runden Fensterscheiben! Ob nur die Leute, die in demselben wohnen, glücklich sein mögen?"

„Glücklich?" fragte der Vater, „mein Kind, glücklich dünkt sich der, dessen Wünsche und Hoffnungen erfüllt werden. Du empfandest Glück, als ich Dir sagte, in diesem Jahre machen wir eine Reise durch Deutschland und die Schweiz nach Italien ..."

„Und bin jetzt erst recht glücklich, mein guter, lieber Vater," unterbrach ihn Mary, sich an des Vaters Herz drängend.

„Gebe Gott, daß die Wünsche jener Leutchen dort in Bezug auf irdisches Glück nur gering sind, denn sonst möchte das bunte Zauberhäuschen für sie eine Stätte bittrer Noth und Qual sein."

Während sie so sprachen, kam ein Hirte des Weges daher. Der Engländer fragte ihn nach den Bewohnern jenes Hüttchens. „Ihr könnt es dem verfallenen Häuschen wohl ansehen," sagte der Schäfer, „daß dort nichts als bittre Armuth wohnt. So lange der Mann lebte, der ein Führer durch die Berge war für Fremde, ging's noch, aber seit dessen Tod ist die Familie nach und nach in großes Elend gesunken. Und dabei ist die Hausmutter kreuzbrav und arbeitsam und würde ihre Kinder gut erziehen, hätte sie nicht seit Jahr und Tag mit Krankheit zu kämpfen gehabt. Uebrigens wird sie auch nicht mehr lange in dem Häuschen wohnen, denn der Eigenthümer hat ihr, weil sie die Miethe nicht zu bezahlen vermochte, gekündigt, und es ist, um die Schuld einzutreiben, auf morgen Nachmittag eine Auktion bei der Wittwe festgesetzt."

Mary standen die Thränen in den Augen. Indem öffnete sich drüben die Hausthüre und ein etwa zehnjähriger Knabe trat aus der Hütte heraus.

Er schritt dem nahen Friedhofe zu, öffnete die Kirchhofthüre und kniete hierauf betend vor einem Grabe nieder, dessen einfaches schwarzes Kreuz dicht von Epheu umrankt war, brach dann eine Epheuranke ab und eilte in das Häuschen zurück.

„Lieber Mann," sagte der Engländer, „ich danke Euch für Eure Mittheilung. Aber nun erfüllt mir einen Wunsch. Verschaffet mir Baueranzüge, einen für mich, den andern für meine Tochter."

Der Hirte machte ein verwundertes Gesicht, doch merkte er bald die Absicht des Fremden. „Ihr wollt bei der Auction sein?" sagte er mit heiterm Gesicht.

„Ja wohl!"

„Ei, das ist schön!" fuhr der Mann fort. „Sehet, dort hinter den Gärten liegt meine Hütte. Noch ehe die Sonne untergeht, sollen zwei Anzüge bereit sein."

„O liebster, bester Vater!" rief die Tochter und hing sich freudestrahlend um seinen Hals.

„Wir finden alsdann uns ein," versetzte der Engländer, „und ich werde für Eure Güte nicht undankbar sein."

Es war des andern Tages um Mittag, da saß in jener Hütte die Wittwe am Tische und schnitt für ihr jüngstes Kind, das sie auf ihrem Schooße hielt und herzte, Brod in ein Schälchen voll Milch, die durch Wasser reichlich verdünnt war.

Ihr zweites, älteres Töchterchen saß zu ihren Füßen, mit einer schönen weißgefleckten Katze spielend, und ließ sich eine Mohrrübe wohlschmecken, welche Gottfried ihr älterer Bruder, der eben aus der Schule gekommen war, ihr mitgebracht hatte. Letzterer stand am Tische, kritzelte mit der rechten Hand auf einer Schiefertafel und hielt in der Linken ebenfalls eine große Mohrrübe, in die er tapfer einbieß. Die Mutter hatte ihr Stück Brod nur zur Hälfte gegessen und vertheilte dasselbe nun unter die Kinder, indem sie sprach: „Esset Euch nur satt, meine Kinder. Wer weiß, wie's Euch armen Würmern in den nächsten Tagen ergehen wird!" und dabei verbarg sie ihr Antlitz in die vorgehaltene grobe Schürze und weinte bitterlich.

„Vertrau auf Gott!" rief plötzlich eine laute Stimme. Es war der Staar im grünen Vogelbauer, den der Vater einst als Geburtstagsgeschenk

ſeinem Erſtgebornen mitgebracht und ihn allerlei ſchöne Sprüche gelehrt hatte.

Längſt wollte der Bauer, welchem Frau Arnold verſchuldet war, dieſen ſpaſſigen Vogel für ſich haben, allein es war dies der Wittwe eben aus jenen Gründen nicht möglich geweſen, den Staar ihm zu überlaſſen. „Hörſt Du, liebe Mutter, was der Vogel Dir eben zugerufen hat?“ fragte Gottfried. „Mutter, unſer Herr Prediger ſagte heute in der Schule uns auch, daß wir immer nur recht von ganzem Herzen dem lieben Vater im Himmel vertrauen ſollen; er, der die Vögel ernährt und die Lilien kleidet, werde uns Menſchen nimmer verlaſſen, und ſeine Hülfe ſei dann gerade die nächſte, wenn unſer Unglück am größten. Ja, ſo ſprach der gute Herr Prediger zu uns Kindern heute, und ich hatte mir vorgenommen, Dir's ſogleich mitzutheilen, gute Mutter. O, darum weine nicht weiter!“ Und er eilte zu ihr hinüber und fiel ihr an's Herz. Mit inniger Rührung preßte ſie Gottfried an ihre Bruſt, aber ihre Lippen ſchwiegen. Wohl war ihr Vertrauen zu Dem, der Himmel und Erde regiert, ſtets groß geweſen; doch vermochte ſie es nicht über ſich, heute, wo das ſchrecklichſte Loos ihr bevorſtand, des Kummers Herr zu werden.

Draußen vor der Thür wurde es laut und lauter. Männer und Frauen verſammelten ſich der Auktion wegen, die in Frau Arnolds Häuschen Nachmittags ſollte abgehalten werden. Sie alle fühlten herzliches Mitleid mit der armen Wittwe; aber ihr zu helfen und die Auktion rückgängig zu machen, dazu waren ſie außer Stande, und da dieſelbe nun doch einmal abgehalten werden mußte, ſo wollten ſie womöglich Vortheile daraus ziehen und dies und jenes, was auf ihr zum Verkauf ausgeboten werden würde, möglichſt billig ankaufen.

Endlich kam der dazu beauftragte Richter mit einem Gerichtsſchreiber aus der benachbarten Stadt an. Auch der Bauer Veit, dem Frau Arnold verſchuldet war, hatte ſich eingeſtellt. Man trat in die Stube ein. „Willkommen! immer luſtig!“ fing der Staar im Käfig an zu rufen beim Anblick ſo vieler neuen Gäſte, die nun auf Stühlen und Bänken Platz nahmen, ſo gut es ging. Der Richter, dem die arme Frau von Herzen leid that, wandte ſich zuerſt an ihren Gläubiger, den reichen Veit, und ſuchte dieſen nochmals zu einem friedlichen Vergleiche mit Frau Arnold zu bewegen. Aber

vergebens. Veit war ein harter Mann, der eben durch Bedrückungen der Armen reich geworden war und der kein Mitleid kannte.

„Ein Jeder will das Seine; ich auch!“ war kurz seine Antwort. Daher zeigte er sich dann ebenso abschlägig und hart, als die Wittwe ihn nur noch um eine vierwöchentliche Stundung ihrer Schuld bat; sie sei nach dem so plötzlichen Tode ihres Mannes selbst erkrankt und dem Tode nahe gewesen; nun aber habe Gott ihr so weit schon geholfen, daß sie wieder durch ihrer Hände Arbeit und thätigen Fleiß etwas erwerben könne; in vier bis fünf Wochen hoffe sie die Miethe ihm zahlen zu können.

„Sie ist mir nicht nur die Miethe schuldig,“ entgegnete jener kalt, „sondern auch überdies zehn Thaler baar Geld, die ich aus gutem Herzen vor längerer Zeit Ihr geliehen; ich verlange Ihrer Armuth wegen keine Zinsen; aber das Geld will und muß ich nun haben; je länger ich auf die Zahlung warte, desto weniger werde ich von Ihr erhalten.“

„Spitzbube, Spitzbube!“ kreischte der Vogel. Richter, Schreiber und Bauern, Alles sah verwundert nach dem Vogel auf, der fest bei seinem ausgestoßenen Spruche verblieb. Veit wurde kirschroth vor Wuth und stampfte vor Aerger mit seinem Rohrstock auf den Boden. „Warte, Halunke,“ sprach er zu sich selbst, indem er seinen Zornesblick auf den Staar warf; „bist du erst mein, werd ich dich schon stumm machen.“ Frau Arnold aber that klug, denn sie machte, als ob sie eben nichts Besonderes gehört habe, obgleich sie den kleinen Spötter dort im Bauer vor innerer Freude hätte küssen mögen.

„Nun, so laß die Auktion ihren Anfang nehmen,“ sprach der Richter zum Schreiber, der nun von den auszubietenden Sachen ein Stück nach dem andern aushob und die Formel: „zum ersten, zum zweiten und zum dritten Male“ in althergebrachter Weise ableierte. Sein Ausruf ging der armen Wittwe durch Mark und Bein; jeder Schlag des Hammers, der das Zeichen gab, daß wieder ein Stück von ihrer kleinen Habe ihr verloren gegangen, traf wie ein Messerstich ihr Herz. Blaß und zitternd saß sie in einer Ecke des kleinen Zimmers und hörte nicht das „Immer lustig!“ das der Vogel jetzt aus voller Kehle schrie; sie sehnte sich hinab zu den geliebten Verstorbenen in die stille Gruft, die uns für immer befreit von dieses Lebens Jammer, und ihr Herz erbebte und verzweifelte, sobald sie der Gegenwart sich wieder bewußt ward, oder wohl gar an die Zukunft dachte, die ihr und ihren armen Kindern nun bevorstand. Plötzlich aber fühlte sie die zarte

warme Hand ihres Töchterchens an ihrer Wange, sie drückte mit einem tiefen Schmerzensseufzer den kleinen Liebling an ihren Mund und benetzte sein lächelndes Gesichtchen mit einem Strome von Thränen.

Man sah das jammernde Weib mit mitleidvollen Augen an; aber was half's? „Kaufst Du nicht, so kauft ein Anderer die Sachen," dacht ein Jeder bei sich, und somit bliebs beim Alten, und die Auktion ging weiter fort.

„Kann Veit mit seiner Forderung nun befriedigt werden?" fragte der Richter den Schreiber, nachdem die besten Sachen der Wittwe verkauft waren. „Wie viel Geld ist eingekommen?"

„Kaum die Hälfte der Schuld," entgegnete der Gefragte. „Und was von Sachen hier noch übrig blieb, ist kaum des Ausrufens werth, dünkt mich."

„Mit nichten!" rief Veit, „dort der Staarmatz in seinem Vogelbauer werde zunächst noch ausgeboten! der, wird schon Liebhaber finden."

„Den Vogel geb' ich nicht!" rief Gottfried voll Angst und nahm das Bauer in seinen Arm; „den hat der Vater mir geschenkt! der bleibt mein!"

„Ich dächte, Ihr ließet den Vogel dem Knaben," wendete begütigend der Richter ein.

„Nimmermehr! grade auf den hatt' ich's längst abgesehen!" schrie Veit und sprang auf den Knaben zu, um das Vogelbauer ihm mit Gewalt fortzunehmen. Gottfried aber hielt sein kleines Heiligthum fest an sich und jammerte laut. Die Menge murrte, der Staar aber flatterte angstvoll in seinem Käfige herum und plapperte, außer Fassung gekommen, all' seine Willkommensgrüße und Sprüchlein bunt durch einander: „Spitzbube, Spitzbube! immer lustig! vertrau' auf Gott!" Aber der Bauer verlangte sein Recht. Der Vogel sollte ausgeboten werden. Da neigte sich ein schmuckes Bauernmädchen zum Knaben hernieder und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr, die ihn sichtbar beruhigten. Mit freudestrahlendem Antlitz schritt er zum Richter hin und übergab demselben das Bauer mit dem Vogel, der nun sofort auch zum Ausbieten kam. Der Bauer bot zwei Kreuzer zum Ersten. „Einen Gulden!" rief der Knabe. Veit bot nicht weiter, sondern schwieg. „Der einen Gulden zahlen?" dachte er; „nun, das müßte wunderbar zugehen. Der Vogel wird doch mein, da er den Gulden nicht zahlen kann, und hab' ich den Schreihals erst, werd ich den Spitzbuben ihm schon anstreichen; er soll ein leckerer Braten werden für meinen Kater Hans."

Inzwischen hatte der Auktionator zum dritten Male den Kaufpreis aus-

gerufen. Der Hammer fiel. „Kannſt Du auch einen Gulden zahlen, Knabe?“ fragte der Richter. „Hergekommen, dummer Junge!“ rief Veit voll Aerger, „wo iſt Dein Gulden?“

Freudetrunken mit leuchtenden Augen und flammenden Wangen trat Gottfried vor und warf ſein Guldenſtück auf den Tiſch, griff dann das Vogelbauer und eilte zur Mutter, die ihren Augen und Ohren nicht zu trauen wagte. „Vertrau auf Gott!“ rief jubelnd der Staar.

Jetzt kam eine große alte Gebirgskarte, die dem Verſtorbenen gehört hatte, zum Ausgebot. Einer der Bauern bot einen Kreuzer. „Einen Gulden!“ ertönte es wieder vom Fenſter her. Es war Gottfried's Stimme, dem jenes freundliche Bauernmädchen wieder unvermerkt ein Guldenſtück in die Hand gedrückt hatte. Verwundert ſah die verſammelte Menge dem räthſelhaften Hergange der Dinge zu, und ihre Verwunderung ſtieg noch um Vieles, als das Mädchen „zehn Gulden“ ausbot. „Zwanzig Gulden!“ rief eine Stimme von der Thür her. Alles ſah dort hin. Es war ein fremder Bauer, den Niemand kannte. Schon wollte der Auktionator „zum dritten!“ ausrufen, da bot das Mädchen vierzig, der Fremde achtzig Gulden. „Vertrau auf Gott!“ ſchwatzte der Staar dazwiſchen, und das Mädchen bot: „hundert Gulden!“

Die Mutter konnte vor innerer Bewegung ſich nicht halten; ſie ſprang auf und eilte mit ihrem Kinde zum Tiſche hin. Furcht und Hoffnung durchzitterte ihr Herz.

„Ehe die Auktion weiter geht,“ begann der Richter, „muß ich zunächſt der Vorſchrift nach jene beiden Fremden, welche die Karte ſo enorm hoch hinaufgetrieben haben, befragen, ob ſie auch im Beſitze der gebotenen Summe ſich befinden. Sie wollen es freundlichſt entſchuldigen, aber ich darf nur nach Vorſchrift verfahren.“

Die Angeredeten traten vor. Der fremde Herr trug allerdings eine Bauernkleidung; aber ſeine zarten Hände, die nach der Brieftaſche gegriffen hatten, zeigten es Jedermann gar deutlich, daß ſie eben nicht gewohnt ſeien, den ſchweren Pflug zu regieren. Jetzt ſtand er vor dem Richter, öffnete ſeine elegante Brieftaſche und zog ein Päckchen mit Hundertthalerſcheinen hervor. Veit hatte den Kopf in die Höhe gereckt und wurde bei dieſem Anblick kreideweiß vor Mißgunſt und Aerger. Der Richter aber verneigte ſich höflich und erklärte ſich zufriedengeſtellt. Auch das Mädchen war vor den Richter

getreten; ihr Auge leuchtete vor innerer Freude. Sie zog eine schmucke Börse hervor, die voll großer Goldstücke war, und lächelte, während Veit ein Gesicht schnitt.

Dem Richter schoßen Thränen in die Augen. „Nun denn, in Gottes Namen weiter!“ rief er, zum Schreiber gewandt. Dieser fuhr nun in seinem Ausrufen fort, war durch den Vorfall aber so verwirrt gemacht worden, daß er, was sonst in seiner dreißigjährigen Amtsverwaltung niemals vorgekommen, zu wiederholten Malen stotterte und von Neuem auszurufen anfing. Es wurden noch einige Aufgebote gemacht; dann aber schlug der Richter dem Mädchen die Karte zu für den gebotenen Preis von 500 Gulden. Sie trat an den Tisch und zählte das Geld auf.

Die Auktion war zu Ende. Veit erhielt seine Forderung und zog ab. Ihm folgten die übrigen Männer und Frauen. Da aber stürzte die Wittwe mit ihren Kindern heran und fiel dem Mädchen unter einem Strom von Thränen zu Füßen. „Ihr seid der Engel des Himmels, der uns gerettet!“ rief sie, von Schmerz und Freude bewegt, aus, die Hände ihrer Wohlthäterin ergreifend. Das fremde Mädchen hob die Stammelnde zu sich empor, küßte die Kinder und — weinte Freudenthränen.

Der Engländer aber — denn kein Anderer war jener Bauer mit seiner Tochter — bat den Richter, er wolle auch ferner der verlassenen braven Wittwe sich liebreich annehmen, händigte derselben hierauf das übrige Geld ein und sprach ihr Trost zu. „Vertrau auf Gott!“ fiel wieder der Vogel ein und seine Melodie verwandelte sich in ein endendes „Adieu adieu!“ als der Vater seiner Tochter Hand ergriff und dieselbe hinausführte zur Kutsche hin, die draußen bereit stand. Von den heißen Segenswünschen der glücklichen Familie begleitet, verließen sie den Ort.

Wer heute denselben besucht, findet nicht mehr jenes altersgraue und hinfällige Häuschen unfern des Friedhofes, wohl aber ein neues, stattliches Schweizerhaus, vorn mit einem freundlichen Blumengärtchen geschmückt, hinten umgeben von einer geräumigen Scheune und mehreren Ställen, aus denen verschiedene Stimmen wohlgenährter Hausthiere sich hören lassen. Daran reiht sich zur Seite ein reicher Obst und Küchengarten und ringsum gewahrt man auf den Saatfeldern den schönsten Segen Gottes.

Diesen schönen Bauernhof aber bewohnt jene Wittwe mit ihren drei Kindern in wahrer Glückseligkeit und vergißt es nie, für die zu beten, welche

in der finſterſten Stunde ihres Lebens ihr als lichte Engel erſchienen waren.

„Vertrau auf Gott!“ das ſei und bleibe auch unſer Wahlſpruch, lieber Leſer. Es werden auch für Dich der herben Stunden im Leben viele kommen, die Dein Herz bange und zaghaft machen, ja zur Verzweiflung Dich führen können. Dann aber halte Dich feſt an den Spruch: „Befiehl dem Herren Deine Wege und hoff' auf ihn; er wird's wohl machen!“ und Du biſt gerettet.

Aus der Kindheit.

Von Pauline Schanz.

Das alte Kochbuch, welches dort auf dem Fenſterbrett neben dem Nähtiſch meiner Mutter lag, wie oft nahm ich es nicht in die Hand, nicht um das Titelblatt zu beſehen, wo die Köchin die Kaſſerole über dem flackernden Heerdfeuer hält, daran hatte ich mich längſt ſattgeſehen, ſondern um die krauſen, ſonderbaren Dinger, die Buchſtaben zu bewundern, ſie miteinander zu vergleichen, und ſo, nachdem ich nur einmal die Namen von einigen wußte, auf eigene Fauſt leſen zu lernen.

Ach ja, wie ſehnte ich mich danach, leſen zu können, wie ſtaunte ich die alte Kindermagd an, wenn dieſe Abends bei Lampenſchein, während wir Kleinen ſpielten, in dem alten Hiſtorienbuche las, wobei ſie ſo geheimnißvoll mit den Lippen wackelte und dann plötzlich lächelte, wahrſcheinlich bei einer drolligen Stelle oder gar lachte, wahrſcheinlich bei einer noch drolligeren Stelle.

Ich lernte auch leſen, ja, zwar nicht blos aus dem alten Kochbuch und auf eigne Fauſt, ſondern in der Schule wie andere Kinder; ich lernte es aber ſehr ſchnell und ſehr leicht und als ich es einmal konnte, o wie glücklich war ich dann! Ich las immer zu, die Kochrecepte, und die drolligen Hiſtorien; ich las die Geſchichten, die auf alten Papierdüten ſtanden, die ich in der Küche fand; ich las Alles, was ich Lesbares finden und erreichen konnte.

Und es gab viel zu leſen in unſerem Hauſe. Meine Mutter, die ſich Anfangs über meine Leſeluſt erfreute, fand nun manchmal Anlaß, darüber

zu ſchelten. Denn wie Vieles gibt es nicht, was ein kleines Kind noch nicht zu leſen braucht! Oft ſtand ich vor dem großen Bücherſchrank, durch deſſen Glasthüren die langen Reihen ſchöngebundener Bücher ſchimmerten. Ich ſtand da und las die Titel der Bücher, die auf den Rücken derſelben, gewöhnlich in Goldſchrift, ſtanden. Weiter konnte ich nichts leſen, denn der Schrank war verſchloſſen. Aber welche bunte Welt von Gedanken riefen dieſe Büchertitel in der Kinderſeele wach!

Ich wurde größer und bekam manches hübſche Buch von unſerm Vater. Ich las die Märchen und Fabeln und Lieder, aber im Stillen ſehnte ich mich doch immer noch mehr nach den verbotenen Schätzen, die im Bücherſchranke verſchloſſen waren und unten in den Niederlagen.

Ach dieſe Niederlagen! Wie viel tauſend Bücher waren wohl darin! Sie lagen nach dem Garten zu im Erdgeſchoß des Hauſes. Es waren zwei große, hohe, gewölbte Räume und ſtets feſt verſchloſſen.

Von Zeit zu Zeit kam ein junger Mann aus dem Bücher-Geſchäft unſeres Vaters, um in den Niederlagen zu arbeiten. Wir ſtanden dann wohl auf der Schwelle und ſchauten hinein. Wir ſahen, wie er die Bücherballen aufſchnürte, die Bücher zählte, ſie wieder verpackte, dazwiſchen allerlei aufſchrieb; aber wir durften nicht hinein, es war uns ſtreng verboten.

Einſtmals ging ich ganz allein hinunter in den Garten. Es war ein ſtiller, heißer Sommernachmittag, ich trug die Schiefertafel im Arm, auf welcher die ſchweren Rechenexempel ſtanden, die ich bis Morgen früh fertig haben ſollte. Das Rechnen wurde mir ſo ſchwer und ſchien mir ſo langweilig!

Ich ſuchte eben ein ſchattiges Eckchen auf, wo ich mich mit meiner Schiefertafel hinſetzen wollte, als ich an der Thür der Niederlage vorüberging. Die Thür war angelehnt. Eine unbezwingliche Neugierde trieb mich, die Thür aufzuſtoßen und hineinzublicken. Es war Niemand darinnen. Nur Bücherballen, hoch, hoch aufgethürmt. Ein dumpfer, feuchtkühler Hauch wehte mich an und jener eigenthümliche Geruch, den das neue, bedruckte Papier, wenn es in großen Maſſen beiſammen liegt, ausſtrömt. Es durchſchauerte mich ganz ſeltſam, ich trat noch ein paar Schritte näher, aus der heißen, von Sommerblumendüften durchzognen Luft, in die kühle Halle.

In der Mitte des Raumes lag ein Bücherballen, der wahrſcheinlich eben erſt geöffnet worden war. Einzelne Stöße bunt eingebundener Bücher ſtanden reihenweiſe nebeneinander. Und Niemand dabei!

Ich trat immer näher, nun bückte ich mich nach den Büchern, nun griff ich langsam, ängstlich nach einem derselben. Ich schlug es auf, es hatte ein Titelbild wie das alte Kochbuch, in dem ich einst lesen gelernt. Aber hier erblickte ich ein schönes Mädchen in weißem Kleide, die ein Vogelnest in der Hand hielt, welches ein Knabe mit schwarzen Locken, der daneben stand, ihr wahrscheinlich eben gebracht.

Wunderbare Bäume mit riesigen Blättern, fremde, fabelhafte Stauden mit großen Glockenblumen, ein schäumender Wasserfall bildeten den Hintergrund des Bildes.

Ich las und las, ich vergaß, daß ich in den Garten gegangen war, um zu rechnen, daß ich in der Niederlage war, deren Eintritt uns streng verboten, ich las von einem fremden, heißen Lande, von Bananen und Baumwollensträuchen, von den stillen, einsamen Hütten unter den Schatten riesiger Palmen, von der blonden Virginie. Ich las lange, lange, Niemand kam; draußen lag der stille Garten; eine wunderbare Sehnsucht erfüllte mein Herz, ich glaubte in der Ferne, wo das Gezweig der Bäume schimmerte, den Wald zu erblicken, in dessen geheimnißvollem Dunkel Paul und Virginie sich verirrt. Ich blätterte weiter und weiter, ich zog mit dem lieblichen Kinde nach Frankreich über das weite Meer und dann zurück, endlich wieder zurück nach der lieben, stillen Insel im indischen Ocean. Dann kam der Sturm, der furchtbare Sturm, ich sah die hohen, schäumenden Wellen, ich hörte das Wüthen der Brandung, das Rauschen der unerbittlichen Fluth. Endlich kam die letzte, brüllende Woge, die Virginie vom Rand des Schiffes hinunter in den Tod riß.

Ich weinte, o so sehr, so herzbrechend; ich hielt das verhängnißvolle Buch in der Hand und schlich mich leise fort, hinaus in die sonnige Luft in den versteckteſten Winkel des einsamen Gartens. Dort weinte ich mich aus, Grauen, Angst und Mitleiden erfaßten meine Seele. Seltsame, niegekannte Bilder wogten vor meinen Augen. Dabei fühlte ich, daß ich Unrecht gethan, sehr Unrecht gethan hatte. Ohne das Buch zu Ende gelesen zu haben, faßte ich endlich den Entschluß, es schnell wieder an Ort und Stelle zu legen und Niemand mitzutheilen, was ich gethan. Schnell, mit dem Buch unter der Schürze, ging auf die Thüre der Niederlage zu. Sie war verschlossen. —

Was sollte ich thun? Wo sollte ich hin mit dem Buche? Und würde es nicht bald vermißt werden? und welche Strafe bekam ich dann, wenn man das Buch bei mir fand! Wie schnell folgt doch die Reue auf die böse That!

Ich ging langsam durch den Gang, welcher vom Garten nach der Treppe führte. Hier in einem dunklen Winkel standen allerlei Gartengeräthschaften, die eben nicht im Gebrauch waren. In der Angst meines Herzens verbarg ich das Buch hinter einem Bündel Nelkenstöcke, in der Hoffnung, es, sobald ich die Thür offen finden würde, wieder an seinen Ort zu legen.

Dann ging ich hinauf in unsere Kinderstube. Mein Blick fiel in den Spiegel, der an der Wand hing. Ach! wie sah ich aus vom vielen Weinen! Meine Augen waren roth und geschwollen und noch standen Thränen in den Wimpern.

Was würde nun die Mutter sagen, wenn sie jetzt kam? Und sie konnte jeden Augenblick herüber kommen aus dem andern Zimmer. Gewiß frug sie sogleich, weßhalb ich geweint. Und konnte ich ihr denn die Ursache meiner Thränen sagen? Wenn ich aber Zahnschmerzen als Ursache angab, so konnte sie es ganz gut glauben, denn ich hatte einen schlimmen, hohlen Zahn, der mir oft sehr weh that.

So sann ich hin und her, aber Gottlob! ich haßte, ich verabscheute das Lügen. Also geradezu lügen konnte ich nicht.

Wenn aber der Zahn jetzt gerade weh thäte, so weh, daß ich weinen müßte, so könnte ich getrost den Zahn als Ursache der verweinten Augen nennen, dann brauchte ich nicht zu lügen und auch nicht die Wahrheit zu gestehen. — Ich stieß mit dem Finger an den Zahn, aber er that kein Bischen weh. Da ergriff ich das Erste was ich fand, es war der Schieferstift, den ich samt der Tafel, unbenützt wieder aus dem Garten gebracht hatte, und stach damit in den Zahn. O das that weh! ja so furchtbar weh, daß ich aufschrie und helle Thränen aus meinen Augen stürzten. Ich hatte gewiß den Nerv des Zahnes getroffen und verletzt, denn so furchtbar hatte mich dieser Zahn noch nie geschmerzt.

Ich lehnte den Kopf in meinen Arm und weinte. Ach und dabei mußte ich doch immer wieder an die schreckliche, berghohe Welle denken, an das weiße Kleid und das blonde Haar, wie es im Meer versank, ach, ich wußte selbst nicht genau, ob ich vor Schmerz oder Kummer weinte.

Nun kam meine Mutter herein. Erschrocken hob sie meinen Kopf in die Höhe und frug freundlich, was mir fehlte.

Als sie mein geschwollenes und geröthetes Gesicht erblickte, erschrack sie noch mehr; „Mein Zahn thut weh!“ stotterte ich mühsam hervor.

„Warum sagtest Du mir das nicht schon lange, mein Kind?“ sagte die Mutter, indem sie ein Tuch um meinen Kopf band und mich leise mit dem schmerzenden Kopf in das weiche Sophakissen drückte.

Ach! ich konnte es ihr nicht schon lange sagen, denn der Schmerz währte erst wenige Minuten und doch sah sie mir an, daß ich schon lange, lange geweint hatte.

„Höre, mein armes Kind,“ sagte sie dann, während sie ihre weiche Hand auf meine Stirne legte, „der böse Zahn, der Dir so sehr viel Schmerzen macht, muß herausgezogen werden. Sei nicht furchtsam, das ist ein kurzer Schmerz, den Du schnell vergißt, diese Schmerzen dauern lang und verderben auch die andern Zähne.“

Ich fuhr erschrocken vom Sopha empor, der Gedanke an das Ausziehen des Zahnes war mir entsetzlich.

„Er hat mir lange nicht mehr weh gethan, liebe Mutter!“ stammelte ich.

„Aber heute hat er Dir weh gethan und sehr, sehr weh, das sehe ich Dir an,“ entgegnete die Mutter ruhig.

Ich sank auf das Kissen zurück, barg mein Gesicht in die Hände und schluchzte laut.

Meine Mutter ging schnell hinaus und ich hörte, wie sie dem Dienstmädchen draußen befahl, den Zahnarzt zu holen. Da lag ich von Schmerzen, Angst und Reue gemartert. Ach wie fürchtete ich den Zahnarzt. Und doch schmerzte der Zahn so entsetzlich; mein Kopf brannte und dabei schien es mir, als hörte ich das Rauschen von Meereswellen und das Angstgeschrei ertrinkender Menschen. Ganz deutlich vernahm ich endlich, nicht Angstgeschrei, sondern scheltende Menschenstimmen, ich horchte auf, durch das offne Fenster drang es herein. Von einem Buch sprachen sie unten. Wo war es denn hin? Es fehlte doch. Vorhin waren es hundert Stück und jetzt nur neun und neunzig. Der alte Buchhalter wars, der so schalt, es was ein alter finsterer Mann und der Lehrling, der die Thür aufgelassen hatte, bekam nun ganz gewiß eine Ohrfeige.

Ach! wär ich doch gleich hinuntergelaufen und hätte das Buch geholt aus dem dunkeln Winkel, hätte meine Schuld eingestanden und den finstern Blick des alten Mannes ruhig ertragen!

Aber ich blieb liegen und ließ mein kleines Herz klopfen und mahnen und weinte immer dabei. O diese feigen, unnützen Thränen!

Doch da kam der Zahnarzt! Das ist die Strafe, dachte ich, und ich ließ mich widerstandslos, wie ein Schaaf zur Schlachtbank, von der Mutter nach dem Stuhle führen, den sie dort ans Fenster gerückt hatte.

Da hielt er die Schraube in der Hand mit dem weißen Zeug umwickelt und ich fühlte schon das Knattern und Krachen in meinem Kopf, wie ich es damals fühlte, als man mir den ersten Zahn auszog.

Jetzt setzte er an; aber nein, er zog die Hand zurück, er legte das Instrument auf den Tisch.

„Das Zahnfleisch ist geschwollen," sagte der Mann, „es geht heut nicht."

Es geht heut nicht! O wie sprang ich vom Stuhle auf, wie war ich froh! Aber im Fortgehen sagte der Zahnarzt, daß er morgen oder übermorgen wiederkäme, um den Zahn zu holen.

Ich lag die ganze Nacht schlaflos in meinem Bette. Schlaflos und unglücklich. Umsonst suchte ich mir einzureden, daß ich ja eigentlich nichts Böses gethan, daß ich nicht gelogen hatte. O ich wußte es nur zu gut, daß ich nicht zufrieden mit mir selbst sein konnte, daß ich gefehlt hatte. Ich fürchtete mich vor der Nacht, die schwarz an meinem Bette stand und fürchtete mich auch vor dem Tage, der auf die Nacht folgte. Ich dachte daran, daß die Folgen einer kleinen Sünde, wie die Glieder einer Kette, aneinanderhängen, ich dachte an meine Rechenexempel, die nun ungerechnet geblieben und an die Strafe und Beschämung, die meiner harrten, ich dachte auch an das Buch, welches da unten in dem staubigen Winkel lag und wenn man es nun fände, was sollte ich sagen, um die Schuld von mir zu wälzen? Ich sann und sann, ach, ich sann auf eine — Lüge!

Endlich ließen meine Schmerzen nach und da kam der Schlaf und auch die Träume kamen. Gar wunderliche Träume kamen zu mir. Ich war in dem finstern Urwald und irrte einsam und angstvoll durch die Wildniß; eine drückende Angst lag auf mir. Ich sah die fremden riesigen Bäume, und die großen, geschlossenen Blumen, die überall mich umstanden; von fern sah ich auch das Meer und sah es aufsteigen, weiß und schäumend, und auf dem Saum der Wellenberge schwebte das Schiff. Das blonde Mädchen, die ich so gut kannte und schon so lange lieb hatte, stand auf dem Schiffe, sie faltete ihre Hände und betete und dann kam ein Schrei und ein Rauschen und Alles war verschwunden. Aber um mich her wurde es plötzlich hell, die rothen Blumen schlossen ihre Kelche auf und ich sah den Duft, wie Wölckchen

daraus ſchweben. Da wurde mir wohl, die Angſt zog aus meinem Herzen und ich erſchrack auch gar nicht, als das blonde Mädchen, die doch todt und ertrunken war, langſam durch den Wald geſchwebt kam, zu mir trat und meine Hand faßte. Ich ſah in ihr Geſicht, es ſah bleich und geſtorben aus, aber doch dabei ſo lieblich und fromm.

„Kennſt Du mich denn?“ frug ich ſie.

„Ja, ich kenne Dich lange ſchon,“ antwortete ſie, „denn ich bin Dein Schutzgeiſt, ich bin froh, wenn Du rein und fromm biſt, aber ſehr, ſehr unglücklich, wenn Du ſündigſt.“ Da wachte ich auf, mir war ſo wohl und ſo leicht, ich hatte keine Angſt mehr und wußte, was ich thun ſollte. Kaum graute der Tag, aber ich ſtand raſch auf und wollte mich eben ankleiden, als ich ein entſetzliches Geſchrei vernahm. Was war das wieder? Eine Menſchenſtimme konnte es nicht ſein, aber die Katze mußte es ſein, die ſo jämmerlich ſchrie. Ich lief ans Fenſter und richtig, da ſah ich die Katze in gewaltigen Sätzen über die Beete ſpringen und über die Gartenmauer klettern.

Ich fühlte Mitleiden mit dem Thiere, denn gewiß hatte ſie Schläge bekommen und ehe ich mir noch recht klar war, weßhalb ich die Katze mit meinem kleinen Geheimniß in Verbindung brachte, trat meine Mutter in's Zimmer.

Sie machte ein halb ärgerliches, halb lachendes Geſicht und in ihrer Hand hielt ſie — das verhängnißvolle Buch.

Aber wie ſah es aus! Der ſchöne Einband war beſchmutzt und zerkratzt, die Blätter zerzauſt und zeriſſen, das Ganze war nur das traurige Trümmerwerk eines Buches. Das Dienſtmädchen hatte es eben, mit dem Stocke in der Hand, aus den Krallen der Katze befreit, die es, wahrſcheinlich geſtern, wie meine Mutter ſagte, aus der Niederlage fortgeſchleppt haben mußte.

Ich lächelte auch, obgleich mein Herz gewaltig klopfte. Nun war jeder mögliche Verdacht von mir genommen und ich hatte eigentlich weder nöthig eine Lüge zu machen, noch auch die Wahrheit zu geſtehen.

Aber ließ ich die Schuld auf der Katze ſitzen und behielt mein Geheimniß für mich? Nein, gewiß ich that es nicht. Ich habe meiner Mutter Alles bekannt wie ich mir es früh, beim Erwachen aus meinem Traum, vorgenommen hatte. Mir war gar wohl und leicht, als ich das kleine Geheimniß, welches mir ſo viel Leid gebracht, von meinem Herzen genommen ſah. Ich erzählte auch meinen Traum; ſie küßte mich und ſagte freundlich, daß

der liebe Gott ſich manchmal der Träume bediene, um irrende Kinder zu warnen.

Was die Rechenexempel anbelangt, ſo hatte ich Zeit dieſelben auszurechnen, denn mein Backen war, infolge der gehabten Schmerzen, ſo angeſchwollen, daß ich nicht in die Schule gehen konnte.

Das Buch bekam ich freilich nicht wieder zu leſen, aber ich konnte doch nicht umhin, noch oft an die wunderbare Wildniß, an das blonde Mädchen und die kleinen Hütten auf der ſtillen Inſel im fernen Ocean dachte.

Beleuchtung der botaniſchen Kunſtſprache.

Von A. Forſteneichner.

II.

Der Frühling kommt!

April.

„Die Lerche ſtieg am Oſtermorgen
Empor in's klarſte Luftgebiet,
Und ſchmettert' hoch im Blau verborgen
Ein freudig Auferſtehungslied.
Und wie ſie ſchmetterte, da klangen
Es tauſend Stimmen nach im Feld:
Wach auf! das Alte iſt vergangen,
Wach auf! du froh verjüngte Welt!

Wacht auf und rauſcht durch's Thal, ihr Bronnen,
Und lobt den Herrn mit frohem Schall!
Wacht auf im Frühlingsglanz der Sonnen,
Ihr grünen Halm' und Läuber all!
Windröslein in den Waldesgründen,
Ihr Primeln gelb, ihr Blüthen roth,
Ihr ſollt es alle mit verkünden:
Die Lieb' iſt ſtärker als der Tod.“

(Geibel.)

Trotz der wetterwendiſchen Phyſiognomie und den argen Launen des Aprils müſſen wir als edelſten Charakterzug dieſes Monats „den öſterlichen“ bezeichnen.

Die Frühlingserſcheinungen im Pflanzenleben, das Keimen, Knoſpen, Blüthen haben ſchon im März ihren Anfang genommen, ihren Fortgang finden ſie im April. Der März hat einen herrlichen Sieg über den Winter erfochten, aber die Kerker, worin noch Millionen Gefangene ſchmachten, ſind noch nicht geſprengt, der April hat die Rolle, dieſe ſchweren Riegel zu brechen und den Oſtergruß überall hinzutragen.

„Aperi! Oeffne!“ das iſt vom Schöpfer die Mahnung, die er dem April ſeit Jahrtauſenden gegeben und er hat ſie bisher getreulich erfüllt.

Eine holde Pförtnerin, mit einem goldenen Schlüſſelbund, die Primula*), die kleine Erſtling begleitet ihn ſorgſam durch die Reviere.

„Frühlingserſtling: Primula,
Sei willkomm'! Victoria!
Deine goldnen Schlüſſelein,
Frühgeweckt vom Sonnenſchein,
Oeffnen weit das Frühlingsthor,
Daß der Blumen bunter Chor
Ziehet ein aus Oſt und Weſt
Zu dem frohen Oſterfeſt.

Himmelsſchlüſſel heißeſt Du;
Rufeſt freundlichſt mir auch zu,
Daß der Glaube nur allein,
Früh bewähret, treu und rein,
Mir erſchließt die Himmels-Pfort
Und den ew'gen Frühling dort;
Deine Blume Wunderhold
Färbt des Glaubens Kronen-Gold.“

Und im Dienſte dieſer Pförtnerin ſteht die Anemöne nemorosa**), Hain-

*) Primula elatior von primus der Erſte und elatior, höher (unſer Himmelsſchlüſſel) d. i. in allen Theilen gewöhnlich etwas größer als P. officinalis.

**) *ἄνεμος* der Wind, nemorosus zum Hain gehörig, weil die Blüthenzeit in die des Windwehens (Frühlings) fällt und viele Arten dieſer Gattung einen dem Winde ausgeſetzten Standort lieben.

windröslein. In's zarte Weiß gehüllt, darüber ein leiser Rosastreifen — des Frühlingslüftchens Spur — grüßt es freundlich vom Waldessaum und dessen lichten Gängen. Zu geselligen Gruppen vereint durchziehen die jungfräulichen Schwestern den aufgrünenden Waldboden, wie die Sternhaufen der Milchstraße den blauen Himmelsgrund, und sprechen Muth zu.

„Pflänzchen, groß und klein, der Winter ist besiegt, er liegt bereits in den letzten Zügen! Das letzte Pulver, das er noch verschießt, thut nichts. Gestern fiel lockerer Schnee zwischen die knospenden Sträucher und Bäume — heute ist Alles wieder verschwunden. Im weichen Neste auf der alten Tanne liegen schon junge Eichhörnchen eingebettet — die haben sich auch den Spaß gefallen lassen und sind nicht erfroren.

Wohlan, die Fesseln weg! Lange genug habt ihr geschmachtet in enger, düsterer Haft mit karger Luft und tiefer Finsterniß. Hält's schwer, dieß zu vertauschen gegen sanften Frühlingswind und sonnigen blauen Tag, die heilen und trösten und viel Lust bereiten? Wollt ihr wirklich so lange warten, bis die jungen Füchslein aus dem dunkeln Bau hervorgekrochen und der letzte Sänger angekommen ist? Ihr werdet jetzt schon von den zarten Faltern und netten Käferlein, von den schwebenden Mücken und den krabbelnden Spinnen ausgelacht ...

Die Alten nannten diese Blüthe so sinnig das „Waldhähnchen."

Wie der Ruf des Hahnes beim Morgengrauen der Weckton ist für das Haus und seine Umfriedung, wie er den Sieg des Tages über die Nacht verkündet, so prophezeit die Anemone den heraufdämmernden Frühling, ihr Ruf durch den Wald ist ein Triumphgesang:

„Der Winter zieht nun endlich aus;
Der Frühling baut sein herrlich Haus
Aus Luftkrystall, wohin ich seh',
Aus Flurengrün und Blüthenschnee.

Nun athmet, was im Herzen glomm:
„O Frühling, Frühling, sei willkomm!" —
Und wer nicht so mitathmen mag,
Verdienet keinen Maientag.

Die Lerche singt's in blauer Luft,
Das Würmlein ringt sich aus der Gruft,
Im Walde spielet frisch das Reh,
Das Schäflein hüpft auf heitrer Höh'."

(Knapp.)

Zwei Stimmen sind es vor Allem, die des Waldhähnchens Kunde unverdrossen in die Welt hinauslärmen: der Kukuk und der Frosch.

Aus der im tiefsten Innern Afrikas gelegenen Winterherberge angekommen schlägt der Kukuk im Walde seinen Wohnsitz auf. Von da durchstreicht er Hain und Feldgebüsch oder besucht einzelne hervorragende Bäume und kündet an allen Orten mit lautem Ruf sein Dasein und mit ihm des Frühlings Heldenthat. Unermüdlich ist er in diesem Amte; er beginnt damit bereits vor ein Uhr Morgens und endigt am späten Abend. Ist stilles Wetter, so dringt der Ruf wohl eine halbe Stunde weit. Zuweilen nennt er seinen Namen mehr als hundert Male, ohne seinen Platz zu ändern, ja er schreit, daß er heiser wird, was man sonst bei keinem andern Vogel beobachtet hat.

Der Frühling weiß das zu schätzen und arbeitet an einem Pflänzchen mit pfirsichblütherothen feinzerschlitzten Blumenblättern, das beim Triumphzuge des Maies auf Wiesen und Grasplätzen prangen, den Sieg des Lichtes deuten, und des Kukuks Namen tragen soll — Lychnis flos cuculi *), Lichtnelke, Kukuksblume.

Und hat der Kukuk Abends Pause gemacht, so ist ein ganzer Chor bereit, ein eigenthümlich Siegeslied aufzuführen.

Es ist eine laue Aprilnacht, fast jedes Leben schläft auf den weiten Grasflächen, der Abendfalter aber wird wach, der im Gebüsch den Tag verschlief, und läßt sich vom Abendhauch über die Blüthen schaukeln — auf einem Male erhebt im Weiher der Frosch die Stimme. Es ist wohllautender Tenor; er ladet zum Notenpult. Im weiten Kreise um den Dirigenten schaart sich das Orchester. Der Vorsänger beginnt, eine Baßstimme fällt ein, eine dritte gesellt sich dazu, und in Bälde ist eine außerordentliche, musikalische Abendunterhaltung arrangirt, dieselbe wird durch Aufgebot aller Stimmmittel mit einer Präcision und Fertigkeit exekutirt, die manchem Orchester zu wünschen wäre. Aus vollem Halse schreien sie allsammt «gloire, gloire, gloire . . .» — plötzlich entsteht eine Pause. Ueber kurz, und der Vorsänger singt wieder allein, wieder folgen einige langgezogene Responsorien, bald schmettert das alte, nervenerschütternde Tutti in die Lüfte. Minutenlang hält es an, bis sich aus den zersplitternden Tönen einzelne Moll-Soli lösen, mit denen ein

*) λυχνος Lampe, der Name von den feuerrothen gleichsam leuchtenden Blumen; flos Blume, cuculus, Kukuk.

neuer ſtürmiſcher Chor wechſelt. So durchtönt das Geſänge die ganze Nacht, und ſtundenweis vernimmt es das Ohr.

O ihr gemüthlichen Geſellen! Gut, daß ihr nicht wißt, daß mit der Frühlingsluft auch der Storch gekommen iſt — der alte Sumpfkönig aus Aegypten.

„Und nicht mehr lang', ſo quackt im feuchten Rohr
Der frohen Fröſche heit'rer Chor
Mit knarrendem Geſchwätz in ſolcher Menge,
Daß es nicht anders ließ,
Als ob Gras, Kräuter, Laub und Aehren,
Die Waſſer, Tropfen, Sand und Kies
Zu lauter Fröſchen worden wären."

(Brockes.)

Zur Dankbarkeit flicht die Flora ein golden Kränzchen um die loſe Schaar mit den verſchiedenſten Ranunceln,*) Fröſchleinkraut, ſelbſt dann, wenn ſie ſchon längſt verſtummt und verklungen.

Im Wald ruft der Kukuk, auf dem Wieſenplan treibt der Fröſche Cirkel ſeine Waſſerpoeſie, aber des Frühlings Sieg ſoll durch die Straßen der Städte und durch die Gaſſen der Dörfer, ja ſelbſt durch's weite blaue Himmelszelt dringen — wer wäre paſſender zu dieſem Adjutantendienſte als die Schwalbe, immer flink, immer ſchmuck, immer nett, immer heiter.

Ein grauer Streifen meldet im Oſten den anrückenden Apriltag, das Geflügel des Hofes ſchlummert, die Thalberge ſcheinen zu träumen, ſo ſtill iſt es ringsum. Da fängt das Schwalbenmännchen zu ſtammeln an, jetzt iſt's wieder ruhig. — Je mehr es ſich im Oſten hellt, deſto klarer, reiner wird das Lied. Bis es vollſtändig componirt, vergeht ein Viertelſtündchen; nun geht's damit in die Morgenlüfte mit Sägen vom Himmelsſchlüſſel und vom Windröslein.

Wenn der Segler ſeine Botſchaft in die weiten Himmelsräume befördert, ſo durchkreuzt in allen Windungen Stadt und Dorf und zuletzt ſtreicht er über den Waſſerſpiegel des Teiches und ſieht ſein eigenes, flüchtig, aber getreu zurückgegebenes Spiegelbild. Das erſcheint ihm als Bild des

---

*) Ranunculus von rana der Froſch; mehrere Arten kommen am liebſten in Gemeinſchaft von Fröſchen in Sümpfen vor (unſere Hahnenfußarten).

Schweſterleins und er will es küſſen von Zeit zu Zeit:' doch er küßt die feuchten Wellen. Die aber freuen ſich d'rüber, als habe der Liebesgruß ihnen gegölten, und tragen ihre Freude in glitzernden Ringen bis an's entfernte Ufer. Die Schwalben ziehen vorüber wie Traumgedanken ſo pfeilſchnell und wieder hinauf ins Blau des Himmels; nur hie und da ſetzt ſich eine auf einen verdorrten Weidenaſt, zwitſchert hinab zur Welle und die Welle ſoll's weiter telegraphiren zur Unkenkönigin, es gilt einen Gruß aus fernen Landen:

. . . . . .
. . . . . .

Viele Grüße von der Reiſe
Haben wir Dir zu beſtellen.

Lange waren wir in fremden
Sandbedeckten heißen Ländern,
Wo in weiten Kaftanhemden
Träge Turbanträger ſchlendern.

Purpurfarb'ne Wunderpflanzen
Dienten uns zu Meilenweiſern;
Gelbe Mauren ſah'n wir tanzen
Nackt vor ihren Leinwandhäuſern.

Lechzend auf dem warmen Sattel
Saß der Araber, der leichte,
Während Ziegenmilch und Dattel
Ihm auf's Pferd die Gattin reichte.

Auf die Jagd der Antilopen,
Kriegeriſch, mit Spieß und Pfeile,
Zogen ſchlanke Aethiopen;
Klagend tönte Memnons Säule.

Aus des Niles Fluth getrunken
Haben wir, matt von der Reiſe;
Grüß Dir, Königin der Unken,
Von dem königlichen Greiſe.

Alles grüßt Dich, Blumen, Blätter!
Doch zumeiſt der Grüße viele
Bringen wir von Deinem Vetter,
Von dem Crocodill im Nile."

(Freiligrath.)

Verdient ein ſo allerliebſtes Frühlingsvöglein keine Auszeichnung?

Nicht weit vom Schwalbenerker im Schatten einer Hecke, auf feuchtem Schutt, längs der Mauer wächſt das Chelidonium majus *) — das größere Schwalbenkraut mit der gelben Blume, viergeſpalten, an dem gefiederten Blatte (Schöllkraut).

Nachdem es vom Wald und Teich bis in die Silberwolken hinauf von Jubel wiederhallt, nimmt's Wunder, daß einzelne Pflänzchen noch ſo ſchüchtern thun.

Belauſche nur im kühlen Waldesgrunde das bepanzerte Erdweiblein

*) χελιδων die Schwalbe, major größer. Die Pflanze blühe (Plinius) bei Ankunft der Schwalben und welke bei ihrem Wegzuge; auch gebrauchen die Schwalben dieſelbe als Augenmittel. Die Alten unterſchieden zwei Arten χελιδονιον, die große iſt unſer Ch. majus, die kleine iſt Ranunculus Ficaria.

— Lathraea Squamaria, *) wie heimlich es in ſeinem blaßrothen Harniſch unter der Erde dahinſchleicht, als wollte es den Bergmann ſpielen, den Maulwurf.

Nicht weit davon ſteht in ſchlichtes Grün gehüllt zart und beſcheiden das Aſchenbrödl mit dem Moſchusfläſchchen — Adōxa Moschatellina. **)

Doch dieſe Heimlichkeit verſchwindet bald: am muntern Bächlein hebt die Dotterblume Caltha palustris ***) ihre niedlichen Goldkörbchen in die Höhe, und ganze Blüthenwellen ſendet das Schaumkraut links und rechts der flüchtigen Welle; dieß bricht die letzte Schranke von Verzagtheit: „Cardamine †) die Herzſtärkende erwartet uns!“ Keck brechen jetzt nach Milliarden Gefangener in den bunteſten Röckchen hervor aus Hecken und allen Winkeln, unter trocknem Laub und Wieſenmoos, vom gebleichten Schilf des Teiches und vom hohen Röhricht des See's, am Saume der Mauer und unter der Hausſchwelle, aus dem geborſtenen Weidenſtrunk und hoch oben auf der Schloßruine. Tag und Nacht wird gearbeitet auf den großen Tag des Triumphzuges des Maies über Berg und Thal, über große Flächen iſt bereits ein blauer Teppich gebreitet: im Ehrenpreis ſpiegelt ſich der Himmel wieder — Veronica chamaedrys ††). Alles liegt im Duft, ſtill, ſehnend, erwartend — ein ahnungsvoller Hauch weht über den Wieſen, Wäldern und Fluren.

Mai.

„Die linden Lüfte ſind erwacht,
Sie ſäuſeln und weben Tag und Nacht,
Sie ſchaffen an allen Enden.
O friſcher Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, ſei nicht bang!
Nun muß ſich Alles, Alles wenden.

---

*) λαθραιος heimlich, verborgen; squama Schuppe, auch die Schuppen, aus denen die Panzer beſtehen; der Stengel dichtbeſchuppt — Schuppwurz.

**) ἀδοξος ohne Ruhm, nicht viel gekannt, unſcheinbar in Hecken; moschatellina Moſchusduftend, wenn die Blätter gelind gedrückt oder nach einem Regen (Biſamkraut).

***) καλαθος Korb, in Bezug auf die Form der Blumenkrone.

†) Cardamine von καρδια Herz und δαμαειν bändigen, weil es herzſtärkende Wirkung beſitzt (Schaumkraut).

††) Veronica von verum ächt, εικον Abbild; chamaedrys von χαμαι klein und δρυς Eiche = Blätter, ähnlich der Eiche (der eichblättrige Ehrenpreis).

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal:
Nun, armes Herze, vergiß der Qual!
Nun muß sich Alles, Alles wenden."

(Uhland)

Alles liegt im Duft still, sehnend, erwartend — endlich ist der Tag der Wonne angebrochen. Februar und März hatten ihr Glöcklein, aber es läutete nur zum Sturm gegen den Winter — heute klingt es so lieb und friedlich durch das Thal, die Convallaria majalis*) das Maienthalblümchen ruft zum Lobpreise des milden Schöpfers.

Die große Blumengemeinde kennt des Maienglöckleins Silberton und schaart sich in voller Kraft in feierlicher Stille.

Welch' Sonntagsschmuck! Gehüllt in alle Farben, künstlich geformt in Millionen Mustern, die Tracht glänzend im Perlenschmuck, worin sich die Sonne in siebenfarbigen Strahlen spiegelt.

Jetzt erhebt sich der Festgesang, wechselnd in mancherlei Weisen. Der erste Sangmeister, die Lerche, steigt mit dem hellen freudigen Alelluja in die tiefsten Himmelsräume empor, in der Bläue sich verlierend, und in dieses Alelluja fallen ein mit ihren reichen Tönen die Amsel und die Drossel. Die Strophen dieser Lieder sind ein in Tönen wiedergegebener Abglanz der Maienpracht vom Wald und von der Flur.

Diese Virtuosen begleiten die Grasmücke und der Laubsänger, das Rothkehlchen und der Fink, die Heidelerche und das Goldhähnchen . . . mit ihren wundervollen, uralten und ewig neuen, längstbekannten und immer wechselnden, gemüthlichen Weisen. Der Rabe spielt im tiefsten Baß, der Specht trommelt dazu oder jauchzt lautschallend hinein, der Bussard gibt seine gellende Stimme dazwischen, des Kleibers Ruf ist wie ein einziger Flötenton, Häher und Würger sind Altsänger, und das Ruckfen und Girren der Tauben hilft begleitend das Ganze tragen.

Fehler kann's nicht geben, denn die Wachtel schlägt gewissenhaft den Dreiachtelstakt und mahnt mit hellklingendem Rufe: „Gebt Acht! gebt Acht!"

---

*) Convallis Thal und λειριον die Lilie, in Bezug auf Standort und den angenehmen Geruch der Blume; majalis dem Mai gehörig (Maiglöcklein).

Und dieser hochgestimmte Gesang ist von Instrumentalmusik begleitet. Die meisten spielen auf piano gestimmten Flügeln, nur summend und leise das Alelluja begleitend — die Grillen und Heuschrecken und Hummeln und Bienen und Fliegen und Mückchen.

So verfließt der Maimorgen; der Mittag naht, es wird immer stiller in den weiten Hallen, und je stiller es wird, desto mehr entfalten sich die andächtigen Blümchen — sie lauschen dem Prediger auf seiner im blauen Himmelszelt errichteten Kanzel. Schau, wie stille sie sich halten und zu ihm aufblicken! Höchstens nickt hie und da eines mit dem Köpfchen — Licht und Wärme strömt aus seiner Rede:

„O ihr Blüthen! der Winter hat euch arg mitgenommen in dunkler Haft. Wenn eines ein wenig neugierig hervorgelugt, hat er selbes grimmig wild angefahren. Das waren harte Zeiten! Das Vöglein jammerte auf dürrem Aste: „Herbei! Herbei! Du holder Mai!“ und der Edelhirsch schaute verlangend nach ihm durch die dürren Zweige. Das Bächlein wollte ihm grüßend entgegenhüpfen, ach! — es war in silbernen Ketten gebunden. Das ist vorbei; und ihr sollt triumphirend unter Jubelgesang in die Welt wandern.

Aber weil der Schöpfer gegen euch so gut, so mögt ihr Ihm ein kleines Opfer bringen. Sommervöglein schicke ich durch die Blumenkirche. Wenn sie mit ihren Klingeln nahen und euch gutmüthig anbrummeln, gebt ihnen aus euren Wachstäschchen! Die niedlichen Diener liefern es gewissenhaft in der Wachsburg ab, und nach einiger Zeit flammen die Kerzen vor dem Throne des Weltenlenkers, Jesus Christus.“

Das hat den Blüthen sehr gefallen, und sie wären bald traurig geworden, als der Prediger immer mehr und mehr verschwand, wenn er nicht ein baldiges Wiedersehen ihnen zugerufen, und der Sängerchor ein herrliches Abendlied angestimmt hätte:

„Hellsilberne Glöcklein von lieblichem Duft
Erblühen im Maien, durchwürzen die Luft;
Sie klingen so heiter, sie klingen so fein;
Zwei Blättlein in schwesterlichgrünem Verein
Beschützen die Glöckchen behutsam und treu,
Und lauschen den Tönen und denken dabei:
Ach, wenn es nur immer, nur immer so blieb';
O Maizeit, wie bist du so wonnig, so lieb!“ (Zeller.)

Schon hat sich die laue Nacht um Busch und grüne Gipfel gelegt; der Halbmond steigt herauf wie eine Sichel aus lichtem Silber, der Himmel ist rings so hell und rein, kein Wölkchen nah und fern, das letzte leise Abendlied eines Vögleins aus weiter Ferne ist mit dem Abendläuten verhallt, das Käferlein, das fernem Läuten gleich von Blüthe zu Blüthe summt, als wollt' es leis zum Beten und zur Ruhe mahnen, ist in's Blüthenbett gehuscht, in den Blättern regt sich kein Lüftchen — nur in den Milliarden Wald- und Wiesenblüthen will's nicht ruhig werden.

Das sonst bescheidene Majanthemum bifolium*) — die zweiblättrige Maienblüthe erzählt jedem Abendfalter, was heute Alles geschehen und die duftende kleine Ernestine — Asperula odorata**) — in ihrer ewigen Geschäftigkeit recitirt noch immer:

„Ach, wenn es nur immer, nur immer so blieb';
O Maizeit, wie bist du so wonnig, so lieb!"

Claude Gelée, genannt le Lorrain.

(1600—1682.)

Von Dr. Holland.

I.

So viele Jahre wie ein Mensch zu seiner Entwickelung braucht, so viele Menschenalter hat ein Volk nöthig, bis es an den Höhe- und Blüthepunkt gelangt. Ebenso verhält es sich mit einer Stadt oder mit der Kunst überhaupt. Es ist ein ganz treffendes Sprichwort, wenn es heißt, daß Rom nicht in einem Tage erbaut worden sei. Kein großes Werk, keine große Erfindung ist blitzschnell, wie Minerva aus Jupiters Haupte herausgesprungen, jedes bedarf einer ganzen Kette von Vorarbeiten und Vorbedingungen, die, wenn

---

*) *Maïos* = Mai, *ἄνθεμον* die Blüthe; bifolius = zweiblättrig (Schattenblume).

**) Asper rauh, streng, ernst; auch geschäftig, arbeitsam (die Saamen sind mit hackenförmigen Haaren besetzt und einige Spezies haben rauhe Blätter = rauh); odorata wohlriechend (unser Waldmeister).

das große Resultat erreicht ist, freilich nur zu bald vergessen werden und wieder verschwinden.

So ging und geht es mit Allem, was Menschenwitz und Menschenkunst hervorgebracht hat, auch mit der Malerei und in diesem Fache ebenso mit dem sogenannten Stillleben, oder mit dem Genrebild, der Schlachtenmalerei und mit der Landschaft, bei welch letzterer wir gerade ein wenig verweilen wollen.

Welch' weiten Weg hatte diese Kunstübung zu durchlaufen! Es war eine lange Himmelsleiter von den Pergamentbildern und Tafelmalereien des Mittelalters an, wo die Heiligen oder die Helden noch auf dem goldenen Hintergrund stehen und nur ein wenig Gras und Blumen zu den Füßen haben, bis endlich, langsam und bescheiden, die weitere Natur hereinsehen durfte, irgend eine Stadt oder eine ländliche Gegend, über welcher anfangs noch ein goldener Himmel und dann eine bleischwere blaue Luft schwebte, bis auch dieser Vorhang fiel und das herrliche Sonnenlicht mit glänzenden Fernsichten und Wolkenzügen, mit dem ganzen Zauber aller der wechselnden Stimmungen der Natur aufgethan ward vor den staunenden Blicken des Beschauers!

Der Mann, der diese Poesie der schönen Welt mit der Kraft seines Pinsels festhielt, war Claude Lorrain, wie man ihn gewöhnlich in der Folge nach seiner lothringischen Heimath nannte, denn in Wahrheit lautete sein Name Claude Gelée.

Was nun sein Leben betrifft, so ist es keine kleine Aufgabe, dasselbe zu erzählen, indem er lange Zeit keinen eigentlichen Biographen fand — es gibt auch jetzt noch keinen Autor, der sich rühmen könnte, etwas unumstößlich Sicheres über unseren Meister beigebracht zu haben. Alles, was man von seinem Jugendleben weiß, ist in so viele fast unglaubliche Sagen und unzuverläßige Erzählungen eingehüllt, die offenbar einer thatsächlichen Wahrheit entbehren. Auch über sein späteres Leben ist man nicht allzu sicher; die Einen lassen ihn mit sechsunddreißig Jahren noch Koch- und Bedientendienst verrichten, die Anderen schon im Glanze seiner Kunst strahlen, Schlösser bauen und sich auf Gold wälzen; Manche versetzen ihn an den bayerischen Hof oder doch in die Nähe eines churfürstlichen Kanzlers und wieder Andere sind der Ueberzeugung, daß unser Meister die Stadt München und somit auch das schöne Harlaching nie mit einem Fuße betreten und überhaupt nie gesehen habe. So steht also Widerspruch an Widerspruch; es ist beinahe wie im

Leben. Urkundliche Nachrichten und Pergamentbriefe gibt es nicht hierüber; was wir von ihm beſitzen, iſt für diejenigen, welche darinnen zu leſen vermögen, ein viel größeres Gut: das ſind ſeine herrlichen Werke. Alles Andere iſt Nebenſache.

Aber Thatſache iſt es, daß bei ſolchen Genies die Nebenſachen gerade eine beſondere Anziehungskraft üben. Alſo wohl! Was man davon beiläufig weiß, wollen wir beiläufig erzählen.

Daß unſer Meiſter geboren wurde und zwar im Jahre 1600 zu Champagne an der Moſel, in der Nähe von Toul, das hat noch Keiner bezweifelt. Aber mit den darauf folgenden Nachrichten wird der Unſicherheit ſchon Thür und Thor geöffnet. Sein Vater Peter ſoll ein Paſtetenbäcker geweſen ſein, der alsbald Verſuche machte, den Kleinen zum Nutzen und Ruhme ſeines Handwerkes heranzubilden. Aber wehe! dem Armen gebrach dazu ganz und gar alles Verſtändniß und jegliche Faſſungsgabe. Er ſoll ſo ſchwachköpfig geweſen ſein, daß er den Geiſt nie erfaſſen konnte, der dazu gehört, wie man eine geſchmackvolle Paſtete einzurühren habe und wie der Ofen geheizt werden müſſe. Auch mit dem Leſen und Lernen ſoll es ſchwer gegangen ſein — zur Freude und zum Nutzen aller derjenigen ſei es geſtanden, die an ſolchen Dingen Vergnügen finden. Daß aber der Kleine wirklich ein ſolcher Troddel und vernageltes Bürſchlein nicht geweſen ſein könne, wird die Folge klärlich zeigen; er war aber freilich auch kein Wunderkind, wie es damals ſo viele gab, die mit dem achten Jahre ſchon griechiſch und lateiniſch ſprachen, mit zwölf Jahren Vorleſungen hielten und mit zwanzig Jahren ausgebrannte Köpfe waren, auf die Niemand mehr hörte.

Wie nun der Junge vom Kochheerde, an den er einmal nicht paßte, weggekommen ſei, iſt nimmer klar erſichtlich. Die Einen behaupten, er ſei entlaufen und habe ſich als Groom — wie man heutzutage hochdeutſch einen kleinen Burſchen heißt, der als Aufwärter dient — bei einigen flämiſchen Künſtlern vermiethet, die gerade nach Rom wollten; die Anderen aber ſagen, der arme Claudius hätte mit zwölf Jahren bereits Vater und Mutter verloren und ſei, als ein ſchutzloſer Waiſe zu einem älteren Bruder, Namens Johannes verſchlagen worden, der als Formſchneider zu Freiburg im Breisgau lebte und von dem man noch einige, aber nicht abſonderlich bedeutende Holzſchnitte zeigt. Ob er da vielleicht zeichnen lernte und, jedenfalls unbewußt und ohne beſondere Pflege, ſein Talent übte, weiß man nicht. Nur ſo

viel ist gewiß, daß der großgünstige Zufall sich seiner erbarmte und ihn nach Italien brachte: Ein Spitzenhändler und Verwandter, welcher in Handelsgeschäften nach Italien ging, nahm ihn mit sich, wie man meint, als Bedienten. Mochte seine Lage auch eine armselige sein — ein größerer Dienst hätte ihm nicht geschehen, kein höheres Glück erblühen können! sah er doch auf diese Weise frühe schon das herrliche Land, dessen Schönheit er in der Folge wie kein Anderer zu belauschen und wiederzugeben verstand.

Wenn wie nun wahrheitsgetreu berichten sollten, auf welchen Wegen der bereits dem Jünglingsalter entgegenreifende junge Mann zur Kunst gekommen sei, so sind wir wieder in bitterer Noth, vielleicht ebenso verlegen über das was wir erzählen sollten, wie unser Held über das wie er leben sollte. Denn seine ersten, der Kunst gewidmeten Jahre, waren mühselig und schwer und sollten es lange so bleiben. Er kämpfte mit der äußersten Noth mit völligem Elend, denn die Unterstützungen, wenn ihm überhaupt solche von Seiten seiner Verwandten zugesagt waren, blieben aus. In Rom — Gott weiß wie er dahin kam! — schloß er sich an Agostino Tassi, einen Genossen und Geistesverwandten des Landschaftmalers Paul Brill an, der ihn seinem eigenen Wege schon näher führte. Daß Claudius bei dem vornehmen Agostino Tassi als Koch und Farbenreiber Dienste geleistet, ist gar nicht unglaublich. Den Schülern der damaligen Meister, welche gewürdigt wurden ihr allerheiligstes Atelier betreten zu dürfen und hier den „Besuchen des Genius" zu lauschen, wurden allerlei Dienste zugemuthet. Gehörte es ja auch zu den ehrenvollen Obliegenheiten des Dichters Molière, täglich das Bett seines König Ludwig XIV. machen zu dürfen — warum sollte es für einen jungen Lehrling der Kunst entehrend gewesen sein, wenn der Meister mit seinen stolzen Rossen ausfuhr, hinter der Kutsche als Lakai zu stehen — wie der Herr Rath Tischbein vor nicht ganz einem Säculum noch zur Bedingung für den jungen Asmus Jakob Carstens gesetzt haben wollte, so dieser ohne Lehrgeld die liebliche Kunst bei ihm erlernen wolle? Man muß nur keinen zu grämlichen Maßstab an diese Dinge legen und ihnen auf den Grund sehen, so erscheint manches in einem anderen, aber in dem wahren Lichte der betreffenden Zeit.

Agostino Tassi malte architektonische Zierathen, Friese und Perspectiven; Claudius aber rieb anfangs die Farben für ihn und besorgte die Küche und die häuslichen Angelegenheiten. Als aber Tassi das Genie merkte, gab

er ihm einige Anleitung zur Grotesken- und Perspektiv-Malerei. Nach Verlauf eines Jahres bekam Gelée einige Landschaften von Gottfried Wels (oder Vels), einem gebornen Kölner, der aber beständig zu Neapel lebte, zu Gesicht, die ihn bewogen, nach Neapel zu reisen. Zwei Jahre lang übte sich der junge Künstler unter diesem Lehrer in Landschaften, mit Ruinen und Architekturen. Dann ging er wieder nach Rom zurück.

Sein Eifer in der Kunst war brennend; er studirte bei Tag und Nacht, lag vor Sonnenaufgang in Wäldern und Feldern, die Scheine und spielenden Lichter zu studiren und dann zog er wohl oft in stechender Sonnengluth nach Hause und hielt hier über Mittag seine Siesta im Freien, athemlos schwelgend und mit gespanntester Aufmerksamkeit den leisesten Regungen der Natur lauschend. Er, der ehedem nicht genug Verstand besessen haben soll, nur einen Teig anzurühren, versenkte sich jetzt mit Leichtigkeit in das Studium ganz abstracter Gegenstände, berechnete die Brechungen des Lichtes und maß die Luftperspective mit strahlenden oder idealen Linien. Er war es, der die ernsten und festen Wahrheiten der Geometrie aus jenem unsichern Lehrgebäude seiner Zeit herausfand. Daß es ihm dabei manchmal übel erging, daß er sich mühselig abplagte und oft an sich, seinem Berufe und seiner Kunst schier verzweifelte, versteht sich von selbst.

Claude Lorrain war lange schon das, was er uns heute noch ist, aber man sah es damals noch nicht — seine Bilder fanden keine Käufer; nur schärfer Blickende ahnten seine Größe und zollten ihm Beifall, aber der Lohn dafür wollte sich nicht finden. So that denn Claudius, was in ähnlichen Fällen schon mancher probiert hat, er verließ Rom, um anderswo, in der Ferne sein Glück zu suchen, das ihm doch nirgends so sicher erblühen sollte, als gerade in der Stadt, welcher er vorerst den Rücken wandte. Er ging also zu neuen Studien, neuer Arbeit nach Venedig; auch hier förderte er sich und sein innerstes Wollen — aber äußere Erfolge fand er nicht.

Um diese Zeit müßte es gewesen sein, daß der Künstler durch Tyrol und Bayern nach München sich gewendet hätte. Er soll, so viel gilt eben als ausgemachte Wahrheit, dem churfürstlichen Kanzler Freiherr von Mayr eine Villa in Harlaching aufgebaut und ausgeschmückt haben. Die Volkssage behauptet, der Maler sei an zwei Jahren da oben gesessen, sei auch dieweilen nach Maria Einsiedeln, einem lustigen Jagdschlößlein ober Thalkirchen hinüber gekommen und habe hier überhaupt die Wolkenzüge

gerne ſtudiert, die, wie Jedermann weiß, hierherum ſchöner, großartiger und wechſelnder geſehen werden können, als irgendwo anders, wozu einerſeits die Nähe der Alpen, dann aber die gegen das Donaugelände ſich abdachende Ebene, ihr gut Theil beitragen ſollen. Das von den Wolkenzügen iſt ſicherlich wahr, ebenſo, daß der obgenannte Kanzler in obgedachtem Harlaching ein Schlößlein mit zeitgemäßen Gartenanlagen gehabt; das Schlößlein beſtand bis die Heere „der glorreichen ewigen und untheilbaren franzöſiſchen Republik" ihre Segnungen des Völkerglückes unter dem General Moreau hieher trugen, dasſelbe abbrannten (1795) und den Garten verwüſteten, deſſen ehemalige Zierlichkeit aus dem verwilderten Geſtrüppe kaum mehr zu erkennen iſt. — Die Volksſage weiß ſogar noch mehr; zum Beiſpiel, daß der Künſtler, natürlich des Climas wegen, erkrankt und lange Zeit leidend gelegen ſei, ferner daß derſelbe, nachdem ſeine jugendliche und kräftige Natur die Oberhand erhalten, auf der Weiterreiſe bei Augsburg oder anderswo von Spitzbuben überfallen und ausgeplündert worden und endlich, arm und ſchiffbrüchig zu Nancy, der Hauptſtadt Lothringens angekommen ſei. Die Zeit, wann dieſes geſchehen, dürfte beiläufig von 1626 anzuſetzen ſein.

In Nancy waltete der Hofmaler des Herzogs von Lothringen, Monſieur Charles Dermut, welcher eben daran war, die Kirche von Carmes mit ſeinen Farben zu verherrlichen und Claude Gelée einlud, das Architectoniſche und das Landſchaftliche bei ſeinen Bildern zu übernehmen. Claudius nahm den Vorſchlag an — aber es wollte ihm in der Heimath nimmer behagen; er ſehnte ſich nach Rom und dem unvergänglichen Zauber dieſer ewigen Stadt. Draußen im alten, verſchütteten Rom, in dieſer Trümmerweltſtadt, am Fuße des Monte Cavallo, nahe der Strada del corso, ſteht ein geheimnißvoller Brunnen Fontana di Treve genannt, von dem die ſchöne Sage geht, daß Jeder, der in der Nacht ſeiner Abreiſe daraus getrunken, in ſeinem Leben noch einmal wiederkehren müſſe nach Rom. Uebte das Waſſer, welches dereinſt Agrippa acht Meilen weit herbeileiten ließ, ſeine magiſche Gewalt? oder war es überhaupt nur jene herrliche Natur, die jedem Fremden die eigene Heimath vergeſſen läßt? Oder war es der Schrecken, der dem Künſtler die Arbeit in der Kirche zu Carmes verleitete, als plötzlich ein Arbeiter neben ihm, unvorſichtig am offenen Gerüſte zurückſchreitend, zerſchmettert in die Tiefe ſtürzte! Oder daß Gefühl, daß er hier vor den Fresken eines Andern doch nicht an ſeiner Stelle ſtehe! Kurz, er brach auf,

und eilte über Lyon und Marseille klopfenden Herzens nach Rom, wo er 1627 am Tage des heiligen Lucas, des Schutzpatrons der Malerzunft wieder anlangte.

Und der Heilige nahm ihn in seinen Schutz. Noch war kein Jahrzehnt verflossen, daß der arme Gelée für Agostino Tassi: Farben gerieben und Cotelettes gebraten. Jetzt trug Jedermann Achtung für seine Kunst, Und als nun gar der feinfühlige Kenner Cardinal Bentivoglio, bei unserem Meister Bilder bestellt und alsbald Pabst Urban VIII. (1633—44) deßgleichen gethan und den Lothringer Maler mit seiner persönlichen Huld und Gnade ausgezeichnet hatte; da wollten alle Prinzen, Kardinäle und Vornehme in Rom etwas von seiner Hand besitzen, und Gelée sah sich, obgleich er einen hohen Werth auf seine Arbeiten setzte, demungeachtet in der glücklichen Lage, nicht alle Liebhaber befriedigen zu können. Es regnete ordentlich Bestellungen. Doch jedes Glück hat seine Kehrseite. Da Jedermann ein Werk von seiner Hand haben wollte, der gewissenhafte Maler aber nur einen Kopf und zwei Hände besaß, so fanden sich alsbald falsche Freunde, die seine Bilder copirten und unter seinem Namen theuer verkauften. Das machte ihm lange großes Herzeleid, bis er endlich auf den Einfall gerieth — in Ermangelung der damals noch nicht erfundenen, reproduzirenden Hülfsmittel — von einer jeden Landschaft, die er verfertigte, eine Zeichnung zu nehmen und in ein Buch zu legen, welches er sein „Buch der Wahrheit (Liber veritatis) nannte. Dadurch vermied er nicht nur die Wiederholungen, sondern beurtheilte auch seine eigenen Arbeiten darnach, wenn sie ihm wiedergebracht wurden, um zu entscheiden, ob sie ächt oder copirt wären. Dieses Buch, welches ein wahrer Schatz von allen Gemälden dieses Meisters genannt zu werden verdient, kam nach seinem Tode nach England und in den Besitz des Herzogs von Devonshire. Es besteht aus getuschten und mit der Feder leicht ausgearbeiteten Blättern, aus denen man die erstaunliche Sicherheit erkennen kann, womit der Meister das, was in seinen Gemälden wirken sollte, auf seine letzten, einfachen Ursachen zurückzuführen verstand. Der von Lorrain's eigener Hand geschriebene Titel des „Buches der Wahrheit" lautet buchstäblich: «Audi 10. dagosto 1677. Ce présent livre appartien à moy que je faist durant ma vie Claudio Gillée, dit le Lorains. à Roma, le 23 aos 1680.» (Es wurde im Jahr 1777 zu London von Earlom gestochen und herausgegeben.)

Claude Lorrain war, wie jedes Kind weiß, nicht der erste Künstler, welcher Landschaften gemalt hat, aber er war der erste, der die Natur so großartig, edel und poetisch aufgefaßt, der ihre ganze Formenschönheit und allen Reiz ihrer Stimmungen abgelauscht und mit seinen Farben festzuhalten verstanden hat. Ihm gelang der große Wurf, die unendlichen Herrlichkeiten Italiens nicht nur dichterisch zu erfassen, sondern auch aus ganzer Seele wiederzuspiegeln. Er schreibt die Züge der Natur nicht ab; die meisten seiner Bilder sind freie Schöpfungen seiner Phantasie, und doch weiß der Beschauer immerdar, welchem Lande diese Berge, dieses lachende Meer, die kosenden Lüfte, diese schattigen Bäume und kühlen Laubgroten angehören müssen.

Kein Baum wächst bis in den Himmel und kein Mensch kann über seine Zeit hinaus. Und so ist den auch Claude Lorrain ein Kind jener Periode, die im Gebiete der Poesie das Pastoral-Heroische, eine gewisse, schäferliche Spielerei liebte. In mehreren seiner Gemälde können die antik sein sollenden Gebäude durch ihr modernes, unwohnliches und tändelndes Ansehen an Zuckerbäckeraufsätze erinnern — das war damals „guter Geschmack" und die altdeutschen Maler, wie z. B. Bartholomäus Beham, Albrecht Altdorfer und andere gute Meister, die Niemand anzutasten wagt, hatten es in ihrer Weise oft ebenso arg gemacht. Auch mit seinen Figuren war Claude Lorrain nicht glücklich; wenn er die Landschaft mit solchen staffirte, so sagte er scherzweise: er verkaufe nur diese und gebe die Figuren mit in den Kauf. Deßhalb überließ er die nothwendigen Staffagen in der Folge gerne dem Philippus Lauri und einem Franzosen Courtois mit Namen, zur Ausführung. Es war dieser Umstand um so sonderbarer, weil Gelée es an keiner Gelegenheit mangeln ließ, Figuren nach dem Leben zu zeichnen und deßwegen die Akademie fleißig besuchte. Aber das sind untergeordnete Dinge, die keinen verständigen Beschauer zu stören vermögen, die Jeder über den Vorzügen des Meisters wieder vergißt. Denn unter seinem Pinsel lebte das goldene Zeitalter wieder auf. „Eine beseeligende Stille und Heiterkeit, eine wunderbare Harmonie, ein nie getrübter Friede scheinen in der Seele des Künstlers gewaltet zu haben, der so zu schaffen wußte." Der Eindruck, welchen Claude Lorrains Gemälde hervorrufen, kann mit Worten, und wäre es selbst in poetischen Schilderungen, unmöglich wiedergegeben werden. „Der Zauber — sagt ein Kenner sehr schön — ist ein unwiderstehlicher, den diese klaren Lüfte, diese goldenen Lichter, diese tiefen Schatten des leichtbewegten Laubes, diese Wasser mit

ihren hellen, ſchimmernden Spiegeln, dieſe Fernen ausüben. Mögen die reinen Lichter des Morgens, dieſe heißen goldenen Strahlen des Mittags, die farbigen Wolken des Abends über dem Bilde ſchweben, mag der Blick auf ſchimmernde Paläſte, auf Tempeltrümmer, auf italieniſche Dörfchen, auf einſame Hütten oder nur auf die herrlichen Baumgruppen ſeiner Vordergründe fallen, mögen mythologiſche oder bibliſche Figuren in der Landſchaft verſchwinden — überall erfüllt Claude Lorrain's Natur die Seele mit einem Gefühl höchſten Troſtes, mit dem ganzen nie verſiegenden Troſt bleibender Erdenſchönheit.“ Namentlich war es die Wirkung des Sonnenlichts in allen ſeinen Phaſen, die er unermüdlich beobachtete. „Niemand beſitzt einen größeren Lehrmeiſter, als ich — pflegte er ſcherzend zu äußern — denn mein Meiſter iſt die Sonne!“ Und darin iſt er unerreicht und unnachahmlich. Stellt er einen Sonnenaufgang dar, ſo ſieht man deutlich, wie die Strahlen des Geſtirns das Gewölk durchbrechen, es zerſtreuen, den Thau aufſaugen und wie alle Bäume und Pflanzen von einem zarten, jungfräulichen Licht beleuchtet erſcheinen, man glaubt den Thau auf den dunkel beſchatteten Stellen wahrzunehmen. Wählt er den Moment etwas ſpäter, ſo ſieht man, wie die ganze Natur durch den eingeſaugten Thau neu erkräftigt daſteht. Malt er den Untergang der Sonne, ſo folgt man dem goldenen Schimmer, der alle Gegenſtände umgibt und glaubt es der Natur anzuſehen, daß ſie ſich nach einem heißen Tage nach der Ruhe und Erquickung der Nacht ſehnt. Auf gut erhaltenen Bildern von ihm iſt es dem Beſchauer faſt möglich, die Tagesſtunden in jeder Jahreszeit zu beſtimmen.“

Es gibt freilich Leute, die dieſes Wellenlinienſpiel, dieſen Schmelz und Duft der Töne nicht ſehen, dieſe Wirkung des Lichtes nicht gewahren, welche in den Bildern des Claude Lorrain ebenſo wie in den Werken anderer Meiſter nichts ſehen, als ein gemaltes Stück Leinwand. Es gibt auch andere Leute, die in den Werken Shakeſpeare's nichts ſehen, als Roheit und deßhalb die Meinung jener ſcharfſichtigen Kritiker theilen, welche behaupten, der unſterbliche Dichter ſei ehedem ein — Metzger geweſen und welche deßhalb ſein blutiges Fleiſcherhandwerk aus jeder Scene herausgucken wollen. Es gibt auch Andere, welche für eine kunſtvollendete Proſadarſtellung kein Gehör haben, ſo wenig, wie wieder Andere für die goldenen Klänge der „Lieder ohne Worte.“ Für ſolche Leute bleibt nur der eine heitere Troſt, daß ſich Eines nicht für Alle ſchicke,

und daß es leichter ist, ein Plattkopf zu sein, als den leichtbeschwingten Tritten des Genius zu folgen.

Sobald Claude Lorrain sich selbst gefunden hatte und zum Bewußtsein seiner ihm eigenthümlichen Kraft gekommen war, entfaltete er im freudigen Gefühl des Gelingens und von immer wachsenden Erfolgen bekrönt, eine fast unglaubliche Thätigkeit. Die Aufträge drängten sich von allen Seiten; das Gold strömte ihm, der in seiner Jugend nur bittere Noth gelitten, in solchem Maße zu, daß er ein beträchtliches Vermögen erwerben konnte. Das Glück änderte aber an dem seltenen Manne nichts, er blieb bei seiner eingezogenen, stillen Lebensart, ruhig in Rom, wo er sich am Abhange des Janiculum eine Villa bauen ließ, die heute noch steht. Damit er von allen Sorgen des Hauswesens befreit sein möchte — er hat sich niemals vermählt — und sich seiner Lieblingskunst ganz widmen konnte, nahm er einen Verwandten zu sich, der auf Alles acht geben, seinen Hausstand führen, das Geld in Verwahrung halten, ja sogar für seine Farben und Pinsel sorgen mußte. Auf diese Art lebten sie viele Jahre in großer Einigkeit und Vertraulichkeit; der Vetter nahm sich aller Sachen mit großer Sorgfalt an und ließ es dem guten Gelée an nichts fehlen. Dieser lebte ganz in der Ausübung seiner Kunst; er freute sich, wenn er Jemand fand, mit dem er sich davon unterhalten konnte. Seine einzige Gemüthserfrischung bestand darin, daß er in Feld und Wald spazieren ging und, wie bereits erwähnt, auf die Veränderung der Luft und andere merkwürdige Gegenstände acht gab, um sie sogleich abzuzeichnen oder sonst in seiner Art festzuhalten.

Bei dieser Gelegenheit stiftete er eines Tages mit dem vielgerühmten Joachim Sandract, lebte 1606—1688, Herrn auf, von und zu Storkau, einem damals vielgefeierten Maler, Architekten und Kupferstecher, eine dauernde Bekanntschaft. Sie fanden sich einmal im Freien zeichnend und Studien machend, tauschten ihre Arbeiten gegen einander und gaben sich in der Folge vielerlei Beweise aufrichtiger Freundschaft. Sandract hat das Portrait unseres Meisters gestochen und dem großen Werke seiner „deutschen Akademie" einverleibt; es zeigt einen runden, kurzbärtigen, lockigen Kopf, übrigens etwas flach und verwaschen, wie beinahe Alles, was Sandract in seiner leeren Manier gearbeitet hat.

Auch mit anderen seiner großen Zeitgenossen z. B. mit dem vornehmen Nicolaus Poussin' stand Claude Lorrain im besten Einvernehmen. Wie

große Stücke der Cardinal Bentivoglio auf ihn hielt, ebenso Pabst Urban VIII. und seine Nachfolger, wurde bereits erwähnt. Gelée war ein sehr aufrichtiger, rechtschaffener Mann, der keine Ceremonien liebte und den Großen so begegnete, wie es sich für einen Mann von seinen Verdiensten schickte. Er diente Jedermann gerne und insonderheit jungen Künstlern mit seinem guten Rathe, wenn sie solchen verlangten. Hermann Swanefeld, Courtois und einige wenig bekannte Italiener sind seine Schüler gewesen.

Seit seinem zweiundvierzigsten Jahre litt er an der Gicht, doch scheint er an der Ausübung seiner Kunst nicht behindert worden zu sein, denn bis in seine spätesten Tage fuhr er unabläßig fort, den Pinsel in Bewegung zu setzen. Seine Gemälde gingen schon zu seinen Lebzeiten in die verschiedensten Länder und wechselten, wie es immer geht, in der Folge ihre Besitzer. In den berühmten Palästen zu Rom, in Florenz und in Neapel finden sich Werke von ihm. Die Sammlung des Louvre in Paris ist reich an einer herrlichen Auswahl, auch Madrid und Petersburg erfreuen sich einer schönen Anzahl. Zahlreiche Bilder gelangten nach England, wo sowohl das Schloß Windsor, als vor allen die Nationalgallerie zu London und die reichen Privatsammlungen vieler englischen Aristokraten und Kaufmannsfürsten mit mehreren oder wenigstens einer Landschaft geschmückt sind. In Deutschland haben das Museum zu Berlin und die Gallerie zu Dresden einige seiner schönsten und vollendetsten Gemälde nachzuweisen. Die Münchner Pinakothek birgt vier Schätze von ihm: Ein Seestück; im Vordergrunde sind Bootsknechte mit Einladen beschäftigt, die aufgehende Sonne spiegelt sich in den Wellen und spielt auf den Thürmen und in den Bäumen. Das zweite stellt den Mittag dar; zwischen Felsen und Baumgruppen erblickt man in der Ferne das Meer; die Staffage ist biblischer Natur, Hagar mit dem schmachtenden Ismael, denen ein Engel die Quelle zeigt. Das dritte ist wieder eine Morgenlandschaft; schöne Gruppen von Bäumen und Bergen sind im Vorder- und Hintergrunde, die Aussicht auf das Meer. Die Staffage ist Nebensache, aber seltsamer Natur: Abraham weist die Hagar aus dem Hause; oben auf dem korinthischen Palaste, welchen Gelée zur Wohnung des Erzvaters machte, steht Sara. Das letzte Bild ist eine Abendlandschaft, in welcher gerade nur mehr die Spitzen der fernsten Berge von der untergehenden Sonne beleuchtet erscheinen; im Vordergrunde unterhalten zwei Mädchen einen Hirten mit Musik; der Weg führt an einem korinthischen Tempel

mit dichtbelaubten Bäumen vorüber zu einer Brücke. — Auf allen diesen vier Bildern sind die Figuren von Gelée's eigener Hand, während später Andere seine Gemälde staffirten. —

Unter hohen wohlverdienten Ehren erreichte Claude Lorrain ein hohes ungeschwächtes Alter; er starb im Dezember des Jahres 1682. Sein Vermögen war ansehnlich; groß und werthvoll der Vorrath seiner Zeichnungen. Seine Brüder Johannes und Joseph setzten ihm ein schönes Grabmal in der Kirche des Monte della Trinità.

Hier ruhten seine sterblichen Ueberreste bis zum Jahr 1840, wo sie auf Befehl des französischen Ministerium des Innern in die Kirche zu Saint-Louis-des-Français (in Rom) hinübergeführt werden sollten, eine Feierlichkeit, bei welcher sämmtliche in Rom lebende Künstler sich betheiligten. Auf seinem Grabsteine liest man jetzt die glorioſe Inschrift: La nation française n'oublie pas ses enfants célèbres, même lorsqu'ils sont morts à l'étranger*).

*) Die französische Nation vergißt nie ihre berühmten Kinder, selbst wenn sie in der Fremde gestorben sind.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Das Mütterlein ist krank.*)

Von Franz Bonn.

Es war ein heller Sommertag,
Auf Wald und Feld und Hügel lag
Mit klarem Licht der Sonne Strahl
Und golden glänzte rings das Thal.
Die Lüfte hüpften durch's Geäst,
Die Vöglein schlüpften aus dem Nest,
Die Blümlein blühten blau und roth,
Es war, als gäb es keinen Tod. —
Und doch im stillen Elternhaus,
Da sah es heut so traurig aus,
Denn in der Kammer eng und klein
Lag krank das liebe Mütterlein.
Still war es — nur der Wanduhr Gang
Vernehmbar aus der Stube klang.
Der Vater saß mit trübem Sinn
Und blickte traurig für sich hin:
„Ach wann sie schlägt die letzte Stund',
Dir lieber Gott allein ist's kund!" —
Daß sie nicht störten im Gemach
Das Mütterlein so krank und schwach,
Drum schickte just mit leisem Wort
Der Vater die drei Kinder fort;
Zwei Brüder und ein Schwesterlein —
Sie mußten in die Stadt hinein,
Damit sie holten die Arznei,
Die für die Mutter nöthig sei.
Die aber waren kaum heraus
Ein Stücklein Wegs vom Elternhaus,
Da sprach der goldne Sonnenschein:
„Seid lustig, liebe Kinderlein."
Es sprach die blaue Luft: „Warum
Geht ihr dahin so still und stumm?"
Die Vögel sangen mancher Art:
„Seid fröhlich, wie ihr sonst es war't!

*) Mit einem Bild.

Und wie ſie kamen in den Wald,
Begannen ſie zu ſpringen bald
Und trieben luſtig Scherz und Spiel,
Daß ſie vergaßen ſchier ihr Ziel.
Denn alſo iſt der Kinder Herz,
Voll Licht und Luſt, voll Freud und Scherz;
Ihm iſt das Leid ein fernes Land,
Der Tod ihm fremd und unbekannt.
Eichhörnchen, das vom Baume ſprang,
Das Fröſchlein, das im Weiher ſang,
Die Käfer alle groß und klein
Und jeder Stock und jeder Stein,
Das Alles hält in ihrem Lauf
So mannigfach die Kinder auf,
Daß es ſchon ſpät und Abends gar,
Bis ſie zur Heimkehr kamen, war;
Sie dachten nicht, wie nöthig ſei
Der kranken Mutter die Arznei;
Vergeſſen war in Scherz und Schwank,
Daß ſie ſo elend lag und krank,
Sie, deren treues Mutterherz
Selbſt in des Fiebers bitterm Schmerz
Nur für die Kinder ſehnend ſchwoll,
Die ſie nun ach! verlaſſen ſoll!
Schon lag vom Abendroth gekrönt
Der Hügel Saum — da plötzlich tönt
Vom Kirchlein auf dem Felſenhang
Die Todtenglocke ſchwer und bang.
Erſchrocken ſtill die Kinder ſtehn,
Wie war es ihnen doch geſcheh'n —
Als ob ſie rings in dunkler Nacht
Aus lichtem Traume aufgewacht?!
Denn wie ſie von dem Hügel ſchau'n,
Da kamen Männer viel und Frau'n,
Voran man Kreuz und Fahne trug,
Es war ein langer Leichenzug.
Wo blieb der Sonne lockend Licht,
Wo blieb? was Luft und Vogel ſpricht,
Verklungen war's mit allem Scherz

Und Scham und Angſt erfüllt ihr Herz!
„Wie konnten wir ſo ſorglos ſein?
Krank iſt das liebe Mütterlein,
Da uns im Spiel verrann die Zeit,
Liegt ſie in bitter'm Herzeleid.
Schon flammt im Weſt die Sonne aus,
Drum eilig fort, drum raſch nach Haus!“
Und wie ſie eilten durch den Wald,
Begann die fromme Schweſter bald:
„Komm' laßt uns miteinander laut
Zu Gott, der auf uns nieder ſchaut
Voll Andacht ſenden ein Gebet,
Das brünſtig für die Mutter fleht.“
Und alſo ſprach die Schweſter vor,
Die beiden Brüderlein im Chor:
„O ſei gegrüßt du Abendſtern,
Maria, Mutter unſers Herrn!
Du weißt ja, wie Dein Jeſu klein
So lieb gehabt ſein Mütterlein!
Du ſiehſt ja, auch in unſer Herz,
So bitt' für uns in dieſem Schmerz.
Wir trieben lange Spiel und Schwank,
So ſegne dreifach dieſen Trank,
Auf daß er helfe aus der Noth
Und Mütterlein errett' vom Tod.
O kürze, Jeſu, unſern Pfad!
O hilf, o hilf mit Deiner Gnad!
Du warſt ja ſelbſt, ein armes Kind,
Verſtehſt, wie wir ſo traurig ſind —
Bei Deiner Liebe Himmelsſchein,
O laß uns unſer Mütterlein!“
Wie ſo der Kinderherzen Drang
In lautem Ruf zum Himmel klang,
Da ſchwieg es tief im Walde rings;
Bald aber in den Wipfeln ging's
Wie leiſes Flüſtern Baum zu Baum
Und weiter klang es fort im Raum.
Da ſprang aus ſeiner Raſt geſchwind
Mit leichtem Schwung der Abendwind

Und trug der Kinder flehend Wort
Das Thal entlang zur Hütte fort,
Drin krank die arme Mutter lag
Und scheiden sah den schönen Tag.
Da pocht er wie von Gott gesandt
An's Fensterlein mit leiser Hand
Und spricht: „Die Kinderlein im Wald,
Sie grüßen Dich — sie kommen bald.“
Da ward der Mutter wohl und leicht
Ihr Herz ist still — das Fieber weicht,
In allen Gliedern froh und gut
Quillt wieder neuer Lebensmuth
Und zu dem Vater spricht ihr Mund:
„Ich fühl's, ich fühl's, ich bin gesund!“
In Thränen da voll Herzensdank
Der Vater an die Brust ihr sank.
Durch's Fenster spielt der Abendschein;
Da traten auch die Kinder ein.
O welche Freude, welche Lust
Durchzittert ihre kleine Brust!
Gelobet sei'st Du, Jesu Christ,
Das Mütterlein gerettet ist! —

* * *

O Mutterherz! du heilig Gut,
Wohl dem, der lebt in deiner Hut;
Kein schöner Loos wird ihm zu Theil,
Kein größ'rer Schatz, kein besser Heil.
Du wahrest treu in deinem Grund
Der reichsten Liebe Gnadenfund,
Und wie der Sturm des Lebens tost
Du Mutterherz bleibst unser Trost!
Ihr Kinder alle groß und klein
Liebt heilig eure Mütterlein,
Und sendet täglich früh und spät
Zum lieben Heiland das Gebet:
„Bei Deiner Liebe Himmelsschein
O laß uns unser Mütterlein!“

An der Landstraße.

Der Wahrheit nacherzählt.

Von Isabella Braun.

„Mama, Herzensmama! machen wir heute nicht zur Feier von Papa's Namenstag eine Landparthie?"

Kurt's schmeichelnder Vorschlag wurde sogleich von seinen Geschwistern unterstützt. Ihm zur Seite stand bereits sein getreues Echo, die dreizehnjährige Therese; Georg, der ältere Bruder rief aus der Zimmerecke, wo er mit Verlängerung seine Peitschenschnur beschäftigt war: „Eine Landparthie mit Vorspann und spät abendlicher Heimfahrt, ja, das wäre fein!" und Thekla erhob ihre glänzenden Augen vom Buche, dieselben mit bittendem Ausdrucke auf die Mama richtend. Diese aber — Frau von Stein — wandte die Blicke zum Fenster; doch Kurt antwortete sogleich auf die stumme Frage mit raschem Verständnisse: „O Mama, das allerschönste Wetter, eigens für diesen Namenstag gemacht! kein Wölkchen am Himmel und dazu ein Lüftchen, Herzensmama, ein Lüftchen, das Dir alle Hitze wegfächelt. Erlaubst Du, daß wir die Pferde bestellen?"

Wer könnte solchen Bitten widerstehen, besonders an Papas Namenstag. Frau von Stein war auch viel zu eingehend in die Wünsche ihrer jungen Schaar, als daß sie taub und blind gegen die Anforderungen dieses Tages geblieben wäre. Statt einer bejahenden Antwort stellte sie nur die Frage nach dem Wohin? vielleicht an den herrlichen Königssee?

Bei diesem Vorschlage verlängerte sich Georgs langes und gutes Gesicht merklich; er näherte sich der Gruppe und sagte in seiner stets höflich-bescheidenen Weise: „Mama, wenn Du erlaubst, möchte ich zu bedenken geben, daß es am Königssee allerdings sehr schön, aber auch sehr, sehr langweilig ist, keine leise Spur von Gemüthlichkeit unter den vielen Menschen; man könnte mit Anstand nicht einmal auf Papas Gesundheit anstoßen.

Alle stimmten lebhaft ein; die Mama aber deutete ihre verstärkte Aufmerksamkeit durch ein sicheres, gutes Zeichen an: sie legte den linken Arm

auf den Rücken und erhob mit der rechten Hand die Lorgnette zu den Augen, wahrscheinlich um sich noch deutlicher von der Freude ihrer Kinder zu überzeugen; dann sagte sie: „Also, wo werden wir die rechte Gemüthlichkeit finden?“

Georg, der immer die besten Vorschläge zu machen wußte, schickte sich zu einem wohlgesetzten Vortrage an und Aller Blicke hefteten sich auf den Redner, der also sprach: „Da draußen auf dem Berchtesgadner Wege, nachdem man das romantische Hallthurm mit seinem stets erquickenden Biere verlassen und sich zur Gemüthlichkeit vorbereitet hat, gibt es verschiedene einsam stehende Bauernhäuser, auch eine stille Mühle...“

„Mit gemüthlichem Rädergeklapper,“ schaltete Kurt ein.

„Oder ein schlichtes Wirthshaus, wo die Pferde gut untergebracht werden können...“

„Und wir nichts zu eßen bekommen,“ bemerkte nun ihrerseits die Mama.

„Das ist eben die Hauptgemüthlichkeit!“ rief Georg und fügte bei: „Wir kochen selbst.“

„Ja, wir kochen, wir kochen!“ jubelten Kurt und Therese.

„Schmurgl!“ sagte Georg bedeutungsvoll die kleine, dicke, gemüthliche Tante Aurelie anblickend.

„Lammfleisch mit Kartoffeln und Rüben!“ rief Therese und wandte sich zu Nana, der treuen Pflegerin ihrer Kindheit, die nun freundschaftlich im Familienkreise lebte.

Die heitere Verabredung war noch nicht vollendet, als sich die Thüre öffnete und Doktor Schönherr in seiner etwas gebückten Haltung und mit festlichem Gesichtsausdrucke hereintrat. Bevor derselbe jedoch seine Glückwünsche für den fernen Papa anbringen konnte, umringten ihn Alle und riefen: „Guten Morgen, Doktor!“

„Schönes Wetter heute!“

„Nicht wahr, es ist für die Mama gesund, eine Landparthie zu machen?“

„Gewiß!“ antwortete der Arzt. „Die Hitze ist durch die bewegte Luft etwas gemindert.“

Frau von Stein lächelte über diese Bemerkung, denn die große Hitze war ja stets der Abhaltungsgrund; sie ertheilte somit ihre Zustimmung, im Falle auch der Doktor von der Parthie sein würde.

„Und Herr von Entenbach, Mama, wenn Du erlaubst; sein freundliches Gesicht allein erheitert schon die ganze Gesellschaft,“ sagte Thekla.

„Wir können auch Fräulein Braunfels einladen, die Plätze reichen aus;“ bemerkte Frau von Stein.

„Ja, es ist ein gutes Weib, nimmt keinen Spaß übel, lacht selber mit,“ bestätigte Georg. Dann zählte er aus: „Mama, Tante Aurelie, Fräulein Braunfels und Thekla im ersten Wagen, ich auf dem Bock; Nana, Thereſe, Doktor Schönherr und Herr von Entenbach im zweiten, Kurt auf dem Bock; gut! ſo will ich die Pferde und Wagen beſtellen.“ —

Nun ſtob die kleine Schaar auseinander, um die Vorbereitungen zu treffen. Thereſe und Nana begaben ſich in die Küche; dort wurde der große Korb mit allem Nöthigen gefüllt, auch viel Unnöthiges dazu gethan; es ſollte am heutigen Feſte ja überaus gemüthlich ſein.

Bald fuhren die beiden Wagen vor, die ſämtliche Geſellſchaft war verſammelt und fort ging es; wer heiterer lächelte: die Sonne oder die Geſichter, iſt ſchwer zu beſtimmen.

Es war ſehr heiß, trotz des fächelnden Windes; die Juliſonne des Jahres 1865 verſtand ihren Beruf, wie Jeder ſich zu Genüge erinnern wird; doch der Tannenwald, die nah am Wege emporragenden Gebirge thaten getreulich das ihre, um die Fahrt angenehm zu erhalten. Dann erquickte ſich das Auge an der Wunderpracht dieſer Gebirgswelt: ſilberſchimmernd ragten der Göll, Watzmann und Hochkaltner empor; ſilberſchimmernd grenzte ſich das breite Schneefeld der übergoßnen Alp vom tiefblauen Himmel ab; im ſmaragdnen Gewande glänzten die Wieſen und die Sonne glitzerte golden im dahinrieſelnden Bache. Dazu noch die feſttägliche Stimmung der Gemüther, die Liebe zum beſten Papa, der gewiß an ſeine fröhliche Familie dachte: dies Alles vereint, verhieß in der That eine gemüthliche Landparthie.

Die erwähnten Bauernhäuſer verſchwanden bei der raſchen Fahrt und das kleine, unſcheinbare Wirthshaus „zur Au“ dicht an der Abzweigung des neuen Weges vom alten gelegen, trat zu Geſicht. Endlich ſtanden die Pferde ſtill und aus den beiden Wagen ſtieg zur großen Verwunderung der Wirthsleute die Geſellſchaft.

Georgs Wahl bewährte ſich auch dieſesmal. Des wunderſchönen Naturbildes nicht zu gedenken, liegt das Wirthshaus, wie ſein Name ſagt, in einer grünen Au, vom klaren Bächlein durchzogen, vom Bergwalde begrenzt und neben dem Hauſe fehlte nicht der Garten mit Tiſchen und Bänken, welche durch eine Ueberdachung vor der Sonnenhitze geborgen ſind.

Die kleine Gesellschaft vertheilte sich nun sogleich. Frau von Stein, Thekla und Fräulein Braunfels nebst den beiden Herren begaben sich in das Sommerhaus, um sich daselbst mittäglich einzurichten; Georg und Kurt luden den Korb vom Wagen und brachten ihn zur Küche, wo bereits Tante Aurelie, Nana und Therese am Herde wirthschafteten. Nun begann der erste Theil der Gemüthlichkeit: die jungen Herrn stülpten die Aermel auf und banden große Servietten als Küchenschürzen um. Da wurde mit vollen Backen in die Glut geblasen, das beste Stück vom Ochsen zerschnitten, Zwiebeln gewiegt, der Schmortiegel überreichlich mit Butter und Schmalz versehen, immer noch ein wenig dazugeworfen; da wurde ferners gelacht und geschrien, wenn ein Kleid zu nahe an's Feuer kam und da wurde auch viel versucht zur sichern Probe. Bereits schmorgelte das Fleisch mit Butter und Rahm; Nanas Gericht duftete lieblich, Tante Aureliens Hühner, welche für Jene, die des rechten Schmurglgeschmackes entbehrten, mitgenommen worden waren, begannen sich zu bräunen, — als der Doktor sein schwarz umrandetes Gesicht neben dem runden glatt geschorenen des kleinen Herrn unter der Küchenthüre zeigte und die Gesellschaft hinaus berief. Alt und Jung verließ höchst pflichtvergessen den Posten von Neugierde getrieben, die sich auch völlig rechtfertigte.

Einer jener großen Vagabundenwagen, die mit grauer Leinwand bedachte Behausung ganzer Familien, hatte inzwischen vor der „grünen Au" Halt gemacht. Verwilderte Knaben und Mädchen mit gelbbrauner Gesichtsfarbe und schwarzen, langherunter hängenden Haaren saßen entweder auf der Erde, oder schaukelten auf der Deichsel, oder versenkten die weißen Zähnlein in das Stück Schwarzbrod, welches ihnen Frau von Stein gereicht hatte. Zwei Frauen in Männerröcken, deren Haar- und Gesichtsfarbe sich zu den kleinen Abkömmlingen bekannten, lehnten rauchend an der Mauer, während vier Männer, offenbar aus dem Stamme der Zigeuner, sich um das Gartenhaus drängten und eifrig um Erlaubniß baten, ihre Musikkünste produziren zu dürfen. Der noch zweifelhafte Fall wurde auf's Günstigste durch die Dazwischenkunft der beiden Knaben entschieden. Kurt flüsterte: „Es sind arme, herumziehende, heimathlose Leute, Mama" — und Georg fügte bei: „Gewiß bekommen wir etwas Schönes zu hören, Mama, eine echt ungarische Mazurka; bitte, laß sie spielen."

Die Zigeuner erkannten mit ihrem schwarzen, stechenden Blicke sogleich, daß sich der Wind zu ihren Gunsten gedreht hatte und begannen ihre Vor-

kehrungen. Sie holten aus der Tiefe des geheimnißvollen Wagens ihre Instrumente: Geige, Violincello, Guitare und Cither und ließen sich zunächst der Gesellschaft nieder.

Das Conzert begann. Wahrlich, die wilden, schwarzen Zigeuner bekundeten ihre Meisterschaft in der seltsamen Musik der Pußta. Da klangen schwärmerische, weiche Melodien mit wilden, rasenden Uebergängen. Bald meinte man, eine unsichtbare Horde sich im lustigen Tanze drehen und winden zu sehen, bald rasselte die Trommel im Radezkymarsche auf's Täuschendste und vor dem Geiste zog das Heer zur Schlacht. Wenn man aber die Blicke auf die musizirenden Zigeuner wandte, vergaß man beinahe das Hören, über dem Sehen; jeder Ton schien vielmehr aus dem Gesichte, statt aus dem Instrumente zu kommen, und der Körper wiegte sich im Takte dabei. Kaum hatten sie das Eine Musikstück vollendet, als schon wieder ein neues begann. Nun ging die Musik in die seltsamen, wilden Tänze der Zigeunerhorden über Da sprang der Jüngste empor, stellte sich mit verschlungenen Armen, kühn und feurig umherblickend, vor die Gesellschaft, dann stampfte er mit den Füßen, neigte sein Haupt und jetzt drehte und wirbelte er dahin, bald wie ein Frosch auf der Erde hüpfend, bald wild aufspringend, die beiden Hände in die Seite gestemmt. Das lange, schwarze Haar flog um sein braunes, glühendes Gesicht, die prächtig geformten Glieder, von eng-anliegender Kleidung-und bis zum Knie reichenden Stiefeln umschlossen, zeigten ihre wunderbare Elastizität. Immer wilder wurde der Tanz, immer rascher klang die Musik und auch die Zuschauer wurden von diesem Schauspiele ergriffen, daß sich ihr Athem beengt fühlte und die Wangen glühten. Plötzlich rißen die Töne ab und der Zigeuner sprang zum Wagen, indem er das glühende Haupt auf den Rücken des Pferdes legte.

Alles athmete wieder freier; Frau von Stein beschenkte die Zigeuner reichlich; als aber nun die unheimlichen, schwarzen Weiber sich näherten, zog sich Thekla schaudernd zurück und schloß ihre zarte Hand. Die Kinder krochen nun wieder, von dem mitleidigen Blicke der Zuschauer begleitet, in ihren Wagen und fort zog er mit der Bande auf der fremden heimathlosen Erde, deren sanftes Grün mit dem blauen Aetherbogen darüber, umsonst den düster blickenden Fremdlingen zulächelte und von dem guten Schöpfer erzählte, welcher der Vater aller seiner erschaffenen Creaturen ist. Schweigend folgten die Blicke den Männern und Frauen, welche neben oder hinter dem Wagen einher gingen

Aber deutlich genug konnte man des Doktors Gedanken lesen, während er die kräftigen Gliedmassen bewunderte: das Beklagen einer verschwendeten Arbeitskraft, gleich dem verborgenen Schatze im Acker; und der Seufzer aus Frau von Steins Brust erklärte zu Genüge den traurigen Blick auf die dahinziehenden Weiber, und die klare Thräne in Thekla's Augen, als sie sich zu den dicken, rosigen Kindern, welche sich neugierig eingefunden hatten, wandte, erzählte ebenfalls von einem schmerzlichen Vergleiche, der in ihrer jungen Seele vorging.

Die kleine Episode lag wie ein beklemmender Druck auf der kurz zuvor so vergnügten Gesellschaft. Da rief Tante Aurelie: „Aber meine Hühner!"

„Mein Schmurgl!" schrie Kurt und war mit einem lustigen Sprunge bei der Hausthüre.

Der Zauberbann entwich augenblicklich. Nana und Therese folgten den Beiden, Georg breitete das mitgebrachte Tischtuch aus, Thekla legte die Bestecke zurecht, der Doktor stäubte einige Flaschen ab, Alles war in und außer dem Hause beschäftigt, Herr von Entenbach trippelte von Einem zum Andern, ohne etwas auszurichten, als einen guten, heitern Scherz und bald saß die ganze Gesellschaft an der langen Tafel, die Speisen luden zum Essen ein, Jedes griff munter zu und die einzelnen Köche oder Köchinnen lobten besonders ihr eignes Fabrikat, verschmähten aber doch nicht ein Flügelchen oder sonstiges Stückchen von Tante Aureliens Hühnern. Als nun auf das schäumende Getränk der „grünen Au" der perlende Wein folgte und Doktor Schönherr sogar die zweite Flasche entkorkte, als Herr von Entenbach zu Papas Namenstag eine wohlgesetzte, auf hohen Stelzen gehende, aber doch herzlich gemeinte Rede hielt, als die Gläser an einander klangen: — da herrschte Frohsinn und die vollste Gemüthlichkeit. Scherz und Lachen, gute und schlechte Witze tönten von einem Ende der Tafel zur andern und Alles jubelte mit auf der grünen Au; die Vögel zirpten und zwitscherten, die Enten und Gänse schnatterten vom Bache herüber, die Hühner gackerten laut, im nahen Forsthause krähte der Hahn und jetzt stimmten auch die Hunde ein, Alwi, der weiße Pudel, gab Antwort, der blaue Himmel und die goldne Sonne aber lächelten dazu und die Stirnen der Berge glänzten wie Silber.

Die kleine Gesellschaft war somit in der heitersten, gemüthlichsten Stimmung, als plötzlich vor dem offenen Sommerhause ein Fremder stand, nur ein junger Handwerksbursche, sauber gekleidet, das Ränzchen auf dem Rücken,

mit gutmüthigem, offenem Gesichtsausdrucke, der höflich seine Mütze abnahm und keineswegs um ein Almosen, sondern um gütige Auskunft bat, welche von den beiden Straßen nach Berchtesgaden führe? Seine Frage klang beinahe schüchtern, Albi sah ihn an, ohne zu bellen, obwohl er die Hundefeindschaft gegen Handwerksburschen mit seinem Stamme theilte, und Aller Blicke richteten sich auf den so unerwartet Angekommenen. Doktor Schönherr, welcher zu unterst am Tische und dem Handwerksburschen zunächst saß, erklärte ihm nun, daß beide Wege zu seinem Ziele führen, der zur Rechten sei der neue mit schönster Aussicht auf die Berge, auch der bequemere, der zur Linken dagegen ohne diese Vorzüge vielleicht etwas kürzer.

Der Wanderbursche lächelte und sagte in unverkennbar sächsischem Dialekte: „O, da werde ich schon den ersten wählen! ich habe so eine schöne Aussicht gar gerne, wenn man einmal wandert, muß man's auch benützen." Er wollte mit höflichem Dank und Gruß eben zur rechten Seite weiter gehen, als Frau von Stein, nachdem sie durch ihr Augenglas den Burschen wohlgefällig betrachtet hatte, ihn frug, ob er zur Stärkung nicht ein Glas Bier und ein Stück Brod genießen wolle? Dabei deutete sie auf Beides, was kurz zuvor von dem Wirthsmädchen als Ueberfluß hergestellt worden war.

Wieder zog er seine Mütze vom dichten, blonden Haare und sagte mit Lächeln: „O, das möchte ich wohl gerne annehmen, Madame; es macht heiß und ein Stück Brod schmeckt immer gut, besonders, wenn man des Tags noch nichts gegessen hat."

Die Unterhaltung war nun eröffnet und während der junge Wanderer einen kurzen, mäßigen Zug that, darauf ein Stückchen Brod aß, gingen Fragen und Antwort hin und her. Der Doktor frug ihn nach seinem Handwerke; nun zog er sein Wanderbuch aus der Tasche und entgegnete: „Ich bin ein Seidenweber, ein schönes Geschäft, aber man muß leider weit umher wandern, um Arbeit zu finden. Es war nun einmal mein Verlangen und in Chemnitz gab's gute Gelegenheit, es zu erlernen."

Die Herren hatten bereits die Köpfe zusammengesteckt, um das Wanderbuch zu lesen und Kurt erhob sein heiteres Gesicht vom Blatte, indem er rief: „Welch seltsamer Name! Ernst Otto Fangesthäl!"

Herr von Entenbach ließ sein Glas von den Augen sinken, richtete sich aus seiner gebückten Stellung auf und sagte: „Potz tausend junger Mensch!

Sie ſind weit umher gereiſt und haben ein ſchönes Stückchen von Norddeutſchland geſehen."

Der Doktor las zur Erklärung: „Chemnitz, Dresden, Leipzig, Magdeburg, Hamburg, Lübeck, Kiel . . ."

Der junge Menſch unterbrach ihn und erzählte: „Ja, es ging weit umher, ſeit ich in Chemnitz meinen Lehrherrn mit zwölf Thalern in der Taſche verlaſſen hatte, um in der Fremde mich weiters auszubilden. Da gab's freilich müde Füße und leeren Magen, ich wäre oft froh geweſen um das harte Brod, das mir daheim nicht ſchmecken wollte. Nirgends gab's Arbeit für mich und bei aller Sparſamkeit ging das Geld zu Ende. Da mußte ich nach Hauſe an meinen Vater ſchreiben und um Geld bitten und ich hatte mir's ſo ſchön ausgedacht, den alten Leuten eines zu ſchicken, denn es geht ihnen ſelber ſpärlich genug. Endlich bekam ich in Kiel gute und ſchöne Arbeit, wie Sie aus dem Wanderbuche ſehen und ich hatte nun wieder zwölf Thaler erſpart. Da wollte ich eben meine Schuld zurückbezahlen und noch ein Weniges darauf legen, als die Arbeit ſtockte und ich wieder das Ränzchen ſchnüren mußte. Nun reiſe ich ſchon lange herum, immer keine Arbeit!"

„Und welches Ziel haben Sie jetzt vor Augen?" frug Georg mit geſteigerter Theilnahme.

„Nach Wien, junger Herr!" ſagte Ernſt Otto und ſchob ſein Wanderbüchlein in die Bruſttaſche, doch um es gut unterzubringen, nahm er ein anderes Buch heraus, welches den Blicken des Doktors nicht entging. Höflich reichte der Burſche es dar und ſagte: „Es iſt eine kurze Reiſebeſchreibung, Herr, damit man mehr Nutzen aus ſeiner Wanderſchaft zieht." Doktor Schönherr durchblätterte es und dabei kam ein gepreßtes Alpenröslein zum Vorſchein; lächelnd bemerkte der Burſche: „In Chemnitz gibts nichts ſo Schönes; das hat die Mutter noch nicht geſehen, ich will es ihr im nächſten Brief ſchicken."

Ein feuchter Glanz lag in des Burſchen Augen, als er dies ſagte, der Doktor aber ſchloß die Blätter ganz ehrfürchtig über der trocknen Blume. Frau von Stein begann nun ihrer Seits theilnehmend zu fragen, was er Alles in ſeinem Ränzchen mit ſich führe? Lächelnd erwiederte Otto Ernſt: „O, nicht viel, Madam, nur das Nöthigſte: ein Hemd, ein Sontagsbeinkleid und Weſte, ein Paar Sacktücher, Hausſchuhe, damit ich gleich die Seidenweberei beginnen kann, wenn ſich Arbeit findet und dazwiſchen ein Gebetbuch,

das Wort Gottes, denn Madam, man brauchts auf der Wanderschaft zu allermeist, es hat mich besser geführt, als jeder Wegweiser."

Bei diesen einfachen Worten senkten sich alle Köpfe, ein tiefes Schweigen trat ein und der Bursche nahm Abschied: „Vergelts Ihnen Gott und er behüte Sie!" sagte er im Umwenden; doch der gute Doktor schob ihm auf einen Wink der Frau von Stein schnell ein Zweiguldenstück in die Hand. Der Bursche sah zuerst das Geld, dann den Geber an, seine Augen feuchteten sich wieder und er rief: „Nein, Herr das ist zu viel, Sie haben sich vergriffen! das kann ich doch nicht nehmen."

Doktor Schönherr entgegnete: „Behalten Sie es immerhin; es drückt Sie nicht und uns nicht; reisen Sie mit Gott, junger Mensch."

„Und Gott vergelte es Ihnen tausendfach!" sagte mit bewegter Stimme der Wanderbursche; dann fügte er nach kurzer Pause hinzu: „Ich habe nur mehr zwei Groschen, Herr! und so hilft Gott immer weiter!" Da Keines etwas sagte, zog er nun die Landstraße dahin. Endlich erhoben sich die Köpfe nach diesem langen, seltsamen Schweigen: da flossen die klaren Thränen über Theklas rosige Wangen, da glänzte Frau von Steins Blick von jenem frischen Thau des Herzens, da wischte sich Georg leise die nassen Hände, in welche er das Haupt gestützt hatte, da zitterten Theresens Mundwinkel und die Brust hob sich schnell, nach Athem suchend, da trocknete sich Nana, Tante Aurelie und Fräulein Braunfels die Augen, Herr von Entenbach die angelaufenen Gläser, mit denen er seine Rührung zu bedecken suchte. Nur Kurt weinte nicht; er sprang auf und rief: „Fort ist er, und wir haben ihm so wenig gegeben! Wie kann er mit zwei Gulden und zwei Groschen nach Wien kommen? Ich lauf ihm nach und hol ihn zurück; da habt Ihr mein Geld."

Kurt warf seine Börse auf den Tisch und sprang dahin wie im Fluge, obwohl ihm der Doktor nachrief: „Kurt! Kurt! Sie holen ihn nicht mehr ein, es nützt nichts und Sie erhitzen sich zu sehr!" Doch der Ruf verhallte, jetzt bog er um die Ecke und war auch schon den Blicken entschwunden. Aber die Augen der Zurückgebliebenen folgten dem lieben, warmherzigen Bruder mit Segen, mit Freude und Hoffnung und auch im Mahnrufe des Arztes klang nur die Stimme der Standespflicht, während sein Herz den Lauf des Jungen aufmunterte.

So rasch Kurt dahinsprang, so rasch folgte nun auch die That der übri-

gen Gesellschaft. Jedes langte seine Börse hervor und reichte der Mutter seinen Beitrag; Georg zog das Gesicht in die Länge, als der Inhalt seinem Wunsche ganz und gar nicht entsprach, Keines hatte sich überhaupt für solche Fälle vorgesehen gehabt. Aber die Mama ergänzte die Summe mit einer Zehn-Gulden-Banknote, wechselte das Uebrige in fünf Doppelgulden und war nahe daran, von ihrer freudig, stürmischen Kinderschaar dafür erdrückt zu werden. Die jungen Augen thaten es mit ihrem Freudenglanze fast dem Sonnenstrahle zuvor, obwohl er die neuen Silberstücke funkelnd beleuchtete. Nun aber erschien auch in der Ferne ein lichter Punkt, der sich rasch dem Sommerhause näherte. Es war Kurt in seinem schneeweißen Sommeranzuge: dunkelgerötheten Angesichts und keuchend warf er sich auf eine Bank und konnte auf all die begierigen Fragen nur antworten: „Er kommt, gleich wird er da sein."

Die Blicke schweiften nun auf die Landstraße, während die Herzen der Jungen heftiger pochten und die der Alten kräftig im Takte schlugen. Da kam der Wanderbursche zurück und je näher er kam, desto zaghafter wurde sein Schritt. Kurt aber ging ihm entgegen und führte den Verwirrten, der gar nicht wußte, was seine Umkehr zu bedeuten habe, zur Mama. Diese sagte nun mit hörbar bewegter Stimme: „Meine Kinder haben da eine kleine Sammlung unter sich gemacht, damit Sie sorgloser nach Wien reisen und Arbeit suchen können. Gottes Segen möge darauf ruhen."

Bei diesen Worten reichte die gute, edle Frau dem Wanderburschen zuerst die Banknote hin. Aber seine Hand bewegte sich nicht darnach. Sein Gesicht erblaßte, die beiden Kiefer bebten, die Mundwinkel zuckten, er rang mühsam nach Worten und brachte nur hervor: „Madame, — Madam — nein, das kann nicht sein"— und ein heller, gewaltiger Thränenstrom erstickte seine Rede.

Aber er weinte nicht allein. In allen Gemüthern war der Born inniger Rührung geöffnet und die Tropfen glänzten so klar in den Augen, wie der Thau im Paradiese geglänzt haben mochte. Frau von Stein richtete den lieben, feuchten Blick wahrhaft mütterlich auf den Jüngling und sagte: „Ja, Gottes Segen sei mit Ihnen, Ernst Otto, und Gottes Segen sei mit dieser Liebesgabe. Oeffnen Sie Ihre Hand; nehmen Sie nur, was wir Ihnen freudig geben."

Nun hatten des Burschen bleiche Wangen sich wieder geröthet; er streckte die Hand aus und als auf die Banknote auch noch die großen Silberstücke

kamen, rief er: „O, Madam, heute Morgens war ich noch so arm und jetzt so reich!“

Immer noch schwiegen Alle, es sprudelte noch zu heftig in den Herzen; da mußte schon Frau von Stein die kleine Angelegenheit leiten; als aber der Jüngling sein Geld im Zipfel des Sacktuches unterbringen wollte, langte Fräulein Braunfels ihr Portemonai hervor und reichte es freudig hin; es war freilich alt und leer, aber es hatte doch ein Täschlein für die Banknote und genügenden Raum für das Silber. Thekla griff zu gleicher Zeit in die Tasche und brachte das ihrige zum Vorschein, so ein wunderschön blaues mit glänzendem Messingrande und glänzender Schließe; allerdings war es zu schön, sogar Gefahr bringend für den Wanderer und sie mußte mit Bedauern dem alten, unscheinbaren den Vorrang lassen. Frau von Stein ordnete nun Geld und Banknote; dann gab sie es dem Ueberglücklichen mit den Abschiedsworten: „Und jetzt frisch und muthig auf die Wanderschaft. Hab Gott vor Augen und im Herzen, dann wird's nie fehlen!“

Otto Ernst hatte endlich seine Stimme gewonnen; er mußte seinen Gefühlen noch Luft machen und rief also: „O, Madam, das hab ich auch! das hat mir meine Mutter mitgegeben auf die Wanderschaft. Ich kann nicht anders, ich muß es Ihnen noch sagen, wie mirs heut ergangen ist. Als ich mich nicht getraute, meine zwei letzten Groschen für ein Frühstück auszugeben, da hab ich in meiner Noth und Bangigkeit das Wort Gottes aufgeschlagen und meine Augen fielen auf die Stelle: „Befiehl dem Herrn Deine Wege und hoffe auf Ihn, Er wird's recht machen.“ Und ich hab mich Ihm empfohlen und Er hat meinen Weg hieher gelenkt, und Er hat's wahrlich Recht gemacht! — O, Madame, und wenn ich wieder bei meiner Arbeit am Webstuhl sitze, und wenn ich später wieder heim wandre und selbst wenn einst meine Wanderschaft vorüber ist und Gott mir eine eigene Heimath und einen Sohn schenkt, und wenn der einmal auf die Wanderschaft zieht — dann noch will ich dieser Worte und dieses Tags gedenken und er solls auch und soll es später noch seinem Sohn sagen!“

Frau von Stein reichte dem Jünglinge tief bewegt die Hand; er ging nun von Einem zum Andern, und bot die seine Jedem und sagte Jedem Lebewohl und Jedes erwiederte den Druck und lächelte ihm zu. Dann schritt er dahin des Weges, leicht, elastisch, vom Glück gleichsam getragen.

Wieder folgten die Blicke dem fremden Wanderer, wie vor wenigen

Stunden sie den Zigeunern gefolgt waren. Aber wie verschieden regten sich dabei die Gedanken und Empfindungen: — Wanderbursche und Zigeuner — Beide ziehen dahin auf der Heerstraße des Lebens, aber mit dem verschiedenen Losungsworte: Arbeit und Müssigang. Der Eine greift nach der Hand seines himmlischen Vaters und fühlt sich in der Fremde von derselben geführt; er fühlt in Noth und Sorge, wie dieser Vater freundliche Bruderhände in die seinigen legt; aber der Andre zieht dahin, ein steter Fremdling in der gemeinsamen Heimath; er hört nicht, wie auch ihn der himmlische Vater bei Namen ruft, er sieht nicht dessen barmherzig, ausgestreckte Hand und erkennt nicht die Hände seiner Brüder. Mögen Beide, Wanderbursche und Zigeuner wenigstens gemeinsam in der ewigen Heimath zusammen treffen und des Vaters Gnade und Barmherzigkeit sich ihnen offenbaren.

Als der junge Wanderer den nachschauenden Blicken entschwunden war, lächelten sich Alle unter Thränen an, Thekla schrieb in ihr blaues Täschlein die Worte: Zum Andenken an den guten, netten Handwerksburschen Ernst Otto Fangesthäl und schob es Fräulein Braunfels in die Hand.

Herr von Entenbach aber nahm die stets willkommene Gelegenheit wahr, eine kurze Anrede zu halten, welche aber diesesmal nicht auf Stelzen ging. Er sagte einfach, wie vor sich hin, doch lauschte jedes Ohr: „So wirken schöne und gute Thaten fort und fort; die Einen haben davon materielle, die Andern geistige Hilfe. Nun, der gute, alte Himmelpapa segne die Gebenden und Empfangenden."

Doktor Schönherr hatte inzwischen die dritte Flasche entkorkt und füllte alle Gläser. Kaum war dies geschehen, als Kurt und Georg aufsprangen und wie mit Einem Tone riefen: „Otto Ernst Fangesthäl soll leben: hoch!" und Alle stießen die Gläser an einander; das gab einen guten Klang, der fröhlich durch die Lüfte tönte.

Jetzt wurde es erst recht gemüthlich und die Lustbarkeit dauerte, bis endlich die Sonne niedersank und die Mama an die Abfahrt mahnte. Kurt ging zu den Pferden und Kutschern, Georg steckte die Wachskerzen in die Wagenlaternen und bald darauf fuhr die Gesellschaft ab, während der hohe Göll wie in Begeisterung über Alles, was er gesehen, den glühenden, leuchtenden Abschiedsgruß den Dahinfahrenden nachsandte. —

Der Weihnachtswald bei Hohenschwangau.

Von Franz von Kobell.

Es wär um die heilige Weihnachtszeit
Und Schnee umhüllte weit und breit
Die Höhen und die Haide,
Da sucht ein Mägdlein Holz im Wald,
Ach Gott, der Winter ist so kalt
Im starren Kleide.

Und wie sie sammelt und sich müht,
Wo's eisig an den Bäumen blüht,
Da rauscht's aus den Bergesthoren,
Es stürmt mit dichten Flocken herein,
Geh' heim, geh' heim, du Mägdelein,
Bist sonst verloren.

Doch ach! den Weg sie nicht mehr sieht
Und schnell die Nacht herniederzieht,
Es zittern ihr die Glieder,
Und immer wilder tobt's daher,
Sie geht und geht und kann nicht mehr,
Da sinkt sie nieder.

Und auf den Knieen bang und bleich
Wohl fleht sie laut zum Himmelreich
Und betet um Erbarmen,
Und ruft die lieben Engel an,
Durch Thränen die schönen Augen sah'n,
Gott helf' der Armen.

Da plötzlich wie vom Mondeslicht
Ein Schimmer durch das Dunkel bricht,
Es schweigt das grause Tosen,
Und statt des Schnees ein Blumenflor
An Busch und Baum rankt sich empor
Mit duft'gen Rosen.

Und lieblich grün sproßt Blatt um Blatt
Am Holz das sie gesammelt hat,

Und d'ran des Eises Ringe
Die wurden all' zu blankem Gold,
Ein Glanz wie wenn die Sonne hold
Sie reich umfinge.

Da rafft sie die prächtigen Reiser auf
Und bringt sie heim in freud'gem Lauf,
So wollte Gott es lenken, —
Und jene schön bewachs'ne Hald'
Die heißt seitdem der Weihnachtswald
Zum Angedenken.

Beleuchtung der botanischen Kunstsprache.

Von A. Forsteneichner.

III.

Der Mythus.

Auf der Wiese.

„Es rüstet Alles sich zum Scheiden,
Es geht ein wehmuthsvoller Zug
Durch Wies und Feld; auf bald'ges Meiden
Deutet der Vögel stummer Flug.
Doch was selbst bleibt in Nebeltagen,
Das ist manch herbstlich Blüthenstern,
Um den zwar Falter nicht, doch Sagen
Spielen und Mythen aus der Fern."

Als Adonis, der Günstling der Aphrodite, trotz der Mahnung seiner Theuren stets dem Wild nachsetzte, wurde er von einem Eber tödtlich verwundet. So frühzeitig auch die Göttin das Unglück erfuhr, und so wenig sie, um dem Jüngling zu Hülfe zu eilen, ihrer zarten Füße in den Rosenbüschen schonte, so fand sie ihn doch schon erblaßt. Zur Linderung ihres Schmerzes konnte sie nichts weiter thun, als sein Andenken durch die Verwandlung in eine kreuzblühende Anemone zu erhalten und den Jupiter zu bewegen, den Adonis im Frühling und Sommer auf der Oberwelt, im Herbst und Winter in der Unterwelt, im Hades, wohnen zu lassen.

So erscheint in Adonis das Wachsthum und die Blüthe gegenüber dem Wechsel mit der Reife und der Ernte.

Die kreuzblühende Anemone ist keine andere Blüthe als unser schöner Sommer-Adonis, Adonis aestivalis. Wenn die lebhaft menningrothen Blüthen wie Sterne aus der grünen Rispenfläche des Haberfeldes hervorleuchten, so ist die eine Hälfte des Jahres bald entschwunden, die St. Johanniskäferlein halten zur Abschiedsfeier eine herrliche Beleuchtung bereit, noch einige Tage — und die Zeit der Reife und der Ernte auf den weiten Wiesenflächen ist da.

Eine ameisenartige Geschäftigkeit regt sich dann im Isarthale (Länggries)*), es gilt eine Schlacht eigenthümlicher Art zu liefern. Rüstige Männer und wackere Bursche mit den schrecklichsten Waffen auf ihren breiten Schultern, als ginge es in die Türkenschlacht, ziehen von allen Gehöften in's Feld, kaum daß der Morgen zu grauen anfängt.

Gestern bis spät in den Abend hinein hörte man den hellklingenden, einförmigen Ton, unter dem die Waffen für den Schlachtentag geschärft, nur der Avegruß, der Frieden durch das Thal und an die Berge hinsang, machte den Ton auf ein Paar Minuten verstummen.

Jetzt blitzen und flimmern im ersten Sonnenstrahl die grausen Mordinstrumente; bange erwartet das unzählbare, aber wehrlose Volk den Angriff. In mächtigen Schwüngen und abgemessenem Tackte hauen die Männer ein, Tausende fallen zur Rechten, Tausende zur Linken. Viele schauen schon mit wachem Auge ihren Schlächtern entgegen, aber noch viel mehr haben die grünen Augenlieder geschlossen und sinken schlummernd und träumend ins thaufeuchte, stille Grab.

Ein Morgen! — und Milliarden decken die Wahlstatt und verbluten und verschmachten unter dem heißen Strahl der immer höher steigenden Sonne. Die beutelustige Schaar naht am dritten Tage mit Roß und Wagen, legt Groß und Klein darauf, unter lustigem Sange wird ins Dorf gezogen. In einigen Tagen nach dieser Blumenschlacht ist die Wiese leer und kahl und traurig, die vor kurz noch so reich geprangt in Blüthenflor.

Zwei Monate sind verflossen, und in der Natur hat sich inzwischen viel geändert — der Herbst ist angebrochen, des Jahres Abend mit seiner durchsichtigen Luft und mildwarmen Temperatur, seinen sonnenklaren Tagen,

*) Das Thal bezeichnet, weil die im Mythos spielenden Pflanzen dort beobachtet.

die nur selten von Gewitterwolken getrübt, mit seinen Saamen, Beeren und Früchten und mit seinen Abschiedstönen und Abschiedsfarben. Immer stiller, melancholischer wird's in Wald und Feld. Einzelne Bäume umhüllen sich gemach mit dem ernsteren Herbstgewand, und schon fällt hie und da ein fahles Blatt aus den Wipfeln: «Memento, quia pulvis es, et in pulverem reverteris» *) — dann ist's wieder ruhig. Von Zeit zu Zeit hört man einen Specht hämmern oder ein Meislein zirpen, und bei der Nacht klingts vom Sternenhimmel herab: unvermerkt und ohne ceremoniellen Abschied verlassen uns die meisten Vögelein, aber ein „Lebe wohl! Auf Wiedersehen!" schicken sie uns noch von Oben herab — herzig und wehmüthig zugleich.

Die Insecten ziehen nicht fort, aber die Aeuglein fallen ihnen zu, nach Tausenden legen sie sich schlafen. Am Tage flattert noch der eine oder der andere Falter um die honigduftenden Distelköpfe, in der Abenddämmerung schnurrt der große Windigschnurrer mit eigenthümlichem Summen um die Spätblüthen, aber mit jedem Tage werden sie seltener — die lieben Sommervögelein.

Jetzt beginnt die zweite Blumenschlacht.

Die schönsten, zierlichsten, buntfarbigsten Blumenhelden sind früher gefallen, die Hauptfarbe ist jetzt grün, aber staatliche, kräftige Anführer stehen an der Spitze dieser einfach gekleideten Schaar.

Heracleum**) vor Allem heißt der Feldherr mit dem weißflatternden Banner, und wir gönnen ihm den Namen, den er vom Helden des Alterthums entlehnt, dem riesigen Herkules mit dem krausen, starken Barte, in voller Lebenskraft, mit der Löwenhaut bekleidet, mit der Keule in der Hand:

„Herkules würgt auf Eurystheus Befehl den nemeischen Löwen;
Tödtet die giftige Hydra mit doppelt wachsenden Köpfen;
Fängt die Hündin mit ehernen Füssen und goldenen Hörnern;
Jagt den verderblichen Eber im erymanthischen Wald auf;
Reinigt in Einem Tage die Ställe des reichen Augias;
Tilgt die stymphalischen Vögel mit Schnäbeln und Klauen von Eisen;
Holt den neptunischen Stier aus Kreta's Fluren lebendig;
Dem Diomedes entreißt er die menschenfressenden Rosse;

*) Gedenke, daß du Staub bist und zu Staub wirst verwandelt werden!

**) Heracleum Sphondylium, (Heilkraut) σφονδυλος Wirbel, die aufgetriebenen Knoten des Stengels verglich man mit den Wirbeln des Rückgrats (die gewaltige Stärke bezeichnend).

Kämpft mit den Amazonen um ihrer Königin Gürtel;
Den Geryon erſchlägt er, entführt die Heerde der Rinder;
Pflückt die hesperiſchen Aepfel, die gold'nen, und tödtet die Drachen;
Schleppt aus des Tartarus Reich den Cerberus feſtgebunden."

Und dieſer Held, der ſchon in der Wiege die von Juno ihm tückiſch zugeſandten Schlangen lächelnd erwürgte, wurde das Opfer eines giftgetränkten Kleides, das ihm ſeine Gattin Dejanira überſandte, hintergangen vom Centauren Neſſus, der den Untergang des Herkules beſchloſſen.*)

Wird unſer Blumenheld dem Untergang entrinnen? Die Waffen blinken und blitzen wie im Juli, die Reiſigen fallen und verbluten, und in etlichen Tagen darauf iſt's ſtill und öde, leer und kahl auf den Gründen.

Eine ſeltſame Blüthe flammt auf der Wahlſtatt — das Colchicum autumnale, das Colchiſche Kraut,**) aber dieſe Flamme deutet kein Freudenfeuer, dieſe Flamme birgt Gift und ſinnt auf Rache.

Wenn gegen Abend von der Iſar her die Nebelſtreifen um die Bergwieſen entlang ziehen, und der Mond beleuchtet dieſe wandernde Geiſterſchaar — da tauchen Bilder aus längſt vergangenen Zeiten auf.

Wir ſchauen die Argenauten unter ihrem Anführer, dem Jaſon. Das Ziel iſt Colchis, um das goldene Vließ zu holen — Colchis, das Land der Zauberin. Nach vielen Gefahren iſt's erreicht. Acetes, der dort herrſchte, wollte das goldene Vließ nur nach glücklicher Vollbringung ſehr gefährlicher Kämpfe herausgeben, wozu Medea, des Acetes Tochter, den Jaſon feite durch eine Wunderſalbe gegen Schwert und Feuer.

Zuerſt ſollte er feuerſprühende unbändige Stiere mit ehernen Hufen vor einen ehernen Pflug ſpannen und den Acker des Ares pflügen; dann ſollte er Drachenzähne in die Ackerfurchen ſäen, woraus gewaffnete Rieſen zum Kampfe erwüchſen, dann erſt ſollte er ſich das goldene Vließ holen, das im Haine des Ares an einer Eiche aufgehangen, die von einem furchtbarem Drachen bewacht iſt. Nachdem Jaſon beſonders durch Athene's Schutz alle Bedingungen erfüllt, nahm er das goldene Vließ, ſchiffte ſich ein zugleich mit des Acetes Tochter, der Medea,

---

*) In der Hand der Parzen liegt das unabwendbare Geſchick der Menſchen; unſere Tollkirſche trägt den Namen einer der drei Parzen, der Atrōpos, Atrōpa Belladoña (ſchöne Frau — die italieniſchen Frauen ſchminkten ſich mit dem Saft der Beere).

**) In Colchis, einer Landſchaft in Kleinaſien am ſchwarzen Meere, kommt nach Dioscorides die Pflanze häufig vor; autumnalis herbſtlich (Licht = Spinnblume).

gelangte glücklich in das Reich seines Stiefbruders, des Pelias, und stürzte diesen vom Throne.

Zehn Jahre verflossen im schönsten Frieden, da erhob Jason die schöne Korintherin Kreusa zur Gemahlin. Medea, durch Eifersucht zur Rache entflammt, sandte der Kreusa ein vergiftetes Kleid mit einem ebenfalls vergifteten, aber kostbarem Kranz, tödtete sie dadurch, und steckte den Palast ihres Vaters Kreon in Brand.

Nach diesem Mythus möchte es nicht mehr befremden, warum die Zeitlose „das Colchische Kraut" genannt.

Unsere deutschen Urahnen hatten für diese Pflanze einen viel schmeichelhafteren Namen — Uchtelblume*) nannten sie dieselbe, weil ihre Farbe dem Roth der Morgendämmerung entspricht — sanftrosa.

Und wirklich bricht mit der Zeitlose nochmal eine schwache, letzte Morgendämmerung in der Blumenwelt an.

Neben der gemähten Wiese, auf der vereinzelt der geschlagne Herakles sich wieder blicken läßt und dort, wo er sein Fähnlein nicht mehr aufpflanzen kann, wenigstens trotzig seine gewaltige Rechte**) auf den Plan legt, wie der Bär seine Tatze auf die zum zweiten Male eroberte Beute, zieht sich ein trockner, sonniger Hügel hin, und um das Nachgebilde der Sonne, um die Carlina acaulis (Silberdistel, Eberwurz), die stengellose Karlsblume schaart sich ein hübsches Kontingent Nachzügler der Flora.

„Man nennt diese Blüthe «Carlinam» (so Tabernaemontani) vom Kaiser Carolo dem Großen, denn man sagt daß zur Zeit seiner Regierung, als er viele Kriege führte, eine grausame Pestilenz in sein Heer gekommen, davon viele Tausend Menschen hinfielen. Dieß habe den frommen Kaiser bekümmert, als daß er Gott fleißig bat, und ihm im Schlaf ein Engel erschien. Der habe aus einem Armbrost ein Pfeil geschossen, mit Vermahnung, Karl sollte aufmerken, auf welches Kraut der Pfeil fallen würde, mit demselben sollte er seinem Kriegsvolke von der Pestilenz abhelfen, und solches sei geschehen."

Versetzt uns so die Silberdistel in die Zeit des großen Karl, so bringt das daneben blühende, kleine Leinblatt mit den schmalen, flachsartigen Blättern

---

*) ahd. uchta = die Morgendämmerung.

**) Das große fünflappige Blatt (Bärenklau).

und mit den weißgrünlichen Blüthensternchen in traubenförmigen Rispen, das Thesium pratense*) uns in die Gefilde von Attika, wo Theseus den Bewohnern das wurde, was Herkules den Böotiern und Karl der Große dem hl. Römisch-Deutschen Reiche. Athen erbaute dem Theseus einen prachtvollen Tempel, denn durch ihn wurde Athen erst zu einer Stadt gemacht.

Die cypressenartige Wolfsmilch auf unserm Hügel, Euphorbia Cyparissias**) vergrößert und verdüstert sich der schaffende Geist und schmückt des Theseus Tempel mit der stolzen Cypresse, die sich aus der Ferne präsentirt wie umhüllt mit einem dunkeln, schweren Sammetmantel. Und das Ohr lauscht auf das düstere, unheimliche Geflüster in dem dichten Geflechte von Aesten, Zweigen und schwarzgrünen Nadeln, und es klingt wie aus längst vergangenen Zeiten: „Ich bin ehedem ein schöner Knabe gewesen, Cyparissus geheißen, und da wurde ich, (wer weiß warum?) in diese Gestalt verwandelt von Silvanus, einem nur den Römern bekannten Gotte der Hirten, welcher Wälder, Felder, Grenzen und Ufer der Flüsse bewohnt, bewacht und sie durchstreift, in der Hand ein Cypressenbäumchen."

Gediegene Aerzte waren schon in den ältesten Zeiten als Wohlthäter der Menschheit hochgeschätzt und berühmt. Sie waren es, die so manchem großen Helden, der im Kampfgewühle verwundet, das blinkende Schwert und die scharfe Lanze wieder in die muthige Rechte gedrückt. Wer kennt nicht den Centauren***) Chiron auf dem Berge Pelion und seinen Schüler Aesculap (Asclepios), der bald den Meister in der Heilkunde übertraf, die gefährlichsten

*) Theseus gab der Ariadne einen Kranz, worin sich diese Pflanze befunden habe (nach Athenäus).

**) Nach Euphobos, dem Leibarzte des Königs Juba von Mauritanien (54 v. Chr.) benannt (Plinius); κυπαρισσος, sie ähnelt einer Cypresse im Kleinen.

***) Die Centauren waren Stierhirten zu Pferde, die mit Piken bewaffnet sind, um die Heerde im Zaume zu halten (κεντειν stechen und ταυρος Stier = Stierstecher); nach den Dichtern waren sie riesenartige Wesen, am Vorderkörper Mensch, am Hinterkörper Pferd, gefährlich durch ihre Kraft und Schnelligkeit, sinnbildend ein riesigstarkes Bergvolk, das nur die Körperkraft (Arme und Beine) zu brauchen weiß, aber die edlere, geistige Kultur der Bildung entbehrt. Chiron gehörte indeß nicht zu dem Geschlechte der Centauren, die durch ihre Kriege mit den Lapithen bekannt; er hatte nur eine Centaurengestalt bekommen und wurde der gerechteste der Centauren genannt. Chiron erprobte den medicinischen Gebrauch des Krautes (Inula Helenium, Erythraea Centaurium??) zuerst an sich selbst, indem er damit eine Wunde, die er sich an seinem Fuße mit einem Pfeile des Herkules zugezogen, heilte.

Kranken vom Tode rettete und mit seiner Kunst wahre Wunder wirkte, so daß sein Ruhm bis in die Räume des Olympes drang und dort über ihn ein Götterrath gehalten werden sollte. Pluto nämlich, dessen unheimlich Schattenreich nicht mehr so bevölkert wurde wie ehedem, verklagte den Doctor beim Jupiter, und dieser, gereizter Natur wie immer, fand es am kürzesten, den berühmten Arzt mit seinem Blitze zu erschlagen, um einer langweiligen Untersuchung sich zu entziehen. „Aesculap, ein Sterblicher, erfrechte sich, dem Willen des Schicksales zu widerstreben!" Das ist genug.

Auch Chiron hatte ein tragisches Ende. Zwischen Herkules und den Centauren ward ein heftiger Streit ausgebrochen, der Gerechteste der Centauren, Chiron, eilte herbei, um Frieden zu stiften zwischen den entgrimmten Partheien. Ein giftiger Pfeil schnellt durch die Luft, verwundet tödtlich den Arzt, Wahrsager, Sternkundigen und Tonkünstler und überliefert ihn dem unersättlichen Pluto, der höchst wahrscheinlich dabei im Spiele war.

Die Götter waren hart gegen Chiron, den Centauren, und gegen Aesculap, die Menschen waren dankbarer. Viel Gutes hatten diese beiden durch der Pflanzen Heilkraft gewirkt, und so sollen zwei aus der reichen Sippe ihre Namen tragen. Wir finden sie beide noch auf unserm Hügel blühend: Asclepias Vincetoxicum — Asklepias, du Giftbesieger, fast einem Strauche ähnlich mit lanzettförmigen Blättern, aus deren Winkeln weiße Blüthen entspringen, und die Centaurēa Jacēa**) (Flockblume) — des Centauren (Chiron) Blüthe, roth, prangend auf hohem Stengel, der bewehrt mit lanzettartigen Blättern, spielt ja das Lanzett in des Arztes Hand eine wichtige Rolle.

---

*) Vince besiege und τοξικον das Gift; ehedem wurde diese Pflanze als Gegengift angewendet. Jede Krankheit ist Gift für den Körper, somit möchte für den Arzt der Beiname „Giftbesieger" nicht unpassend sein. — Die neuern Botaniker setzen für Asclepias Cynanchum; κυναγχος die Hundsbräune, zu deren Heilung das Kraut gebraucht (Schwalbenwurz).

**) Tabernämontani wirft ganz einfach hin: „Jacea ob der schönen purpurrothen Veyelfarben, die die Blumen haben." Damit hinge zusammen die Ableitung aus ιον das Veilchen und ακεομαι heilen = heilsames Veilchen.

Ein Krippen-Spiel.

Von Isabella Braun.

I. Bild.

(Man erblickt vier Engel in lichten Kleidern.)

Erster Engel.

Noch schläft die Flur im Schooß der Nacht
Und Ruhe herrscht im weiten Kreise,
Nur arme Hirten halten Wacht,
Sie beten fromm zu Gottes Preise.
Ihr Herz ist einfaltsvoll und klar,
Voll Demuth ist ihr ganzes Leben,
Zu dieser auserwählten Schaar
Laßt uns im Lichtgewande schweben.

Zweiter Engel.

Ja, laßt in Sang und Jubelton
Die frohe Botschaft uns verkünden,
Daß Gottes eigner, lieber Sohn
Sich opfert für der Menschheit Sünden,
Als Kindlein dort im Stalle liegt,
Das ärmste Kindlein unter ihnen,
Vom Mutterarme nur gewiegt,
Holdselig doch in seinen Mienen.

Dritter Engel.

O Heil der Welt! wie künden Dich
Doch würdig an der Engel Zungen?
Es neigen alle Himmel sich
Vor Dir in Preis und Huldigungen.
Auf diesen zarten Lippen schwebt
Des ew'gen Wortes heil'ge Lehre,
Die kleine Hand sich segnend hebt,
Zur Speise, daß sie ewig nähre.

Vierter Engel.

O Heil der Welt, o Morgenroth!
Dein Leben gibt das ew'ge Leben!

Es nimmt den Stachel von dem Tod,
Es nimmt dem Herzen Furcht und Beben.
O kommt, o laßt uns säumen nicht,
Die frohe Botschaft nun zu bringen!
Schon strahlt das ew'ge Himmelslicht,
Im Sphärenraum die Engel singen.

II. Bild.

Im Vordergrunde steht man die Hirten mit furchtsamer oder freudiger Geberde, weiter zurück die Engel. Die Scene ist mit bengalischem Feuer beleuchtet. Gesang der Engel.

Ein Engel spricht.

Fürchtet Euch nicht
Vor dem himmlischen Licht!
Große Freude verkündet mein Mund
Allem Volke im irdischen Rund,
Denn geboren der Heiland ist,
Welcher heißet: Herr Jesu Christ.
In der Krippe liegt das Kind,
Heu und Stroh sein Lager sind;
Eilet hin zum himmlischen Licht,
Fürchtet Euch nicht!

III. Bild.

Die Krippe, Maria und Joseph beten bei dem Jesuskinde. Zu beiden Seiten stehen Hirtenkinder und treten abwechselnd vor.

Erstes Hirtenkind.

Am Himmel glänzt ein goldner Schein,
Verkündend Dich, o Jesulein!
Gesungen hat der Engel Chor
Die Botschaft in der Hirten Ohr;
Drum eilen Alle in der Reih,
O liebes Jesulein, herbei,
Zu bringen Preis und Ehre Dir
In diesem armen Stalle hier.

Zweites Hirtenkind.

Dein Lager ist nur Heu und Stroh,
Dies thut uns weh und macht uns froh.
Es thut uns weh, weil uns zu Lieb'
Es Dich herab vom Himmel trieb,

Weil Du der Menschen Sündenlast,
Auf Dich voll Huld genommen hast,
Und Dir, statt aller Herrlichkeit
Solch hartes Lager ist bereit.

Es macht uns froh, lieb Jesukind,
Weil wir auch arm und niedrig sind
Und voller Muth nun kommen her
Als ob ein Jed's zu Hause wär,
Obgleich wir wissen, Jesu Christ,
Daß Du der reichste König bist.

Drittes Hirtenkind.

Der reichste König, ja, fürwahr
Bist Du, o Kindlein wunderbar!
Und diese dunkle Winternacht,
Hat hell und warm die Welt gemacht.
O Heiland lieb! Dein Gnadenlicht
Durch jedes kalte Dunkel bricht:
In Armuth, Krankheit, Pein und Noth
Ist's gar ein helles Morgenroth.

Viertes Hirtenkind.

Dir nahet nun demüthiglich
Die ganze Schaar der Armen sich,
Voll Trost für diese Erdenzeit,
Voll Hoffnung für die Ewigkeit.
Sie beugt das Knie, o Gottessohn,
Vor dieser Krippe, Deinem Thron,
Und singet laut in Fern und Nah
Voll Jubelton das Gloria!

(Man vernimmt zuerst fernen Gesang; dann stimmt Alles ein.)

Fünftes Hirtenkind.

Doch flehen wir nun kindlich auch:
O, übe hehren Königsbrauch!
Aus Deinem Gnadenschreine gieb
Uns Glaube, Hoffnung, Himmelslieb,
Ein demuthsvolles, reines Herz,
Voll guten Willens allerwärts,

Gehorſam, friedlich, ſtill und zart,
O, Jeſulein! nach Deiner Art!

Sechstes Hirtenkind.

Und weil Du kamſt in dieſe Welt,
Und Deine Hand ſie trägt und hält,
Sie nimmer achteſt auch gering,
So fleh ich um ein irdiſch Ding:
Bald ſchlägt die Uhr den zwölften Schlag
Von dieſes Jahres letztem Tag;
O, ſei barmherzig, Jeſulein!
Und laß das Neue glücklich ſein!

Siebentes Hirtenkind.

Noch iſt das Bitten nicht zu End!
Ich falte meine beiden Händ:
O Jeſukind im Mutterarm!
Auch unſrer Mütter Dich erbarm!
Du weißt es ja, im Erdenthal
Da gibt es Steine ſonder Zahl,
Die Mutter nimmt ſie wohl in Acht
Und zieht das Kind vorüber ſacht,
Drum ſchirme unſer höchſtes Gut,
Die Mütter nimm in Deine Huth. —

Achtes Hirtenkind.

O, laßt auch mich zum Heiland hin,
Es drängt mich dankbar Herz und Sinn;
Ich armes Kind empfangen hab
Von guten Menſchen manche Gab,
Und kann's vergelten nimmermehr,
Drum komm ich heut voll Freude her
Und fleh zu Dir o Gottesſohn,
Vergilt es Du mit Deinem Lohn! —

Neuntes Hirtenkind.

(Alle Kinder reichen ſich die Hände und ſchließen einen Kreis um die Krippe.)

So reichet nun die Hände dar
Einander in der ganzen Schaar.

Wir ſchließen einen engen Kreis
Um's Krippiein her voll Lob und Preis.
Maria, Muttergottes, Du,
St. Joſeph auch, gehörſt dazu.
Wir ſchließen einen Liebesbund
In dieſer hochgeweihten Stund,
Bis einſt auf dieſe Erdennacht,
Der ewge Himmelsmorgen lacht!

Schlußgeſang der Engel und Kinder.

O Heiland, lieber Jeſu Chriſt,
Der ſelbſt ein Kind geworden iſt!
Die Kinder Alle knieen hier
Und ſingen nun dies Liedlein Dir.
Lob, Ehr und Preis ſei Dir gebracht,
In dieſer hohen, heil'gen Nacht,
Lob, Ehr und Preis zu jeder Zeit
Von nun an bis in Ewigkeit.
Amen.

Ein Nachtigallenneſt.

Von Max Roſenhayn.

Ich war kaum ſieben Jahre alt und wir lebten im Monat Mai. Eines Morgens ſpazierte ich in dem Obſtgarten, der zu meinem väterlichen Hauſe gehörte und damals in ſchönen weißen Blumen und den erſten grünen Blättern prangte. Eine Nachtigall ſaß auf einem Pflaumenbaum und ſang. Ich ſuchte lange, ehe ich ſie erblickte, ſobald ich ſie aber bemerkt hatte, duckte ich mich in den Schatten eines Baumes und horchte mit entzücktem Ohre ihrem köſtlichen Geſange. Endlich ſenkte ſie ſich in ein Bohnenfeld nieder, welches ſich am Fuße des Pflaumenbaumes befand, und verſchwand dort. Nachdenkend ſtellte ich mir die Frage: „Wohin iſt die ſchöne Nachtigall geflogen? Ich habe ſagen hören, daß ſie in einem Neſte wohnt. Wenn ich

es ſuchte!" In demſelben Augenblicke bückte ich mich nach dem Bohnenfelde, neigte mich geräuſchlos ſo tief, daß ich nicht geſehen werden konnte, und kroch zwiſchen den Blüthen hindurch. Plötzlich fliegt ein Vogel zu meinen Füßen auf. Mein Herz klopfte und klopfte noch ſchneller, als ich ein ſchönes Neſt bemerkte, welches ſehr künſtlich in einem Gebüſch angelegt war. Es enthielt vier Eier, die ich nur mit Ehrfurcht berührte und die ich noch ganz warm von der mütterlichen Wärme fühlte. Sie mußte es ſein, die ich hatte fliehen ſehen. Ich verſtand wohl, daß es ſie mit Angſt erfüllen würde, wenn ich länger blieb und zog mich eilig zurück. Ich war glücklich, das weiß der Himmel, denn ich hatte eine Welt entdeckt: ich wußte ein Neſt zu finden.

Als ich am nächſten Morgen erwachte, war mein erſter Gedanke, nach dem lieben Winkel des Gartens zu gehen, der alle meine zärtlichen Gefühle umſchloß. Ich begab mich dorthin, aber wohl zu merken, nicht eilig, ſondern indem ich die, welche mir bereits lieb geworden, nicht erſchrecken möchte. Es war aber vergebens, daß ich die Erde berührte, um mich gleichſam ſelber zum Vogel zu machen, daß ich meinen Athem anhielt und der armen Mutter in Gedanken zuflüſterte: ich werde Dir nichts Böſes thun; — ſo bald ſie mich ſah, floh ſie von dannen, aber nicht ſo weit, wie am vorigen Tage. Ich hatte drei Schritte von dem Neſte Halt gemacht, denn ich wollte es nur anſehen.

Am folgenden Tage machte ich meinen dritten Beſuch. Ich bemerkte, daß das liebe Vögelchen den Kopf nach der Seite wendete, von welcher ich an dem vorhergehenden Tage gekommen war. Sobald ſie mich bemerkte, zitterte ſie mit den Flügeln und flog von ihrem Neſte, aber nur zwei Schritte weit; dann ſetzte ſie ſich nieder und richtete ihre beiden großen Augen auf mich, als wollte ſie meine Abſicht erforſchen. O, ich weiß noch heute, welchen ſanften Ausdruck ich meinen Augen zu geben verſuchte, und ich glaube, ſie verſtand mich. Nach einigem Zögern kam ſie zu ihren Eiern zurück. O, wie gut und ſchön erſchien mir die kleine Vogelmutter in dieſem Augenblick! Es gehört dazu ein Alter von ſieben Jahren, ein ſchöner Maimorgen, ſonnbeſtrahlter, glänzender Morgenthau, ein blauer Himmel über unſerem Haupte, die ſüßen Wohlgerüche, welche unſere Sinne bezaubern: alles dieſes iſt nöthig, um ſich meinen köſtlichen Genuß vorzuſtellen.

Am vierten Tage wich die Mutter nicht von ihrem Platze. Die Augen des Vogels waren ſanfter geworden. Ich fühlte mich ermuthigt; von

drei Schritten trat ich bis auf zwei heran, dann auf einen, dann setzte ich mich sorglos neben das Gebüsch, wo das liebe Thier ruhte. Die Bekanntschaft war jetzt gemacht, wir waren Nachbar und Nachbarin und konnten jetzt nach Belieben mit einander plaudern. Es ist eine geheimnißvolle Sprache, das Plaudern eines Kindes und eines Vogels, und doch gibt es eine solche Sprache, denn ich habe sie selber geredet. Was haben wir uns gesagt? Das mochten die Engel im Paradiese wissen, denn sie hörten uns. Ich weiß nur daß ich mich nicht mehr scheute, den Kopf niederzubücken, die Hand auszustrecken, den Vogel zu streicheln, ihn endlich zu küssen. Als ich den Kuß gegeben hatte, war die Eroberung vollständig, wir hatten unsere Herzen ausgetauscht.

Eines Morgens, als ich meinen gewöhnlichen Gruß brachte, hörte mein Ohr ein leises Zwitschern, so leise, daß ich es mehr mit dem Herzen, als mit den Ohren vernahm. Neugierig schob ich die Mutter ein wenig mit dem Finger bei Seite und erblickte vier kleine, nackte Geschöpfe, mit noch geschlossenen Augen. Die arme Mutter schien mir einen Vorwurf zu machen, daß ich ihre liebe Brut der Morgenluft blos gab. Ich fühlte den Vorwurf und zog mich an diesem Morgen zeitiger zurück. Weshalb? Ich glaube aus Achtung vor dem mütterlichen Gefühl, vielleicht auch ein wenig aus brüderlicher Liebe, denn ich wollte die Schmerzen, Freuden und Besorgnisse eines so feierlichen Tages nicht stören.

Am folgenden Morgen nach jenem denkwürdigen Tage wurde ich sehr übel aufgenommen. Der Hausherr hatte sich bis dahin beschäftigt, seine köstlichen Melodien zu üben, während ich seiner Gattin den Hof machte. Seine väterlichen Pflichten hatten ihn aber nach Hause zurückgeführt, und sobald er den fremden Eindringling bemerkte, empfing er mich mit Geschrei, Drohungen und Vorwürfen. Ich mußte einen neuen Kriegsplan ausführen und das Herz des Nachbarn erobern, wie ich das der Nachbarin erobert hatte. Endlich aber vielleicht mit Hilfe der Letzteren, wurde der Wilde gezähmt und ich konnte fortan die süßen Geheimnisse des Nachtigallen-Haushalts ungestört betrachten. Der Vater brachte die Speisen der Mutter, die sich noch nicht von ihren Jungen trennen konnte; dann fütterten Beide abwechselnd ihre Brut mit Körnern oder Würmern. Es war seltsam, daß jedes Junge seine Portion ohne Irrthum erhielt, obgleich alle Vier den Schnabel gleichzeitig öffneten und bald die Mutter, bald der Vater ihnen das Futter bot.

Ich gehörte auch zu der Familie, ich war ein erwachsener Bruder, und mein Herz sagte mir, es wäre schlecht, wenn ich nicht auch etwas für den Hausstand thäte. Ich beobachtete also, welche Körner und Würmer in das Nest gebracht wurden und suchte dieselben eifrig auf, wobei ich das, was mir am leckersten erschien, besonders auswählte. Da ich meine Unerfahrenheit kannte, so wagte ich nicht, meine Beute zu vertheilen, sondern legte sie nur auf den Rand des Nestes, so daß der Papa und die Mama nach Belieben darüber verfügen konnten. In den letzten Tagen nahmen die Jungen ohne Scheu den Wurm oder das Körnchen aus meiner Hand. Wir hatten uns so lieb! Und warum sollten sie mich nicht lieb haben? Ich hatte Ihnen nur Gutes gethan. Sie fürchteten sich auch nicht, wenn sie das Nest verließen, sich auf meine Hand zu setzen und auf meiner Schulter auszuruhen.

Inzwischen waren die Vöglein zu Vögeln herangewachsen, ihre Augen waren weit geöffnet, sie saßen fest auf ihren Füßen, und der gute Gott, der große Papa, hatte ihnen schöne Federn verliehen. Es kam die Stunde heran, wo sie ihrerseits die Freuden und Leiden des irdischen Lebens erproben sollten. Eines Tages als es regnicht und windig war, fand ich das Nest leer; nicht weit davon saß die Mutter und klagte in herzzerreißendem Tone; der Vater flog unruhig und mürrisch von Baum zu Baum.

Anfänglich fürchtete ich, eine große Katze, die ich schon öfter bemerkt, möchte die ganze Brut gewürgt haben. Vor Zorn weinend, ergriff ich einen Stein, um den Tod meiner kleinen Adoptivgeschwister zu rächen. Bald aber, als ich dem Bohnenbeet näher trat, bemerkte ich einen meiner Kleinen zitternd und ganz von Regen durchnäßt. Ich nahm ihn in die Hand; die Mutter flog um mich herum, als wollte sie mir danken, und ich verstand nun, daß sie nur Besorgniß über ihre unklugen Jungen gefühlt, die einen Regentag zu ihrem Ausfluge gewählt hatten. Ich suchte nun auch die andern kleinen Vagabonden auf und führte sie einen nach dem andern in ihr Nest zurück. Einige Minuten später erwärmte sie die Mutter unter ihren Flügeln und ich half ihr, indem ich mit meinem Athem in das Nest hauchte. Der Vater brachte an diesem Tage reiche Provision nach Hause und Alle, mich ausgenommen, genossen der größten Behaglichkeit. Ich war mit Schmutz bedeckt, bis auf die Haut durchnäßt, aber ich fühlte mich so glücklich über meine

gute Handlung, daß ich nichts von dem Regen empfand, und eben so wenig die Stimme meiner alten Tante hörte, die mich drohend herbeirief. Ich wurde sehr hart gescholten; das war mir aber gleichgültig, meine Vögel hatten mich ja lieb.

Vierzehn Tage nach ihrem ersten Ausfluge lebten wir alle sieben in der größten Vertraulichkeit. Mehrmals des Tages begab ich mich nach dem Bohnenbeete und dort genossen wir mit einander der Luft, des Sonnenscheins, der Wohlgerüche und der Freiheit. Ich erinnere mich, daß ich eines Tages beinahe eine Stunde in traulicher Unterhaltung mit einem von ihnen zubrachte. Was las ich nicht Alles aus seinen Augen! Ja, Vogel, du bist mein Mitgeschöpf, uns hat ein und derselbe Vater geschaffen; du hast Verstand wie ich, einen Willen, ein Gedächtniß, die Fähigkeit zu lieben, dich zu freuen und zu leiden.

Eines Abends erschien mir die Familie geschäftiger, als gewöhnlich, jedes Mitglied derselben flog in eiligem Flug hin und her, an mir vorüber. Ich ging bestürzt nach Hause zurück. Am nächsten Tage, früh Morgens kam ich wieder, aber ich sah nichts; die Familie hatte am vergangenen Abend Abschied genommen und mit Tagesanbruch war sie wahrscheinlich, wie kluge Reisende thun, schon abgereist. Erst einige Jahre später lernte ich auf dem Gymnasium aus meinen Büchern, daß die Nachtigallen beim Beginn des Frühlings auf die Wanderung gehen, sobald nämlich die junge Brut genug herangewachsen ist, um die Reise zu unternehmen.

Eine Christbescheerung.

Gedicht von Wagner.

Ein armes Kindlein kniet und fleht
Die Hände faltend zum Gebet:
„O, heilig liebes Christkindlein,
O, kehr doch heute bei mir ein!
Ein Bäumlein hab' ich heimgebracht
O, zier es mir in dieser Nacht.
Bin arm und dürftig, sieh auf mich
Im kalten Stüblein frieret mich,
Und Hunger quält mein armes Herz
Füllt mein Gemüth mit bangem Schmerz.
Im Bette krank die Mutter liegt
Voll Mattigkeit in Schlaf gewiegt.
In andern Häusern Freude thront,
Bei uns nur bittre Armuth wohnt.
O Christkind, komm' zu uns herein,
Send' uns ein liebes Engelein,
Das heute uns in Leid und Noth,
Versieht mit einem Stücklein Brod,
Der guten Mutter Hilfe bringt
Die zwischen Tod und Leben ringt,
Das uns im Elend heut' beglückt,
Mit Gaben mir mein Bäumlein schmückt." —
So betet fromm das arme Kind,
Des Schmerzes heiße Zähre rinnt
Von seiner Wange, und das Herz
Kehrt sich, voll Hoffnung, himmelwärts.
Und sieh, da kömmt beim matten Schein
Des Lichtes eine Frau herein,
In einen Mantel tief gehüllt,
Mit einem Korbe, reich gefüllt;
Den stellt sie auf den Tisch und spricht:
„Steh' auf, mein Kind, und weine nicht!
Das Christkindlein hat heute Dir
Bescheert die schönen Gaben hier;

Bleib' immer fromm und bete gern,
Dann bleibet Hilfe niemals fern
Und steht in Noth und Dürftigkeit
Ein schützend Engel Dir zur Seit'."
So sprach die Frau, winkt mit der Hand
Noch auf den Korb hin und verschwand.
Das arme Kind fand Gaben viel,
Für's Bäumlein und sogar zum Spiel
Und Gaben nicht für sich allein,
Auch für das kranke Mütterlein
Des Korbes Boden war erhellt
Vom schönen neuen Silbergeld.
Wer schuf das dürft'ge Stüblein um
Zu einem Weihnachts-Heiligthum?
Wer war der Engel, der erschien?
Es war Therese — Königin!

Claude Gelée, genannt le Lorrain.

(1600—1682.)

Von Dr. Holland.

II.

König Ludwig I. unser erhabener Kunst-Mäcen, hatte längst schon beschlossen, dem Claude Lorrain als Zeichen seiner Verehrung ein Denkmal zu setzen und dazu die Stelle der ehemaligen Villa zu Harlaching, womit die Tradition ja unseren Meister in Zusammenhang gebracht hat, als passend und zwecktauglich ersehen. Die Villa des churfürstlichen Kanzler ist bekanntlich dem Erdboden gleich gemacht und jede Spur davon verschwunden, die frühere Gartenanlage, wo ehedem gepuderte, galante Herren herumspazierten und seidene Frauenschleppen rauschten, ist zum dichten Waldgebüsch verwachsen, kaum daß man noch einzelne Baumgruppen erspäht, welche die Natur nicht so zusammenstellte und verwuchertes Strauchwerk, welches der Flora der Isarauen sonst fremd ist. Eine magere Zeichnung allein, die der selige Georg

Dillis im Jahre 1789 davon aufgenommen, hat sich noch erhalten, welche Eugen Neureuther seiner neuen geistreichen Radirung, als Gedenkblatt dieser jüngsten Festfeier, zu Grunde legte. — Leo von Klenze*), seit einem guten Menschenalter die ausführende Hand König Ludwigs, hatte noch den Entwurf zum Denkmal gemacht, welches einfach aussieht, als hätte ein beliebiger Grabstein vom Münchner Campo santo zum Muster gedient; darauf steht in einer runden Nische, gegen Osten gewendet, Claude Gelées Portrait in Medaillon-Form, von Halbig in weißem italienischem Marmor ausgeführt. Der schöne Kellheimer Kalkstein des Denkmals leuchtet dem Wanderer von einem grünen, mit dem hübschen Wallfahrtskirchlein bekrönten Bühel entgegen, der stattlich in die Gegend hinauslugt.

Die Münchner Künstlerschaft, welche bereitwillig immer ihre Kräfte vereint, wenn es der guten Stadt ein Fest zu bereiten gilt, beschloß ihre Frühlingsfeier mit der Enthüllung dieses Denkmals zu vereinen.

Der Mai des Jahres 1865 neigte sich zum Ende, das Wetter war übellaunig und unbeständig. Täglich verkündeten große Zettelanschläge an den Straßenecken der Stadt München die Abhaltung des Festes, welches durch heftige Gewitter immer wieder verschoben werden mußte. So beschloß man denn, den nächsten, nur halbweg günstigen Tag frischweg zu benützen.

Es war der dritte Juni geworden, als ein stattlicher Zug schöner Frauen und Männer, unter klingendem Spiel, mit bekränzten Bannern und flatternden Fahnen in frischer Morgenkühle aus dem Burgfrieden zog, die schmalen Ueberfallsteige der Isar überschritt und in malerischem Gewimmel die Anhöhen bei Harlaching besetzte. Das herrliche Lied Schillers „an die Künstler" (Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben) erklang und brauste mächtig in Mendelssohn-Bartholdi's großartiger Composition von den Höhen herab — dann sank in Gegenwart des königlichen Stifters die Hülle und in schwunghafter Rede sprach der Maler Teichlein, der bei solchen Gelegenheiten immer das Wort führt und den schön gefiederten Bolz seiner Rede nie verschossen, sondern immer mitten in's Ziel getroffen hat, zu den Festgenossen. „Zu einer Frühlingsfeier ausgezogen," sagte er, „um sich zu erfrischen am großen Buch der Natur, begegnet man dem Denkmale Claude Lorrain's, des geistreichsten Erklärers dieses liber veritatis. Wie mag er dieses Isarthal gesehen haben?

*) Gestorben 27. Januar 1864.

Auf dieſer Stelle ſtund dieſer Mann mit dem feinfühlendſten Künſtlerauge. Mit welchem Auge übte er jene Kunſt des Sehens, die dem modernen Auge oft nur um ſo leichter dünkt, je mehr ſie ihm entſchwunden iſt. Er aber hat den lebendigen Beweis geführt, daß in den höchſten Leiſtungen der Kunſt, Form und Farbe, die man ſpäter wie feindliche Brüder betrachtet hat, einträchtig zuſammenwirken müſſen, um das Vollendete zu leiſten. Deßhalb haben gewiegte Kenner dieſen Claudius den Rafael und Correggio der Landſchaft zugleich genannt. Die Frühlingsluft ſcheint von dem Denkſteine auf der Rottmannshöhe bei Aufkirchen*) einen Geiſtergruß an das Denkmal Claude Lorrain's zu Harlaching herüber zu tragen. Wäre Rottmann noch in unſerer Mitte, ſo hätte er das beſte Recht den erſten Kranz am Denkſtein ſeines Lieblingsmeiſters niederzulegen und ſeinem königlichen Freunde für die Gründung dieſes Denkmals zu danken. Der König des Feſtes iſt aber Ludwig I. und mit einem Hoch auf ihn beginne unſer Frühlingsfeſt!" —

Nachdem darauf das kräftige „Heldenlied in Walhalla" von Stunz abgeſungen war, glaubte der Zug ruhig nach der beſtimmten mittägigen Raſtſtelle ſich begeben zu können, als nach einer viertelſtündigen Wanderſchaft plötzlich, Allen unerwartet, ein böſer Waldgeiſt, auf einem ungeheuern Wildſchweine reitend, den Weg verlegte. Es war ein rieſiger Keuler, das größte Thier dieſer Art zum mindeſten viermal übertreffend, Waldreiſer ſtatt der Borſten am Rücken, Heimtücke und Böswilligkeit in den kleinen geſchlitzten Augen; darauf ſaß eine feuerrothe Geſtalt, wie die Volksſage ſich etwan den gefürchteten Bilmesſchneider vorſtellt, ſo in nächtlicher Weile ſegenbannend und früchteverſehrend durch die Felder jagt. Da war Hülfe in der Noth theuer; zum Glück kam alsbald auch der gute Geiſt des Waldes, eine Art treuer Eckart und Waldhüter, der mit ſeiner Lanze den Fürſten der Finſterniß durchbohrte und unter allgemeinem Jubel im hohen Bogen durch die Luft in das Ufergelände der Iſar hinabſchleuderte, worauf das wilde Gethier in ſchleuniger Flucht in das tiefſte Dickicht des Waldes zurückrannte. Jetzt, nachdem alſo die Wege und Stege gefriedet und von allem Böſen und ſeiner Hinterliſt geſäubert waren, wagten die Schaaren heiteren Muthes weiter zu ziehen, durch die gaſtlich dampfende Menterſchwaige nach dem nahen

*) Am Starnbergerſee, ein Lieblingsaufenthalt des ausgezeichneten Landſchaftmalers Karl Rottmann, geboren 1798 zu Handſchuchsheim bei Heidelberg, geſtorben 1850 zu München.

Gehölze, wo unter herrlichen Bäumen, von endlos scheinendem Jagdzeug umzäunt, eine schattige Rast für die übrigen Fremden des Tages bereitet war.

Es kann wahrhaftig nichts Schöneres geben, als auf solche Weise einen Tag im Walde zuzubringen, wo die kühlen Brünnlein braunen Gerstenschleim und Wein rauschen, die besten Speisen in langen Tafeln auf die hungerigen Gäste warten und der Frohsinn und die Heiterkeit als Erbtruchseßen aller dieser Feste, mit geselliger Freigebigkeit das Leben würzen und verschönern. Da waren Zelte geschlagen und bretterne Buden; Kränze und Gewinde und Fahnen wehten und wimpelten von den Zweigen, lustige Sprüche und Reime stunden überall angeschrieben; wer nicht fein gerade an den ländlichen Tischen sitzen wollte, streckte sich behaglich in's Gras und Moos und wurde nach Möglichkeit froh und satt. Aber schon zu den Zeiten des alten Vater Homer fand man es schön und nützlich, daß „nachdem die Begierde des Tranks und der Speise gestillt war," die Sänger einen göttlichen Gesang erhoben. Also war auch hier für eine neue und edle Ueberraschung gesorgt.

Im Hintergrund des Waldes klaffte eine mächtige Höhle in massigen Felsen, den Zugang sperrte eine kleine Bühne, darauf ein stattlicher Schneemann, ganz im Style der kindlichen Kunst, mit den beliebten Attributen aufgebaut, in das lustige buntfarbige Treiben hinausstarrte.

Horch! Kanonendonner, Böllersalven! Trompeten und Pauken und tausendstimmiger Jubelruf verkünden König Ludwigs Ankunft. Er nimmt Platz inmitten seines Volkes, vor der Bühne. Das ist ein Drängen und Wogen; wer Lust dazu hat, schwingt sich auf die Aeste der Bäume, das Schauspiel von waldesluftigen Gallerien aus zu beschauen, auch manch steinernes Deckelkrüglein wandert mit hinauf, denn der Tag ist heiß geworden und ein Labsal dringend geboten.

Da rauschen die Klänge der Festouvertüre. Nichts geringeres als eine Oper unter freiem Himmel, mitten im Walde, steht uns bevor.

Das tausendjährige, immer wiederkehrende und immer wieder neue Thema vom Sieg des Frühlings über den Winter war als nie zu erschöpfender Grundgedanke auch in diesem Festspiele entwickelt. Der edlen Tonkunst ward die Aufgabe übertragen — und Herr Julius Urban hat dieses Amt auch schön gelöst — den sinnigen Lauf des Festspiels zu Anfang in feierlichen Klängen vorzubereiten, hierauf des Winters schöne Seite, seine geselligen Freuden folgen zu lassen, die in einem lustsprudelnden Trinkchore

ihren Gipfelpunkt erreichen. In exegesirender Pantomimik übte sich ein Rudel von muthwilligen Schulbüblein in den erfrischenden Uebungen des Schneeballenwerfens — mancher Ball, der in den lachenden Zuschauerraum flog, barg süße Bonbons und anderes Geschleck für die schöne Damenwelt — indeß ein wackeres Häuflein unermüdlicher Zecher um ein Feuer gelagert, im Hintergrund der Höhle die schwere Kunst des Pokulirens versinnlichte. Tanz, Mummereien und Maskenscherz reihten sich, hörbar und sichtbar in charakteristischer Art daran. Aber in diese Melodien mischten sich erst leise, dann erwachsend, des Frühlings Zauberklänge, matter werden die Sprünge der übermüthigen Masken, kleiner wird der zusehends schmelzende Schneemann, bis er endlich in sein Nichts zurückgekehrt und an seiner Stelle ein riesiger Busch reizender Maienglocken aufgeblüht ist. Harmonisches Glockengeläute schallt aus den Zauberklängen der Musik, ein prophetisches Loblied auf den Frühling, der nun plötzlich mit majestätischen Weisen seinen Einzug hielt. Wenn Alles dieses bis jetzt schon die gespannteste Aufmerksamkeit erregte, so nahm das Folgende im eigentlichen Sinne alle Sinne gefangen. Ein prächtiger, mit weißen Rossen bespannter Wagen, ein schimmelreitender Herold voraus, kam durch den sonnigen Wald gefahren, eine phantastische Laube tragend, in der, von dienenden Pagen umgeben, der holdselige Lenz verkörpert saß, eine schöne Jungfrauengestalt, die in schwungvoll poetischer Weise — der Maler Stieler hatte die Reime gedichtet — den Einzug des Frühlings allen Herzen und Zuhörern verkündete und unter den passenden Klängen des Mendelssohn-Bartholdi'schen Sommernachtstraumes den Umzug durch die Runde des Waldes hielt, indeß die Pagendienerschaft fröhliche Liedergaben und duftige Blumenspenden unter die freudig überraschten Zuschauer warfen. Glücklich, wer die schönen mit zierlichen Randzeichnungen ausgestatteten Blättlein alle erhaschte*). Wir wollen daraus eine kleine Lese geben:

Maientage, licht und schön,
Heitern uns das Leben;
Laßt im Freien uns ergehn,
Geist und Herz erheben.

---

*) Die Illustrationen waren von K. Appold, Pixis, H. Lossow, Grünewald, Beischlag, Rögge, Raupp, Schütz, Oberländer, Koerle, Rothbart, O. Stöger und Anderen.

Vögelein im Waldesgrün
Zwitſchern Luſt und Freude;
Und die lieben Blumen blüh'n
Holde Augenweide.

Selbſt das Alter thauet auf
Strahl der Maienſonne,
Und von Ferne ringt herauf
Luſt'ge Jugendwonne.

Kirchweih' feiert im Mai die Natur,
Da tanzen die Wolken im blauen Azur,
Die Mäuslein tanzen in Feld und Flur,
Es tanzt die ganze Creatur,
's iſt jeder Baum ein Maienbaum,
Und jeder Hauch ein Märchentraum.

Wenn mit dem Lorbeer einſt die Zeit
Uns wird die Stirne ſchmücken,
Ob unſer Herz ſich dann wohl freut,
Wie jene Kränze, die wir heut
Auf's Haupt uns lachend drücken?

Hell klingt's von jenen Höhen
Herab in's tiefe Thal,
Und Fahnen ſeh' ich wehen
Und Jubel allzumal.
Dort huldigt man dem Frühling,
Des Lebens ſchönſtem Traum,
Und pflanzt und putzt und weihet
Ihm einen Maienbaum.

Im Sonnenſchein zu gehen,
Auf laubumbuſchten Höh'n,
Den lieben Mai zu ſehen,
Wie iſt doch das ſo ſchön.
Da heilen alte Wunden,
Da löſt ſich aller Groll,
Da hat ſich ſtets gefunden,
Was je ſich finden ſoll.

Viel liebliche Geſtalten,
Die ſehn wir in der Welt,
Wir können ſie nicht halten
So lang es uns gefällt!
Wir grüßen uns wie Sterne
Glückſelig im linden Mai —
Dann zieh'n wir in die Ferne
Und ſchwingen das Hütlein frei!

Jüngſt kam der Mai gegangen
In eines Doktors Kleid:
„Was habt ihr angefangen,
Daß ihr ſo kränklich ſeid?
Der Puls geht viel zu ſchnelle,
Ihr ſtöhnt in Fieberqual,
Ihr müßt mir auf der Stelle
Nach Harlaching in's Spital!“

Nur Frühlingspracht
Wohin wir ſchauen,
Das Grün erwacht,
Schmückt Wald und Auen,
Und Maienluſt
Erfüllt die Herzen,
Es öffnet die Bruſt
Sich heiteren Scherzen.
Der Spielmann geigt,
Es ſchweben die Paare
Dahin ſo leicht
Wie vergangene Jahre!

Ein in grüner Waldeinſamkeit fröhlich ſiedelnder Waldbruder ſang:

Herr! ich muß Dich ewig loben!
Der's Himmelszelt erſchuf da oben,
Der Bäume ſchuf im Waldesgrün,
Die Blümlein, die im Schatten blühn,
Deß Odem weht in Waldes Stille,
Der Vögel ſchuf mit Lieder Fülle,

Den Waldgesang auch, der stimmenreich
In Quellen rauscht, in Buch' und Eich'.
Es tragen in mein Felsgeklüfte
Dein Lob die kühlen würz'gen Lüfte
Und der Insekten bunte Schaar
Erzählt von Dir so wunderbar.

Schließlich auch ein Blättlein, welches mit Recht etwas häckeligen Inhalts und von unserem Freunde Fr. Rothbart recht heiter illustrirt war: wie eine Brilleneule Galläpfelextract zu Recensionen verarbeitet, dabei standen folgende Räume:

Es haust in der Stadt ein Weiblein drinn
Mit bösem Maul und bösem Sinn;
Es kennen's die Maler groß und klein,
Doch lud sie keiner zum Feste ein.
Das schielende Weiblein ist die Kritik! —
Wir möchten ein Bild von vollendetem Glück
Euch heute verschaffen — sie aber, wahrhaftig,
Sie fände bald wieder das Grün zu saftig,
Den Bau des Waldes zu ideal,
Zu realistisch der Menschen Zahl,
Sie fänd' in den Liedern zu bunte Töne,
Sie sucht das Schlechte —
Wir suchen das Schöne!

Die Hauptaufmerksamkeit der Anwesenden wendete sich dann wieder denjenigen Dingen zu, welche, wie z. B. Essen und Trinken, vorzüglich geeignet sind, Seele und Leib in gehöriger Eintracht zusammenzuhalten; neben diesen mehr oder minder leicht zu bewältigenden Anstrengungen, konnte man auch noch andere Erscheinungen ins Auge fassen, die Freude und Vergnügen gewährten. So hatte ein eigenes Comité in einer geräumigen Bude einen Glückshafen etablirt, der lockende Gewinnste bot: Handzeichnungen von bedeutenden Namen; Holzschnitte, Kupferstiche, Radierungen und Photographien, dazu allerlei Nippsächelchen, in Scherz und Ernst. Es ging dabei natürlich wie überall, wo die blinde Frau Fortuna ihre Wohlthaten aufthut, so daß Einer um wenige Groschen das prachtvolle Werk von Schwind's sieben Raben in schönster photographischer Nachbildung davon tragen oder eine

Handzeichnung M. Neher's oder eine Landschaft von Schleich erobern konnte, indeß ein Pechvogel etliche Gülden daran setzen mußte, um ein artiges Kinderspielzeug oder einen ächtneusilbernen Theelöffel davon zu tragen — gleichviel, war der Hauptertrag des Ganzen doch zu wohlthätigen Zwecken zur Unterstützung armer Wittwen und Waisen bestimmt. Gott lohne den wackeren Künstlern, die dazu eine schöne Zahl von Wochen — und für den besten Meister bleibt der Satz immerdar wahr, daß Zeit Geld sei — freiwillig aufgeopfert hatten, um nach ihren Kräften zu diesem schönen Zwecke beizusteuern! Daneben erfreute sich ein ganz neuer und origineller Einfall einer außerordentlichen Theilnahme. Jedermann weiß heut zu Tage was ein Aquarium ist und bedeutet. Aber ein solches hatte gewiß vor dieser Zeit in der ganzen Welt noch nicht existirt! In einem riesigen Becken schwammen und krappelten die wunderbarlichsten Bestien durcheinander, wunderliche Thiergebilde, vor denen jede Wissenschaft verstummt, weil sie insgesammt noch auf ihre Erschaffung warten. Der schönen Frauenwelt aber war es erlaubt, mittelst Angel und Köder daraus zu fischen. Da gab es aber auch keine, die nicht über ihren Fang in Erstaunen gesetzt worden wäre: denn alles Mögliche band ihnen ein versteckter Schelm an die Hacken, Süssigkeiten und Perlenschnüre, Korallen, goldschnittige Photographie-Albums wurden um die Wette herausgeangelt; wer eine recht glückliche Hand hatte, konnte wohl auch ein Pfenningbrödchen, einen Tannenzapfen oder unzweifelhaften Zwiebel unter dem beglückwünschenden Gelächter der Mitbetheiligten erhalten.

Da klingen aufs Neue hellstimmige Töne durch den Wald in ländlichen Weisen, eine seltsame Cavalcade kommt einhergestürmt, eselberittene Frösche geben einer englisch ausstaffirten Reisegesellschaft ihr freundliches Geleite, dann folgt ein biederes Ochsengespann, mit Blumen und Glocken almerisch aufgeputzt, welches den langersehnten, goldig klaren Maiwein herbeiführt in einer gewaltigen Tonne, welche mit den allegorischen Figuren des Zweckes, Waldmeister, Erdbeeren und anderen selbst verständlichen Personen und zweckdienlichen Zuthaten aufgeputzt ist; darauf schritten die braven Weinküfer und allerlei Beiwerk von Waldschwämmen und Heidelbeeren, einen lustigen Waldbruder umgebend, der mit freigebiger Hand gleichfalls eine poetische Reisenote in die Lüfte warf. Auch dieser Zug schlingt sich in malerischen Biegungen durch den Wald und macht die Runde, bis er zur stattlich aufgeputzten Maiweinschenke zurückkehrte, wo das erste Glas unserem Könige Ludwig kredenzt ward.

Unter Sang und Klang, mit Tanz und Freudenſpielen dämmerte leiſe der Abend herein und die ſchrillen Töne der Locomotive riefen zur Heimfahrt. Daß doch die ſchönſten Stunden immer ſo ſchnell verauſchen. Glücklich derjenige, welcher mit offenen Augen und reinem Herzen die Freude in ſich zieht und ſie beiſammen zu halten weiß, um in künftigen Tagen ſich daran zu wärmen, wenn des Lebens Noth und Sorgen ihren weißen Wintermantel um uns legen. Doch genug hievon!

Der Tag war ein Feſt inmitten der Natur, die gerade noch ſo ſchön war, wie ſie Claude Lorrain ehedem geſchaut. Es mag ganz gleichgiltig ſein, ob der Meiſter je auf der Scholle ſinnend geſtanden, die jetzt ſeinen Denkſtein trägt — ſein Geiſt war doch bei dem Feſte! Alles, was er Großes und Schönes in ſeinem Leben geſchaut hatte in Luft und Licht und Wolken, das ſandte er uns heute aus ſeiner ewigen Heimath herüber, denn der ganze Tag war eines Claude Gelée würdig, es war, als wäre eines ſeiner Bilder nach dem andern an uns vorübergezogen.

Zuerſt der Morgen! Es war grau und es regnete leiſe; da ſprang über die thauduftigen Wieſen der erſte, ſchüchterne Morgenſtrahl und ſchloß dann wieder das Auge der Sonne, die verſchlafen hinter ſchweren Wolkenſchatten heraufſtieg, bis ſich plötzlich die Maſſen zertheilten und das herrliche Licht majeſtätiſch hindurchbrach. Große, ſchwere Wolkengebilde, oft im glänzendſten Weiß dahinſteuernd oder in ſchwergeballter, dunkelfärbiger Wucht ſich ſchiebend, ſchwammen über dem azurnen Blau, deſſen Tiefe ſich ſpäter zur wunderbarſten Pracht in dem Maaße ſteigerte, als das ganze Firmament erglühte und das zitternde Licht des Sonnenunterganges die Stämme des Waldes und die Zweige und Blätter vergoldete. Dann ſpiegelte das prächtigſte Roth und Gelb noch in langgezogenen Streifen in den ſtillen Fluthen der Iſar, bis jeder Ton verſchwand und die tagsüber ſo bunte Welt in dunkler Ruhe lag. Das war der Gruß vom alten Claude Lorrain; nur Wenige hatten das gemerkt, oder auch verſtanden, denn es gibt keine ſo leicht verſtändliche Sprache wie die der Natur und nichts Lieberes als die Kunſt!

Das Märlein von den bösen Kindern, welche nicht in die Schule gehen wollten.

Von Augusta von Gäßler.

„Heisa! wir wollen zur Schule nicht geh'n:
Vater und Mutter die werden's nicht seh'n,
Vater im Garten schläft unter dem Baum,
Mutter im Hause schafft oben im Raum;
„Schulhaus, gut' Nacht heut, du leidiger Ort!"
Wispern die Kinder und schleichen sich fort.

Schwälblein im Neste nur konnt es versteh'n,
Birnbaum, der alte, nur hat es gesehn,
Schwäblein im Neste verwundert sich sehr,
Birnbaum, der alte, im Garten noch mehr,
Seufzet das Schwälblein: „Wer hätt' es geglaubt!"
Schüttelt der Birnbaum bedenklich das Haupt.

Birnbaum und Schwäblein besinnen sich schnell,
Schwälblein im Neste singt laut und singt hell,
Birnbaum der schüttelt und rüttelt sich sehr,
Streut seine Blätter im Garten umher,
Wirft auf den Vater ein Aestlein mit Macht,
Siehe, schon ist er vom Schlummer erwacht.

Denkt sich die Mutter im Hause: „Ei, ei!
Hat doch das Schwäblein ein arges Geschrei!
Ist vielleicht etwas nicht richtig im Haus?"
Eilet ans Fenster und beugt sich hinaus,
Schaut in den Hof, in den Garten, in's Feld,
Schaut auch noch weiter hinaus in die Welt.

„Richtig, was hüpft dort den Anger entlang,
Froh und vergnüglich mit Jubel und Sang?
Ist das nicht Willy, nicht Gundel und Fritz?
Freilich, am Raine dort läuft auch der Spitz!"
Mutter hat lange und lange geschaut,
Hat kaum den eigenen Augen getraut.

Aber nun ruft sie den Vater herbei,
Sagt ihm wer draußen spazieret so frei;

Vater langt hurtig den Hut von der Wand,
Nimmt auch das ſpaniſche Röhrlein zur Hand,
Eilt durch den Hof und den Garten im Nu,
Birnbaum und Schwälbelein nicken ſich zu.

Singet ihr Kinder, und ſpringet nur recht!
Dauert nicht lange, bald geht es euch ſchlecht!
Hinter den Büſchen, den grünen, verſteckt
Lauert der Vater, er hat euch entdeckt,
Zürnend erglühet ſein ernſtes Geſicht, —
Spaniſches Röhrlein nun thu' deine Pflicht!

Gundel ſingt eben, — er kann es verſteh'n:
„O wie iſt's herrlich zur Schule zu geh'n!“
Willy im Weidenbaum ſchaukelt in Ruh,
Macht lange Naſen dem Schulhaus dazu,
Fritzel und Spitzel vergnügen ſich ſehr
Kollern und purzeln im Graſe umher.

Wehe! ſchon knieen ſie zitternd im Kreis,
Weinen und ſchluchzen, und bitten ganz leis,
Haben vorerſt noch ſo fröhlich gelacht,
Das hat das ſpaniſche Röhrlein gemacht!
Merket ihr Kinder ſo fügt es ſich leicht,
Wenn man verbotene Freuden erſchleicht.

„Vorwärts!“ gebietet der Vater und huſch!
Laufen die Kinder aus Wieſe und Buſch,
Hängen die Köpflein, er ſchreitet voraus,
Glauben, er führe ſie wieder nach Haus,
Aber, o nein, — an dem Hauſe vorbei
Führt er zur Schule ſogleich alle Drei.

Und der Herr Lehrer mit ſtrengem Geſicht,
Oeffnet gar zornig die Thüre und ſpricht:
„Bleibt nur da hinten im Winkel gleich ſteh'n,
Dürft mir vor Abends nach Hauſe nicht gehn'!
Morgen, dann ſetzt ihr euch, nur nicht gerührt!
Gleich in die letzte Bank, wie ſich's gebührt.“

„Gut!“ ſpricht der Vater, „und kommt ihr nach Haus,
Bleibt euch daheim auch die Strafe nicht aus,

Heut kocht für euch keine Suppe am Herd,
Selbſt jedes Spielchen ſei ſtrenge verwehrt,
Hört auch von mir und der Mutter kein Wort!“
Spricht es und geht mit dem Spitz wieder fort.

O dieſer Tag, wie er traurig verſtrich,
Unſere Kinder, wie grämen ſie ſich!
Schleichen erſt Abends um acht Uhr nach Haus,
Birnbaum und Schwälbelein lachen ſie aus!
Merkt die Geſchichte, ihr Schulkinderlein,
Geht' hübſch zur Schule und lernet recht fein!

Neckräthſel.

Geſammelt von Friedrich Güll.

---

1) Was koſtet kein Geld, und iſt auch um viel Geld nicht zu haben?
2) Was kann immer nur Einer wiſſen?
3) Wo hat alle Geduld ein Ende?
4) Wer baut ohne Maurer uud Zimmerleute?
5) Welche Leute fechten ohne Säbel?
6) Was fliegt ohne Füſſe?
7) Was thut Jedes zu allererſt im neuen Jahr?
8) Was iſt ſtärker als der ſtärkſte Mann?
9) Es iſt ſchon lange fertig, und doch wird's jeden Tag gemacht?
10) Zwillingskirſchen, wo ſind ſie zuſammengewachſen?
11) Was iſt das? hundert und aber hundert Augen hat's, und ſieht doch nichts?
12) An wem iſt Hopfen und Malz verloren?
13) Wer beißt und hat doch keine Zähne?
14) Was gehört zu jeder Suppe?
15) Was iſt wohl das, man holt es jeden Augenblick?
16) Welche Zeit iſt den meiſten Menſchen die liebſte?
17) Welcher Fuchs ſtiehlt keine Hühner?
18) Welches Getränk koſtet ſehr viel Geld und ſchmeckt doch nicht gut?
19) Welche Fiſche ſind am ſchlauſten?

20) Womit fangt ein Landler an?
21) Wer sitzt am festesten auf dem Pferd?
22) Wie zieht der Bauer den Kittel an?
23) Welche Pferde fressen am wenigsten?
24) Was geht ohne Füße?
25) Was ist für ein Unterschied zwischen einem Baum und einem Buch?

Das Häschen.

Von F. M.

Dort am Wald, im weichen Gras,
Sitzt ein junges Häschen,
Denkt an dies und denkt an das,
Zupft vergnügt am Gräschen.
Wo die hohen Eichen stehen,
Sieht es einen Jäger gehen:
Häschen, Häschen, duck dich,
Duck dich,
Der Jäger sieht dich auch!

Häschen läuft so schnell es kann,
Will nicht lange säumen,
Kommt in Schweiß gebadet an,
Unter grünen Bäumen.
Jägers Hund kommt nachgelaufen,
Häschen muß erbärmlich schnaufen:
Häschen, Häschen, duck dich,
Duck dich,
Der Jäger schießt Dich todt!

Häschen woll'n im Todesschreck
Fast die Füß nicht tragen,
Weil es nimmer kommt vom Fleck,
Kriegt's der Hund bei'm Kragen.
Kommt der Jäger auch gelaufen,
Schießt das Häslein über'n Haufen:
Häschen, Häschen, duck dich,
Duck dich,
Der Jäger nimmt dich mit!

Zu Neujahr.

Von Franz Pocci.

Ein Jahr um's And're von uns zieht
Und also rasch die Zeit entflieht,
Als wenn beim Kindlein in der Wiege
Das Grab daneben offen liege.

Die Rose blüht, die Aehre schwankt,
Die Traube an der Rebe rankt —
Da weht der Sturm schon über's Feld,
Der Winter spannt sein weiß Gezelt.

Ein Jahr ist um; wie Stunden schnell
Entfloh'n die Monden — trüb und hell;
Dem Pendel gleich das Menschenherz
Schlug „tiktak" zwischen Freud und Schmerz.

Und wieder steht die Sonne auf,
Beginnt des neuen Jahres Lauf,
Und Jeder hofft und Jeder bangt,
Und Mancher betet und verlangt.

Und so steht die Vergänglichkeit
In Mitten einer Ewigkeit —
Ein Tropfen in dem Weltenmeer,
Ein Funke in dem Sternenheer.

Du aber, wie es kommen mag —
Geliebte Seele — Alles trag'!
Mit Gottvertrauen Freud und Leid,
Durch Zeitlichkeit zur Ewigkeit!

Paul.

Eine wahre Geſchichte.

Es war ein ſchöner, milder Sonntag Abend im Monat September des Jahres 1832, als ich von einer größeren Reiſe zurückgekehrt, fröhlich hinaus ſchritt in eine ziemlich entlegene Vorſtadt, um meinen alten, verehrten Freund und Lehrer, Herrn Duval in ſeiner Wohnung aufzuſuchen. Wie freute ich mich auf dieſes Wiederſehen; aber wie ſchmerzlich war ich überraſcht, alles ganz anders zu finden, als ich es erwartet hatte. Bei meinem Eintritt in's Zimmer fand ich die Familie, Vater, Mutter und drei Töchter, gar ernſt und ſtille beiſammen. Die Kleinſte von eilf Jahren ſchmiegte ſich an die Mutter, ihr die Thränen von den Wangen trocknend, während die beiden ältern Mädchen ängſtlich ihre Blicke nach dem Vater wandten. Ich fühlte wohl, es mußte etwas Beſonderes hier vorgefallen ſein, aber ich wagte nicht zu fragen, und war einen Augenblick unſchlüſſig, ob ich gehen oder bleiben ſollte. Als Duval mich erblickte, ging er mir entgegen, und begrüßte mich mit den Worten: „Gott ſegne Sie, wie er es allen guten Kindern verheißen hat, die ihren Eltern Freude machen.“ — Nach einigen Sekunden fuhr er fort, indem er ſich eine Thräne aus dem Auge wiſchte: „Sie treffen heute eine recht unglückliche Familie; wir haben die Nachricht erhalten, daß unſer Paul aus der Anſtalt verſchwunden, wahrſcheinlich ertrunken iſt.“

„Wie iſt das möglich?“ rief ich erſchrocken aus.

„Leſen Sie ſelbſt,“ erwiederte Duval, und überreichte mir den Brief, der die verhängnißvolle Kunde enthielt.

Der Brief war von dem Vorſtand der Erziehungsanſtalt, in welcher Paul, Duvals zehnjähriger, einziger Sohn, ſeit einigen Monaten weilte; derſelbe berichtete darin den unglücklichen Eltern, daß Paul, nachdem er in den letzten Wochen vielfach Anlaß zu Klagen gegeben, vor wenigen Tagen, als die Zöglinge nach der Erholungsſtunde ſich zum Abendeſſen verſammelten, plötzlich vermißt und bisher nicht wieder aufgefunden worden ſei. Am Ufer des Innfluſſes, der ganz nahe bei dem Städtchen vorüberfließt, habe man jedoch ſeinen Hut, ſeine Mappe, Bücher und Hefte nebſt einem Zettel gefunden, auf welchem die Worte ſtanden: „Suchet mich nicht, Ihr werdet mich nicht finden.“

Was lag hier näher, als der Gedanke ſeines ſelbſt erwählten Todes! Wer vermöchte den Jammer der armen Eltern zu ſchildern; ihr einziger Sohn todt, durch eigene Schuld todt!

Paul war das jüngſte von Duvals Kindern, der Liebling ſeines Herzens, der Liebling der ganzen Familie, leider, nur zu ſehr! — Die Anlagen des Kindes ſchienen allerdings zu ſchönen Hoffnungen zu berechtigen. Ein blühender, kräftiger Knabe, aufgeweckten Geiſtes, früh entwickelt durch den Verkehr mit Erwachſenen, voll toller Einfälle, war Paul bald der Gegenſtand der Bewunderung von Eltern und Schweſtern, und ſie ſahen in übergroßer Liebe, in den kleinen Fehlern den Keim großer Eigenſchaften. Paul war gewohnt, alle ſeine kleinen Wünſche erfüllt zu ſehen, keineswegs aber denen der Andern auch Rechnung zu tragen. Er hatte auch nicht gelernt zu müſſen, was er nicht wollte. Er wollte nun aber auch nicht lernen, als er in die Schule geſchickt wurde; da kamen denn viele trübe Tage für Eltern und Geſchwiſter, und auch für den unvernünftigen Knaben ſelbſt. Liebevolles Zureden und Drohungen, Belohnungen und Strafen, Alles wurde verſucht, alles blieb fruchtlos, und ſo wußte man denn keinen beſſern Rath, als den unfügſamen Jungen in fremde Hände zu geben. Da traf es ſich, daß eben ein Freund des Vaters, welcher Profeſſor und Vorſtand eines Knaben-Penſionates in einer Provinzial-Stadt war, hieher kam und dieſen beſuchte. Duval klagte ihm alsbald ſein Herzeleid und erbat ſich ſeinen Rath. Bald war man einig geworden, der Profeſſor erklärte ſich bereit, den Verſuch zu machen, Paul in ſeine Anſtalt aufzunehmen, wohin denn kurz nachher Duval ſelbſt ſeinen Sohn geleitete. Die erſten Wochen ließen auf einen günſtigen Erfolg hoffen, bald aber traten die alten Fehler wieder hervor und machten ſtrengere Rügen und Strafen nöthig. — Nichts war indeſſen vorgefallen, was einen ſo entſetzlichen Entſchluß nur im entfernteſten hätte erklären können; der Vorſtand ſelbſt war ſo erſchüttert, daß er kaum vermochte, eigenhändig die Schreckensnachricht mitzutheilen. — Wohl tauchte in den Herzen der Eltern immer wieder ein Hoffnungsſtrahl auf, Alles wurde aufgeboten, um Kunde von ihm zu erhalten; an alle Behörden, an alle Gemeinden der ganzen Umgegend ergiengen Aufforderungen, — aber vergebens. Weder von dem Lebenden noch von der Leiche, war eine Spur aufzufinden.

Ich beſuchte damals meinen theuern Lehrer ſo oft es nur meine eigenen

Pflichten erlaubten. Das Einzige, was ihn da einiger Maßen von seinen traurigen Gedanken abzuwenden vermochte, war die Erinnerung an seine eigene Vergangenheit. Ein vielbewegtes, ereignißreiches Leben lag hinter ihm. Er erzählte mir von den Schrecknissen der französischen Revolution, bei deren Ausbruch er, damals ein zwölfjähriger Knabe, als der Sohn eines Adeligen, aus dem Institute gestoßen und gezwungen wurde, der Hinrichtung seines Vaters beizuwohnen, den man zum Tode verurtheilt hatte, weil er seinem Könige und seiner Pflicht treu geblieben war. Mit inniger Liebe und Rührung verweilte er bei dem Andenken seiner Mutter und wurde nicht müde ihre Tugenden, insbesondere ihre fromme Gottergebenheit zu rühmen, die sie in allen Gefahren, Leiden und Entbehrungen nie verlassen hatte. Er schilderte seinen Jammer und seine Hilflosigkeit bei ihrem Tode, und die verschiedenen Versuche, welche er gemacht, um sich eine sichere Existenz zu gründen. Aber in jener Zeit des Wirrsals und der Schrecken, wo die Ereignisse, gleich den Wogen auf stürmischer See sich überstürzten, da war in Frankreich auf eine solche nicht zu hoffen. Er ging denn unter die Soldaten und durchzog während 15 Jahren unter Napoleon die halbe Welt, von den glühenden Sandwüsten Aegyptens, bis zu den Schneefeldern Rußlands, wo er in Gefangenschaft gerieth, und in Folge dessen nach Bayern kam. „Und so habe ich denn," schloß er dann häufig seine Erzählung, „durch Gottes und Ihres guten Königs Gnade, dahier, ferne von meinem Vaterlande, eine zweite Heimath, ein ruhiges Asyl für meinen Lebens-Abend gefunden. Der Herr sei gepriesen, Sein Wille geschehe."

Wie unaussprechlich ehrwürdig erschien mir in solchen Stunden mein väterlicher Freund! Hätte ich ihn auch weniger gekannt und geschätzt, ja wäre er mir ganz fremd gewesen, so würde der Gedanke, einen Menschen vor mir zu sehn, der so viel erlebt und gelitten hatte, in mir das Gefühl inniger Ehrfurcht erregt haben.

Acht Jahre waren seit jenen Tagen dahin geschwunden, und die stille, heilende Kraft, welche Gottes Güte in die Zeit gelegt, hatte sich auch hier bewährt. Ruhe und Heiterkeit waren allmälig wieder in die Familie Duval zurückgekehrt, die traurige Katastrophe lag wie ein schwerer Traum hinter ihnen. — Auch ein lange gehegter Wunsch war Herrn Duval inzwischen in Erfüllung gegangen: der Besitz eines kleinen, eigenen Hauses und Gartens, das Ziel langen Strebens, die Frucht angestrengten Fleißes und vielfacher

Entbehrungen. Mit dankbarem Aufblick zu Gott erfreute er sich dessen. Jedes Blümchen, das ihm aufblühte, jede Frucht, die ihm reifte auf dem nun eigenen Grund und Boden, erneute das beglückende Gefühl.

Eines Morgens saß er in seinem Gärtchen, umgeben von seiner Familie beim Frühstück, als ihm der Besuch eines Fremden gemeldet wurde. Duval gieng demselben ahnungslos entgegen und war überrascht, einen ihm gänzlich unbekannten Mann in geistlicher Kleidung vor sich zu sehen, der sich ihm als Pfarrer von A... vorstellte. Auf seine Frage, womit er ihm dienen könne, erwiederte der Priester etwas befangen: „Ich versprach einem jungen Mann, der früher viel in Ihrem Hause war, und Ihnen viel verdankt, Sie hier aufzusuchen, und ihm Nachricht von Ihnen zu bringen, da er mit inniger Liebe Ihrer gedenkt. — Sie würden ihn wohl nicht mehr erkennen," fuhr er, als Duval und die Seinigen begierig nach dem Namen fragten, ausweichend fort, — „es ist lange, daß er diese Stadt verlassen, und sich in der Welt herumgetrieben hat. — Sie besaßen einen Sohn, Namens Paul, wenn ich nicht irre. Verzeihen Sie, daß ich diese Wunde Ihres Herzens berühren muß."

War der Besuch eines Unbekannten schon befremdend, so erwachte durch diese Frage bange Ahnung. „Wissen Sie Näheres über den Tod meines Sohnes?" rief Duval erbleichend, und mit zitternder Stimme.

„Fassen Sie sich," erwiederte der Priester mit einem Blick nach Oben, als wollte er nochmals Gottes Beistand für sich und die Familie erflehen, der er so bedeutungsvolle Kunde zu bringen gekommen war — „fassen Sie sich, Gottes Wege sind wunderbar, Ihr Sohn lebt, und ich habe es übernommen, Ihnen diese Nachricht und seinen Brief zu überbringen, zugleich Ihre Verzeihung und die Erlaubniß, selbst vor Ihnen zu erscheinen, für ihn zu erbitten."

Sprachlos und an allen Gliedern zitternd, starrte Duval den Ueberbringer dieser Kunde an, bis endlich ein Strom von Thränen seinem Herzen Erleichterung verschaffte. „Ich bitte, sprechen Sie weiter," sagte er, den Brief aus der Hand des Pfarrers nehmend, aber ohne zu lesen, und setzte sich, das Gesicht mit den Händen bedeckend, an dessen Seite nieder, um seinen Bericht zu vernehmen.

„Es war," begann der Pfarrer, „am letzten Sonntage, als ich in der zu meiner Pfarrei gehörenden Filialkirche zu N. selbst den Gottesdienst hielt,

und zum Gegenstand meiner Predigt die Parabel vom verlornen Sohn gewählt hatte. — Drei Tage später, am letzten Feiertage Nachmittags, als ich aus der Kirche heimkehrte, stunden zwei Männer, mich erwartend vor meiner Thüre, deren Einer der Hofbauer von N., ein allgemein hochgeachteter Mann von echt christlicher Gesinnung, der Andre ein Jüngling von etwa 17 bis 18 Jahren, von kräftigem, blühendem, aber etwas finsterem Aussehen war. Ersterer bat mich sie anzuhören, indem sein Bub, so nannte er seinen jungen Begleiter, mir etwas mitzutheilen hätte, und mich um Rath und Beistand bitten möchte. Ich erkärte mich dazu bereit, so weit es irgend in meiner Macht läge, und ermuthigte den jungen Mann, mir offen sein Anliegen vorzutragen. Da dieser jedoch immer noch schwieg und sichtbar nicht wußte, wie er beginnen sollte, sagte der alte Bauer: „Ja, ja, ich glaub's wohl, daß Dir's schwer wird, es ist auch nichts Kleines, hätt mir selber so was nie einfallen lassen."

Und nun erzählte er mir denn, daß Paul, Sie haben wohl längst errathen, daß Er und kein Andrer, der junge Mann ist, seit einem Jahr unter fremden Namen in seinen Diensten stehe, und sich durch Fleiß und gute Aufführung sein Vertrauen erworben habe. — Da seien sie dann am letzten Sonntage im Gottesdienste gewesen, und hätten die Predigt vom verlornen Sohne gehört. Seitdem sei Paul wie umgewandelt, habe nicht gegessen und nicht geschlafen, und sei nicht ausgegangen, so daß die Andern alle gemeint hätten, er sei krank. Er selbst aber habe gedacht, da müsse etwas Besondres dahinter stecken, und habe ihm am folgenden Tage recht ernstlich in's Gewissen geredet, und nicht nachgegeben, bis er ihn endlich zum Reden gebracht. Da habe denn Paul gestanden, daß er nicht, wie er vorgegeben, Doppelwaise, und armer Eltern Kind sei, sondern daß seine Eltern in der Hauptstadt lebten, und er ihnen heimlich entlaufen sei. Darauf hätten sie denn ernstlich Alles überlegt und beschlossen, sich an mich zu wenden, um so mehr, als der liebe Gott ja doch so recht eigentlich Paul durch meine Stimme gerufen habe; denn ohne die Predigt vom verlornen Sohn wäre er vielleicht noch lange nicht dazu gekommen, sein Geheimniß zu offenbaren, wer weiß ob es dann nicht zu spät gewesen wäre.

„Diese Mittheilung," fuhr der Pfarrer fort, „hatte mich selbst bis in's Innerste erschüttert. Ich versprach die Vermittlung zu übernehmen, knüpfte aber die Bedingung daran, daß Paul alsbald selbst an seine Eltern schreiben

müsse, um ihre Verzeihung zu erflehn, und daß er nicht mit seinem Dienstherrn heimkehre, sondern zunächst bei mir im Hause verbleibe, damit ich ruhig und ausführlich über seine Vergangenheit mit ihm sprechen könnte, um dann die nöthigen Schritte zu thun. Ich rieth ihm vor Allem sich mit seinem Gotte zu versöhnen durch die Heilmittel, die unser Erlöser so liebreich jedem reuigen Sünder bietet, wozu er sich denn auch bereit erklärte. Als wir Beide am folgenden Morgen von der Kirche heimkehrten, forderte ich ihn auf, mir seine Erlebnisse aufrichtig und treu zu erzählen. Ich habe sie hier aufgezeichnet, und übergebe den Bericht hiemit Ihren Händen."

„Ist Paul hier?" fragte Duval beklommen.

„Nein," antwortetete der Pfarrer; „es war allerdings meine ursprüngliche Absicht, ihn gleich mit zu nehmen; bei reifer Ueberlegung unterließ ich es aber. Sie begreifen, daß nach einem jahrelangen Wanderleben seine äußere Erscheinung etwas verwildert ist und ich befürchtete, sein Anblick in diesem Zustande möchte das Erschütternde des Wiedersehens noch vermehren. So bestellte ich ihm denn neue Kleider, wollte aber darum die Erledigung einer so wichtigen Sache doch um keinen Tag länger verschieben, und machte mich mit schwerem Herzen auf, Ihnen die Botschaft zu bringen."

„Ich danke Ihnen aus ganzem Herzen, edler Mann," sprach Duval, indem er mit beiden Händen die Hand des Pfarrers erfaßte; „Eine Stunde hat Sie uns, den wir nie früher gekannt, zum theuersten Freunde gemacht."

Der Pfarrer erhob sich und sagte: „Ich habe Paul versprochen, bei Ihnen zu vermitteln, daß Sie von ihm nicht verlangen, irgend einen andern als den selbst erwählten Beruf zu ergreifen. Ein Landmann zu sein entspricht gänzlich seiner Neigung, und so muß ich diese seine Bitte aus vollster Ueberzeugung durch meinen Rath unterstützen."

Mit diesen Worten verabschiedete sich der würdige Priester; die ganze Familie gab ihm das Geleite, die Mutter aber zog ihn einen Augenblick beiseite, überreichte ihm ein Päckchen mit Geld und bat ihn mit Thränen in den Augen, doch ja dafür zu sorgen, daß Paul so anständig als möglich vor dem Vater erscheine.

Sobald ich Kunde von dieser überraschenden Entdeckung erhielt, eilte ich zu der Familie Duval, mit welcher ich ja so viele Trauer um den Todtgeglaubten zugebracht hatte. Ich fand sie in jener Art von Betäubung, die nach gewaltsamen Erschütterungen sich so häufig einstellt, und während wel-

cher das Erlebniß uns immer wie ein Traum erscheint. Allerdings war es keine reine Freudenbotschaft, die ihnen der Geistliche gebracht; und auch die von ihm aufgezeichnete Geschichte von Pauls Wanderleben, konnte den guten Eltern nur wehmüthige Eindrücke bereiten. Paul hatte, wie er selbst gestand, als er die Anstalt verließ, Hut und Mappe nebst seinen Büchern in der Absicht an dem Ufer des Flusses niedergelegt, um die Aufmerksamkeit von seinem Wege durch die Vermuthung, er sei ertrunken, abzulenken. Als Hauptgrund seines Entschlusses nannte er seine unüberwindliche Abneigung vor dem Lernen und Gehorchen. Wie schwer mußte er diese Thorheit büßen! Er wählte zu seiner Flucht die Erholungsstunde, welche die Schüler im Freien zubrachten, um nicht so schnell vermißt zu werden, und dadurch einen Vorsprung zu gewinnen. Als er die Stadt im Rücken hatte, lief er quer feldein vorerst planlos und nur von der einzigen Sorge erfüllt, entdeckt und wieder heimgebracht zu werden. Bald aber senkte sich die Sonne, rasch nahm die Dunkelheit zu, Hunger und Müdigkeit stellten sich ein, und mahnten den jungen Flüchtling an seine Verlassenheit. Sollte er nicht umkehren? — eine innere Stimme mahnte ihn laut und lauter es zu thun, er blieb stehn, er schwankte einen Augenblick, denn es wurde ihm so bange; — aber er kehrte nicht um. Er fing an zu weinen und zu beten; das Bewußtsein des Unrechtes störte ihn jedoch auch im Gebete, er fühlte es wohl, daß der nicht auf Erhörung hoffen darf, der selbst die Stimme seines Gewissens nicht hören will. Da gewahrte er in der Dämmerung eine offene Heuhütte inmitten einer Wiese. Er eilte hin, froh nur ein Obdach für die Nacht gefunden zu haben, umsomehr als eben ein schweres Gewitter heraufzog. Er legte sich auf die Erde, verzehrte ein Stückchen Brod, das er noch in der Tasche hatte, und schlief endlich ermattet ein. Es donnerte und blitzte, der Regen strömte hernieder, ein kalter Wind blies durch die offene Thüre und die Spalten der leicht gezimmerten Hütte. Eine solche Nacht hatte Paul in seinem Leben noch nicht zugebracht! Sobald der Morgen graute, raffte er sich auf; vom Froste geschüttelt, lief er rasch vorwärts und suchte nur eine menschliche Wohnung zu finden; da war aber weit umher alles öde, und kein Haus zu sehen. Paul weinte laut, rathlos und verlassen, fühlte er sich allein, in der weiten Welt. Da rief ihn plötzlich eine rauhe Stimme an: „Wo kommst Du her, und warum weinst Du so?“ Erschrocken fuhr er zusammen, und

ſah zwei Männer vor ſich ſtehen, die er vorher nicht bemerkt hatte; es waren Holzarbeiter aus dem nahen Walde.

„Mich hungert und friert“ — erwiederte Paul.

„Wer biſt Du denn, und woher kommſt Du ſo frühe?“ frugen die Männer weiter, indem ſie mitleidig ihm von ihrem Brode gaben, ſeinen Hunger zu ſtillen. Paul getraute ſich natürlich nicht die Wahrheit zu ſagen, und gab vor, er habe Vater und Mutter verloren, und ſtehe nun hilflos und verlaſſen in der Welt. Seine Kleider ſowohl als ſeine Sprache verriethen, daß er nicht geringer Leute Kind ſei, was dem Einen der beiden Holzknechte faſt bedenklich erſchien. Der Andre aber fragte nicht lange weiter; er faßte den Knaben, der vor Froſt und Aufregung am ganzen Körper zitterte, freundlich derb beim Kopfe: „Willſt Du mit mir gehen, und fleißig arbeiten, dort im Walde, ſo will ich Dich zu mir nehmen, armer Burſche; ſo lange ich zu eſſen habe, ſollſt Du auch nicht hungen, aber arbeiten mußt Du.“ Paul war wie in einem Traume befangen; er verſicherte, Luſt und Kraft zur Arbeit zu haben, und ſchritt nun neben den beiden Männern raſch dem Walde zu, die Höhen hinan, wo die ſchönen, ſchattigen Buchen und die ſchlanken Tannen gefällt wurden. Er mußte tüchtig arbeiten; die ſchön belaubten Kronen und Aeſte der umgeſtürzten Bäume abzuhauen, war ſeine erſte Aufgabe. Dabei gab es die ganze Woche meiſt nur ſchwarzes Brod mit etwas Käſe, hie und da eine Waſſerſuppe.

Das wurde Paul denn freilich bisweilen ſauer, beſonders wenn er zurückdachte an das elterliche Haus, an das Inſtitut, wo ihm die geringſte Arbeit zu viel geweſen war. Zurückzukehren verlangte es ihn aber doch nicht, weil er dabei immer an die verdiente Strafe dachte, und ſo war er froh in dieſer Waldeinſamkeit wenigſtens ſicher vor allen Nachforſchungen zu ſein. Der Winter kam heran; während der ſtrengſten Kälte weilte er mit ſeinen Gefährten in den ſogenannten Winterſtuben, niederen, ruſigen Hütten, deren ganze Einrichtung in einem Lager von dürrem Laub, und einer Art Ofen oder Herd beſteht, über welchem eine Oeffnung im Dache ſich befindet, um dem Rauch einen Ausgang zu laſſen. War es aber nur irgend möglich zu arbeiten, ſo wurde hinausgegangen durch Schnee und Eis. Mit naſſen Füßen und Kleidern, den eiſigen Winden blosgeſtellt, mußte dann Paul ſeinen Genoſſen helfen, die gefällten Stämme auf große Holzſchlitten zu laden, mittelſt welcher ſie dann in's Waſſer geſchleudert, und fortan von

den Flößern verfolgt werden, die mittelſt langer, mit eiſernen Hacken verſehener Stangen die zurückbleibenden Stücke einholen, und weiter fortſtoßen.

Ein Jahr war in dieſer Weiſe verfloſſen, ſeit Paul in tiefſter Waldeinſamkeit lebte, und ſo blieben denn auch alle Nachforſchungen, die um ſeinetwillen angeſtellt wurden, erfolglos. Als nun aber der zweite Winter kam, hatte Paul nicht mehr Luſt in den Wäldern zu bleiben; er fürchtete nun nicht mehr endeckt zu werden, und wollte die Welt ſehen. Er ſchloß ſich den Flößern an, fuhr mit ihnen den Inn hinab in die Donau, bis Wien und nach Ungarn; er verſuchte Verſchiedenes, aber nichts gelang, und er fühlte es wohl, daß ihm bei ſeinen Unternehmungen der Segen der Eltern fehlte.

Entblößt von Allem kehrte Paul endlich wieder in die Heimath zurück, wo er nun faſt eben ſo fremd war, als an jenen Orten. Er gedachte ſeines menſchenfreundlichen Beſchützers, des alten Holzarbeiters, und wollte ihn aufſuchen; aber auch dieſer war inzwiſchen geſtorben, und ſo mußte er denn auf gut Glück, nur um des täglichen Brodes willen, irgend ein Unterkommen ſuchen. Er ließ ſich zur Aushilfe benützen, und kam endlich zu dem, als Ehrenmann allgemein gekannten und geachteten Hofbauern von N., der ihn, nachdem er kurz vorher ſeinen Sohn verloren hatte, und fremder Hilfe zur Arbeit bedurfte, als Knecht aufnahm mit beſonderer Rückſicht darauf, wie er ſagte, daß er gehört hatte, der arme Junge ſtehe ſo ganz hilflos und verlaſſen in der Welt.

Hier nun, ſo ſchloß die Aufzeichnung des Pfarrers, hatte der gute Hirte, der in ſeiner großen Barmherzigkeit auf die Erde gekommen iſt, „*zu ſuchen, was verloren war,*“ den *verlornen Sohn* aufgeſucht, um ihn ſeinen Eltern zurückzugeben.

Die Empfindungen, mit welchen die Familie Duval dieſem Wiederſehen entgegengieng, laſſen ſich kaum in Worten ſchildern. Sie freuten ſich gewiß herzlich und innig, den ſo lange heißbeweinten Sohn und Bruder wieder gefunden zu haben, ſie wollten alles Andre vergeſſen, was dieſe Freude trüben konnte. Aengſtlich waren ſie darum gegenſeitig bemüht, jede Aeußerung zu vermeiden, die zu einer Anklage gegen ihn werden konnte, und ſo wagten ſie kaum von *dem* untereinander zu ſprechen, was doch allein ihre Herzen und Gedanken erfüllte.

Eines Abends ſaßen ſie ſchweigſam an dem Familientiſche beiſammen, der Vater in einem Buche leſend, Mutter und Schweſtern mit Handarbeit be-

schäftigt. Da erhob sich Auguste, die älteste Tochter, legte leise ihre Hand auf des Vaters Schulter, und sagte zärtlich: „Lieber, lieber Vater, ich möchte Dich um etwas bitten, wenn ich wüßte, daß Du nicht böse darüber würdest."

„Sprich mein Kind," entgegnete Duval, „wie könnte ich Dir böse sein, Du hast mir ja niemals Kummer, sondern immer nur Freude bereitet."

„Nun denn, lieber Vater, gestatte mir, daß ich morgen selbst nach N. reise, dort Paul aufsuche, und ihn dann zu Euch bringe. Ich meine, es wäre dieß für ihn und für uns Alle eine Erleichterung."

„Du hast recht Auguste," erwiederte der Vater, „gehe hin mit Gott, und bringe den Verirrten heim ins Vaterhaus, mein Segen begleitet Dich."

Auguste dankte den Eltern, die sie liebevoll an's Herz drückten, sagte ihnen gute Nacht, und entfernte sich dann um die nöthigen Vorkehrungen zu ihrer Abreise für den folgenden Tag zu treffen. Schon am frühen Morgen eilte sie aus dem Hause, um die einzige Fahrgelegenheit, die damals in jene Gegend führte, zu benützen, und langte glücklich am Abend frühzeitig, an dem Ziele ihrer Reise an. Sie begab sich sogleich zu dem Pfarrer, der ihren Entschluß belobte und sie bat, einstweilen bei seiner Schwester zu bleiben, bis er Paul ihre Ankunft mitgetheilt hätte. Mit klopfendem Herzen blickte Auguste nach der Thüre, durch welche der Pfarrer sich entfernt hatte; als sich dieselbe wieder öffnete, und Letzter mit Paul erschien, da versagte ihr fast die Sprache.

Sie faßte sich augenblicklich, gieng dem Bruder entgegen, und indem sie ihm freundlich die Hand reichte, sprach sie: „Paul, ich komme Dich abzuholen; ich dachte, es wäre Dir lieber, als allein die Reise zu machen; ich bringe Dir Grüße von den lieben Eltern und Schwestern, die sich freuen, Dich wiederzusehen."

Bei diesen Worten schien es, als ob ein Sonnenstrahl über Pauls finsteres Antlitz zuckte, auf welchem bei seinem Eintritte unverkennbar der Ausdruck des Trotzes, gleichsam als Abwehr der wohl von ihm erwarteten Vorwürfe vorherrschend war. Erst jetzt ergriff er mit seinen schwieligen Händen die dargebotne Hand der Schwester, und fragte mit gedämpfter Stimme: „Ist das auch wirklich wahr? freuen sie sich?"

Das Wiedersehen von Menschen, die sich früher sehr nahe gestanden nach einer Trennung von Jahren, während welcher beide Theile sich wesentlich verändert haben, hat wohl unter allen Umständen in den ersten Stunden wenigstens, immer etwas Peinliches; man findet nicht mehr das, was man

damals verlaſſen hat; ſo fühlt man plötzlich etwas Fremdes dazwiſchen treten, und bedarf erſt einiger Zeit, um ſich wieder einzuleben. Um wie viel mehr war dieſes hier der Fall, wo ſo viel dazwiſchen lag!

Der Pfarrer, der in einiger Entfernung ſchweigend dieſer Begegnung zugeſehen, erkannte das recht gut, trat nun heran, die Geſchwiſter aufzufordern, mit ihm ein einfaches Nachtmahl einzunehmen, und ſich dann bald zur Ruhe zu begeben, deren ja Auguſte gewiß ſehr bedürfe, was dieſe nachdrücklich bejahte, im Herzen nicht minder dankbar für die rechtzeitige Unterbrechung, als für das freundliche Anerbieten. Am andern Morgen traten die Geſchwiſter, nachdem ſie ſich bei dem guten Pfarrer verabſchiedet, von ſeinen Segenswünſchen begleitet, die Rückreiſe an. Auf dem Wege nach dem Wirthshauſe, wo ſie einſtiegen, rief Paul wiederholt den Bekannten zu, die ihm Lebewohl ſagten: „Ich komme wieder, o, ich komme bald wieder;“ und verſicherte Auguſte immer auf's Neue, daß er unter keiner Bedingung in der Stadt bleiben würde. Beim Einſteigen in den Wagen fühlten ſich beide erleichtert, als ſie ſahen, daß noch mehrere Perſonen darin waren. Paul ſtellte während der Reiſe einzelne Fragen über die Eltern und Verwandten, ſo wie über verſchiedene Verhältniſſe an Auguſte, die ſie jedesmal eingehend beantwortete; ſeiner eigenen Vergangenheit ward mit keinem Worte erwähnt. Bei dem Beginn der Dämmerung erreichten ſie die Vaterſtadt; in unklaren Umriſſen zeigten ſich Häuſer und Bäume ihren Blicken; nur die metallnen Kreuze auf den Thürmen der Kirchen glänzten und glitzerten noch, von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet. Paul wurde immer ſtiller und ſichtbar beklommen. „Glaubſt Du wirklich,“ fragte er, nachdem ſie ausgeſtiegen, und auf dem Wege nach dem elterlichen Hauſe waren, „glaubſt Du wirklich, daß mich die Eltern freundlich aufnehmen?“

„Hätten ſie mir ſonſt geſtattet, Dich abzuholen,“ erwiederte Auguſte; „aber bezeuge ihnen dafür auch Deinen Dank und Deine Freude, lieber Paul.“

„Ja, aber hier bleiben, kann ich doch nicht.“

„Dazu wird Dich auch wohl Niemand zwingen, jetzt bedenke aber nur, daß Du kaum angekommen biſt, und rede nicht gleich vom Wiederfortgehen,“ ſagte Auguſte mit Wehmuth. Sie langten bei dem Hauſe an, Auguſte zog die Klingel, die Schweſtern ſtürzten heraus und riefen: „Sie ſind's, ſie ſind's!“ Vater und Mutter traten nun auch unter die geöffnete Zimmerthüre.

„Verzeihung Vater, Verzeihung Mutter," rief Paul, indem er die Hände der Eltern erfaßte und küßte, mehr konnte er nicht vorbringen.

„Wir haben Dir verziehen, Deine gute Mutter und ich, und nehmen Dich freudig wieder auf," sprach Duval, indem er den Sohn lange in seine Arme schloß und auch die gute Mutter ihn bewegt an das Herz drückte; dann führte sie den Wiedergefundenen ins Zimmer, wo der Tisch gedeckt war, und Paul nun nach acht langen Jahren, zum erstenmale wieder im Kreise der Seinen beim Nachtessen saß. Paul hatte noch kaum die Augen aufgeschlagen; er hatte noch nicht gewagt, seinen Eltern fest und gerade in's Angesicht zu schauen. Als er zum ersten Male die Blicke auf sie richtete, gewahrte er mit Schrecken das silberweiße Haar seines Vaters, welches rabenschwarz gewesen war, als er ihn verließ, und das frühe gealterte Antlitz der Mutter, in welches der Kummer so unverkennbar seine Furchen gezogen hatte. Schmerzlich durchzuckte ihn der Gedanke, daß wohl das Herzeleid um ihn den größten Antheil an dieser Veränderung habe; er wagte nach nichts zu fragen, aus Furcht, Erinnerungen bei den Seinigen zu erwecken, die wohl gleich drohenden Gespenstern in seiner Seele sich erhoben. Die guten Eltern hatten in jener Stunde alles vergessen, außer der Freude, ihr geliebtes Kind wieder zu besitzen. Es war wie ein schöner Traum; Vergangenheit und Zukunft waren ihren Gedanken entschwunden, und sie freuten sich nur der Gegenwart, die ihren liebenden Herzen das lang entbehrte Glück gewährte, wieder einmal ihre Kinder alle um sich zu sehen.

Erst um Mitternacht trennte man sich; aber wohl noch viel später wurde es, bis endlich der Schlaf alle die Wünsche, Hoffnungen und Befürchtungen, welche die verschiedenen Herzen bewegten, zur Ruhe einwiegte. Freudig begrüßte man den Morgen und das neue Dasein. Gar zu bald aber mußte man entdenken, wie viel Fremdes auch hier sich zwischen Eltern und Sohn, zwischen Bruder und Schwestern angesetzt hatte. — Der zehnjährige Knabe war nun zum Manne geworden; und zwar nicht unter der liebevollen Obhut und Führung sorgsamer Eltern, sondern draußen, unter den Stürmen der Welt, nur auf die eigene Kraft gestützt, die den angebornen Trotz noch stählte. Mit jedem Tage traten die Gegensätze schärfer hervor, wie sehr man auch bemüht war, alles zu vermeiden, was dazu Veranlassung geben konnte. Kein Wort des Vorwurfs traf sein Ohr; aber es schien, als ob die Furchen in dem Gesicht der Eltern ihm vorwurfsvoll sagten, was

kein Mund aussprach. Paul fühlte sich, wie er es selbst mit einer Art von Bedauern aussprach, ungeachtet der zuvorkommenden Liebe der Seinigen täglich weniger heimisch und behaglich im elterlichen Hause; er war still und in sich gekehrt, scheu senkte sich sein Blick zu Boden, und ängstlich vermied er, wo immer es möglich war, jede Begegnung mit früheren Bekannten. „Es erscheint mir hier alles so enge, und ich habe beständig das Gefühl eines Gefangenen," klagte er wiederholt seiner Schwester, und bat sie, sein Anliegen bei dem Vater zu unterstützen, daß er wieder fort dürfe, hinaus auf's Land für immer. Duval hatte freilich keinen lebhafteren Wunsch gehabt, als den wiedergefundenen Sohn nun für den Rest seines Lebens bei sich zu behalten, und ihm eine, seinen Verhältnissen mehr entsprechende Existenz zu gründen. Aber er erkannte bald die Schwierigkeiten, die sich diesem Wunsche entgegenstellten; es wurde ihm klar, daß die Kluft, welche diese Jahre, mit allem was sie umschlossen, zwischen ihnen gebildet hatte, sich unter den gegebenen Umständen nicht ausgleichen, sondern bei andauerndem Zusammenleben nur immer fühlbarer werden würde. Er gedachte des wohlmeinenden Rathes, den der Pfarrer beim Abschiede ausgesprochen, und so beschloß er denn, nachdem er mit seiner Gattin sich darüber verständigt hatte, Paul selbst die Gelegenheit zu bieten, ihm sein Verlangen vorzutragen.

Als sie an einem Sonntag Morgen beim Frühstück versammelt waren, wandte sich der Vater an ihn: „Höre, lieber Paul, es dürfte nun doch an der Zeit sein, daß wir auch über Deine Zukunft einen Entschluß fassen; hast Du dieses vielleicht schon im Stillen gethan, so sprich Dich aus."

Paul erblaßte und zögerte einen Augenblick; dann rief er in heftiger Erregung: „Vater, Mutter, ich bitte Euch, haltet mich nicht für undankbar, wenn ich Euch sage, ich *kann* nicht hier bleiben; ich weiß es, daß ich die Liebe nicht verdiene mit der Ihr mich aufgenommen habt! ich habe Euch vielen, vielen Kummer gemacht, aber — doch keine Schande! Nein gewiß lieber Vater, ich bin ehrlich geblieben, auch in Noth und Elend; laßt mich nun aber wieder hinaus auf's Land, laßt mich Bauer sein und bleiben, ich tauge nicht mehr zu Andrem; fürwahr, hätte mich nicht Furcht, zu einem andren Berufe gezwungen zu werden, abgehalten, Ihr hättet früher von mir gehört. Nun aber ist es zu spät, darum laßt mich fort, sobald

als möglich; Ihr ſollt es gewiß nicht bereuen, und auch in der Ferne einen dankbaren Sohn haben."

Alles ſchwieg, die Mutter wiſchte eine Thräne aus dem Auge, die Schweſtern blickten ängſtlich auf den Vater. Nach einigen Sekunden reichte dieſer, dem in banger Erwartung harrenden Sohne die Hand. „Dein Entſchluß entſpricht freilich meinen Wünſchen und Hoffnungen nicht," ſprach er, „aber ich war darauf vorbereitet, und gebe Dir meine Einwilligung und meinen Segen. Ich will Dich zu nichts zwingen, ich werde Dich nicht nur ziehen laſſen, Paul, ich will Dich ſelbſt begleiten, da ich wünſche, daß Du auf einem größern Bauernhofe Dein Geſchäft erlerneſt, um Dir einſt nach meinem Tode von Deiner Erbſchaft ein eignes Gütchen kaufen und es ordentlich bewirthſchaften zu können."

Paul, der ſich vor dieſer Erörterung ſo ſehr gefürchtet hatte, war tief gerührt von der Großmuth und Güte ſeines Vaters. Er fiel vor demſelben auf die Knie, bedeckte unter einem Strom von Thränen ſeine Hände mit Küſſen und rief: „Dank, tauſend Dank, mein guter Vater! und Dich konnte ich ſo tief betrüben, verzeihe, verzeihe mir, erſt heute erkenne ich ganz, wie ſchwer ich gefehlt habe."

Nach dieſer ergreifenden Scene, wobei kein Auge trocken blieb, ermahnte Duval die Seinigen, Alles zu Pauls baldiger Abreiſe vorzubereiten, und erklärte, daß nicht nur er, ſondern auch Mutter und Schweſtern Paul auf der Rückreiſe begleiten ſollten, um ſeine neue Heimath kennen zu lernen. — So reiſte denn nach wenigen Tagen die ganze Familie Duval nach A..., wo ſie auf's Herzlichſte von dem würdigen Pfarrer begrüßt wurden, der darauf beſtand, daß ſie bei ihm wohnen mußten; durch deſſen Vermittlung fand ſich auch bald ein paſſender Platz für Paul. Vater und Mutter empfahlen ihn ſelbſt nachdrücklich dem neuen Dienſtherrn, bezahlten für ihn im Voraus, und verſprachen, ihn binnen Jahresfriſt wieder zu beſuchen. Auch der immer hilfreiche Pfarrer gab ihnen die Zuſage, jederzeit mit Rath und That Paul beiſtehen zu wollen.

So ſchien denn die Sache ſich glücklicher geſtaltet zu haben, als dieß kaum Jemand zu hoffen gewagt hätte. Die Eltern kehrten zurück, beruhigt, durch das Bewußtſein, alles gethan zu haben, was in ihren Kräften ſtund, um das Glück ihres verirrten und wiedergefundenen Kindes zu begründen,

und verſöhnten ſich mehr und mehr mit der Wahl ſeines Berufes, da ſie nur Gutes von ihm und über ihn hörten; Paul ſelbſt, nun als Volontär im Hauſe des größten Bauern der ganzen Umgegend, verſicherte wiederholt, daß er in ſeinem ganzen Leben noch nie ſo glücklich geweſen ſei, als jetzt, in dem Gefühle, mit Einwilligung ſeiner Eltern, Bauer ſein und bleiben zu dürfen.

Nur wenige Wochen lagen zwiſchen dieſen, für die Familie Duval ſo bedeutungsvollen Tagen, und dem 18. Juli 1840. Es war ein Sonntag; nach mehreren Tagen lachte zum erſtenmale wieder der blaue Himmel im reinſten Glanze; aber ſchon am frühen Morgen erhob ſich ein ungewöhnlich heftiger, heißer Wind, ohne daß nur eine Wolke am Firmamente ſichtbar geweſen wäre; nur einzelne dünne, weiße Streifen zogen ſich hie und da durch das tiefe Blau des Himmels. Es war, als ob irgend ein beſonderes Naturereigniß bevorſtünde. Die Vögel flatterten ängſtlich hin und wieder, das Vieh brüllte in den Ställen, und die Menſchen beeilten ſich ſo gut als möglich, Haus und Habe zu verſorgen, da, wie ſie ſagten, dieß nichts Gutes bedeute. Bis Mittags hatte ſich der Sturm zum wüthenden Orkane geſteigert. Zahlloſe Bäume wurden geknickt, oder entwurzelt, Dächer theilweiſe abgedeckt, Brücken abgeriſſen von den wilden Gebirgsbächen, die, vom Regen der vorhergehenden Tage angeſchwollen, vom Winde gepeitſcht, ihre Ufer überſchreitend feſſellos dahin ſtrömten. Gärten und Felder waren verwüſtet, und überall bot ſich dem Auge ein trauriges Bild der Zerſtörung dar. Unberechenbar war der angerichtete Schaden, da ganz merkwürdigerweiſe derſelbe Sturm mit gleicher Heftigkeit an dieſem Tage über den größten Theil von Europa dahinbrauſte.

Bald brachten die Zeitungen Berichte aus allen Ländern über die Unglücksfälle, welche zu Waſſer und Land ſtattgefunden hatten. Auf den Meeren und Flüſſen waren Dampfſchiffe und andere Fahrzeuge zu Grunde gegangen, und viele Menſchenleben zu beklagen. Auch von kleineren Orten, beſonders aus dem Gebirge, wo die entfeſſelten Naturkräfte noch gewaltiger hauſen, liefen traurige Nachrichten ein. So las ich denn auch wenige Tage nachher in einem Blatte von den Verheerungen, welche der Sturm in dem Pfarrdorfe A... angerichtet hatte. Der kurze Bericht ſchloß mit den Worten: „Leider iſt dabei auch ein Menſchenleben zu Verluſte gegangen; der achtzehnjährige

Paul Duval aus M. hat seinen Tod in den Wellen des reißenden Innflusses gefunden.

Ein kalter Schauer überlief mich; wie ein Gottesgericht standen die Worte vor mir: „Er hat seinen Tod in den Wellen des Inns gefunden."

Den Tod in diesem Augenblicke des Glückes, um dessentwillen er seinen Eltern acht Jahre qualvoller Ungewißheit bereitet hatte, während welcher sie zugleich den todten Sohn betrauert, um den etwa noch lebenden gezittert und gebetet hatten, daß er nicht an Leib und Seele dem Verderben anheimfalle; den Tod in demselben Flusse, an dessen Ufern einst der unbeugsame Knabe seine Kleider und Bücher hingeworfen hatte, um durch die Annahme, er sei ertrunken, jede Nachforschung von sich abzulenken!

Schon am folgenden Tage erhielt ich einige Zeilen von Auguste Duval, die unfähig mehr zu schreiben, mir den Bericht des Pfarrers über die näheren Umstände von Pauls Tode beischloß.

Bei der großen Hitze, von welcher an jenem Tage Menschen und Thiere litten, wollte Paul nämlich seine Pferde in die Schwemme reiten, um, wie er sagte, sich und ihnen eine Wohlthat zu erweisen. Vergebens suchten ihn sämmtliche Hausgenossen davon abzuhalten, er versicherte es schon oft bei Sturm und Wetter gethan zu haben, schwang sich lustig auf sein Pferd und ritt nach ein Uhr Mittags hinaus an den Fluß. Kaum aber hatte das Thier das Ufer überschritten, wahrscheinlich gerade an einer besonders gefährlichen Stelle, so ward es auch schon von der Strömung des reißenden Flusses erfaßt, und kämpfte zwar verzweiflungsvoll, aber vergebens, gegen das furchtbare Element. Paul erkannte nun wohl die Gefahr, in die er sich begeben hatte, und rief aus allen Kräften um Hilfe. Das Brausen des Stromes und das Rauschen der Bäume übertönte jedoch seine Stimme, die ungehört verhallte. Auch waren bei der glühenden Mittagshitze die meisten Leute daheim in ihren Wohnungen geblieben. Endlich erblickte er in einiger Entfernung einige junge Bursche, die des Weges kamen. Mit dem Aufgebote seiner letzten Kräfte schrie und winkte er um Hilfe. Sie sahen, wie er in Verzweiflung, was er noch von Kleidern auf dem Leibe hatte, abzureißen sich bemühte, händeringend unterging, und dann wieder auftauchte. Eiligst stürzten sie herbei, rissen Stangen aus den Zäunen und reichten sie ihm mit dem Zurufe, sich fest daran zu halten. Schon

erfaßte er wirklich eine derselben, schon glaubten und hofften sie ihn zu retten, aber seine Kräfte waren erschöpft, er ließ sie wieder los, sank unter und ward nicht wieder gesehen. Rasch verbreitete sich die Unglücksnachricht im ganzen Dorfe. Die braven Bewohner desselben verließen eilig, trotz Sturmestoben, ihre Wohnungen und die so erwünschte Sonntagsruhe, um den Verunglückten suchen zu helfen. Boten wurden ausgeschickt nach allen längs des Flusses liegenden Orten; umsonst, keine Spur war zu finden. Die armen Eltern, nachdem sie die Schreckensnachricht erhalten hatten, verhießen eine namhafte Belohnung für die Auffindung der Leiche, damit ihnen doch der Trost werde, dem nun zum zweiten Male verlornen Sohne ein Grab in geweihter Erde geben zu können; aber alle Mühen und Nachforschungen blieben erfolglos, und wieder wie damals vor acht Jahren lauteten die Berichte: „Weder von dem Lebenden noch von der Leiche sei eine Spur aufzufinden."

So konnten denn auch, den bestehenden Vorschriften gemäß, keine Trauerfeierlichkeiten statt finden. Erst nach mehreren Wochen, nach wiederholten gerichtlichen Ausschreibungen und Vernehmung der jungen Leute, welche Augenzeugen seines letzten Kampfes gewesen waren, fanden auf besonderes Verlangen und Bitten der Eltern, die drei üblichen Gottesdienste statt. Als der Pfarrer, wie dies auf dem Lande gebräuchlich ist, an dem Altare stehend, Stand und Namen des Verstorbenen verlesen, fügte er hinzu: „Da es mir versagt ist, an dem Grabe des Verunglückten einige Worte über denselben und seinen so kurzen als merkwürdigen Lebenslauf zu sprechen, so glaube ich es von dieser Stätte aus thun zu müssen." Er schilderte dann in gedrängter Kürze seinen Lebensgang, und hob es besonders hervor, wie darin zugleich die Barmherzigkeit und die Gerechtigkeit Gottes sich bewährte. Wie Erstere Paul sebst noch auf seinen Irrwegen beschützte und vor dem Untergange bewahrte, bis er endlich aus eigenem Antriebe die Verzeihung seiner Eltern nachgesucht und glücklich erhalten hatte. „Denn," fügte er hinzu, „wie schwer auch Paul gegen Gottes Gebot und gegen seine Eltern sich verging, ein schlechter, lasterhafter Mensch ist er, Gott sei es gedankt, doch nie geworden. Dieses Zeugniß muß ich, sein Beichtvater, hier an geheiligter Stätte ihm geben. Und wohl viele unter Euch haben selbst Beweise seiner Gutherzigkeit erfahren. Aber nicht im ruhigen Genusse sollte und durfte er sich der Erfüllung seiner Wünsche erfreuen, die

er gleichsam mit den Kummerthränen seiner Eltern sich erkauft hatte. In den Fluthen desselben Stromes endete sein junges Leben, den er einst als Knabe bei seiner Entweichung gleichsam als sein Grab bezeichnen wollte, um ihren Nachforschungen sich zu entziehen. Müssen wir hierin nicht mit ehrfurchtsvollem Schauer die Fügungen Gottes erkennen und anbeten? In einigen Tagen wird ein Stein die Stelle bezeichnen, wo der Unglückliche den letzten irdischen Kampf gekämpft hat. Möchte er ein Warnungszeichen sein und bleiben für Viele, besonders für die Jugend! Nicht nur gegen die Gefahren des reißenden Stromes, sondern auch gegen die noch größeren Gefahren verderblicher Neigungen und Leidenschaften, welche den Menschen, der sich unvorsichtig oder mit falscher Zuversicht ihnen hingibt, auch gleich reißenden Strömen dem Untergang rettungslos zuführen. Möchte aber vor allem dieser Stein den Kindern mahnend zurufen: „Ehre Vater und Mutter, auf daß Du lang lebest und es Dir wohl ergehe auf Erden!“ Und so spreche ich denn hiemit den Segen über unseres jungen Freundes unbekanntes Grab; für seine Seele aber wollen wir beten und sie der Gnade des barmherzigen Gottes empfehlen!“

Alles stimmte ein in des frommen Pfarrers Gebet; kein Auge war trocken geblieben bei seiner Anrede und tief bewegt verließen Alle, Jung und Alt, die Kirche. Die Kinder schmiegten sich näher an ihre Eltern, und als sich nach alter, schöner Sitte, die ganze Versammlung auf den die Kirche umgebenden Friedhof begab, um die Gräber ihrer Lieben zu besuchen und zu schmücken, da dankte wohl Mancher im Stillen dem Herrn, daß ihm dieser Trost geblieben war. Ein alter Mann aber gieng schluchzend und mit gefalteten Händen mitten durch die Menge, die ihn freundlich grüßte, nach seinem fast zwei Stunden entfernten heimathlichen Dorfe. Es war dieß der Hofbauer von N., Pauls früherer Dienstherr.

Duval überlebte seinen Sohn noch zehn Jahre, doch seine Lebenskraft war gebrochen. Er klagte nicht, aber er war stille und in sich gekehrt. Ein langes und schmerzvolles Krankenlager war die letzte Prüfung, die der Herr ihm auferlegt hatte. Er ist nun eingegangen zur Ruhe des Grabes und die Seinigen folgten ihm bald nach. Auch der edle Pfarrer schläft inmitten seiner Gemeinde den Schlaf des Gerechten.

Ob wohl jetzt, nach 25 Jahren, der warnende Denkstein noch am Ufer des reißenden Flusses steht, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß ich von

ganzem Herzem wünſche, dieſe einfache Erzählung einer wahren Begebenheit, möchte dazu beitragen, den Herzen unſerer jungen Leſer recht tief und unauslöſchlich das Gebot des Herrn einzuprägen: „Ehre Vater und Mutter, auf daß Du lang lebeſt, und es Dir wohlergehe auf Erden!“

Die Mutter zu Seba.

Von Moritz, Graf zu Bentheim-Tecklenburg.

„Des Lebens letzte Stunden
Vollenden ſchon den Lauf,
Bald hab' ich überwunden,
Nimm, Gott, mich gnädig auf!

„Vergieb mir Herr die Sünden,
Bevor ſich naht der Tod,
Laß mir Verzeihung künden
In Deinem Himmelsbrod!

„O laß mich ſein gerettet
Durch Jeſu Chriſti Blut!
Die Seele ſei gebettet
In Liebesarmen gut!“

So rief in Todesſtöhnen
Zu Seba eine Frau,
Und winkt herbei den Söhnen,
Im Blick den Liebesthau.

Den Mutterſegen ſpendet
Sie mit der kalten Hand,
Und eh' das Leben endet
Vertheilt ſie noch ihr Land.

Das letzte ihrer Güter —
Ein grüner Wieſengrund —
Erweckt den Neid der Brüder
In dieſer Trauerſtund.

Von ſchnödem Zank erwecket,
Der grell in's Ohr ſie traf,
Entſetzt die Mutter ſchrecket
Empor aus leiſem Schlaf.

Sie betet unter Stöhnen:
„Herr Gott, erbarm Dich mein!
Gieb, daß ſie ſich verſöhnen
Und nicht verloren ſei'n!

Verbirg, verſenk die Wieſen,
O Herr, im Erdenſchlund,
Laß die Gewäſſer ſchießen
Herauf zum Seba Grund!

Dort laß die Waſſer ſtehen
Jetzt und in aller Zeit,
Daß Söhn' und Enkel ſehen,
Wie ſündhaft Bruderſtreit!“

Zurück ſie ſank auf's Kiſſen,
Verhaucht ihr letztes Wort,
Ihr Geiſt aus Finſterniſſen
Sich ſchwang zum Gnadenhort.

Doch mit dem Morgengrauen
Das Wunder war gethan:
Kein Wieſengrund zu ſchauen,
Nur öder Waſſerplan.

Und an derſelben Stelle,
Wo Gras geblüht und Klee,
Schwimmt jetzt die Steinforelle
Im dunkelgrünen See.

Nie ſprießen mehr die Wieſen
In Frühlingsbunter Pracht;
Die Söhne aber prieſen
Erſchüttert Gottes Macht!

Die große Haſelmaus, Holzmaus, Eichelmaus, Gärtenſchläfer.

Von Tobler.

Haſt Du ſchon die freundlichen Dörfer geſehen, die ſich am Fuße des Jura ausbreiten? Prächtiger Buchen- und Tannenwald begleitet die ſteilern Abhänge des lang geſtreckten Gebirges. Unten gehen ſie in lichtes Gebüſch über und weichen endlich der thätigen Hand des Landmannes, der hier jeden Abhang, jede Erhebung benutzt, um Felder anzulegen oder Wieſen zu pflegen, die beide hinab bis zum Dorfe und darüber hinaus bis in die Nähe des ſchönen Lemonſees ſich ausdehnen und Zeuge ſind von der Arbeitſamkeit und Ausdauer der Dorfbewohner.

Das Dorf G . . . hat nur 50—60 Häuſer, diejenigen nicht gerechnet, welche als Bauernhöfe die Umgebung zieren. Die Häuſer ſind von Stein, ohne alle Gleichförmigkeit gebaut; meiſtens nur ein Stock hoch, auf dem die ganze Haushaltung wohnt. Es enthält eine Küche, welche zugleich Wohnzimmer iſt, die eigentliche aber wenig benutzte Stube und ein oder zwei Schlafzimmer. Einige Häuſer haben auch zwei und mehrere Stockwerke, doch ſelten ſind die Fenſter desſelben Stockes von gleicher Größe und gleicher Konſtruktion; man würde ſagen, ſie ſeien erſt ſpäter, bald größer, bald kleiner nach Bedürfniß herausgebrochen worden. Vor und um das Haus große Miſtſtöcke, als Zeugen eines ſtarken Viehſtandes, allein wenig Ordnung und Reinlichkeit, in offenbarem Gegenſatz zu den Bauernhäuſern der deutſchen Schweiz. Das Kirchlein iſt klein und unſcheinbar. Im Thürmchen, das nur wie ein großer Kamin auf der vorderen Seite des Dachgiebels ſitzt, hängt ein einziges, kleines Glöcklein. Doch genügt es den einfachen Leuten und ſie eilen bei deſſen Klang ins kleine Gotteshaus, als ob ein ſchönes, harmoniſches Geläute ſie rufe.

Nachdem man die letzten beieinanderſtehenden Häuſer des Dorfes verlaſſen, führt ein ſchlecht unterhaltener Fahrweg aufwärts durch ein liebliches Thälchen. Da ſtehen zwei ſtattliche Bauernhäuſer, das eine rechts, das andere links an die ſanften Thalwände angelehnt und ihre Felder reichen hinauf bis zu den prächtigen Tannen- und Buchenwäldern.

„Louis, Louis!“ ruft ein Knabe von dreizehn bis vierzehn Jahren, der aus dem einen Hauſe getreten, hinüber nach der andern Seite. Er hat die Hand als Sprachrohr gebraucht, damit der Schall weiter getragen werde und winkt dann mit dem Taſchentuche dem Gerufenen. Unten im Thälchen ſteht eine prächtige Lindengruppe mit einigen Bänken, der gewöhnliche Sammelplatz für Alt und Jung der beiden Familien. In einigen Sprüngen ſind Louis und Paul bei einander unter den Linden.

„Welch Vergnügen, Paul, Paul, Ferien! Fühlſt Du das Glück? Ferien! Heute, morgen, ja ganze vier Wochen lang nicht in die Schule! Paul, dieſe Tage wollen wir genießen in voller Freiheit!“

„Ich konnte vor Freude kaum ſchlafen trotz der Müdigkeit durch den Marſch,“ ſagte Paul. „Einerſeits war es die Freude, meine lieben Eltern, die theure Schweſter wiederzuſehen; dann kamen Knechte und Mägde, der Pachter und ſeine Familie, die Taglöhner herbei, alle drückten mir die Hand mit ſo aufrichtiger Herzlichkeit. Apropos, ich habe am Morgen ſchon einen Plan gemacht, wie wir dieſe vier Wochen zubringen wollen, denn der wahre Genuß iſt doch, wenn man Tag für Tag alles gehörig eintheilt.“

„Bin nicht Deiner Anſicht, Paul, im Gegentheil, Freude gewährt nur das Unerwartete. Ich nehme vorweg, was mir die Gegenwart bietet. Als die Leute im Hauſe dieſen Morgen früh ſchon an ihre Arbeit gingen, wurde ich wach und da ich nicht mehr einſchlafen konnte, kleidete ich mich an, eilte an den Brunnen vor dem Hauſe, um mich zu waſchen, zu erfriſchen. Ach, welch ein Waſſer das, gegenüber dem lauwarmen, matten Ding, das ſie in Lauſanne «de l'eau fraiche» nennen. Da trat der kleine Germain zu mir, Du weißt des Taglöhners Bub, der den Sommer über des Pächters Vieh auf den Waiden oben hütet. Er ſagte, daß er im Walde ein köſtlich Plätzchen ausfindig gemacht habe, wo allerlei zu ſehen, zu beobachten ſei. Es iſt ein geſcheidter Burſche, der Germain. Er kann zwar nicht geläufig leſen und mit ſeiner Handſchrift und Ortographie wird es noch ſchlimmer ſtehen; allein was der

von den Obſtbäumen und ihrer Behandlung, von den Thieren und ihrem Leben weiß, iſt unglaublich. Ich denke manchmal, der Profeſſor könnte noch von ihm lernen."

„Germain hat eben ſelbſt geſehen und das iſt gewiß beſſer, als die langweiligen Bücher. Und nun rufſt Du mir, um mir zu ſagen, was ich ſchon längſt weiß. Ich kenne ja den lieben, guten Buben ſchon ſeit der früheſten Jugend."

„Nein, Schatz, nein, ſondern um Dir vorzuſchlagen, gemeinſam hinauf zu gehen in den Wald, auf den Felſen herumzuklettern, Beeren zu ſuchen. Germain zeigt uns ſeine Lieblingsplätzchen. Wir ſehen uns die Ausſicht an, legen uns nieder und ſchlafen, wenn es nichts Anderes zu thun gibt. Haſt doch gefrühſtückt?"

„Freilich, und noch dazu ein tüchtig Stück Hausbrod in die Taſche geſteckt. Ich komme gleich mit."

Sie ſchlendern nun bergaufwärts, bald über ſchmale Wege, die quer durch Ackerfelder führen, bald durch liebliche Wieſen. Schon hören ſie oben am Waldesſaum die Glocken und Schellen der Kühe, welche Germain hütet. Er ruft ihnen zu und als ſie um die Ecke biegen, erblicken ſie den muntern Hirten auf einem Felſenkopf, der vom Walde aus in die Waide vorſpringt, und mit der Mütze ihnen zuwinkt.

„Der hat ſich ein ſchönes Plätzchen ausgewählt!" ruft Paul. „Schnell hinauf zu ihm. Von dort aus muß man einen großen Theil des Sees überſchauen."

Germain iſt ihnen entgegen geeilt und klettert ihnen voran nach ſeinem Lugaus.

„Herrlich, herrlich!" ruft Paul, „die weite, prächtige Seefläche. Dort liegt Villeneuve, das öſtliche Ende des Lemon und im Weſten die Promenthouſe bei Nyon. Glatt wie ein Spiegel iſt ſeine ganze Fläche und die Gebirge Savoyens mit ihren eisumhüllten Spitzen ſpiegeln ſich ſo rein und ſcharf ab, daß man das Bild kaum vom Original unterſcheidet."

„Ah, da iſt ein Dampfſchiff, das gerade auf Rolle zufährt," ſagte Louis.

„Und dort eines am ſavoyiſchen Ufer und ein drittes nahe bei Vivis. Wie die davonſchießen! Die Segelſchiffe ſind wahre Schnecken dagegen!"

„Nicht ſo langſam, wie Du meinſt," wirft Germain ein. „Ich ſah ihnen

ſchon oft zu, wenn der Wind ſo recht friſch in ihre dreieckigen Segel bläst, ſo halten ſie mit den Dampfern Schritt."

Louis ſeufzt ein wenig und bemerkt, daß die Ausſicht auf dem Montbenon in Lauſanne auch ſchön ſei, und man auch dort Segelſchiffe und Villeneuve, Berge mit Schnee und Dampfſchiffe ſehen könne, wenn nur die Schule Zeit dazu ließe. Aber die ſieben Stunden Unterricht und dazu noch die Aufgaben! Dann ruft er: Ja, hier iſt es wirklich ſchön, aber zugleich auch recht warm. Laßt uns den Schatten aufſuchen. Nun, Germain, Du haſt von einem Waldplätzchen geſagt; mach den Führer."

Hiezu war Germain gerne bereit, nachdem er ſeinen Hund angewieſen ein wachſames Auge auf die Kühe zu haben, was indeſſen nicht ſehr ſchwer war, denn die Weide iſt ergiebig und unten gegen die Wieſen abgezäunt. Es ging nun aufwärts, dann in einen Buchenwald und nach wenig Schritten waren ſie an Ort und Stelle.

„Der Platz iſt ſchön," rief Paul. „Ganz rund, umgeben von ſtolzen Tannen, die mit ihren prächtigen Aeſten ihn bedecken."

„Wenn Jemand mir ſagte, daß dieſe Stelle früher ein geweihtes Plätzchen geweſen, wo die alten Helvetier ihren Göttern geopfert, ich würde es gerne glauben. Laßt uns ſuchen, ob nicht unter dem Mooſe Steine ſind, die zu Sitzen oder gar als Altar gedient."

„Ich glaube, Ihr würdet vergebens ſuchen," ſagt Germain. „Der alte Holzhauer Martin ſagte mir, daß er ſelbſt in jungen Jahren die runde Stelle ausgehauen habe, um einen Köhlerhaufen hier zu errichten."

„Betrachtet doch die ſchlanken Tannen! ſo fein, ſo gerade habe ich noch wenige geſehen," ſagt Paul. „Machen die in Lauſanne ſo ein Weſen mit den Säulen ihrer Kathedrale. Was ſind aber jene grauen Säulenbüſchel, die ein plumpes Gewölbe tragen müſſen und in Reih und Glied ſtehen wie die Soldaten, wenn ſie Spalier bilden."

Louis wollte Einwendungen machen, allein unſer kleiner Enthuſiaſt läßt ſich nicht ſtören. — „Sieh, nur in dieſen Säulen iſt Leben, Anmuth. Eine Briſe weht in ihren Wipfeln und ſanft neigen ſie ihr Haupt, erheben es dann wieder mit einer unbeſchreiblichen Würde."

„Biſt Du bald fertig mit Deinen Bäumen, die doch nichts als Tannzapfen hervorbringen? Da gefällt mir der Boden, auf dem ſie ſtehen, beſſer. Dichtes Moos bedeckt ihn, kein Steinchen zu ſehen. Hier könnten wir zu

Dreien ein Spiel machen. Stolpert man, so fällt man höchstens ins weichste Moospolster. Was wollen wir spielen?"

„Kann nicht dabei sein," sagt der kleine Hirte, „muß zu meinen Pflegbefohlenen. Tiras könnte auch einen Abstecher in den Wald gemacht haben. Doch will ich Euch noch etwas sagen. Wenn Ihr wollt, so könnt Ihr hier etwas sehen und lernen, von dem Ihr nichts in der Schule hört; zudem lernt Ihr es auf die angenehmste Weise. Ihr dürft Euch nur in's weiche Moos niederlegen, in die Bäume hinauf sehen und während einiger Zeit unbeweglich bleiben. Nun lebt wohl. Wenn Ihr der Sache oder auch des Spielens überdrüssig seid, so findet Ihr mich unten auf dem Felsenkopf."

Gehorsam legen sich die beiden Freunde unter dem schönen Tannendom nieder und sehen, wie ihnen befohlen worden, in die Höhe. Nach geraumer Zeit sagt Paul: „Louis, siehst du etwas?"

„Nein, außer Deinen wackeligen Säulen, die durch ihre anmuthsvollen Bewegungen hie und da ein Stückchen blauen Himmel durchschimmern lassen. Wahrlich, wenn das Lager nicht so weich wäre, ich hätte mich schon längst nach etwas Anderem umgesehen."

„Ich bin auch Deiner Ansicht, es ist weicher hier, als auf unsern Schulbänken. Indessen ist die Aussicht in das dunkle Dach auch nicht so übel, sieh nur wie ..."

„Pah, mit Deinen Bäumen und all dem Zeug. Hab das Ding da auch schon gesehen. Die Promenaden um Lausanne herum sind ja auch so dicht und dunkel, daß man im Sommer fast friert."

„Louis, Du bist unausstehlich!"

„Paul, Du bist langweilig zum Gähnen."

„So hör' doch den Gesang der Vögel, so lieblich, so ..."

„Drehorgelgequick. Laß mich in Ruh! Ich glaube, Germain will sich über uns gelehrte Leute lustig machen. Ich will indessen etwas thun;" er nimmt sein Stück Brod heraus und läßt sich's schmecken. Plötzlich ruft er: „Sieh, Paul, dort ist doch wenigstens etwas wirklich Lebendiges. Ein Specht. Wie der laufen kann; hüpft den glatten Stamm auf und ab, als wär es ein Parquetboden."

„Stille, sei stille!" ruft mit unterdrückter Stimme Paul. „Dort sehe ich ein Thier ganz anderer Art."

„Wo, wo denn?“ ruft Louis.

„Ach, wie dumm, durch die raſche Bewegung, die Du machteſt und Dein Geſchrei, hat es ſich verborgen. Sei nur ruhig, wahrſcheinlich kommt es wieder. — Ja, da iſt es! Sieh nur, dort auf dem dritten Aſt der Tanne, uns gegenüber.“

„Was iſt es denn für ein Thier?“

„Eine Maus.“

„Dummes Zeug, eine Maus auf einer Tanne. Doch ja, nun ſehe ich es ſelbſten ... Potz tauſend, da kommt noch Eines. Ach, was das niedliche Thierchen ſind! Nun ſpringen ſie herunter auf den untern Aſt. Ich ſehe ſie nun ganz deutlich, ganz deutlich zum beſchreiben.“

„Ja, und dann würden ſie ob Deiner gelehrten Abhandlung wieder davon laufen. Ruhig bleiben, nicht mukſen, leiſe plaudern und ſehen, was ſie treiben, das iſt es, was wir jetzt zu thun haben.“

Louis aber will nun einmal ſeine Beobachtungsgabe glänzen laſſen und beſchreibt, freilich in gedämpftem Tone, die niedlichen Thierchen mit ihrem gedrängten Körper, dem grauröthlichen Rücken, dem weißen Bauch, ihrem ſechs Zoll langen Schwanz, der wie der Körper gefärbt iſt, aber eine etwas buſchige ſchwarze und weiße Spitze hat. Er wird faſt zu laut, als er der ſpitzen Schnauze, des ſtattlichen Schnurrbartes, der großen ſchwarzen Augen erwähnt, die mit einem ſchwarzen Band umgeben ſind, das hinter den dünnen, faſt durchſichtigen Ohren endigt.

Sein Freund hat ihm kopfnickend zugehört, von Zeit zu Zeit aber dem Herrn Profeſſor durch Auflegen des Fingers an den Mund leiſeres Sprechen empfohlen. Die muntern kleinen Thierchen ſpringen mit der Leichtigkeit und Sicherheit der Vögel von einem Aſt zum andern, klettern wie die Spechte Tann auf, Tann ab. Endlich ſind ſie unten auf dem weichen Moos. Ein drittes und ein viertes hat ſich zu ihnen geſellt. Eine ganze Familie iſt bei einander. — „Welch luſtig Treiben! Sie ſpielen mit einander wie junge Katzen,“ ſagt Paul. „Wie ſie ſich jagen, kollern, überpurzeln, man könnte den ganzen Tag zuſehen. Wohin wollen jene zwei? Sie gehen nach der Buche dort unten. Sie haben gewiß Hunger.“

„Ja, Du haſt es errathen. Sieh nur, Paul, ſie machen es gerade wie das Eichhörnchen, ſie ſitzen auch auf den Hinterbeinen und halten ſo niedlich die Buchel mit den beiden Vorderpfötchen und

benagen ſie. Jetzt geht es wieder an's Spiel. Wo ſind aber indeſſen die beiden andern? Wohl auch nach Nahrung ausgezogen. Ja dort auf dem kleinen Stück Raſen ſitzen ſie. Auch ſie freſſen, aber ich kann nicht erkennen, was es iſt. Wahrſcheinlich Eicheln oder Haſelnüſſe. Germain kann uns das ſchon ſagen, der iſt unermüdlich, wenn er ſo etwas ſieht; da kriecht er am Boden hin wie eine Katze, bleibt unbeweglich ſtehen, ſitzen, liegen, oft in der unbequemſten Stellung und zeigt eine Ausdauer und Geduld, die wir Beide zuſammen nicht in ſolchem Grade beſitzen."

„Da haſt Du ganz recht. Ich für meinen Theil denke, wir gehen zu Germain, die Eichhörnchen ſind fort und vielleicht müſſen wir noch eine Stunde oder zwei warten, bis ſie ihr Mittagsſchläfchen gemacht und wir dann wieder ſehen, was wir nun ſchon geſehen."

„Das ſind aber keine Eichhörnchen, die ſind röthlich braun, auch faſt ſchwarzbraun und viel größer, haben einen buſchigen, zweizeiligen Schwanz. Nein, Eichhörnchen ſind das nicht! Komm, vielleicht weiß es Germain."

Unſre kleinen Freunde ſind indeſſen aus dem Walde herausgetreten und in wenig Sätzen unten beim Hirten angekommen und erzählen ihm, was ſie geſehen.

„Nicht wahr," erwiderte dieſer, „habe es ja geſagt, Ihr würdet etwas recht Merkwürdiges ſehen? Ich kenne dieſe liebe, kleine Familie ſchon längere Zeit, habe ſie ſchon lange beobachtet. Ja noch mehr, ich zeige Euch eines ganz in der Nähe, Ihr könnt es ſtreicheln, es nimmt Euch das Freſſen aus der Hand, ſo zutraulich iſt es."

„Bitte, bitte, Germain, lieber Freund, zeige es uns. Wo haſt Du es? Haſt es da in einer Felsſpalte verborgen?"

„Nein!" ſagt der kleine Kuhhirte laut auflachend, „ſo dumm bin ich nicht, denn der Kleine wäre bald wieder oben bei ſeinen Vettern und Baſen und ich könnte lange ihm rufen. Da heißt es auch: lieb, lieber, am liebſten. Den halte ich zu Hauſe in einem Kiſtchen. Doch nehme ich ihn in der Kammer wohl auch heraus!"

„Oh das iſt köſtlich. Eh bien, mon ami, ſchnell hinab, nach Hauſe, zeig uns das liebe Thierchen."

„Gerne, aber Einer muß hier bleiben bei den Thieren, die mir zum Hüten übergeben ſind. Bleibſt Du hier, Louis?"

„Bewahre, ich gehe mit, will das kleine Ding in der Nähe sehen und dann vernehmen, wie Du dazu gekommen bist.“

„Das letztere kann hier geschehen. Ich will Euch gerne erzählen, was ich von ihm weiß und heut Mittag, wenn ich mit dem Vieh nach Hause komme, sollt Ihr Bekanntschaft mit meinem kleinen Gefangenen machen. Bis dahin also begnügt Euch mit der Erzählung.“

Nachdem sich die Drei gesetzt hatten, Germain so, daß er während seiner Erzählung die Kühe übersehen konnte, sagte er: „Schon vergangenen Herbst hatte ich die kleinen Thierchen oben im Waldplätzchen entdeckt, ihnen so oft ich konnte, einen Besuch abgestattet und sie bei ihren Spielen und in ihrem Leben überhaupt beobachtet. So sah ich dann im Oktober, als die Nebel öfter und öfter vom See aus dem Jura entlang aufwärts schlichen, und der kalte Wind uns frostige Regen brachte, als die Bäume sich entfärbten und das Laub massenhaft abfiel, wie eines der Thierchen öfter an einer ältern, großen stattlichen Tanne auf- und abkletterte und beim Hinaufsteigen etwas im Maul trug. Oben, etwa 60 Fuß über dem Boden, hatte die Tanne ein Loch von zwei Zoll im Durchmesser. Dieses Loch hatte das Mäuschen entdeckt und trug das Moos, denn das war es, was es in der Schnauze hatte, hinauf und hinein. Nachher wurden Eicheln, Bucheln, Haselnüsse ebenfalls hinaufgetragen. Das dauerte wohl längere Zeit so fort, dann kam es nicht mehr heraus und ein anderes kletterte nun hinauf. Wahrscheinlich hatte es dem Treiben seines Freundes oder seines Verwandten zugesehen und gedacht, es wolle es nun auch so machen.“

„Was thut nun aber das erste in dem Loch?“

„Es hat sich dort zusammengerollt, wie ein Igel, wenn ein Hund ihn anpacken will und hält nun dort sein Winterquartier und schläft. Das zweite hätte nun ganz einfach auf das erste sich hinlegen dürfen, so wäre es sehr warm gebettet gewesen, auch hätte jenes wenig mehr davon gespürt, denn sie haben einen festen Schlaf. Allein dazu war das zweite zu bescheiden, zu rücksichtsvoll. Es trug selbst wieder Moos hinauf zugleich etwas Vorrath und legte sich dann in sein Bettchen, welches freilich auf seinem Kameraden angebracht war.“

„Wie weißt Du denn das Alles?“ fragte Paul, „bist doch nicht auch hinaufgeklettert?“

„Nein, das nicht, hätte mich auch nichts genützt, hätte in dem engen

tiefen Loch nichts gesehen. Aber Ihr sollt später hören, wie ich dennoch alles sah.

„Es ist aber doch ein unbequemes Lager so Eines auf dem Andern, warum macht nicht lieber ein Jedes sein eigen Nest?“

„Sie thun das, um wärmer zu haben, wie die Murmelthiere auch, die während ihrem Winterschlaf eng zusammengerückt in einer gemeinsamen Höhle vergraben liegen.“

„Das sind also auch Säugethiere, die den ganzen Winter schlafen?“

„Ja, sie gehören zur Familie der Siebenschläfer, mit dem sie Aehnlichkeit haben. Nur ist der Siebenschläfer etwas größer, sein Schwanz ist wie der des Eichhörnchens zweitheilig. Eine andere Art ist kleiner als unsre Nachbarn dort oben, die man die große Haselmaus, Holzmaus, Eichelmaus nennt.“

„Woher weißt Du das Alles? Ihr habt doch keinen naturgeschichtlichen Unterricht in Eurer Schule?“

„Als ich im Besitz meiner kleinen Holzmaus war, zeigte ich sie dem Lehrer in B., der, wie man sagt, außerordentlich gelehrt sein soll. Der kennt alle Steine, alle Pflanzen und Thiere, sogar die Käfer und Mücken, welche auf der ganzen Welt leben. Der hat mir den Namen gesagt, und mich auf den Unterschied aufmerksam gemacht zwischen meinem Gefangenen und den ihm verwandten Arten. Er hat mir auch noch manches von ihnen erzählt.“

„Fahre fort, lieber Germain, wie kamst Du in den Besitz Deiner Holz- Eichel- und Haselmaus, Deiner Mausius haselnucius, denn Du wirst wohl auch ihren lateinischen Namen kennen?“

„Laß ihn, Louis, störe ihn nicht, mich interessirt das Alles sehr.“

„Der Winter war unterdessen eingebrochen und man führte das Holz aus den Gemeindewaldungen in die Dörfer. Ihr wißt, daß im Herbst der Forstmeister mit einem Gehülfen und zwei der Gemeindevorsteher in den Wäldern herumgehen und diejenigen Bäume, welche kränkeln, nicht mehr wachsen, anzeichnen, indem sie mit der Axt ein Stück Rinde mit etwas Holz abhauen, dann die Holzstelle des Stammes mit Rothstein numeriren und endlich das Gemeindezeichen einschlagen.“

„Ja, ja, das hat mir mein Vater auch erzählt,“ fiel Paul ein. „Mit Beginn des Winters werden diese angezeichneten Bäume unter den Gemeindegenossen versteigert, dann gefällt und in große Stücke oder Klötze zersägt

und ins Dorf gefahren. Hier liegen sie dann in Haufen bei einander, bis man Zeit hat, sie weiter zu verarbeiten."

„Ganz richtig. Ein solcher großer Haufe lag auch mitten im Dorfe. Er war oft unsere Festung gewesen, in die wir uns zurückgezogen beim Schneeballenkriege. Gegen das Frühjahr machten wir auch andere Spiele um und auf diesen Holzhaufen, bis endlich die Männer kamen um ihre Klötze nach Hause zu führen. Auch ich mußte dabei helfen. Oben auf lag ein Holzblock, der uns gehörte und am obern Theil ein Loch hatte. Wie ein Blitz fährt mir's durch den Kopf, daß dies ein Stück jener Tanne sei, in deren Höhle die Haselmäuse ihr Nest gemacht hatten. In das Loch hineinreichen und ein Stück Gerippe von einem kleinen Thierchen herausziehen, war das Werk eines Augenblickes. O weh, dachte ich, die Thierchen sind todt. Ist auch kein Wunder! denkt Euch was sie leiden mußten, als man den mächtigen Pflanzenriesen von 110 Fuß Höhe fällte, als man ihn in Stücke zersägte, diese auf steilem, holperichten Wege herabführte in's Dorf. Da mußten sie wohl zu Grunde gegangen sein. Mein Meister war durch mein Thun und meine ihm mitgetheilten Vermuthungen aufmerksam geworden und beschloß das weitere Zersägen und Spalten mit Vorsicht vorzunehmen. So wurde das ganze Nest offengelegt. Die Vertiefung war wohl an zwei Fuß lang. Unten auf weichem Moosbette lag noch mit dem Vorrath umgeben jene Haselmaus, die sich zuerst zum Schlafen niedergelegt. Sie war todt, die oberste hatte ich als Gerippe herausgezogen. Wahrscheinlich war sie von einem Raubthiere, dem Wiesel oder Hermelin in ihrem tiefen Schlafe überfallen und aufgezehrt worden. Die beiden in der Mitte liegenden aber waren noch lebend, was man an ihrem langsamen und ungemein schwachen Athmen sah. Jedes war vom Andern durch eine Schichte Moos getrennt und jedes hatte etwas Nahrung bei sich. Der Meister schenkte mir eines derselben."

„Wie hast Du das Thierchen davon gebracht?"

„Ich wickelte es in Moos und Heu ein, legte es in ein Kistchen; den Vorrath an Bucheln u. s. w., welchen es sich selbst angelegt hatte, brachte ich in seine Nähe und stellte das Kistchen an einen kühlen Ort in meiner Schlafkammer. Natürlich saß ich alle Tage wenigstens einmal neugierig vor dem Kistchen. Ich bemerkte zu meiner Freude, daß mein Pflegling nach drei bis vier Tagen schon anfing, etwas zu athmen. Einige Tage nachher zuckte es,

wenn ich es berührte und Ende März war es ganz wach, doch noch nicht munter. Am zweiten Tag erst fing es an etwas zu fressen und nach einiger Zeit war es das lebhafte, possirliche und wenig scheue Thierchen, das Ihr im Walde oben gesehen. Ich gebe ihm nun Brodrinde, Aepfel, Nüsse, Haselnüsse zu fressen und Lehrers Franz bringt ihm hie und da trockene Pflaumen und Mandeln, sogar Zucker, was ihm alles sehr wohl schmeckt.

„Mein Mäuschen wurde bald zahm und zutraulich. Wenn Ihr mit mir kommt, so könnt Ihr es in die Hand nehmen und streicheln. Es kriecht mir gerne in den Aermel bis hinauf in die Achsel und da muß ich es dann zwingen wieder umzukehren."

„Ach, Germain, das ist schön, laß uns nun gehen! Es ist ja Mittag, wo Du jedenfalls mit dem Vieh hinab mußt. Und warm ist es, sieh nur, die Kühe fressen nicht mehr, sie suchen den Schatten und Schutz vor den lästigen Bremsen. Komm, treib sie heim! Wir helfen Dir und Du zeigst uns Deine Haselmaus."

So geschah es; das Vieh war bald nachher im schattigen, halbdunkeln Stalle geborgen und nun eilen alle Drei in Germains kleine Dachkammer, der Kiste zu, die in einer Ecke steht. Der Deckel wird halb geöffnet und Germain ruft seinem Lieblinge; allein derselbe kommt nicht. Er ruft nochmals und mit den zärtlichsten Namen, schnalzt mit der Zunge. Nichts regt sich. Ungeduldig über den Ungehorsam steckt er den Kopf in die Kiste. Er sieht nichts. Voll Unruhe entfernt er den Deckel ganz, untersucht das Heu und Stroh. Ach, es war kein Haselmäuschen mehr da! Der kleine Liebling hat die Flucht ergriffen. Noch wird die Hoffnung nicht aufgegeben, das Thierchen kann wohl nicht weit sein; man sucht allenthalben; unterm und im Bette, jeder Winkel des Zimmers wird untersucht, der Schrank ganz ausgeräumt; alles ist vergeblich, der Flüchtling ist auch nicht im Zimmer.

Wer will es dem armen Germain verargen, wenn heiße Thränen aus seinen Augen über die Wangen flossen, ging es doch seinen Freunden nicht besser. Das Thierchen war ja gar so lieb, so zutraulich und zahm, daß es auf seinen Ruf mit Blitzesschnelle herbeilief, die Nahrung ihm aus der Hand nahm; es war so niedlich, so reinlich, so behend, so possirlich!

„Hat es etwa Hunger gehabt?" fragt Louis.

„Bewahre, sieh nur, da in dem Winkel der Kiste hat es sich einen Vorrath angelegt. Es hat instinktmäßig, wie im Freien für den Winter Vor-

ſorge getroffen. Ach, wenn es nur noch den Weg gefunden hat zu ſeinen Verwandten oben im Wald. Allein ich fürchte, der arme Burſche wird ſeine Flucht ſchwer, gewiß mit dem Leben büſſen müſſen. Unſere Katze ſchlich anfangs immer um die Kiſte herum, bis ich ihr das Gelüſte nach meinem lieben Mäuschen allen Ernſtes vertrieb. In's Zimmer wagte ſie ſich nicht mehr, aber draußen, das Fenſter iſt ja offen, wird der böſe Kater bald mit dem armen Thierchen fertig geworden ſein."

Nochmals wird allenthalben nachgeſehen, ſogar im Freien, bis endlich die Mittagsglocke den vergeblichen Bemühungen der drei kleinen Freunde ein Ende macht.

* * *

Nur noch einige wenige Tage und die Ferien ſind zu Ende. Unſere beiden jungen Freunde rüſten ſich ſchon zur Abreiſe nach der Hauptſtadt, um wieder im Collège eifrig an der Fortbildung ihres Geiſtes und Herzens zu arbeiten. Noch wollten ſie den Nachmittag zum letzten Male mit Germain auf dem herrlichen Felſenvorſprung und in der Waldgruppe zubringen. Sie gehen nach der Pächterwohnung und rufen Germain.

„Er war eben hier vor dem Hauſe," ſagte die freundliche Pächterin.

„Me voici, me voici!" ruft der Geſuchte zu ſeinem Kammerfenſter heraus. „Kommt ſchnell, Louis, Paul, kommt ſchnell, die Haſelmaus iſt wieder da! Kommt!"

Das ließen ſich die Beiden nicht zweimal ſagen. Im Nu ſind ſie oben und ſehen den glücklichen Germain mit dem niedlichen Thierchen, wie es ihm auf der Hand ſaß, mit den Vorderpfötchen einen Nußkern haltend und heißhungrig davon nagen. Welch ein Jubel für alle Drei, aber der Glücklichſte von allen war Germain.

„Wie ging denn das zu, daß der kleine Narr wieder zurückkehrte? Ich glaube kaum, daß ich in die finſtere Kiſte zurückgekehrt wäre," ſagte Louis.

„Thun wir nicht dasſelbe," erwidert Paul, „kehren wir nicht morgen aus Gottes freier ſchöner Natur, zurück in die düſtern Klaſſen?"

„Ja wohl, aber wir müſſen, das iſt der Unterſchied."

„Und ich wollte, es wäre mir vergönnt, mit Euch zu gehen," ſagt Germain, ſeine Haſelmaus ſtreichelnd, „wie gerne wollte ich dieſes liebe Thierchen hinauf tragen in den Wald und ihm die Freiheit ſchenken, wie gerne wollte ich mich einſchließen laſſen in die düſtern Klaſſen, wo man aber ſo

viel Nützliches und Schönes lernen kann. Ja, ja, ich kehrte recht gerne zurück in die Kiste und würde es machen wie mein kleiner Fifi da."

„Hast recht, Germain, wir wollen Gott danken, daß wir lernen können und die Zeit recht benutzen. Nicht wahr, Louis?"

„Gewiß, das wollen wir. Aber sage mir, weißt Du nicht, wie der kleine Flüchtling wieder zurückkam?"

„Wissen nicht, aber vermuthen. Ich denke, er ist gar nicht außer meiner Kammer gewesen, sondern er hat sich, wie das dieser Thiere Gewohnheit ist, in irgend ein Loch oder eine Spalte verkrochen und sich genährt so gut und so lange es gehen wollte. Der Hunger wird ihn genöthigt haben, zu seiner Vorrathskammer in der Kiste zurückzukehren, die ich seit seiner Flucht nicht mehr zuschloß und da habe ich ihn gerade bei einem solchen Besuch überrascht. Ich hörte etwas rauschen in der Kiste, schob sachte den Deckel zu und so war mein lieber Fifi wieder in meinem Besitze."

Kleinigkeiten.

Von Isabella Braun.

I.

Eine Demüthigung.

„Was fehlt Dir, Arthur?" frug Elisabeth mit theilnehmender Schwesterliebe, als der fünfzehnjährige Knabe mit den deutlichsten Spuren des Mißmuthes auf dem sonst so fröhlichen Antlitze zu ihr in das Gartenhaus trat. Bevor derselbe seinen Zorn heraussprudeln konnte, gesellte sich auch Gustav, der ältere Bruder, zu den Beiden, und auch auf dessen Gesicht zeigten sich Wolken. Er hatte Elisabeths Frage vernommen und rief: „Arthur war sehr unfreundlich gegen Glockner! ja unfreundlich und unartig warst Du!"

Jetzt brauste der heftige Knabe auf und erwiderte: „Ganz im Gegentheil; Glockner war unartig mit mir! Ich lasse mir das nicht gefallen. Er vergißt, daß ich kein Kind mehr bin; er vergißt, daß er ein Diener ist; er vergißt —"

„Arthur!“ fiel ihm Guſtav in die Rede, — „Du vergiſſeſt in erſter Reihe, daß Glockner nicht Dein, ſondern Papas Diener iſt.“

„Dennoch hat er nicht das Recht, mich zu ſchelten und noch obendrein elender Tintenkleckſe wegen, welche ich auf den alten Tiſch brachte. Er ſoll ſie abwiſchen, ja, abwiſchen, das iſt ſein Geſchäft! für was bezahlt man ihn!“

Arthurs Geſicht glühte bei dieſen Worten und er wollte eben im höchſten Zorne dem Sommerhauſe den Rücken kehren, als Eliſabeth mit ſanftem Ernſte frug: „Und was haſt Du hierauf gethan, Arthur?“

„Nun, ich hab ihn geſcholten, tüchtig geſcholten, natürlich!“ ſagte er, bereits etwas kleinlaut.

Die Schweſter faßte ſeine Hand, um ihn zurückzuhalten und ſprach: „Arthur, haſt Du vergeſſen, daß Glockner ſeit mehr als fünfundzwanzig Jahren in unſerm Hauſe iſt? wie treu er Jedes geliebt hat? kann man ihn dafür bezahlen? und haſt Du ihn bezahlt, als er während Deiner Krankheit Tag und Nacht an Deinem Bette ſaß mit Liebe, Sorge und Gebet? Hat er nicht in dieſer langen Zeit ein Recht erworben, mit uns zu ſprechen, nicht wie ein Diener, ſondern wie ein Freund? Ueberleg es Dir noch einmal, Arthur; dann wirſt Du gewiß auch finden, daß Glockner Dich nicht ſchalt, ſondern wohlmeinend ermahnte.“

Unter dieſen Worten wich des Knaben Zorn; aber die Augen blickten finſter, der Mund zog ſich etwas trotzig hernieder und der Stolz kämpfte ſichtbar mit den mildern Herzensregungen. Als Eliſabeth geendet hatte, ſagte er: „Nun es ſoll ihm verziehen ſein!“

„Ihm verziehen ſein?“ ſtieß Guſtav heftig heraus. „Ei ſieh nur, wie großmüthig! Du ihm verzeihen, während er tief gekränkt in ſeiner Stube ſitzt.“

„Aber was ſoll ich denn thun?“ rief Arthur mit neuerwachter Heftigkeit.

Jetzt ſenkten ſich Eliſabeths milde, ernſte Blicke in des Knaben Augen, als wollten ſie fragen: „Und das weißt Du nicht, Arthur?“ Ihre Blicke blieben lange haften, aber ſie wurden bittend, ermuthigend, und zuletzt ſtrahlte ein Glanz inniger Liebe auf den Bruder. Obwohl er die Augenlider geſenkt hatte, fühlte er dieſe Blicke; auf's Neue erglühten ſeine Wangen und er eilte ſtürmiſch fort aus dem Gartenhauſe. Die Geſchwiſter blieben traurig zurück; ſie beredeten ſich über den Vorfall und Guſtav erzählte auf's Genaueſte den Hergang.

Es mochten etwa zehn Minuten verflossen sein, als Arthur daher gesprungen kam. Er sah so heiter aus wie der junge Morgen mit seinem frischen, schimmernden Thau. Die beiden Geschwister erkannten sogleich die vorgegangene Veränderung und Elisabeth rief ihm entgegen: „Du warst bei Glockner? wie steht's?"

„O, es ist Alles wieder gut!" antwortete er flüchtig. Dann wandte er sich zu Gustav und lud denselben ein, mit ihm sich auf der Schaukel empor zu schwingen. Elisabeth hielt den Bruder jedoch zurück und frug: „Nun, wie war's, Arthur?"

Da zog über das heitere Gesicht eine leichte Verlegenheit; er murmelte mehr, als daß er sagte; „Nun, ich bat: „Verzeihen Sie mir Glockner!"

„Und dann?" frug Elisabeth.

„Und dann hab ich ihn geküßt" — sagte Arthur.

„Und er?" rief Elisabeth.

„Und er küßte mich auch!" rief Arthur treuherzig und sein schönes Gesicht glänzte. Er wollte forteilen um die innere Regung zu verbergen, aber Elisabeth zog den Kopf des Bruders hernieder und drückte mit wahrer Innigkeit einen Kuß auf seine Stirne.

Gleich darauf standen Arthur und Gustav sich auf dem Brett der Schaukel gegenüber und schwangen sich mit solcher Lebenskraft empor, daß ihre glühenden Gesichter mit einem triumphirenden Ausdrucke auf die glückliche Elisabeth hernieder blickten.

Musik.

Von Franz Pocci.

Vom Waldgang müde leg ich mich zu rasten
Auf weiches Moos hin, unter Baumesschatten
Gedanken spinnend, während sich der Himmel
Mir unbemerkt in leichte Wolken hüllt.
Bald träufelt sanfter Regen auf die Blätter
In wunderbarem Spiele leiser Töne:

Ein Rauſchen, Plaudern Liſpeln, eig'ner Art
Däucht mir der Tropfen Fall auf's grüne Laubdach;
Und gegen Weſten nieder ſteigt der Schleier,
Ein gold'ner Streifen zieht die Höh'n entlang,
Accorde mein' ich fernher zu vernehmen,
Als wär's der Grundklang ſtiller Abendfeier.
Wo fändeſt Du Muſik nicht — willſt Du lauſchen —
In der Natur? ringsum tönt ſie entgegen:
Im Morgenrothe hörſt Du große Chöre,
Im Abendglüh'n geheimnißvolles Klingen,
Die Quelle rieſelt töneperlend nieder,
Der Regen auch; es brauſt der Sturm Accorde,
Dein eigen Herz — iſt's nicht die heil'ge Harfe,
Mit deren letztem Hall verklingt Dein Leben?

Beleuchtung der botaniſchen Kunſtſprache.

Von A. Forſteneichner.

III.

Der Mythus.

Im Walde.

„Dunkler wird's im Schattenreiche,
Hoher Bäume Wipfelgold,
Bergesklüfte, tiefe Teiche
Zittern lichter. Blond und hold
Neigt ſich herüber das Mondgeſicht,
Lieblich, ein ſchlafendes Sonnenlicht,
Glänzend in ruhiger Bleiche."

(Lingg.)

Eine klare, mondhelle Nacht und ein Gang durch einen Bergwald! Es iſt die Zeit, wo auf der naſſen Waldwieſe faſt alle Blüthen verſchwunden bis auf die zierliche Dreh-Aehre Spiranthes autumnalis*), die blauen Köpfchen der Succisa pratensis — des Teufelsabbiſſes. **)

*) σπειρα Spirale und ἀνθη Blume.

**) Succidere abhauen, pratensis zur Wieſe gehörig

„Der Teufel, so erzählt mit wichtiger Miene die steinalte Wurzelgräberin vom Dorfe (und die muß es wohl wissen), habe mit der Wurzel dieser Pflanze, die so außerordentliche Kräfte besitzt, einst fürchterliches Unheil angerichtet unter den Menschen. Da habe sich Maria der Menschen erbarmt und habe den Schöpfer gebeten, er möchte dem Teufel sein giftiges Handwerk legen und heilende Kräfte und Säfte in die Wurzel träufeln. Und so geschah es auch. Mann kann sich denken, daß dem Schwarzen die Galle ausgetreten, er sinnt auf Nache. Um die Menschen dieses edeln Krautes zu berauben — was thut er? Er beißt die Wurzel ab, aber in der größten Wuth merkte er nicht, daß er das Beste (den obern Theil) noch daran gelassen."

Der Mond gießt sein Geisterlicht in reichen Strömen herab, die Zweige und Blätter der Buchen flimmern und beben von den Berührungen des Himmels, und hie und da lassen die weitgegabelten Aeste ein Sternchen herabgrüßen. Da wandelt sich's traut und heimlich, aber wir müssen heute tiefer in die Wildniß.

Die Tannen nehmen uns auf — ernst, schwarz und erhaben. Jetzt streicht die Abendluft darüber hin — die alten Helden greifen träumend nach dem Schwert und hüllen sich dichter in ihre dunkeln, flatternden Mäntel. Da schaut sich der Bergwald wie ein halbwacher, halbschlafender Riese und Ahnungen einer längst versunkenen Welt tauchen auf, wehen vorüber und kommen wieder.

In den letzten Mainächten, wo das Maienglöcklein durch den Wald duftet und das Cypripedium Caceolus *) — der Frauenschuh mit seiner seltsamen Blüthe überrascht, da summt's und athmet's, spinnt's und webt's im Waldesdunkel. Gleich electrischen Flämmchen knistern die Blätter, in der gesprungenen Borke der Fichten, im zarten Moose und in den Gräsern und Kräutern wühlt und gräbt, schanzt und minirt verborgenes Leben, tausend geheimnißvolle, oft nie gehörte Stimmen schlagen an's Ohr — jetzt tauchen sie auf, jetzt verschwinden sie wieder, jetzt sind sie plötzlich ganz nah und

---

*) Die Aphrodite (Venus) führt auch als Beinamen häufig den ihres Verehrungsortes z. B. Aphrodite Cypris = die auf Cypern Verehrte, πεδιον Schuh; calceolus der Schuh, also der Venusschuh, woraus dann später der hübsche altdeutsche Name „Marienschuh, Liebfrauenschuh."

einen Augenblick darauf verlieren sie sich weit, weit in's Innere oder weit hinaus den Wiesen und Feldern zu.

Heute ist's still wie in den Grüften, nur der Waldbach rieselt so wunderbar feierlich und hoch über den Wipfeln lauschen wir schwachen Klängen, — die Nacht, die einsame Himmelsseglerin, singt sich auf ihrem Kahne selber in Schlummer.

Ich ließ mich auf einem bebuschten Felsen nieder neben einer feuchten, mit zierlichen Farren behangenenen Grotte, aus deren Gewölbe von Zeit zu Zeit einzelne Tropfen herabfielen — die Waldesuhr.

Ein Mondlichtstreifen spielte zu meinen Füßen und beleuchtete die äußerst feine, weißröthliche Blüthentraube der Circaea Alpina, das schwarzblaue Aepfelchen der vierblättrigen Einbeere — Paris quadrifolia, und diese Lichtwelle brandete an etlichen Sträußchen der Achillea millefolium, welche die nahe Waldwiese bekränzten. Um diese Blüthen schwebte kein Falter, es war zu frisch — ein halber Weihnachtsabend (der 14. September 1864); eine sonderbare Ruhe lag über dieser kleinen Flora, es war als sinne jedes dieser Pflänzchen über das Geheimniß des Winterschlafes und seinen einstigen Ostermorgen oder über die Mythenwelt, die sich wie Sinngrün*) um seinen Namen flicht.

Und wirklich — ein guter Theil der Sage des Trojanischen Krieges liegt in den drei Namen.

Die Circaea weist uns, wie einst den tapfern und listigen Ulysses nach seiner Rückkehr von Troja an die Insel nächst der Westküste Italiens. Dort wohnte die berühmte Zauberin, die schöne Oceanide Circe in einem glänzenden Palaste. Ulysses, dorthin verschlagen, sandte einige seiner Gefährten ab, Schutz und Hilfe im Palaste derselben zu suchen. Circe verwandelte diese Krieger in Eber; nur einer entkam schleunig genug und brachte dem Ulysses die traurige Botschaft vom Schicksal der Gefährten. Um diese zu rächen, brach Ulysses selbst auf und begab sich unter dem Schutze des Merkur, **) in den Palast der Zauberin. Circe, erstaunt über den Muth und die Kühn-

---

*) Vinca minor Sinngrün, vincere besiegen, weil sie immer grün bleibt, gleichsam die Kälte besiegt; minor minder, kleiner gegenüber dem großen Sinngrün, dem Epheu.

**) Dem Merkur ist unser ausdauerndes Bingelkraut gewidmet — Mercuralis perennis, im April durch das dunkelgrüne Blatt in den schattigen Wäldern und an Hecken leicht bemerkbar. Merkur soll zuerst ihre Kräfte entdeckt haben (Plinius).

heit des Trojaniſchen Helden, nahm ihn gnädig auf und bat ihn ſelbſt, bei ihr zu verweilen, und ſich zu erholen nach den Strapatzen des Krieges und der Reiſe. Ulyſſes nahm das Anerbieten an, nachdem die Circe zuvor ſeine Gefährten von der ihnen zugefügten Verwandlung befreit, und verweilte ein ganzes Jahr bei der Zauberin. — Die Circaea führt bei uns den Namen „Hexenkraut!“ weil ehedem der Aberglaube ſein arges Spiel mit dieſem unſchuldigen Pflänzchen getrieben. Allerdings in ſocher Stunde, bei ſolcher Beleuchtung, in dieſer Einſamkeit zwiſchen Tannen und Felſen erblühend, wäre es nicht befremdend, wenn die Circe aus der nahen Grotte aufſchweben würde, die Circaea zu pflücken, um ſelbe in ihren Zauberkeſſel zu werfen.

Doch wir ſind für unſern Helden Ulyſſes froh, daß er das unheimliche Eiland hinter ſich hat. Der Hartgeprüfte hätte wohl nicht verdient, daß er der Laune einer Zauberin zum Opfer gefallen.

Unwillkührlich drängt ſich bei der Begegniß mit dieſem tapfern Griechen, welcher zwölf Schiffe auf eigene Fauſt ausgerüſtet, der das Palladium aus Troja entwenden half, die Frage auf: „Wer hat denn all das Unglück über ihn und die andern Helden Griechenlands und über das altberühmte Troja gebracht?“

Das ſchwarzblaue Aepfelchen in ſeinem Namen „Paris“ giebt hierüber Antwort.“

Paris war ein Sohn des Priamus, des Königs von Troja und der Hekabe. Die Mutter ſah vor der Geburt ihres Sohnes im Traum einen Feuerbrand, der ganz Troja zu entzünden drohte. Um dieß zu verhüten, ließ Hekabe den Paris bald nach ſeiner Geburt auf den Berg Ida ausſetzen, aber Hirten, die ihn daſelbſt von einer Bärin genährt fanden, erzogen ihn, und er erreichte unter dieſen lebend, ſein Jünglingsalter.

Einſt wurde die Hochzeit eines griechiſchen Fürſten Peleus und der Thetis im Beiſein aller Götter des Olympes gefeiert. Die Göttin der Zwietracht, die Eris, die überall gern Unfrieden und Streit erregte, war nicht geladen. Sie benutzte deßhalb aus Rache dieſe Gelegenheit, um unter den oberſten Göttern einen argen Zwiſt anzuſpinnen. Sie warf nämlich einen goldenen Apfel in den Verſammlungsſaal der olympiſchen Hochzeitsgäſte, auf dem die Worte geſchrieben: „Der Schönſten beſtimmt!“

Juno, Minerva und Aphrodite machten nun gleichen Anſpruch auf den

Besitz desselben. Um den hierüber entstandenen Streit zu schlichten, wurde Paris, der inzwischen zu einem klugen, tapfern Jüngling herangewachsen, zum Schiedsrichter erwählt. Er erkannte den Apfel der Aphrodite als der Schönsten zu.

Aus Dankbarkeit verhalf Aphrodite dem Paris zum Besitz der hochgepriesenen Helena, der Gemahlin des griechischen Fürsten Menelaus, und als hierüber der Trojanische Krieg entflammte, stand Aphrodite dem Paris und seinen Landsleuten gegen die Griechen bei, während Juno und Minerva, beleidigt und erzürnt über den der Aphrodite gegebenen Vorzug, auf die Seite der Griechen traten.

Um die Schmach zu rächen, beendigten die griechischen Fürsten den Krieg nicht eher, als bis Troja erobert und mit der uralten von den Göttern selbst erbauten Burg auch das ganze Fürstenhaus des Priamus seinen Untergang gefunden.

Paris kämpfte tapfer gegen die Griechen, erlitt aber, von einem der gifteten Pfeile des Philoctet verwundet, den Tod.

Des Paris Apfel brachte Unheil über Troja und manchen Helden Griechenlands; traue auch nicht dem dich anlächelnden schwarzblauen Aepfelchen im kühlen Waldesschatten — dem Paris, er reicht in schöner Hülle scharfes Gift. Laß diese Einbeere und nimm dafür die wohlduftende, gesunde Erdbeere!

Die Mondlichtwelle brandet an den gewürzigen Sträußchen der Achillea und macht uns so vertraut mit einem Haupthelden der blutigen Katastrophe — dem großen, ruhmgekrönten Achilles.

Ehe Achilles vor den Mauern Trojas stand, ereignete sich ein Vorfall, der unserer tausendblättrigen (millefolium) Schafgarbe den Namen «Achillea» verlieh.

„Agamemnon und Achilles senkten, in der Meinung, an Trojas Küsten zu landen, vor den Gestaden Mysiens die Anker.

Der dortige König Thelephus war nicht wenig erstaunt über diese plötzliche Begrüßung von scharfbewaffneten Griechen, er rief seine Truppen unter die Fahnen und bot tapfere Gegenwehr. Er selbst, der erste in der Schlachtreihe, zeigte einen bewunderungswürdigen Heldenmuth, aber der noch gewandtere, schnellfüßige Achilles verwundete den mysischen König.

Schon war viel Blut vergossen, da erkannten die Griechen ihren Irr-

thum. Schleunig wurden die Anker gelichtet, die Segel gespannt und gegen Argos hin gesteuert.

Telephos wandte sich inzwischen an das Orakel, seine Frage läßt sich leicht errathen: „Wer wird mich stark Verwundeten wieder genesen machen?“ Das Orakel sprach: „Der Dich verwundet, wird Dich heilen!“

Telephos brach nach Argos auf, meldete dem Achilles den Orakelspruch, und der Schüler des berühmten Centauren und Arztes Chiron heilte den König mit unserer Feldgarbe unter der Bedingung, daß Telephos ihm den rechten Weg nach Troja zeige. — Dieß geschah und Achilles legte die größten Proben der Tapferkeit daselbst ab und starb, von Paris an der Ferse verwundet.

Mein Plätzchen liegt wieder im ernstesten Schattenreiche, der Mond ist darüber weggezogen, nnd ich sehe jetzt nichts mehr als die verschlafenen Bäume: „Gute Nacht!“

Auf meinem Rückwege berührte ich die Schloßruinen, deren Gemäuer vereinzelt geschmückt mit dem Wermuth Artemisia Absinthium,*) und von da blickte ich hinab auf einen vom Mondlicht übergossenen, stillverborgenen Waldsee. Am Ufer schlichen Gestalten in langen wallenden Schleppen, wie aus Nebelgrau gewirkt, die sich immer tiefer und tiefer in den Wald hinein verlieren. Wären wir auf griechischen Gefilden, so wäre die Vorstellung am Platze: „Die stattliche Artemisia, die Göttin der Nacht und Jagd halte Rundschau in ihrem Reviere. Wehe dem, der ihren Waldthieren Leid zufügt, ihr Köcher ist gefüllt mit Pfeilen, hoch geschürzt zum flüchtigen Lauf eilt sie schnell gleich der flüchtigen Hirschkuh. Wehe den Nymphen und Dryaden, den Potamiden und Najaden, die gegen strenge Sitte verstoßen. Unbarmherzig folgt die Strafe — die Daphne**) kann davon erzählen, die deßhalb von der Diana in einen Loorbeerbaum verwandelt wurde.

Nicht fern vom Waldessaum dehnt sich das Moor aus mit seinem Zwergwalde. Ist eine Mondnacht im Walde schon ein Stück aus einer Geisterscene, so noch mehr im Hochmoore.

---

*) *ἀ* ohne und *ψινθος* Vergnügen, ob seines bittern Geschmackes. Zunächst in den Donaugegenden wild (bis 1100′ steigend), sonst häufig in Gärten gebaut und von da als Flüchtling an höher gelegenen Punkten angetroffen.

**) Daphne Mezereum Seidelbast. *δαφνη* Lorbeer, weil mehrere Spezies dieser Gattung durch ihre Blätter und Früchte dem Lorbeerbaume im Kleinen ähnlich sind; mazeriyn, persischer Namen dieses Strauches.

Die Krüppelföhren, in den eigensinnigsten Windungen am Boden kreisend und sich krümmend oder zu phantastischen Gestalten von sechszehn bis zwanzig Fuß emporgestreckt, mager mit langen grauen Flechtenbärten und zerbrochenen und verrenkten Gliedern — wie passen diese Zwerge zur oft unzugänglichen Einsamkeit! Und wenn der launige Nachtmaler am Himmel an diesen Figuren noch decorirt und seine überschwängliche Phantasie darum spielen läßt, so sieht man bald nichts mehr als wilde Moorgeister. Schau nur dort diesen Unhold! Struppig voll graugrüner Haare, in grauen Baumbart gekleidet kommt er Dir entgegen, einen Mantel von Bärenfellen hat er wild um seine Schultern geschlungen und oben ist er zusammengeheftet mit Knöpfen, die bunten Schneckenhäusern gleichen. In der Hand trägt er einen gewaltigen Bergstock — ein mit der Wurzel ausgerissener Birkenstamm, der glänzt im Mondlicht als wäre er aus Silber gegossen.

Und der Boden, auf dem er einherkeucht, ist trügerisch. Siehst Du, wie er bei jedem Schritte und Tritte sich hebt und senkt. Ueber dem versteckten Altwasser wiegen sich die Blätter der Wasserrose (sie selbst ist längst verblüht) und den breiigen Moorschlamm überzieht ein heiteres, fröhliches Grün — traue nicht, das Ganze ist ein lauerndes Grab, wo die Molche hausen und häßliches Wassergethier, die da und dort verdächtig aufgluckernden Luftblasen warnen Dich. — Und doch in den Tagen des Mai und Juni blühen hier die reizendsten Blumen, wie man sie sonst nirgends geschaut, es ist etwas märchenhaft Anziehendes um den Ort gebreitet.

Ganz in's Naß des Mooses versteckt hauft ein seltsames Pflänzchen — Drosera rotundifolia*) — der rundblättrige Sonnenthau. Die Junisonne ist gerade auf der halben Bahn ihrer Tagesreise, da öffnet die weiße Blume auf Eine Stunde ihr kleines Auge. Die Schnacken geigen äußerst rührig über der siedenden Luft. Horch! Jetzt singt eine gar fein um Deinen Kopf, jetzt läßt sie sich herab und setzt sich auf Deine Hand: „Nur ein halbes Tröpflein Menschenblut!“

Sie trinkt den edelsten Saft, und als ob er ihr zu feurig, fliegt sie hin zum Sonnenthau; an den Drüsen, womit die bluthrothen Wimperhaare der Wurzelblätter sich endigen, hängt ein kleiner Thautropfen, in dem sie ihre

*) δροσερος bethauet: die gestielten Drüsen am Rande der Blätter sehen besonders im Sonnenschein, wie Thautröpfchen aus.

Gluth kühlen will. Doch kaum berührt das feine Thierchen die Haare, so ziehen sie sich, gereizt, zusammen, die Schnacke ist festgeklebt für immer.

Die netteste Blüthe im Kranze, den sich der Wassergeist in die Locken geflochten, bleibt immer die Andromeda polyfolia*) — die vielblättrige Andromeda (Rosmarinheide), dieses Sträuchlein mit den immergrünen Blättern und mit den blaßrosafarbigen Blüthen, die wie aus reinstem Glase gegoßne Glöcklein an ebenso gefarbten Stielen zittern. Wie der Wald sein Liebmaienglöcklein, so hat das Moor dasselbe — dort weiß, hier rosafarbig.

Dem Namen „Andromeda" begegnen wir schon in uralten Zeiten an Phöniziens Gestaden, wo die Wellen des Mittelländischen Meeres tosend branden.

Kassiopea, die Gattin des phönizischen Fürsten Cepheus, hatte die Verwegenheit gehabt, sich an Schönheit mit der Juno zu vergleichen. Die hierüber erzürnte Göttin vermochte den Neptun, das schreckliche Ungeheuer Cetus abzuschicken, um die Küstenländer des Cepheus zu verheeren und den Bewohnern derselben großen Schaden zuzufügen. Der bedrängte Fürst befragte das Orakel, wie die beleidigten Götter zu versöhnen seien, und er erhielt zur Antwort: „Deine einzige Tochter Andromeda muß dem Ungeheuer geopfert werden!"

Die Unglückliche wurde hierauf an einen öden Felsen im Meere festgeschlossen, und dem Ungeheuer zum Raube Preis gegeben. Perseus, der Sohn des Jupiter und der Danaë, erblickte dieselbe bei seinem Fluge durch den Himmel, tödtete das Ungeheuer, befreite die schöne Andromeda und vermählte sich mit ihr.

Fast sechs Monate jagt wild der Winter über die öden, eintönigen Moorflächen hin, wie der Cetus durch die wogenden Meeresfluthen, gefesselt ist die wundersame Blüthenwelt, das reizende Moorröslein, die Andromeda liegt in silberblinkenden Ketten. Da zieht der milde Mai wie ein zweiter gütiger Perseus über die sonnige Himmelsau, erblickt die gefangene Andromeda, zerbricht ihre Silberbanden, vermählt sich mit ihr und zieht im Triumphe durch die nassen Gründe, umflattert von Tausenden von weißen Siegesfähnlein — Eriophorum Wollgras.**) Dieser Blüthenzauber ist

*) Andromeda, Linné entlehnte diesen Namen, um damit die liebliche Bewohnerin der felsigen Sümpfe Lapplands zu bezeichnen.

**) ἔριον Wolle und φερειν tragen, die Samen sind mit langen weißen Wollhaaren umgeben.

längst verschwunden, aber Tausende von Silbersternen funkeln im Mondenschein und sie bringen in das ernste Bild Milde und Versöhnung wie die zu Noe's Zeiten über den brausenden Wassern schwebende Taube mit dem grünenden Oelzweige — die Sterne der Parnassia palustris.**)

Und bei dem Klange dieses Namens zieht die gewaltige Fluth, wie die Griechen sich dieselbe gedacht, an unserm Auge vorüber.

„Während der Regierung des Jupiter herrschte das silberne Zeitalter auf der Erde, wo zwar dieselbe nicht mehr, wie im goldenen, Alles von selbst hervorbrachte, aber doch jede Anstrengung des Menschenfleißes mit dem besten Erfolg gekrönt, und überall noch viel Glück, Genüsse und Freuden ausgebreitet waren. Dem silbernen folgte das eherne (eiserne) Zeitalter, in dem die Menschen entarteten, sich anfeindeten und verfolgten, die Göttin der Gerechtigkeit, die Asträa, von der Erde zum Himmel zurückkehrte und Jupiter beschloß, das Menschengeschlecht durch eine hohe Wasserfluth zu vertilgen. Diese bedeckte ganz Griechenland. Nur Deukalion, seine Gattin Pyrrha, und sein Vater Prometheus retteten sich mittelst eines Fahrzeuges, mit dem sie auf der Höhe des Gebirges Parnassus landeten.

Wohl mögen die Glücklichen die Sterne von der Pflanze des Parnassus, die üppig in die der Fluth entstiegenen Gelände gestreut, zu einem Kranze geflochten haben für die Götter, und später diese Blume, wo sie sich gezeigt, die Parnaßblüthe genannt haben. Noch liebt sie die feuchten Wiesen, besonders im Gebirge und schmückt selbst die auf der Fluth sich bauenden Moore zum Zeichen, daß es hier nicht mehr braust und schäumt in silberkronigen Wellen, daß die Gewässer abgeflossen und selbst der Sturm nur mit der Krüppelföhre und den Riedgräsern und den Moorblüthen zu spielen hat. Wir binden einen kleinen Kranz von der Parnassia und legen ihn zu den Füßen dessen, der nach der gewaltigen Fluth zu Noe gesprochen: „In Zukunft soll keine Sündfluth mehr die Erde verderben!“

**) Parnassia, Pflanze des Parnassus (Gebirg in Mittelgriechenland, von den Dichtern als der Aufenthaltsort der Musen bezeichnet) d. h. ihre Blume ist anmuthig, schön wie die Bewohnerinnen des Parnasssus; oder sie verspinnt sich mit der mythologischen Anschauung von der Sündfluth.

Wir haben die traurige Obliegenheit, unſern Leſern anzuzeigen, daß der hochwürdige Herrn Anton Forſteneichner, Kaplan bei St. Ludwig in München am 30. Dezember 1865 in einem Alter von 32 Jahren am Typhus ſanft in Gott entſchlafen iſt.

Mögen ſeine eben ſo poetiſchen, als tiefen Naturſtudien, mit welchen er ſeit vielen Jahren die Jugendblätter füllte und ſowohl erfreuend als auch belehrend auf die Jugend einwirkte, dieſelbe auffordern, ſeiner dankend im Gebete zu gedenken.

Trotz ſeiner angeſtrengten ſeelſorglichen Thätigkeit hat er noch für die Jugendblätter vorgearbeitet; ſo ſpricht er jetzt gleichſam aus dem Grabe zur Jugend und führt ſie hin zur Natur um dort die ſchönſten Freuden und die edelſten Genüſſe, aber zugleich

„Auf weiter Flur
Des Schöpfers Spur —"

zu finden.

So eben ſind bei Hurter in Schaffhauſen Forſteneichners geſammelte Aufſätze in einem eignen Bande unter dem Titel: „Naturbilder" erſchienen.

Die Redaktion.

Kinderſpiele.

Von Dr. Saffenreuter.

Komm, Karlchen, lieber Bruder mein,
Wir wollen etwas ſpielen;
Du kannſt, ich will die Scheibe ſein,
Nach mir mit Ballen zielen.

Ich mag nicht Schütze ſpielen mehr,
Nur Feſtung und Soldaten.
Hier haſt Du Säbel und Gewehr;
Gib acht! es iſt geladen.

Und ich mag nicht Soldat mehr ſein;
Wir ſpielen lieber Puppe;
Die putzen wir heraus recht fein
Mit Spitzenkleid und Schluppe.

O Schmach! was mutheſt Du mir zu!
Das ſind für Knaben Sünden.
Viel lieber iſt mir blinde Kuh;
Laß Dir die Augen binden.

Das ſpielt man, wenn man nichts mehr weiß,
Ich hole meinen Laden;
Du kaufſt mir ab um bill'gen Preis,
Ich wäg' Dir nicht zum Schaden.

Da kannſt Du lange warten noch;
Ich brauch' mein Geld zu Wecken;
Und wenn wir ſpielen wollen doch
Wir ſpielen nun Verſtecken.

Ich mag verderben nicht mein Kleid
An finſtern, ſchmutz'gen Orten;
Mein Kochgeſchirr iſt hier bereit:
Wir backen Kuchen, Torten.

Ha ha! wie oft haſt Du denn ſchon
Gekocht ſo gute Speiſen?
Nein nein! erſt ſchlagen wir Ballon,
Dann ſoll der Heultopf kreiſen.

Du weißt es ja ſchon lange her,
Ich darf mich nicht erhitzen.
O ſchaukle mich, das lieb' ich ſehr,
Da werd' ich nicht ſo ſchwitzen.

Wer ſchaukelt mich? Ei, ei, wie ſtumm!
Ich ſuche Spielgenoſſen
Zum Schau nicht um, der Fuchs geht um;
Wer ſchwätzt, wird ausgeſchloſſen.

Wenn Du Geſpielen ladeſt ein,
So laß uns Schule halten;
Wir wollen Deine Schüler ſein,
Du ſollſt als Lehrer ſchalten.

Die Ruthe her nach Schulgebrauch,
Damit mein Wort gedeihe!
Du willſt nicht? Meinetwegen auch;
Wir ſpielen Ringel Reihe.

Das Ringel Reihe ſchenk' ich Dir;
Das iſt erſt recht zum Hetzen.
Ich ſinge und Du ſpielſt Clavier,
Da kann ich mich doch ſetzen.

Nein! Schuſſer ſpielen wir für jetzt;
Hier iſt ſchon eine Grube.

Voran; ich habe angesetzt;
Du bist am zweiten Schube.

Wir wollen, weil ich müde bin,
Geschichten uns erzählen
Von Genovefa, Fridolin,
Wie Du sie willst nur wählen.

Du wächst noch sicher an im Haus!
Ich bleibe da im Garten;
Wir jagen uns zum Land hinaus;
Geh' hin und hol' die Karten.

Auf Damenbrett laß ich mich ein,
Auf Langepuff und Mühle;
Das Kartenspiel ist zu gemein
Für Menschen von Gefühle.

Das freilich ist des Vaters Lehr',
Drum will ich Dir verzeihen.
Beschwert Dich's auch, wenn wir das Heer
Der Bleisoldaten reihen?

Jetzt weiß ich, was bei Dir noch gilt;
Wir werden Kränze binden
Und sie um das Mariabild
Der Waldkapelle winden.

O ja, ich zieh' das Meßgewand
Dir an am Waldaltärchen;
Dort dienet Dir als Ministrant
Dein allerliebstes Clärchen.

Jetzt ist die Mutter hinterm Strauch
Voll Lust hervorgekommen
Und hat das Paar nach Mutterbrauch
An's frohe Herz genommen.

Sie selber half getreulich mit
Gar schöne Kränze flechten
Und lenkte dann den eignen Schritt
Zum Bilde der Gerechten.

Und als das Bild umwunden war
Und Karl pontificirte,
Da kniete Klärchen am Altar
Gar fromm und ministrirte.

Die Mutter hob den Thränenblick
Zu Gott und ihren Beiden,
Und gab sie schuldlos ihm zurück
Und der Gebenedeiten.

Digitized by Google

WILHELMSBURG
AUF DER HOHNE VON GARDOVALL

Eine Fußreise im Jahr 1819 und 1865.

Von G. Tobler.

I.

Glarus, Schwyz, Vierwaldstättersee.

Hiezu ein Bild (Tellenplatte).

Vor sechsundvierzig Jahren und heute, wie vieles ist anders geworden! Im Jahre 1819 machte ich meine erste, größere Fußtour durch mehrere Schweizerkantone, und im Laufe dieses Sommers verfolgte ich beinahe denselben Weg. Bei diesem Anlasse brach ich oft in die Worte aus: „Wie Manches ist anders geworden!" Und doch ist wieder viel, ja die Hauptsache nicht anders geworden. Da sind sie ja noch, jene herrlichen Berge in ihren majestätischen Formen, mit ihren Firnen; da sind noch, die sanften Thäler, die wilden Schluchten, die freundlichen Seen mit den Inseln und dem bald anmuthigen, bald düstern Gelände; nicht geändert hat der Wasserfall, man würde glauben, das gleiche Wasser bilde noch die gleichen Strahlen, die nämlichen Garben. Diese Bilder traten auf meiner diesjährigen Reise mit all der Frische wieder vor meine Seele, mit der sie damals das jugendliche Gemüth erfüllte und begeisterte, so daß ich nicht widerstehen kann, das Damals und das Jetzt in einen Rahmen zusammen zu fassen.

Es war ein frischer, aber herrlicher Maimorgen, da nahm ein sechszehnjähriger Bursche Abschied von den lieben Eltern und vom jüngeren Bruder. Zum ersten Male verließ er für längere Zeit das väterliche Haus. Wer erfahren, wie hart ein solcher Abschied fällt, weiß auch, wie dem Reisenden zu Muthe war. Lange noch tönten die herzlichen Ermahnungen des treuen Vaters in seinem Herzen nach, lange fühlte er noch die heiße Thräne einer liebevollen, aber ängstlich besorgten Mutter und des in Liebe ihm verbundenen Bruders auf seinen Wangen brennen.

Es war noch dunkel; tausend Sterne prangten am Himmelsgewölbe, als er in Begleitung dreier andern Personen über die Linthbrücke schritt, welche Glarus mit Ennenda verbindet. Stillschweigend wanderte die kleine Reisegesellschaft durch die lange Hauptgasse des Fleckens Glarus. Der Jüngling nahm in Gedanken Abschied von all den lieben Tummelplätzen, auf denen er sich mit seinen Freunden herumgetrieben, von dem alten Salzhaus, unter dessen Hallen die zahlreichen Saumpferde ausruhten,

nachdem sie von ihrer Last, mit frischer Butter, Zieger und Käse befreit, dann aber oft von den kecken Knaben bestiegen oder gar gemolken wurden; er nahm Abschied von so manchem alten Hause, in dem noch einer seiner Freunde schlief; vom alten, ehrwürdigen Rathhause mit der langen Stiege, der großen Halle, in welcher das Kantonswappen prangte, umgeben von gemalten Steinböcken die aber mit prächtigen, ächten Hörnern, dieses in den Glarnerbergen längst ausgestorbenen Alpenwildes, geziert waren; noch warf er einen Blick auf die alte Kirche, in welcher seit vielen Jahrhunderten die frommen Glarner ihren Gott und Heiland verehrten.

Ach, wenn ihm Jemand gesagt hätte, daß zwei und vierzig Jahre später auf den Tag selbst (den 11. und 12 Mai 1861) der große, schöne Flecken ein Raub der Flammen sein, daß alle die schönen Häuser und öffentlichen Gebäude in wenig Stunden in einen Schutthaufen verwandelt würden. Es war ein entsetzliches Ereigniß, das nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Europa große Theilnahme erregte. Nun ist auch hier alles anders geworden. Hügel, auf denen der muntere Knabe sich im Sommer herumgetrieben, im Winter mit Schlittenfahren sich belustigte, sind abgetragen und zum Ausebnen des Terrains benützt worden; die Straßen erhielten eine andre Richtung, eine neue Eintheilung; die alten, mit großen Schindeln bedeckten und mit schweren Steinen belasteten Häuser sind durch neue, im modernen Styl erbaute Wohnungen ersetzt. Prachtbauten wurden aufgeführt für Pfarr- und Schulhäuser, für das Gerichtswesen, das Regierungsgebäude und die Kirche.

Bald langten unsere Reisenden in Riederen an, das an der wilden Löntsch, am Wege in das Klönthal liegt. Das kleine höchst bescheidene Häuschen, in welchem der berühmte russische Feldherr Souvarow nach jenem denkwürdigen Zuge über den Kinzig-Paß und über den Pragel, sein Quartier genommen, hat in jüngster Zeit einem Fabrikgebäude Platz machen müssen. Das Glarnervolk, thätig, unternehmend, benutzt in ausgezeichnetem Grade die reichen Wasserkräfte seiner größern und kleinern Bergbäche und vermehrt dadurch fast alljährlich die Zahl größerer oder kleinerer Etablissements seiner Industrie. Wohl kein Land hat im Verhältniß seiner Bevölkerung so zahlreiche und so mannigfaltige Manufakturen, wie Glarus.

Noch immer schritten unsere Reisenden still dahin, Jedes in Gedanken bei den lieben Zurückgelassenen. Allmählig aber machte sich die Reiselust, die Hoffnung Neues, Schönes, Großes zu sehen, bei dem jüngern Theile der-

ſelben geltend. Hatte ſich doch namentlich der Jüngling ſchon lange auf dieſe Tour gefreut, mit Sehnſucht der Stunde gedacht, wo er namentlich die klaſſiſchen Stellen der Schweiz betreten ſollte; wie manches Buch in der Bibliothek ſeines Vaters hatte er durchblättert, damit ihm keine Merkwürdigkeit entgehe.

Als nun der Weg neben der Schlucht vorbeiführte, aus deren grauſer Tiefe das Donnern der wilden Löntſch kaum mehr gehört wurde, da war wieder Leben in ihn gekommen, und nur die ernſte Mahnung der beiden ältern Mitreiſenden konnte es verhüten, daß trotz des Halbdunkels unſer Freund nicht, wie er ſchon oft gethan, auf die Aeſte eines Baumes kletterte, der in den Abgrund hinausragte, um in die finſtere Kluft hinabzuſehen, in deren Tiefe der Giſcht des aufgeregten, ſchäumenden Bergſtromes in mattem Glanze heraufſchimmern mußte. Als dann ein Stern nach dem andern im Oſten verſchwand, als die Bergreihe des Wiggis mit ihren Hörnern und Zacken von dem ſchwach erhellten Morgenhimmel ſcharf abſtach, als dieſe Stelle nach und nach immer heller wurde und bald in ſanfte Roſengluth überging, immer ſchöner, immer feuriger wurde und ſchon die gegenüberliegenden höchſten Gipfel und Berge ſich rötheten; als dann die Reiſegeſellſchaft bei einer Wendung des Weges plötzlich, wie durch einen Zauberſchlag am Ausfluß der Löntſch aus dem Alpſee ſich befand: da entfuhr dem Jüngling ein freudiges: „Ach, wie herrlich!“

Wie angewurzelt bleibt er vor dieſem, in ſeiner Art unvergleichlichen Anblick ſtehen. Der Klönſee iſt einer der ſchönſten Alpenſeen der Schweiz. Dunkelgrün liegt er vor Dir, glatt wie ein Spiegel und die ganze große ihn umgebende Alpenwelt in treuem Bilde widergebend. Rechts die fette Seerütialp, die mit der Dryenalp bis an die noch in tiefem Schatten liegenden Felswände des Dryenſtocks hinanſteigt. Der Fuß der Alp iſt wie überſäet mit regelmäßig geformten Schuttkegeln. Ein „Sentum“ ſchöner Kühe mit ihren hellen Glocken tritt eben aus den einfachen, halbverborgenen Hütten und begrüßt mit dem muntern Geſange der Vögel, den anbrechenden Tag. Weiterhin auf der gleichen Seite wechſeln Schutthalden mit friſchem Grün und dunkeln Waldungen ab und ziehen ſich hinauf bis in die Felskuppen des Wiggis. Den Hintergrund bildet das allmählig anſteigende Richiſau-Alpthal von ſtarren Felswänden und prächtigen zackigen Gipfeln umgeben. Allein den erhabenſten Anblick gewährt die linke Seite des Sees.

Mächtig erhebt sich aus der stillen Oberfläche das schauerliche Felsengehänge des Glärnisch. Denke Dir diesen Riesen, der seinen mit einem mächtigen Firn gekrönten Scheitel fast 8000 Fuß über den See erhebt und dabei eine Felsenwand zeigt von 6000 Fuß Höhe, die fast senkrecht in den See abfällt; denke Dir denselben in aller Pracht der frischen Morgenbeleuchtung, den Firn, wie mit Rosengluth übergossen; von den Wänden herab viele kleine Wasserfälle, wie zarte Silberstreifen und den Fuß noch in Schatten gehüllt, hie und da die kleinen Buchten mit Laubholz geziert. Und nun dieses ganze großartige Gemälde so treu, so rein im See nochmals abgespiegelt, daß man kaum zu unterscheiden vermag, wo sich das Bild von der Wirklichkeit trennt. Die 8000 Fuß hohe Felswand, mit dem Firn siehst Du noch einmal, umgekehrt 8000 Fuß tief im See. Nur dort, in der Bucht, am Fuße des wirklichen Glärnisch, stören einige wilde Enten das Bild, indem sie das Wasser sanft kräuseln.

Unsere kleine Reisegesellschaft schreitet nur langsam vorwärts dem dreiviertel Stunden langen und zwanzig Minuten breiten See entlang. Ein schlechter, holperiger Weg, der heute aber durch einen hübschen Fahrweg ersetzt ist, führte damals an sein westliches Ende. Die Sage erzählt, daß die russische Armee unter Suvarow, als sie unter unsäglichen Gefahren über den Pragel an diesen See gelangte, auf dem holperigen Wege eine Geldkiste verloren habe, welche in den See gestürzt sei. Manche Jahre nachher wurden mehrere Versuche mit Tauchern gemacht, um diesen Schatz dem tiefen See zu entreißen; allein ohne Erfolg, wahrscheinlich weil gar keine Geldkiste hinabfiel.

Nun ist es aber voller Tag und Zeit, daß wir uns die Reisegesellschaft näher besehen. Ein Mann, einfach, ernst, wortkarg geht voraus, hinter ihm her seine Frau. Sie tragen abwechselnd einen schweren Tragkorb, in welchem hundert kleine Gegenstände sind, wie Nadeln, Faden, Seide, Knöpfe, Fingerhüte, Stecknadeln, Schnüre, Band u. s. w. Sie wollen nach Genf, um dort, während des Sommers, einem ziemlich einträglichen Geschäfte obzuliegen. Die Unkosten für die lange Reise bis dorthin muß ihnen aber ihr kleiner Kram decken, darum wählen sie für ihre Reise nicht die Hauptstraße, sondern wenig besuchte Thäler, wo sie mit ihrer Waare willkommen sind. Neben dem erwähnten Jünglinge trabt ein langbeiniger, etwas blasser Junge einher. Man sieht bald, daß die beiden Kameraden sind. Und nun noch einen Blick auf den letzten der vier Reisenden, auf unsern jungen Freund selbst.

Du bist sehr einfach ausgerüstet für die Reise, mein Freund! Die dünnen, baumwollenen Beinkleider werden Dir bei dieser Jahreszeit und auf den hohen Bergen wenig Schutz gewähren gegen Kälte und Nässe. Auch der braunrothe abgetragene Rock würde heutzutage als durchaus unzureichend bezeichnet werden. Vielleicht enthält der Bündel, der Dir am Rücken hängt, Besseres? Ist das Deine ganze Ausrüstung für eine solche Reise? Der enthält ja nur zwei Hemden, zwei Taschentücher und zwei Paar leinene Socken, nebst einem Paar halbwollener Beinkleider und einer Weste! Wo sind denn Halsbinden, wollene warme Strümpfe, wo ist der Ueberzieher, die Handschuhe? Und zudem ist Dein ganzes Gepäck nur in eine Wachsleinwand eingewickelt, mit Schnüren zusammengebunden und mit zwei Tuchenden als Tragriemen am Rücken befestigt. Das ist in Wahrheit eine sehr primitive Reisetasche. Den dicken Handstock, den Du munter schwingst, hast Du wohl auch selbst geschnitzt aus einem Stechpalmenstämmchen?

Aber wer reisen will muß auch Geld haben; mein junger Freund, laß einmal sehen, wie sieht denn Dein Geldbeutel aus? Der Beutel wäre so übel nicht; er ist eine Arbeit der guten Mutter; aber, aber ..! Nun es kommt darauf an, wohin Du eigentlich willst! — Was, in die französische Schweiz, zu Vater Pestalozzi willst Du? Auf dem Wege, den Du einzuschlagen gedenkst, hast Du wohl an die 70 Stunden zurückzulegen und das mit dem Geld da, wo denkst Du hin? Da schlage Dir nur jede Fahrgelegenheit aus dem Sinne, Du mußt Tag für Tag auf Schuhmachers Rappen reisen und wenn Du meinst, gute Weine zu trinken, an der Table d'hôte zu speisen und dergleichen Dinge mehr Dir im Kopfe stecken, so wird Dein Geldbeutel schon nach den ersten paar Tagen an der Schwindsucht schwer, ja rettungslos darnieder liegen.

Er denkt aber auch nicht an dergleichen Dinge, unser junger Freund. Vier Kronenthaler waren Alles, was der gute Vater aufbringen konnte und damit reicht man weit, meinte er, wenn Magen und Bequemlichkeit nicht die Hauptsache sind. Um einen der schönsten Theile des Vaterlandes kennen zu lernen, braucht es stramme Beine, ein offenes Auge, offene Ohren und einen hellen Sinn. Hat man nur Geld, um den Hunger zu stillen, ein einfach Obdach für die Nacht zu finden so geht es schon. Ausdauer hat unser Freund genug, ist für seine sechszehn Jahre kräftig, stark und gesund, an sehr wenig Bedürfnisse gewöhnt, abgehärtet gegen Kälte und Hitze,

gegen Wind und Wetter. Hat er doch schon manche anstrengende Bergtour gemacht, nur mit einem Stück Brod und Zieger in der Tasche; kann er doch klettern, jedem Gaisbub zum Trotz; hat er schon manche Nacht auf hartem Lager zugebracht nur mit einem Stück Holz unter dem Kopfe und doch gut geschlafen und ist bei alledem nicht verhungert und nicht vor Durst umgekommen.

Da ist freilich heutzutage Manches anders geworden. Kenne ich doch genug Knaben dieses Alters, die, wenn sie eine Stunde zurückgelegt, schon wieder an Erfrischung und Ruhe denken, die erklären, ohne Bier und Wein, ohne eine Portion Cotelettchen oder Braten keinen Fuß weiter zu setzen. Und wird eine größere Reise unternommen, so wird die Reiseroute nach der Eisenbahn eingerichtet. Statt in Gottes schöner Welt die Wiesen in ihrem Blumenschmuck und mit ihren tausend lebenden Wesen zu durchwandern, statt den herrlichen Wald mit seinem Duft, das liebliche, erfrischende Gebüsch mit seinen muntern Sängern, die mächtigen Berge mit ihren tausend Wundern in der Nähe zu betrachten, sich an Gottes herrlichen Werken zu erquicken, sitzen sie auf dem weichen Polster, gucken, wenn es gut geht, zum schmalen Fensterchen hinaus und werden schwindlig, wenn Häuser, Bäume, Wiesen, Aecker, Wälder, wirbelnd und in rasender Eile an ihnen vorbeitanzen und kaum bemerkt, auch wieder verschwunden sind. Ja, man muß noch froh sein, wenn der Knabe nur noch hinausschaut, damit er etwas Anders von der Welt sehe, als die Restauration, wo er dann so schnell als möglich sich von den ausgestandenen Strapazen des Sitzens erholen könne, froh sein, wenn er nicht schon die Cigarre im Munde hat und blasirt Männchen spielt.

Doch kehren wir wieder zu unserer Reisegesellschaft zurück, die nach einem mehrstündigen Marsch über Wiesen, durch Wälder, über frische Bäche und duftende Alpenweiden sich am Fuße eines Felsens gelagert, um ihr Frühstück, in einem Stück Brod bestehend, zu verzehren.

Es ist hier nicht der Zweck, alle die kleinen Abenteuer, die sie erlebten und alle die schönen Punkte zu beschreiben, die sie sahen. Der Weg auf den Pragel und hinunter in's Muottathal ist sehr schlecht und hätten die Russen, als sie hindurchzogen, sich nicht schon bei ihrem Uebergange über den Kinzigpaß an die entsetzlichen Gefahren und Mühen gewöhnt, man würde es kaum für möglich halten, wie sie hier herübergekommen. Auf längere Strecken sind nur Baumstücke nebeneinandergelegt, damit man über sumpfige

Stellen hinwegkomme. Der Aelpler nennt sie „Prügelbrücken.“ An anderen Orten bildet der Weg eine Art Treppe, nur daß die Stufen zwei bis drei Fuß hoch, sehr ungleich sind, gleichen mehr einem Haufen Felsstücke, die man den Abgrund hinuntergeworfen, als einer Stiege; nicht selten führt diese sonderbare Treppe längs steil abfallenden Abhängen hin. Seit den vierzig Jahren ist es hier noch nicht anders geworden und dem Reisenden, der sich einen Begriff machen will, wie früher die meisten Alpenübergänge ausgesehen, ist eine Wanderung über den Pragel zu empfehlen. Dabei kann er noch manches Andere kennen lernen; er findet heute noch wie damals, den kräftigen, gewandten Muottathaler. Dieser ist seiner Größe, dem schönen Ausdrucke seiner Physiognomie nach, einer der schönsten Bergbewohner der Schweiz. Der Muottathaler ist arm, aber genügsam, still, fromm, dabei froh, bei gesundem, kräftigem Körper, bei frischer Gesichtsfarbe. Viehzucht, nur hie und da der Anbau einiger Kartoffelfelder sind seine Hauptbeschäftigung. Gewerbsthätigkeit und industrielle Etablissement sind noch nicht in dieses einsame Thal gedrungen und nur selten hört man im kleinen Häuschen von Holz mit dem dicken Schindeldache den Seiden-Webstuhl klappern.

Auf dem Pragel fanden unsere Freunde bei den Sennen noch die alte Gastfreundschaft. Was die Sennhütte bot, nämlich frische Milch, Zieger, frischen Käs und Butter wurden aufgetragen und die Reisenden ließen ihnen dagegen Brod zurück, damals ein Leckerbissen für den einfachen Senn. Heute hat die Spekulation auch auf diesem Alpenübergange die kleine Alphütte in ein Wirthshäuschen verwandelt, in welchem man nun allerlei Gerichte haben kann, allein den einfachen genügsamen Sinn findet man da nicht mehr.

Die Ueberlieferungen erzählen viel von großen und besonders starken Männern, die sich unter den Schwyzern auszeichneten. Ein Güpfer von Steinen trug während dem Zürichkriege (1439) eine mehrere Centner schwere Glocke von Horgen, wo er sie aus dem Kirchthum herabgeholt, nach Hause. (wohl an acht Stunden Weges). Drei Männer vermochten nicht den Arm des Rudolf Reding zu biegen und damals, als unsere Reisenden auf dem Pragel waren, hob einer der Sennen einen mächtigen Ahornklotz von vier Fuß Durchmesser mit leichter Mühe über einen am Boden liegenden Balken weg. Solche Kraftproben kommen viele vor und liefern den Beweis, daß die einfache Lebensweise, die mühevolle und kraftanstrengende Arbeit des Flötzens, des Holzhauens und des Tragens schwerer Lasten in den Bergen

zur Entwicklung großer Körperkraft mehr beitragen, als die entnervende Beschäftigung in den meisten Manufakturen.

In Muotta wurden die Wanderer von einfachen, lieben Wirthsleuten an ihren Abendtisch geladen und aßen mit ihnen Suppe und Kartoffeln.

Am andern Morgen wanderten sie munter durch das einfache, aber an Naturschönheiten reiche Muottathal, gelangten dann durch die wilde Schlucht die das Thal abschließt und standen, aus dem Walde tretend, plötzlich vor dem weiten, offenen Thalkessel, in welchem sich der schöne Flecken Schwyz ausbreitet, angelehnt an den mächtigen zweizackigen Mythen. Im Hintergrunde der stille Lowerzersee mit seiner burggekrönten Insel Schwanau und links der schöne alpenreiche Rigi.

Während die beiden ältern Reisenden und ihr Sohn mit ihren Waaren von Haus zu Haus gingen, eilt unser junger Freund nach Steinen, besucht da die kleine Kapelle, welche die Stelle von Stauffachers Haus bezeichnet, und mit alten, nicht werthlosen Gemälden geziert ist. Dann geht er über Steinenberg nach dem ungeheuren Grabhügel, der ein halbes Tausend Menschen deckt.

Wenn heute im neuen Goldau fast alle Felsen mit Moos und Rasen bedeckt oder gar mit Ahorn, mit Tannen bewachsen, wenn die ebenen Stellen in fette Wiesen verwandelt sind oder wenn gar auf Feldern die reichen Aehren lieblich hin- und herwogen, wenn Obstbäume in der Nähe neuer Wohnungen den Bewohnern derselben ihre süßen Früchte bieten: so macht man sich nur mit Mühe eine Vorstellung von einem entsetzlichen Grabhügel. Damals aber, 1819, nur dreizehn Jahre nach dem schrecklichen Ereignisse, war es anders. Da waren die Felsen groß, die größten noch nackt und kahl, wild über einander gewälzt, dazwischen lag Schutt und Trümmer von Stein, von zerschmetterten Baumstämmen, große Pfützen mit Wasser, das keinen Abfluß gefunden, bildete schmutzige Schlammteiche, und dort eine weite Ebene mit Baumstämmen, Balken, Steinen und Schlamm bedeckt, hatte einen Viertheil des lieblichen Lowerzersees in wüstes Land verwandelt. Alles wüst und öde, ein entsetzliches Chaos bildend, ohne Spur von Pflanzenleben, als hätte die Natur selbst sich gescheut, den mächtigen Grabeshügel zu zieren. Und doch sollte das Wort des Schöpfers auch hier wieder zur Wahrheit werden: „Und Gott sprach: es lasse die Erde aufgehen Gras und Kraut und fruchtbare Bäume, da ein Jeglicher Frucht trage nach seiner Art.“ Das Chaos

hat in den vierzig Jahren ein freundliches Kleid angezogen und läßt nur noch da nnd dort Spuren früherer Verwüſtung erblicken.

Geraume Zeit kletterte unſer junger Reiſender zwiſchen den Felſen herum. Ihm war, als ſollte er noch etwas finden, das den armen verſchütteten Goldauern gehört hatte. Allein als er hinaufſah nach dem Roßberge und nach der Lücke oben am Gnypenberge ſah, die der herabgeſtürzte Schutt gemacht hatte, wenn er die manchen Kirchthurm hohe, kahle, ſenkrecht abgeriſſene Wand ſah, ein entſetzlich Wahrzeichen: ſo ſchien es ihm, als wanke ſie wieder; er ſah ſie von Neuem in Bewegung und es befiel ihn unwillkührlich große Angſt. Die Neugierde war plötzlich geſtillt und er war erſt wieder ruhig, als er dem lieblichen Schwanau gegenüber ſtand.

Lieber Leſer, vielleicht lächelſt Du ob der unnöthigen Furcht des jungen Burſchen; aber Du vergiſſeſt, daß er erſt eine Stunde vorher auf dem Wege über Steinenberg von Augenzeugen das entſetzliche Ereigniß erzählen hörte und daß vielleicht mancher reifere Mann, geſchweige ein junger Burſche mit lebhafter Phantaſie kaum ein ähnliches Gefühl zu unterdrücken vermag.

In Lowerz trat er in die kleine, neue Kirche. Die früher hier geſtanden, wurde durch den Bergſturz, wie überhaupt ein großer Theil des hübſchen Dorfes, zertrümmert. Ein Bild der heiligen Maria genießt große Verehrung, da es allein von allen Kirchenornamenten der entſetzlichen Verwüſtung entging.

Ein Landmann aus Seewen hatte unſern jungen Wanderer eingeholt. Bald war ein Geſpräch angeknüpft und natürlich der Gegenſtand der Unterhaltung war der zweite September 1806. Der Schwyzer war Augenzeuge der entſetzlichen Verheerungen geweſen, welche die ungeheure Menge Schutt, plötzlich in den See geworfen, veranlaßt hatte. Dieſer Schutt füllte in einem Nu einen Viertheil des hübſchen Sees aus. Man denke ſich, wie das Waſſer dadurch emporgetrieben wurde. Die Inſel Schwanau, auf deren Felskuppe eine ſchöne Ruine in mächtigen Bäumen ſich halb verbirgt, ſtand einige Minuten ganz unter Waſſer.

„Siehſt Du den kleinen Mauerſtock, faſt am Ufer," ſagte der Landmann zu ſeinem jungen Begleiter, „das iſt der Ueberreſt einer Kapelle, welche die Wuth des Waſſers zerſtörte. Würdeſt mir kaum glauben, wenn Du den Stein ſäheſt, der am Morgen jenes entſetzlichen Tages noch in der Nähe meines Hauſes in Seeven lag und den, obwohl an hundert Centnern ſchwer, die Wuth des Waſſers mehrere hundert Schritte weit etwas aufwärts ſchleuderte.

Einen großen Weidlig (Kahn) trug das plötzlich aufgestauete Waſſer an tauſend Schritte weit gegen den Berg hinan. Statt des freundlichen Grün ſeines ſtillen Spiegels bedeckten Trümmer von Häuſern, Ställen, Bäumen, Hausgeräthſchaften ſeine Oberfläche. Die ſtille, ſanfte Seewen (Ausfluß des Sees) wurde auch zum wüthenden Strom, riß Mühlen, Sägen, Dämme, alle Wohnungen in ihrer Nähe hinab in den Vierwaldſtättерſee. Ja, ja, mein kleiner Freund, fügte er hinzu, indem er dem erſtaunten Zuhörer auf die Achſel klopfte, ja das war ein ſchrecklicher Tag und des Jammers und Elendes kein Ende. Geraume Zeit nachher, wenn ein Geſchäft mich nach Lowerz führte, überkam mich jedesmal ein Gefühl von Angſt und Bangigkeit, wenn ich nach jener grauſigen Lücke blickte dort oben am Gnypen; ich eilte ſtets, um recht bald über den Schutt hinweg zu ſein.

„Grüß Gott, Franz Anton," rief er einem ſchönen, kräftigen, jungen Manne von vierundzwanzig Jahren zu, der auf die Beiden zuſchritt. „Wohin des Weges?"

„Ha, nur nach Lowerz, zum Vetter."

„Und wohl auch zur Baſe, zur Maria Bürgin?"

„Kann wohl ſein," antwortete lachend der Burſche und dem Begleiter unſeres Freundes die Hand ſchüttelnd, ſchritt er weiter.

„Das iſt ein wackrer junger Mann," fuhr dann der Letztere fort. „Es gibt wenig beſſere in der Gegend. Kann aber kaum anders ſein; ſeine Familie Ulrich iſt eine der ehrenwertheſten des Kantons. Siehſt Du da drüben die Au? ſie gehört zu Steinen, wo Du dieſen Morgen geweſen. Dort wohnte der Großvater des jungen Burſchen, ein Mann, der in wahrer Frömmigkeit und großer Sparſamkeit ſich ein hübſches Vermögen erworben. Der hatte drei Söhne, der ältere, Anton, und der zweite, Joſeph, hatten geheirathet und zwar zwei wackere, gut gezogene Schweſtern und der jüngere, Johannes, war Bräutigam als der Vater ſtarb. Dieſer hatte jedem der Söhne ein Haus hinterlaſſen und zu dem Zwecke ein neues Haus für zwei Haushaltungen gebaut. Kannſt es von da aus ſehen, das näher am See liegende, von den großen, ſchönen Nußbäumen umgeben und dort links davon iſt das alte ſeit mehr als hundert Jahren von den „Ulrich's" bewohnt. Bei der Theilung looſeten die Söhne um die Wohnhäuſer und die alte Wohnung fiel dem Aelteſten zu, die beiden jüngern ſollten das neue Haus erhalten."

„Schon machte Johannes, der Jüngſte, Anſtalten um ſeine Braut heim-

zuführen, die sich sehr freute im neuen stattlichen Gebäude zu wirthschaften. Eines Abends war Anton still, schien etwas verlegen, näherte sich bald seinem Bruder Johannes, bald wich er ihm wieder aus.

„Du wünschest etwas von mir," sagte endlich dieser. „Sag es nur, was ist's?"

„Ich darf fast nicht — doch Du warst ja immer ein guter Bruder, will's nur frisch von mir geben. Weißt, meine und Josephs Frau sind Schwestern; ihre Mutter ist eine brave, aber arme Wittwe, da haben die beiden Schwestern ehe das Loos entschied, Pläne geschmiedet, wie sie die Mutter zu sich ins Haus nehmen wollten. In ihrer Freude dachten sie gar nicht daran, daß es anders kommen könnte, als sie es sich ausgesonnen hatten. Es war ja so schön, die beiden Schwestern beieinander unterm gleichen Dache und beide vereint für die herzlich geliebte Mutter sorgen, jedem ihrer Wünsche zuvorkommen zu können. Ihre innigsten Wünsche sind zu Wasser geworden, denn das alte Haus ist, wie Du weißt, zu klein, um die Mutter auch unterzubringen. Die beiden guten Weiber sind nun recht traurig. Willst Du, lieber Johannes, mir Deinen Theil am neuen Hause abtreten? Sollst es nicht umsonst thun, ich gebe Dir gerne zweihundert Gulden. Du siehst Bruder, ich thue die Bitte nicht in selbstsüchtiger Absicht, oder aus Hochmuth, mir wäre die väterliche Wohnung lange gut genug, ja lieber gewesen."

„Mach nicht so viele Worte, Anton, ich kenne Dich wohl und wäre ich nicht Bräutigam, so würde unser Handel jetzt schon abgemacht sein. Aber meine liebe Margareth freut sich gar sehr des neuen Hauses und hat nun auch ein Wort dazu zu sagen. Ich weiß zwar wohl, sie sagt nicht nein, denn ihr alle seid ihr gar lieb, allein es möchten doch Stunden kommen, wo es sie reuen könnte, so mir nichts dir nichts das schöne Haus an ein altes getauscht zu haben. Weißt was, lieber Anton, wir wollen als treue Brüder handeln, so daß der Vater selig es auch billigen würde. Von den zweihundert Gulden, die Du mir geben willst, ist keine Rede. Ich will nichts, aber gib meiner Margareth hundert Gulden zum Geschenk, so wird es sie freuen und dann geht es."

„Ja, lieber Freund, und es ging, und die Brüder alle leben noch in treuester Geschwisterliebe. Nur das alte Mütterli ist heimgegangen. He, was sagst zu den Ulrichs? sind daß nicht Ehrenleute? Und daß ich es

nicht vergesse, ich erzähle Dir noch etwas von dem Sohne Antons, von dem Franz Anton, der vorhin bei uns vorbeiging.

Wirst wohl auch gehört haben, wie im Herbst 1799 die Franzosen mit den Oestreichern in unserm schönen Lande Krieg führten und obschon wir weder Freund noch Feind der Einen und der Andern waren, wurde doch unendlich viel geplündert, verdorben, besonders von den Franzosen. Als diese in Steinen einzogen, floh was fliehen konnte. Anton und Joseph Ulrich waren daher in Schwyz und auf der Alp im Muottathale und ihre Frauen, die Schwestern Elisabeth und Katharina, bepackten einen Korb mit Lebensmitteln und mit einigen Kostbarkeiten. „Mutter, Mutter," rief der kleine vierjährige Franz Anton, ist jetzt freilich an die zwanzig Jahre älter geworden — da ist ein Körbchen, darein thust Du die Kleiderchen meiner lieben kleinen Schwester und die trage ich."

„Du bist wohl schwach, denk, es geht an den Urmiberg hinauf," sagte Base Kathri.

„Was schwach, ich will das Schwesterli noch obendrein tragen und am Urmiberg oben bin ich auch schon gewesen mit dem Vater. Ich zeig Euch den Weg."

Seinem Wunsche wird entsprochen und sie wandeln über Seewen hinauf, dort durch den Wald ging es. Der kleine Führer mit seinem Bündel voraus, dann die Mutter mit dem Mädchen auf dem Arm und zuletzt Kathrina mit dem Korb. Oft standen sie still, theils um auszuruhen, theils um mit der unbequemen Bürde zu wechseln, oder um hinüber zu sehen nach der geliebten Au, nach der heimeligen Wohnung.

Nachdem sie wohl zwei Stunden hinangestiegen waren, kamen sie auf eine ebene Stelle, mit prächtigen Buchen bewachsen.

„Da laß uns bleiben," rief Katharina. „Sieh, dort bilden die Felsen eine kleine Höhle, in der wir vor Wind und Wetter Schutz finden können und auf dem weichen Moos ruht es sich gut." Die arme Elisabeth war es wohl zufrieden, um so mehr, als ihr kleines Mädchen nicht mehr zu trösten war. Ach, sein Rufen nach dem Vater zerriß der armen Mutter Herz. Werde ich den lieben treuen Mann wieder sehen und wie? Mein Gott! vielleicht arm und elend. Ich kenne ihn, so gut er sonst ist, sollten ihn die häßlichen Franzosen reizen, nach seinem schönen Vieh greifen, so wird er sich wehren und wären es auch zehn gegen ihn. Ach, heilige Mutter Gottes, wie wird das

gehen! So denkt sie, während sie ihren Kindern etwas Brod und Milch gibt. Franz Anton hat sich neben dem Schwesterchen niedergesetzt, pflückt ihm Blumen und die Kleine hat alles vergessen und jubelt und lacht."

„Siehst, liebe Elisabeth, so müssen auch wir es machen, werden wie die Kinder und vertrauen auf Gott und seine Heiligen," sagte Katharina.

„Hast Recht, Schwester. Was hilft mein Jammern und Weinen? Es ist ja dem Vater im Himmel ein Leichtes, den Anton und den Joseph zu erhalten, unser Hab und Gut zu schützen und auch uns und die lieben Kleinen da vor Unglück zu bewahren. Ja, wir wollen Gott vertrauen!" Und auch sie langten nach der Speise, als plötzlich aus dem dunkeln Walde zwei französische Soldaten auf sie losstürzen.

„Potz Kreuzelement," rief der eine, ein Elsaßer. „Wir machen da bessere Beute, als die im Dorf drunten. Findens hier schon beisammen und gerade das Werthvollste. Ha, ha, brauchens nicht lang aus Kisten und Kasten herauszusuchen! Her da, mit dem Plunder! Nur nicht gemukst, oder..."

Katharina hatte gleich beim ersten Erscheinen der Männer den Korb an sich gezogen und ihre Schürze darüber gedeckt; die Mutter aber war zu ihren Kindern geeilt und hatte die laut schreiende Kleine in ihre Arme genommen. Anton war nach dem Körbchen gelaufen, das er getragen, hatte es zur Mutter gebracht und sich darauf gesetzt.

„Nun wird's bald, Morbleu," rief der Elsaßer, während sein Kamerad drohend die Flinte erhob.

Was machen? Die armen, wehrlosen Weiber haben keine andere Wahl. Katharina schiebt traurig den Korb dem rohen Soldaten hin. Beide reißen mit gieriger Hast Stück für Stück heraus, theilen das Beste und werfen einige ihnen unütze Stücke weg.

„Nun kleine Kröte, auf was sitzest denn Du? Fort da, das Körbchen her!"

„Nein, nein! das Körbchen geb ich Dir nicht. Die Kleidchen für's Schwesterli sind d'rin, die erhältst Du nicht."

„Was, Du wagst es mir zu widerstehen? wart, ich will Dir!" und damit greift er nach seinem Säbel, um den Kleinen zu schrecken.

„Fürchte mich nicht vor Dir, die Kleidchen erhälst Du doch nicht."

„Will doch sehen wer Meister ist," lacht der Krieger, und mit starkem Arm hebt er den kleinen Anton in die Höhe und wirft ihn bei Seite.

Dieser, als er sieht, daß er zu ohnmächtig ist, der Gewalt zu widerstehen,

wirft sich vor dem Elsässer auf die Knie und ruft mit aufgehobenen Händchen: „Um Gotteswillen bitte, bitte, lieber Mann, laß mir das Körbchen, laß dem armen Kommerchen (so hieß das Schwesterchen) die Kleider; ach! es müßte ja erfrieren da im Walde. Bitte, bitte!“

Selten ist ein Herz so verhärtet, daß es sich dem unschuldigen Flehen eines Kindes verschlöße und namentlich da, wo kindliche Unschuld mit entschlossenem Muthe gepaart ist.

Gerührt steht der Soldat da. Thränen treten ihm in die Augen und auch der andere, ohne die Worte des Kleinen verstanden zu haben, begreift doch, um was es sich handelt und läßt seine Flinte sinken; und als sein Kamerad ihm mit einigen Worten die Sache auseinandergesetzt, rief er gerührt aus: «Oui, oui, c'est très-bien.»

Der Elsäßer aber hob den kleinen Franz Anton auf, drückte ihn an seine Brust und rief: „Nein, nein! gutes Kind, Dir nehmen wir nichts. Da nimm Dein Körbchen mit dem Gewand für das kleine Kommerchen.“

O wie freudig, strahlend von Wonne, eilt Anton mit dem Körbchen zur Mutter, die ihn mit Entzücken an ihr Herz drückt.

„Habt da einen wackern Buben, liebe Frau. Wer wollte dem widerstehen? Wahrlich, man müßte der Satanas selbst sein. Um des Buben willen sollt auch Ihr alles wieder zurückerhalten. Da nehmt den Plunder! — Nichts von Dank, schweigt. Doch wenn Ihr uns Quatier geben wollt drunten im Dorf, so nehmen wir es gerne an.

Schneller als sie oben gewesen waren, befanden sich alle wieder im Hause dort drüben. Es war aber hohe Zeit, schon waren zahlreiche Marodeurs in den Nachbarhäusern und es ging schlimm genug dort zu. Die Hütte der armen, verlassenen Frauen aber blieb verschont, denn ihre Einquartierten waren und blieben ihre Beschützer, bis einige Tage später die Franzosen alle wieder abziehen mußten.

„Siehst mein Junge, das war jener Franz Anton, er war ein wackerer Knabe und aus wackern, muthigen und besonnenen Knaben gibt es auch Männer im wahren Sinne des Wortes. Doch da ist mein Haus. Behüt Dich Gott, mein Freund, lauf nicht zu schnell. Willst nach Schwyz?“

„Nein, nach Jugenbohl.“

„Nun dann geh rechts durch den Gatter und dann der Seeven nach durch die Matten, s'ist ein schöner lieblicher Weg. Gott sei mit Dir!“

Es war noch früh des andern Tages, als unsere ganze Reisegesellschaft in Brunnen auf Nutzbaumklötzen am sandigen Seeufer saß. Wie die Holzstämme auf denen sie saßen, so warteten sie auf eine Gelegenheit um über den See zu fahren.

Warum eine Gelegenheit abwarten, um acht Uhr fährt das Dampfboot ab, da seid ihr in zwanzig Minuten drüben auf Urner Boden. Ach, ihr vergesset, daß damal wenigstens in der Schweiz noch keine Rede war von Dampfschiffen, von Eisenbahnen mit dem schnaubenden Dampfroß, Lokomotiv genannt. Nun dann geht zu Fuß. Da ist ja eine herrliche Kunststraße die Axenstraße, welche in zwei und einer halben Stunde längs dem Seeufer nach Altdorf führt. Nein, liebe Leser, damit ist's wieder nichts. Die Straße da ist ein ganz neu erbautes Werk unsrer Zeit, damals konnte diese Strecke nur von kühnen Gemsjägern begangen werden.

Nun, dann hats ja Schiffe genug. Da sind drei, vier, fünf an der Schifflände angebunden und die müßig dastehenden Schiffleute haben schon mehr als ein Mal angefragt, ob sie die vier Reisenden hinüber rudern sollen nach jenem weißen Punkte im Hintergrunde des Sees. Allein der Geldbeutel protestirt dagegen, und der hat eine gewichtige Stimme im Rathe. Vielleicht läßt sich, meint der Geldbeutel, die Ueberfahrt wohlfeiler bewerkstelligen, wenn etwa andere Reisende ein Schiff miethen.

Während nun die beiden Alten ermüdet einnicken, der jüngere Gefährte aber gedankenlos die nackten Füße an seinen langen Beinen in's Wasser streckt, als wollte er damit Fische herausangeln zum Frühstück, sitzt unser junger Freund tief versunken vor dem großartigsten Gemälde, das sich vor ihm ausbreitet. Da liegt er vor ihm, den zu sehen er sich so lange gesehnt, der unvergleichlich schöne, wilde Urnersee, von senkrechten Felswänden umrahmt. Links die mächtige Frohnalp, deren Abhänge senkrecht in die blaue Fluth abfallen, rechts der Bauen, der bald seinem Gegenüber ähnlich ist, bald aber liebliche Wiesenpläne an das Ufer sendet und im Hintergrunde die mit ewigem Firn bedeckten Uri-Rothstöcke, die prächtige Pyramide des Bristens, an dessen Fuß sich die Gotthardstraße emporwindet. Gegenüber aber das fruchtbare Gelände von Unterwalden, das niedliche Beckenried mit seinem Wald von Nußbäumen, an den sich ein Tannenwald anschließt und weiter oben das prächtige Buochserhorn.

Bald aber traten Bilder längst vergangener Zeiten vor seine lebhafte

Einbildungskraft. Der blaue Himmel bedeckt ſich mit düſterm Gewölke, das hinter den Bergen ſich hervordrängt und auf den ſtillen See herabzuſtürzen droht. In der Ferne hört er dumpfes Brauſen, und bald verſchwindet die glatte Spiegelfläche vor ihm. Der wilde Sturm brauſt heran, peitſcht das Waſſer, daß es hoh aufſpritzt und eine Welle die andere zu jagen ſcheint. Immer wilder und wilder geberdet ſich das ſonſt ſo ruhige Element. Wehedemſchwachen Fahrzeug, welches es wagt, den ſichern Hafen zu verlaſſen! Unrettbar iſt es verloren, beſonders wenn es ſich dem Felſenufer naht, an dem ſich die Waſſer in ihrer Wuth in Staub zerſchellen.

Was ſchaukelt denn dort drüben in den wilden Wellen? Iſt's ein Baumſtamm? Nein, ich ſehe es deutlich, es iſt ein Kahn; zwei Männer ſitzen darin. Mein Gott, der Kahn iſt verſchwunden! — Nein, nein, da iſt er wieder; eine Welle verbarg ihn. Ha, wie die Beiden rudern! Nur wacker d'ran, bald ſeid ihr in der Nähe von Brunnen in ruhigerm Waſſer. Gott ſei Dank, ſie ſind gerettet! Jetzt ſtößt es an das Land, die beiden muthigen Männer ſteigen aus, werfen ſich auf die Knie, danken dem Allmächtigen, der ſie gerettet. Die hohe, kräftige Geſtalt, die ſich zuerſt wieder erhebt, iſt Tell, der den Baumgarten gerettet, als dieſer vor den Reiſigen des Vogts nach Beckenried floh, dort vergebens die Schiffleute bat, ihn hinüber zu ſtoßen an das diesſeitige, rettende Ufer. Niemand aber wagte es beim hereinbrechenden Sturm. Nur Tell ſpringt in den Kahn, indem er einfach ſagte: „Der brave Mann denkt an ſich ſelbſt zuletzt und hilft dem Bedrängten."

Und als nun wieder unſer Freund nach dem Urnerſee blickte, ſieht er das Waſſer abermals in wilder Aufregung. Mit raſender Eile fahren vom Gotthard herab die weißen Wolken daher. Der Föhn, ein warmer Südwind, hat ſich in den entſetzlichſten Sturm verwandelt und durchwühlt den See, als wollte er die in grauſiger Tiefe ruhenden Waſſer nach oben kehren. Dort iſt wieder ein Schiff, ein größeres mit rothem Dache. Das iſt das Herrenſchiff des Landvogtes, des unmenſchlichen Geßlers. Ha, wie wird es herumgeworfen, wie tanzt es auf den wilden Wellen! Wenn es umſchlagen würde, wenn es nicht mehr zum Vorſchein käme, mich würden die unſchuldigen Schiffleute dauren, aber nicht der Vogt, mit ſeinem Untergange wäre das Land von ſeinem ärgſten Unterdrücker befreit. So mag Mancher gedacht haben, der damals dem Schiffe vom Ufer aus zugeſehen. Allein der Herr hat es anders beſchloſſen. Auch dieſes Schiff landet hier in Brunnen.

Der finstere Mann, der trotzig um sich blickt, ist Geßler. Er denkt auf Rache, brütet über neuen Plänen zur Qual der schlichten Landleute. Hat denn Gott noch nicht laut genug zu Dir gesprochen, als der Sturm dein Schiff hin und her warf, wie eine Nußschale? als es sich mehr und mehr jenen entsetzlichen Felsenwänden nahete mit den scharfen Kanten, an denen es jeden Augenblick zu zerschellen drohte; als Du gezwungen warst, Tell, den erfahrenen, kräftigen Tell loszubinden, um ihm das Steuer zu überlassen, dem Manne, mit dessen heiligsten Gefühlen Du einige Stunden früher ein so gräßliches Spiel triebest? Hast Du die Hand des Allmächtigen nicht gesehen, welche dem Tell geholfen das Schiff, trotz der fürchterlichen Brandung, nach jener Platte, zu steuern? Hast Du nicht gesehen, daß Gott mit ihm ist, den er rettete, Dich aber wieder hinaustrieb in die tobenden Wellen? — Nein, alles das ging kalt vorüber an Deinem Herzen, das härter ist als jener Granitfelsen dort drüben, an dem sich seit Jahrtausenden die wilden Wellen nutzlos zerschellen. Während Du auf Rache sannest, kletterte dort über jähe Felswände ein Mann mit seiner Armbrust auf der Schulter; festen Schrittes eilt er über steile Abhänge hin, springt gewandt über Schrunden und Abgründe. — Rufe nach den Pferden, stampfe vor Ungeduld, daß sie nicht da sind, fast ehe Du es befohlen; der Rächer, den sich der Allgerechte auserwählt, der Dich vor sein Gericht laden soll, ist schon oben am grünen Rigi und wird lange vor Dir in der hohlen Gasse sein bei Küßnacht, um sich, sein Weib und seine Kinder vor Deiner Rache sicher zu stellen, um das Land von Dir, seinem Unterdrücker, zu befreien.

Wahrlich ich glaube, unser junger Freund, der für sein Vaterland glühende Jüngling, hätte noch lange wachend fortgeträumt. Vielleicht von den Abgeordneten der drei frei gewordenen Länder, die am ersten Sonntage des Jahres 1308 den Bund für alle Zeiten erneuerten, hier in Brunnen, in jenem einfachen, kleinen Hause, an dem die drei Männer (von den Landbewohnern die „drei Tellen“ genannt) gemalt sind, wäre er nicht aus seinem Sinnen gestört worden. Ein Herr von Altdorf steht am Ufer und unterhandelt mit den Schiffleuten und während diese den Kahn herrichten, hat der freundliche Mann unserer kleinen Reisegesellschaft auf seinem gemietheten Schiffe freie Ueberfahrt gestattet.

Bald stoßen sie vom Lande und das Schifflein fährt gemächlich und ruhig hinaus in den See. Wie ganz anders heute, wo das beiweitem

größere, ganz eiserne Dampfboot mit seiner gewaltigen Dampfmaschine kräftig und sicher, trotz Sturm und Welle pfeilschnell dahin fliegt, ja, nur zu schnell. Wie wenig genießt man die erhabenen Schönheiten dieses Sees, der gewiß einzig in seiner Art ist und der eine unendliche Mannigfaltigkeit von Ansichten bietet. Hier ein lachendes Gelände mit heimeligen Bauernhäusern, im Dunkel der Nuß- und Ahornbäume versteckt; dort eine offene Landschaft von reichen Hügeln umgeben; dann wieder der ernste düstere Tannenwald, oder die kahlen Felsenparthieu und der Hintergrund mit seinen Felskegeln in reinem Firn erglänzend. Und die kleinern näher liegenden, reizenden Theile desselben; die malerische kleine Kapelle mit schlanken Tannen und dichten Buchen umgeben; das kleine Häuschen fast ganz von der üppigen Rebe überdeckt, aus welcher nur die glitzernden Scheiben eine Menschenwohnung erkennen lassen; der wild schäumende Bergbach, der aus der Schlucht hervorbraust und sein Wasser mit demjenigen des stillen Sees vermählt; der kleine Wasserfall, wie ein Schleier über die Felswand herabhängend und tausend andere Schönheiten der Alpennatur werden kaum erblickt, kaum findet man Zeit, den Reisegefährten auf dieselben aufmerksam zu machen, so sind sie schon wieder entschwunden. Auf dem Ruderschiffe aber hat man Muße genug, all' das Große, Erhabene, all' das Liebliche in vollen Zügen zu genießen.

Hier sitzen nun die beiden jungen Leute im Vordertheil des Kahnes, einem schwachen Fahrzeuge, nur aus einigen dünnen Planken bestehend, die an wenigen, kaum armsdicken Kniestücken angenagelt sind und von dem man kaum annehmen darf, daß es im Stande sei, einem tüchtigen Stoße der Welle Widerstand zu leisten. Die Beiden aber kennen die Gefahr nicht, sie sind selig, auch einmal „Schiffli" fahren zu können. Wer hat es nicht schon erlebt, das eigene Gefühl, als er zum erstenmal in ein kleines Schiff stieg. Die Lust, auf dem Wasser zu fahren, überwindet jede Angst und nach und nach macht selbst das Schwanken Freude. Zudem aber war die Fahrt auf dem unvergleichlich schönen See eine herrliche. Die glatte Oberfläche spiegelt die ganze Umgebung ab. Das Schiff schien auf einer Kristallfläche zu fahren und hatte den blauen Himmel unter und über sich. Alle Felsen, alle Reize der prächtigen Landschaft sind doppelt, und dazu noch die sanfte, wiegende Bewegung des Fahrzeuges.

Zuerst fuhren sie beim Mythenstein vorbei. Er ist ein ungeheurer

Obelisk-Felsen von roher Form, der sich in einiger Entfernung von der Uferwand aus dem Seespiegel erhebt und den seit dem 21. Okt. 1860 eine einfache Tafel mit der Inschrift schmückt:

„Friedrich Schiller, dem Sänger Tells."

Bald nachher ruderten sie nahe bei einer freundlichen, kleinen Wiese vorüber, deren Fuß sich in der blauen Fluth badet, die oben durch eine fast senkrechte Felswand begrenzt wird. Hoch auf dem Felsen steht wunderschön die kleine Kirche von Seelisberg. Es ist ein still freundlich Plätzchen.

Links am See, wenn man

Nach Brunnen fährt, dem Mythenstein grad über,
Liegt eine Matte heimlich im Gehölz,
Das Rütli heißt sie bei dem Volk der Hirten,
Weil dort die Waldung ausgereutet ward.
Dort ist, wo unſ're Landmark (Uri) und die Eure (Unterwalden)
Zusammen grenzen und in kurzer Fahrt
Trägt Euch der Kahn von Schwyz herüber,
Auf öden Pfaden können wir dahin
Bei Nachtzeit wandern und uns still berathen.
Dahin mag Jeder zehn vertraute Männer
Mitbringen, die herzinnig sind mit uns,
So können wir gemeinsam das Gemeine
Besprechen und mit Gott es frisch beschließen.

Und so wurde es auch gehalten, hier der Bund beschworen und das Rütli (Grütli) wurde die Wiege der schweizerischen Eidgenossenschaft. Dort an der Felswand sprudeln drei klare Quellen hervor, die sich gleich zum Bächlein vereinen und lustig und schäumend fließt es in den nahen See. Dort ist die Stelle, wo die Berathung gepflogen, wo der Beschluß gefaßt wurde, das unrechtmäßige Joch abzuschütteln und dort wurde in fromm einfachem Sinne, aber in festem Vertrauen auf Gottes Hülfe der Grund gelegt zum Staate, der nun seit mehr als einem halben Jahrtausend besteht.

Nun aber nähern sich die Reisenden dem rechten Seeufer. Da sieht es wild, ernst aus. Nur selten ist ein grünes Fleckchen zu sehen, hie und da bringt eine in einer Ritze gewurzelte Tanne, oder auf schmalen Absätzen ein Rasenstreifen etwas Abwechslung in die grauen Felsenparthien, welche dem See fast senkrecht entsteigen und sich durch sonderbar gewundene Schichtungen besonders auszeichnen.

Will sich hier die Scene von 1307 wiederholen? Ein scharfer Wind weht plötzlich aus dem Sissigenthal hervor. Im Nu verschwindet die Spiegelfläche des See's. Schon schaukelt das leichte Schiffchen, die Wellen werden größer, die Schiffleute setzen fest ihre Ruder ein und werden still, das Schiff stöhnt und kracht und muß gleichsam Welle um Welle bekämpfen. Immer näher und näher wird das leicht gebaute Fahrzeug jenen scharfen gefährlichen Felsenvorsprüngen zugetrieben. Dort in der kleinen Bucht hinter dem entsetzlichen Hackmesser liegt die Felsenplatte. Da ist die Stelle, um welche herum der starke Arm Tells, der Bande entlediget, des Vogtes Schiff lenkte, rasch es wendete, unter Schaukeln und Schwanken einer in den See vorspringenden Felsplatte sich näherte, mit der rechten Hand einen Baumast, mit der linken Bogen und Pfeil ergriff und mit gewaltigem Satz hinaussprang und dem Schiff mit dem Fuße einen Stoß gab, daß es hinausfuhr in den empörten See. Das ist die „Tellenplatte." Ob derselben steht zum Andenken an diese That eine einfache, vorn gegen den See offene Kapelle, malerisch vom Gebüsch umschattet. Sie wurde 1348 erbaut und ist mit sehr einfachen Freskogemälden, die auf Tells That Bezug haben, geschmückt. Hier wird alljährlich am ersten Freitag nach der Auffahrt Jesu Christi, von Altorf aus eine Procession veranstaltet. Auf mehreren Schiffen fahren die Vorsteher des Landes, begleitet von frommen, für die Rettung aus großer Gefahr dankbaren Landleuten hinaus nach der Kapelle, wo feierlicher Gottesdienst und eine vaterländische Predigt gehalten werden. *)

Unsere beiden jungen Bursche waren auch still geworden und hatten mit sehr bedenklichen Mienen dem Treiben der Wellen zugesehen, wie sie das Schifflein immer näher der wilden Brandung am Hackmesser zutrieben. Doch nur noch ein paar kräftige Ruderschläge und die gefährliche Stelle lag hinter ihnen; ruhiger und munter ging es vorwärts. Bald landeten sie im freundlichen Flüelen. Welch angenehmes Gefühl, wieder festen Grund unter seinen Füßen zu haben.

Eine Stunde später rückten sie im Hauptorte Uris in Altor ein.

*) (Sieh das Bild.)

(Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

Von Isabella Braun.

II.

Der furchtsame Knabe.

Es war an einem eiskalten Januar-Sonntage zur Tischzeit, als ich die Münchner Theresienstraße gegen die Pynakothek zu, entlang ging. Auf dem Trotoir der linken Seite in dieser Richtung trippelte vor mir ein armer Knabe von etwa fünf Jahren. Es war glatt auf dem Wege, das Kind trug zwischen seinen beiden erstarrten Händchen einen ziemlich weiten, niedern Topf und nahm sich also wohl in Acht, auszugleiten; aber es schien Eile zu haben und so ersetzte er die kleinen Schritte durch sehr viele. Ich suchte dicht in seiner Nähe zu bleiben und das Gesichtlein zu sehen, denn ich liebe die Kinder, besonders die armen, weil diese nicht nur den Eltern, sondern Allen angehören. In diesem Kindergesichte stand mancherlei ausgedrückt: Sorgfalt, Freude, Armuth, Klugheit und echte Kindlichkeit. Die blauen Augen liebäugelten mit dem Inhalte des Topfes, welcher in Gemüs und Fleisch bestand; das kleine Näschen neigte sich mit Wohlbehagen über den Dampf, der die schmackhafte Verheißung verrieth. All dieses ist leicht zu beobachten an solch kleinem Menschen, der in des Lebens Schule noch nicht gelernt hat etwas zu verbergen.

Als wir an der Ecke der neuen Amalienstraße anlangten, blieb mein kleiner Vormann plötzlich stehen und brach zu meinem nicht geringen Erstaunen in klägliches Weinen aus. Ich spähte nach dessen Ursache in die Ferne — Niemand ging voraus, oder kam uns entgegen; die meisten Menschen saßen bereits vor ihrem Mittagsmahl. Ich wandte die Blicke zur Rechten, ob vielleicht dort Gefahr drohe, nichts war zu sehen. Es mußte also dem Kinde selbst etwas fehlen und somit war ich augenblicklich an seiner Seite mit der Frage: „Was fehlt Dir? Warum weinst Du, mein Kind?“

Der Knabe hielt bei dieser theilnehmenden Frage in seinem Schluchzen inne, aber bevor er sprechen konnte, stieß es die arme, kleine Brust und dann wendete er das Gesicht zur rechten Seite, indem er schluchzend sprach: „Dort, der Hund, der Hund.“

Nun blickte ich zur bezeichneten Stelle. Vor dem Auslagfenster des

Fleiſchers Kröner ſtand allerdings ein ziemlich großer Hund; aber er ſtützte die Vorderpfoten auf das Fenſtergeſimſe und liebäugelte mit Würſten, Schinken, Schweinskopf, indem ſeine Schnauze ſich an das Fenſterglas drückte, von dem Knaben jenſeits nahm er jedoch nicht die geringſte Notiz.

Ich mußte lächeln über die unnütze Furcht des kleinen Männchens und ſagte beſchwichtigend: „Fürchte Dich nicht, Kleiner; der Hund thut Dir nichts; er iſt ja da drüben; komm, komm; Dein Gemüſe wird ſonſt kalt.“

Aber das Kind begann ſein Schluchzen von Neuem und die froſtigen Glieder zitterten nicht nur aus Kälte, ſondern auch vor Angſt. Er wich nicht vom Platze und ſagte: „Er kommt herüber und ſpringt an mir hinauf und frißt mir das Fleiſch.“

Jetzt weinte der Knabe noch viel heftiger, als ob mit dem Ausdrucke ſeiner Befürchtung auch die Gefahr ſich genähert habe. Da wandte ſich der Hund vom Schaufenſter und ſtand uns zugekehrt mit lauſchenden Ohren, mit aufmerkſamer Miene.

Ich verſtand die Gedankenverbindung des armen Kindes, welches bereits die Sorge kennen gelernt hatte und Alles zwiſchen den zitternden Händen hielt, was Seel und Leib zuſammen hält. Zwiſchen dem Fenſter und dem Hunde war allerdings eine Scheidewand, zwiſchen dem Fleiſch im Topfe und dem Hunde dagegen war keine, und die an der Mauer aufgeſtützten Pfoten konnten wohl an dem Kleinen hinauf reichen. O armes, armes Kind! wie nöthig mußte Dir der Inhalt des Topfes ſein, um die entfernte Gefahr ſo ängſtlich zu beachten. Ich lächelte nicht mehr, ſondern ſagte beruhigend: „Komm, komm, mein Kleiner; ich geh Dir zur Seite; dann brauchſt Du Dich nicht zu fürchten, denn ſieh, ich bin ja viel größer als der Hund.“

Das Geſichtlein lächelte unter Thränen. Während ich neben dem Knaben herſchritt, erzählte er mir vertrauensvoll vom Vater, der vor Kurzem geſtorben war, von der kranken, halb blinden Mutter, von der guten Wirthin zur Taube, wo er täglich das Eſſen holen dürfe, und daß er ganz allein ſei bei der Mutter.

Wir waren an ſeiner Hausthüre angelangt; natürlich ſchob ich in ſein Täſchlein eine kleine Gabe und dann verließ ich ihn. Als ich zurückkehrte, ſtand der Hund immer noch vor dem wurſtbehängten Fenſter.

Ich erzählte die Geſchichte da und dort, um dem kleinen Männchen Wohlthäter anzuwerben, und Alle lächelten über deſſen kindiſche Furcht. Ihr

Kinder aber, denen ichs erzähle, vergleicht Eure ſorgloſen Verhältniſſe mit jenen des armen, kleinen Knaben und theilt freudig Euer Stücklein Fleiſch und Brod, wo ihr der Armuth begegnet.

Ich aber hatte mir bei der Geſchichte noch etwas gedacht, das ich den Erwachſenen mittheilen will. — Wie Mancher, der nur ein Einziges Gut hat, ſei es ein liebes Menſchenherz, ſei es ein nothwendiges lebloſes Ding, wie Mancher hütet ſeinen Schatz eben ſo ängſtlich, wie der Kleine den Fleiſchtopf. Er ſieht Gefahren in weiter Ferne, Gefahren, welche ihm nicht drohen; die ſorgenden Gedanken rauben ihm den Genuß der Gegenwart, den Schlummer der Nacht, ja, das bleiche Geſpenſt der Gefahr erſcheint ihm zu jeder Stunde. Und dennoch hat er ſchon oft im Leben erprobt, daß Gott ſelber ſchützend ihm zur Seite gehe und Gottes Hand der Gefahr abwinke.

Denkt an den Knaben, über welchen Ihr lächelt und Ihr Kinder, denkt an den Schutzengel, welcher Euch immer unſichtbar zur Seite geht.

Auflöſungen zu den Neckräthſeln.

Geſammelt von Friedrich Güll.

1) Zeit, Geſundheit, Frieden und Schlaf.
2) Ein Geheimniß.
3) Wo die Ungeduld anfängt.
4) Einer, der Luftſchlöſſer baut.
5) Die Handwerksburſchen.
6) Die Kugel.
7) Luft ſchnappen.
8) Der Wein, denn er wirft auch einen Rieſen um.
9) Das Bett.
10) Auf dem Baum.
11) Die Waſſerſuppe.
12) Am ſauren Bier.
13) Der Rettig.
14) Ein Löffel, ſonſt kann man ſie nicht eſſen.
15) Der Athem.
16) Die Mahlzeit.

17) Der, auf dem man reitet.
18) Die Arznei.
19) Die ſich nicht fangen laſſen.
20) Mit einem L.
21) Der Sattel.
22) Hemdärmelig.
23) Die Falben, weil es nicht viele gibt.
24) Die Uhr.
25) Der Baum hat die Blätter außen, das Buch hat ſie innen.

Anton Forſteneichner,

Cooperator bei St. Ludwig in München,

geſtorben den 30. Dezember 1865.

Wer wird wohnen auf dem Berg des Herrn?
Der unſchuldige Hände hat und reinen Herzens iſt.
Pſ. 23, 3.

So manchen Berg haſt Du beſtiegen,
Dich zog empor der inn're Drang,
In tiefer Einſamkeit zu liegen
Am hohen, ſteilen Felſenhang,
Zu horchen auf der Schöpfung Laute,
Auf jeden Klang in Wald und Flur, —
Und was der Berg Dir anvertraute,
Dies war Dir Gottes Stimme nur.

In Seinen Werken iſt erſchienen
Der Heiland in Verklärung Dir,
Den Jüngern gleich riefſt Du mit ihnen:
„O, laßt uns Hütten bauen hier!“
Und jedes Blümlein in der Runde,
Der Vogelſang, der Stein und Strauch,
Sie hielten, wie aus Gottes Munde,
Dir eine Bergespredigt auch. —

Nun hat Dich Gottes Hand geleitet
Zu Seinem ew'gen Berg empor,
Allwo kein Fuß mehr ſtrauchelt, gleitet,
Und nicht verwelkt der Blumenflor;
Zum ew'gen Berg, der höher raget
Als jedes Berges höchſte Kron,
Und wo der ew'ge Morgen taget
Um Zions Burg, um Gottes Thron.

Nun hat Dich Gottes Hand geführet
Zum Berg der Heiligung hinauf,
Der Allen gnadenvoll gebühret
Nach einem frommen Erdenlauf,
Und deren Hände ſchuldlos walten,
Die reinen Herzens ſind, wie Du —
Das Kreuz in ihrer Rechten halten
Und eilen dieſem Berge zu. —

O, ſei begrüßt, wenn auch mit Thränen
Auf dieſes Berges Höhe dort,
Denn all Dein Forſchen, all Dein Sehnen
Es zog Dich ſtets zum ew'gen Hort.
Dein ſüßes Ahnen ward zum Schauen,
Zur Wirklichkeit der Lebenstraum,
Wir aber blicken voll Vertrauen
Empor zu Dir vom Erdenſaum. —

Dein Herz bewahret uns Dein Lieben,
Du nahmſt es mit zur Ewigkeit
Und biſt uns noch der Freund geblieben
In dieſes Lebens Kampf und Streit.
O, flehe brünſtig für die Deinen
Im Erdenthal, für Alt und Jung —
Daß Gott uns Alle mög' vereinen
Auf Seinem Berg der Heiligung.

Beleuchtung der botaniſchen Kunſtſprache.

Von A. Forſteneichner.

IV.

Günſtlinge in der Flora.*)

Es gibt Günſtlinge in der Flora, Blumen der Erinnerung, der Freude und der Trauer, der Kindheit und der jugendlichen Kraft, der Liebe und Freundſchaft... Für den Einen iſt's die Roſe oder Nelke, für den Andern das Veilchen oder Vergißmeinnicht, für einen Dritten Edelweiß und Alpenroſe.

Der Duft, der Anblick einer dieſer Blumen erfüllt uns dann mit einem Jubel, der ſich vom Haupte bis tief ins Herz verſenkt — ſie müßten denn zu einem Todtenkranze gewunden worden ſein.

Zu bedauern iſt der, deſſen Inneres nie beim Anblick einer beſtimmten Blume ſich regt. Jedes Land hat ſeine Blume: das Gebirg ſein Edelweiß und Edelraute und Alpenroſe, der Schwärmeriſche bringt der Braut vom Wieſenbach das zarte Vergißmeinnicht, der geſchmackloſe Chineſe wählt ſich dafür die plumpe, grellrothe Päonie.

Wenn der Verbannte die Blume ſeiner Heimath erblickt, ſo träumt er von Rückkehr, und ihre Düfte einathmend, meint er im Augenblicke die Luft ſeines Vaterlandes zu ſpüren. Wie man beim heimathlichen Glockengeläute weint, ſo beim Anblick der Blume der Heimath: „Ich bin das Blümchen von jenem Hügel, von jenen Wieſen, von jenem Bächlein... dort ſind die Winde gelinder, die Wellen friſcher, die Haine flüſternder, die Vogellieder harmoniſcher.“

Außer den bekannten allbeliebten Blumen habe ich etliche beſondere, an die Du kaum denkſt, die mir nahe gehen, ſo oft ich auf ſie ſtoße, weil eigene Erinnerungen daran mich anduften.

Der Allerſeelentag ruft Alt und Jung auf den Friedhof zu den Gräbern der Theuren, um dort zu beten und zu weinen. Graue trübe Wolken hängen am Himmel, wie wenn er ſelbſt Trauer angelegt hätte und auch weinen möchte über die vielen Kirchhöfe und Todten darin, und über die vielen Lebendigen, die um die Hügel wandeln und darauf knieen, und den Todeskeim

*) Aus Forſteneichners literariſchem Nachlaſſe.

im Herzen tragen. Und der Wind ſpielt mit den Saamen der Trauereſche und rauſcht im Geflechte der Trauerweide, als ſeufze er wehmüthig über das Sterben der Menſchen, und ſtreut die letzten welken Blätter des Spitzahorns über die Gräber. Ach! ein ſchwermüthiger Tag, an keinem im Jahre perlen wohl ſo viele Thränen als an dieſem.

Am Kreuze hängt der ſchwarze Flor
Und farb'ge Lampen glühen,
Doch aus dem Hügelbett hervor
Viel Blümlein roſig blühen.
Der ſchwarze Flor bedeutet Schmerz
Und Todeskampf und Wehen,
Die Blümlein deuten himmelwärts
Zum ew'gen Auferſtehen.

An einem ſolchen düſtern Tag beſuchte ich den Münchner Leichenacker. Ein neuer Frühling, eine neue Maienpracht ſchien hier angebrochen, Blumen in Hülle und Fülle, in allen Farben und Düften ſchmückten die Gräber, und zwiſchen dem Grün der vielgeſtaltigen Farren und der Cypreſſenbäumchen flimmerten viel Hundert Lichter in blauen oder weißen Glasglocken.

Da kam ich unter Anderen auch an das Grab eines berühmten Mannes, der noch nicht ſo lange geſtorben, und der war vergeſſen worden. Was die Menſchen verſäumt, ſuchte die Natur zu erſetzen. Ein eigenes Sträußchen blühte noch in ſeinen gelben Blüthen, die vielen Blättchen am Stengel waren ſo zart und wie vom Nebelhauch des Tages angeduftet, es ſchaute ſich wie in Wachs von Menſchenhänden geformt — Cerinthe minor*), die kleine Wachsblume. Und auch das Lichtlein ſollte nicht fehlen; feiner Rauch zieht über den Hügel und daraus funkeln Lichtſpuren auf, dunkelroth, aber bald ſind ſie erloſchen. — Die Fumeria officinalis,**) der Erdrauch, dieſes feine, zarte, graugrüne Pflänzchen, ſpendet die letzten Blüthen und die Alchemilla,***) die ſich hieher verirrt, mit ihren ſilbernen Thautropfen, ſchaut ſich an wie ein zierlich gegoſſenes Weihbrunnkeſſelchen aus der Alchemiſtenwerkſtätte.

So oft ich dieſen drei Blüthen begegne, der Wachsblume an den Ackerrändern im Juli, dem Erdrauch in dem ſtillen Todtenbereiche und der

*) κηρος Wachs und ἀνθη Blume; die Bienen beſuchen die wachsgelben Blüthen gern.

**) Fumus Rauch.

***) Alchemilla, nach Linne von Alchemie; die Alchemiſten beſchäftigten ſich viel mit dieſer Pflanze, ſchrieben ihrem Thau allerlei wunderbare Kräfte zu.

Alchemilla auf Triften, erinnere ich mich an die Vergänglichkeit des irdiſchen Weltlohns und Dankes; aber Gott, der dieſe Blümlein auf dem Grabhügel des vergeſſenen Mannes blühen läßt, ſammelt unſere kleinen armſeligen Werke und verleiht ihnen Jenſeits in Seiner Gnade einen Werth, welcher alles übertrifft, was der Lohn der Welt jemals bieten konnte.

Weil wir einmal auf dem Friedhofe ſind, ſo wollen wir uns ein Gegenſtück zum vorigen Bilde ſuchen.

In einem Gebirgsthal lebte ein einfach ſtiller Mann äußerſt fromm und gottesfürchtig. Schon mehrere Jahre ſind verfloſſen, ſeitdem er geſtorben. Aber ſobald die Zeit der Roſen naht, blüht und duftet auf deſſen Grab ein weißes Röslein. Eine Jungfrau hat es gepflanzt, die er als zartes Kind zu ſich genommen, weil es die Eltern verloren hatte, und die er zur Arbeit und Sittſamkeit heranzog. Schüchtern von Natur und beſcheiden ging ſie einmal beim Morgengrauen auf den Kirchhof, um ungeſehen das Stöckchen zu ſetzen. Es regnete ein wenig, und ſo wurde das Pflänzchen gleich begoſſen vom kalten Regen und von ihren heißen Thränen. So wächſt es bleich und lieblich, umgeben von Dornen und grünen Blättern, am Kreuz hinauf — ein beſcheiden Bild von Unſchuld, Liebe und herbem Schmerz.

Aber wenn der Allerſeelentag kommt, iſt das Röslein längſt verblüht; ſtatt deſſen ſchlingt ſich um das Kreuz ein Perlenkranz, prangend im ſchärfſten Korallenroth. Ein Strauch am Waldesſaum hat die Perlen geliefert, und die Jungfrau hat ſie zum Kranze gewunden, und ſinnig nannte ſie dieſen Buſch nie anders als „meinen Juwelier.“ So oft ich nun im Spätherbſte mit dem Berberis vulgaris*), Berberitzen- oder Perlſtrauch, zuſammentreffe, erinnere ich mich an die dankbare Magdalena, und ich wünſche mir auf meinen Grabhügel nichts, als ſo einen Kranz vom Bergwald, denn die Hände, die dieſen Kranz flechten, falten ſich auch zum Gebete und winden dem Verblichenen den reichſten, werthvollſten Perlenkranz aus «Pater» und «Ave.»

Schon ruht von Nacht und Staub bedeckt**)
Er, den kein Erdentag mehr weckt,

---

*) Vom arabiſchen Berberys (die Frucht dieſes Strauches); τὸ βερβερι die Perle, Perlmuſchel. Von der Berberei in Afrika ſoll der Strauch durch die Araber nach Spanien gekommen ſein.

**) Eingeſchaltet.

Reif für der Erde kühles Grab
Sank unser Freund so früh hinab.

Ein „Pater“ und ein „Ave“ nur
Ein Kränzlein aus der Bergesflur
Ist Alles, was von Erdenlieb
Als letzter Wunsch ihm noch verblieb.

Und solch Gebet steigt nah und fern
Für Dich empor zu Gott dem Herrn,
Und solch ein Kränzlein wird Dir auch
Gewunden bei des Frühlings Hauch.

Aus meinen Kinderjahren kann ich mich noch gut erinnern, welch lebhaften Eindruck die Märchenwelt auf mich ausgeübt.

Nichts war mir lieber, als wenn so ein schelmisches Koboldsköpfchen aus Busch und Strauch, aus Steinritzen oder Farrenwedel hervorlugte so naiv wie ein Wiesel oder Eichkätzchen.

„Ich stehe mäuschenstill hinter einer ummoosten Eiche (so erzählt der Förster) und gucke, wo der Hirsch herkommen soll. Da höre ich vor mir, nicht zehn Schritte weit, etwas rascheln. Ich denke, es ist 'ne Maus oder sonst so etwas, und beacht' es weiter nicht. 's raschelt aber fort, und wie ich schärfer hingucke, kriecht so eine kleine Teufelskrabbe von einem Kobold-chen unter einem mächtigen Wurzelstocke hervor.

„Oho! da mußt du Acht geben, was der macht.“

Es war ohnehin noch zu zeitig, nach dem Hirsch auszugucken, denn ich wußte schon, daß er in der Regel erst spät heraustrat und hatte mich nun für alle Fälle schon hinausgestellt. Verfolge also das Ding mit den Augen, das glücklicherweise mir immer näher kam und wahrhaftig! wie ein kleiner alterthümlicher Jäger aussah! grad' wie man sie auf alten Bildern abgemalt sieht. Statt des Spießes aber, den die Jäger aus jener Zeit hatten, trug das putzige Männchen einen Zweig vom Weißdornstrauch*), an dessen Spitze es den längsten Dorn hatte stehen lassen. Außerdem hatte der kleine Knirps noch einen langen Dorn im Gürtel stecken, welcher letztere aus zusammengeflochtenen Wurzelfasern bestand. Das Wämsel aber, das er trug, schien ebenfalls aus solchem Stoff gewoben und war mit Mäusefellchen ge-

*) Crataegus von κρατος Stärke und ἀγειν führen (Härte des Holzes) und Oxyacantha von ὀξυς spitz, ἀκανθα Dorn.

füttert und besetzt. Auch trug er noch ein Kapuzchen über den Kopf, aus dem das alte, erdfahle, runzelige Gesichtchen mit fuchsrothem langem Barte gar possirlich herausschaute.

So schlummerte das närrische Kerlchen in den Gräsern und Farren umher, guckte in jedes Mause- und Wurzelloch, sowie in die Baum- und Felsenritzen, grad' wie ein Wieselchen, und ich glaube wirklich, daß die Wiesel, wenn sie verenden, so vertrackte Dinger werden! So hatte ich ein Viertelstündchen zugeguckt, als der kleine Schwerenöther seine Waffe einlegte und wüthend auf etwas, am Fuße einer Eiche losging. Was es war, konnte ich nicht sehen, und zuspringen wollte ich nicht, um mein Männchen nicht zu verscheuchen; ich warte also ruhig ab.

Endlich hatte es seinen Feind besiegt, und nun bemerkte ich deutlich, daß der Kampf einem großen Hirschkäfer gegolten, der von ihm getödtet worden war. Flugs drehte nun der kleine Sieger ein Paar Halme Riedgras zusammen, umschlang damit den Käfer und zog ihn mit sich fort, einem mächtigen Fliegenpilz zu. Unter den setzte sich der winzige Hirschtödter, legte seine Beute neben sich hin und schlief sanft ein zwischen den weichen Blättchen des Knörpels*). Jetzt hättet ihr das schnurrige Pussel sitzen sehen sollen! Die Händchen hatte es über das Bäuchelchen gefaltet; das Köpfchen sank ihm auf die Brust, so daß der lange Bart fast seine ganze Gestalt zudeckte. Es dauerte nicht lange, da kam durch das Farrenkraut, das drum 'rum stand, ein goldig grünes Eidechsel geschlüpft, husch auf den Pilz hinauf, und besah sich von hier aus mit seinen klaren Perlenäugelchen das sonderbare Geschöpfchen — da trat mein Hirsch heraus! Jetzt hatte ich keine Zeit mehr zum Gucken, sondern nahm meinen Patron auf's Korn — — krach! — — der Hirsch stürzt zusammen und — das Koboldchen ist weg! Der Hirschkäfer allein liegt noch da." (Hammer.)

Der Förster durfte sich gratuliren, daß ihm der kleine Schelm keinen Schabernack gespielt, er muß ihn nicht bemerkt haben; denn wenige sind's, die der Kobold nicht über einen derben Witz stolpern läßt, worauf er herzlich kichern kann.

Unter den Pflanzen gibt es etliche, in denen so etwas von einem Ko-

*) Sedum — sedere sitzen, die meisten Arten wachsen platt auf der Erde.

holdstemperamente liegt, und die erfreuen sich ebenso meiner Gunst, wenn ihnen anders etwas daran liegt.

Zwischen Steinen und Wurzeln, schattigen Erlen und Weiden und anderem Gebüsch springt schnell und lustig der kalte Bergbach in's Thal, und wenn's noch so tief hinunter geht, er bricht sich kein Füßchen, nur um so heiterer jauchzt er auf und saust wieder fort. An solchen kühlen Plätzen findet sich gerne die wilde Balsamine mit ihren gelben Spornblüthen. Im September bietet sie in wohlverschlossenen hellgrünen Kästchen die Frucht an; du nimmst das Kleinod, doch kaum berührt, springt es mit Gewalt auf, der Saame hüpft in den Bach und läßt sich von den Wellen fortspühlen, und dir bleibt in der Hand nichts als zwei leere Schneckenhäuschen. —

Das ist über den ersten Taschenspieler, und hat das Gute, daß kein Entré begehrt wird. So reist der kleine Sonderling im Herbste thalauf und thalab; seinen Namen nennt er nicht gerne, weil seine Schalkhaftigkeit leicht verrathen werden könnte, er lautet: «Impatiens Noli me tangere» — „Rühre mich nicht an, ich leid's nicht!"

Wie schön sind in den Gebirgsthälern im Hochsommer die kleinen himmelblauen Seen — die Flachsfelder, — und wenn der Mond gerade drüber fährt und hinter ihm drein etliche Wolkenschatten, so ist's als schwebe Hulda mit ihren seligen Fräulein daher und schaue nach, ob der Flachs recht blüht und gedeiht. Es thut wirklich Noth, denn ein launiges Koboldchen treibt sich zwischen den so harmlosen blauen Wogen umher, artig anzusehen in den kleinsten Rosaglöcklein, mit denen es sich reich behängt — Cuscata,*) das Garnmännlein: „Statt daß ihr spinnt, spinn' ich."

Mit einem zarten Faden (Flachsseide) umwindet es den Leinstengel, um dann an demselben wie an einer Strickleiter emporzuklettern. Hat es eine bestimmte Höhe erreicht, dann beginnt es seine Arbeit. Wie ein Egel saugt es sich fest und das Pflänzchen wird nicht eher verlassen, bis es die letzte gesunde Faser zum Koboldsgarn abgeliefert. Ein paar Wochen, und zu Tausenden liegen sie in den seidenen Fesseln des Garnmännleins, trauern und sterben ab. Und wenn das Garnmännlein nicht schnell genug Sieger

*) Vom arabischen Keohout. *Καδυτας* Theophr. verstümmelt von *Κατταειν* oder *Καδσαειν*, umgarnen, anheften, in Bezug auf das schlingende und schmarotzende Wachsthum der Pflanze. Linum usitatissimum; *λινον*, cult. lin. Faden, linea Linie, alles in Bezug auf die Benützung — usus — der Faser.

zu werden glaubt, so ist die Camelina,*) die Leinwürgerin, schon gerüstet, um vollends aufzuräumen.

Und doch kann ich dem Unholde nebst Gefolge nicht grollen, denn die Sage geht, daß er sich nur in den Feldern derer einnistet, die ohne Mitleid gegen ihre armen Brüder sind.

Ein kalter Dezembertag war's, da mühte sich ein Bettler, elend gekleidet, durch den Schneeweg längs eines stillen Bergsees. Die Wellen spielten mit Schnee und blanken Kieseln (der See trug keine Fesseln, weil warme Bergquellen und -Wasser von unten gegen den grimmen Tyrannen fort und fort arbeiten), um einen morschen Baumstrunk, der dunkel aus den Fluthen ragte, scheckerten etliche Fische. Die Felsenwände waren theils mit Schneetüchern überhangen, theils mit dem Grün der Alpenrose decorirt, das vielfach von den Alpenhasen benagt und von der Krüppelföhre umbuscht war, die den Schnee abgeschüttelt hatte, so daß das Bergvögelein munter im düstern Nadelgestrüpp Nahrung suchen und hin und wider huschen konnte. Alles in der Natur war besser daran als unser Wanderer; weh ihm, wenn er nicht bald ein Haus erreicht!

Endlich klopft er an der Thüre eines Einödhofes und bittet um Nachtherberge. Eine weibliche Stimme wies ihn ab, er fleht nochmals — vergebens! Schon hatte die lange Dezembernacht Mond und Sternlein ausgelöscht, und nach ein paar Stunden hat der arme Bettler auch Herberge gefunden im — Himmel.

Der Winter und das Frühjahr verstrich, der Sommer naht, schöne große Flachsfelder breiten sich um den Einödhof aus, aber wie die Saat am üppigsten steht, kamen die Garnmännlein und verdarben, so viel sie konnten, und die Eismandeln schlugen zuletzt durch ein Hagelwetter Alles in Grund und Boden. —

---

*) Camelina von χαμαι niedrig und λινον Lein = eine Pflanze, die den Lein niederdrückt. — Auch die Hülsenfrüchte haben ihre Feindin an der Orobanche: ὀροβος jede Art Hülsenfrucht, ἀγχειν würgen; sie saugt als Schmarotzergewächs die Leguminosen aus.

Cooperator Anton Forsteneichner.

Ein Lebensbild.

Von Hermann Geiger.

Lernen, Lehren und Schreiben
hielt ich für süß.

Beda Ven.

Während im vergangenen September die Sonne über die Ausläufer der Benediktenwand hinabsank und die Schatten auf die Auen des obern Isarthales fielen, sah man zu Länggries allabendlich zu einer nahen Kapelle einen Priester wandeln, der dort niederkniete und betete. Man erzählte sich, der aus München angekommene Gast habe das Muttergottesbild jener Kapelle seit langer Zeit besonders geliebt und die Bewohner der Gegend hätten dem Bilde zu Ehren, dessen Anmuth sie vorher weniger beachtet, das kleine Heiligthum restaurirt und geschmückt. Was in der Brust des Betenden vorging, hat wohl Niemand erfahren: möglich, daß die Ahnungen eines bald beginnenden Lebensabends, von denen er öfter vor seiner Ferienreise gesprochen, ihn zu diesen einsamen Gängen veranlaßten. So ernst er dabei gestimmt sein mochte, der Humor, der ihn begleitete, rief auch jetzt noch einige poetische Klänge in ihm wach, die das kleine Rothkelchen, das in der Kapelle nistete, mit seinem Abendsange begleitete. *)

Drei Monate später, als das Jahr sich neigte, durchflog die Kunde vom Tode jenes Betenden die dortige Gegend, und der Sylvester-Abend vernahm in jedem Haus des Dorfes und jeder Hütte auf Berg und Thal wohl nur dieselbe Klage über die Herbe dieses Verlustes.

Solche Stimmen waren indessen nur das Echo jenes tieferen Leides, das man in der Gemeinde des Hingeschiedenen, welcher er zu München angehört hatte, vernahm. Nachgerade haben Freunde des Entschlafenen das Bild desselben sich vergegenwärtigen wollen und deßhalb den Wunsch geäußert, es möge wenigstens für diejenigen Kreise, denen er näher gestanden, ein solches entworfen werden. So entstand diese Skizze. Wohl hätte unser Freund gegen eine solche Kundgabe von Verehrung sich verwahrt; doch schienen zwei Beweggründe den Ausdruck derselben zu rechtfertigen: einen Todten der Vergessenheit zu entziehen, und, um es offen zu sagen, unsere Vergessenheit dabei an den Tod zu erinnern.

---

*) Daher das Bruchstück des Gedichtes: Das Rothkehlchen als Meßner.

I.

Das Kind am heimathlichen Herde.

Wiege und Grab sind so nahe verwandt wie die Töne einer Oktave, und die wenigen Klänge, die dazwischen liegen, erinnern so recht an unsere wechselnden, flüchtigen Zeitläufe. Diesen Eindruck würden wir wohl noch lebhafter fühlen, wenn wir uns in das Vaterhaus unseres Mitbruders zu Freising „in der Luckengasse" versetzen wollten: — in diesem Hause stand vor drei und dreißig Sommern die Wiege des blonden Kindes; hier lag der Knabe in den Armen einer Mutter, die ihn ihren Zweitgebornen nannte; hier spielte das Söhnchen mit einem liebevollen, biedern Vater; hier freute sich Anton Danzer, Seiler in Freising, am Lächeln seines heranblühenden, vielversprechenden Pathen.

Wenn Forsteneichner später manchmal am Abendtische zu St. Ludwig in München von seiner Kindheit sprach, so erwähnte er jedesmal mit tiefer Verehrung und Dankbarkeit seinen Vater, dessen ernster Blick ihm als ärgste Strafe erschien. Noch war das Kind dem knospenden Alter nicht entwachsen, so schien es für ein anderes besseres Leben schon bestimmt zu sein. Der Scharlach, dieser verrufene Feind der Kinderwelt, erfaßte ihn heftig, und rieb ihn nahezu auf. Betend wollte der Vater mit der flackernden Kerze, die schon Stunden lang gebrannt hatte, das sterbende Kind an's Pförtchen des Himmels begleiten — da meldeten allmählig eintretende günstige Anzeichen, daß der Kleine noch eine Zeitlang der Erde gehören solle. Etwas später hatte er an einem scrofulösen Halsübel zu leiden, welches durch glückliche Einschnitte bald entfernt wurde. Forsteneichners Kinderjahre waren um so vergnügter und glücklicher, als er an seinen zwei Brüdern lebhafte Genossen seiner Spiele fand, und den Kindern von Seite der Eltern die wohlwollendste Behandlung zu Theil wurde; zudem bot das väterliche Haus mit seinem großen Garten den jungen Söhnen Gelegenheit zu mannigfachen Vergnügungen. Gutmüthigkeit und Frohsinn waren Antons natürliche Gaben, und nicht selten verstand er den verdienten Ernst des Vaters, welcher von überaus ruhiger und milder Gemüthsart war, durch einen witzigen Einfall umzuwandeln.

So war für ihn die Zeit gekommen, wo der Knabe, wie ein englischer Dichter sagt,

„mit Bündel
Und hellem Morgenantlitz gleich der Schnecke,
Langsam zu der verhaßten Schule schleicht."

In diese Periode fällt ein Vorgang, der sein junges Leben abermals ernstlich gefährdete.

Er und sein Bruder hatten sich nämlich von der Mutter ein paar Kreuzer erbeten, um bei einem Obstler, dessen lockender Laden in nächster Nähe war, Aepfel zu kaufen. Als Beide im Begriffe waren, die Straße zu überschreiten, stand ihnen ein bespannter leerer Lastwagen im Wege. Der ältere Bruder umlief denselben, während der Jüngere, um nicht zurückzubleiben, der Kürze halber seinen Weg quer durch die beiden Räderpaare zu nehmen versuchte. Aber in demselben Augenblicke setzte sich der Wagen in Bewegung; der Führer, den kleinen Burschen gewahrend, sprang herbei und hob die hintern Räder des Wagens in die Höhe, so daß der Bedrohte zwar unter die Räder kam, jedoch nicht den ganzen Druck derselben zu fühlen hatte. Demungeachtet hatte der Kleine das Bewußtsein verloren und wurde nach Hause getragen. Zwar erholte er sich bald wieder, später jedoch pflegte er die Empfindlichkeit jener verletzten Organe, wovon leider zuletzt der Tod seinen Ausgang nahm, diesem Unglücksfalle zuzuschreiben.

Während des Besuches der Werktagsschule machte Anton der Art gute Fortschritte, daß er immer unter den Ersten war. Damit löste sich die Frage, ob er die Lateinschule seiner Vaterstadt besuchen, oder, wie sein Vater, einem bürgerlichen Berufe sich widmen solle, so zu sagen von selbst, und es begannen für ihn nunmehr jene acht Studienjahre, die in seinem Leben den zweiten Abschnitt bilden.

II.

Der studirende Jüngling.

Auch während des Besuches der Lateinschule und des Gymnasiums zu Freising wußte sich Forsteneichner die volle, ungetheilte Zufriedenheit seiner Lehrer und Vorgesetzten zu erwerben.

Diese Epoche umspannte den Zeitraum vom Herbste 1844 bis zum August des Jahres 1852. Während seine allernächste Umgebung mehr den Vergnügungen nachjagte, lebte er seiner wissenschaftlichen Aufgabe in stiller Zurückgezogenheit, jedoch ohne Einbuße seiner natürlichen und unverwüstlichen Heiterkeit. Den weitesten Spielraum pflegte er seinem gesunden Humor jedes Jahr während der

Herbstferien zu gönnen. Solche Scenen sollten sich aber in andern Gegenden, als in den Ebenen seiner Heimath abspinnen. Freunde in der Ferne fehlten glücklicher Weise nicht. Das geräumige Haus seines Vaters war nämlich seit längeren Jahren ein Sammelplatz braver Jünglinge, die zum Theil dort ihre Herberge hatten, und später da und dort ihre Anstellung fanden. Scherzend hatte einmal ein junger Miethbewohner des Hauses geäußert: Wenn Anton gefirmt werde, wünsche er Pathenstelle an ihm zu vertreten. Man nahm denselben später beim Worte und dieser neuen, verwandtschaftlichen Beziehung verdankte der heranblühende Jüngling, wie der spätere gereifte Mann, eine der vollsten und reinsten Freuden-Quellen, die ihm je im Leben geflossen; denn der Pathe war inzwischen Curatbenefiziat in dem freundlichen Gebirgsdörfchen Niklasreuth bei Miesbach geworden, während der Bruder des Pathen in dem herrlich gelegenen Ruhpolding die Stelle eines Pfarrers bekleidete. Natürlich luden sie den heitern Jüngling zu sich, und was konnte es für ein jugendliches Gemüth Erhebenderes geben, als in paradiesischen Alpenthälern, unter liebevollster Obsorge, die wohlverdiente Muße genießen zu können! Seine erste Gebirgsreise machte Forsteneichner mit etwa zwölf Jahren nach Ruhpolding, wo er der Gesellschaft seines Altergenossens, Stephan Steinberger sich erfreute, der in Freising bei ihm wohnte, und welcher später das Gewand des heiligen Franziskus als Kapuziner genommen. In Niklasreuth brachte er von der dritten Lateinclasse angefangen bis zu seiner Priesterweihe fast alle seine Ferien zu. Dort hat er seine Liebe zur Natur gewonnen, und die Mühe des Bergsteigens, aber auch die Lust und Freude daran eben daselbst kennen gelernt. Gewiß haben die Berge wenig dankbarere Freunde gefunden, als ihn.

Unvergeßlich blieb ihm seine in jene Zeit fallende erste größere Gebirgsparthie auf den Breitenstein. Er kehrte Abends so ermüdet heim, daß er sich, ohne etwas zu genießen, zur Ruhe begab. Die ihm gebrachte Suppe auf die Decke seines Bettes stellend, ließ er die Augenlider sinken und schlief bis zum hellen Morgen so regungslos, daß sich, als man ihn weckte, der Teller mit seinem ganzen unverzehrten und unversehrten Inhalt noch auf seiner Decke vorfand.

Die Lernbegierde des heranwachsenden Jünglings fand indessen erklärlicher Weise in dem beschränkten Gebiete alter Sprachlehren und anderer Disciplinen nicht ihre allseitige Befriedigung. Das große Buch der Natur, von

der Hand des Allmächtigen hingeboten, schien seinem reichen poetischen Gemüthe gar sehr des Lesens würdig zu sein. Und nun fing er an, dieses Buch zu studiren, um seinen Inhalt kennen zu lernen. Da gab es keinen Wald, keine Flur und kein Moor, wo er nicht dem offenen und verborgenen Walten jenes räthselhaften Lebens lauschte, und wo immer eine neue, seltene Pflanze ihre Blüthen erschloß, fand sie in ihm ihren dankbaren Bewunderer. Ach, die armen Käfer, die in Freisings Umgebung summten, sie gingen dem sichern Tode in dem Glase ihres wißbegierigen Jägers entgegen! Wer diesen Trieb zu den Naturstudien in ihm geweckt und gefördert hat, blieb unbekannt: „es lag in ihm," sagt seine Mutter, und spricht von den Papiermassen, welche das Herbarium des jungen Forschers, das später zu einem so großen Volumen angewachsen, schon damals verlangte.

So traf ihn das Jahr 1848, das seine allseitigen vulkanischen Wirkungen auch auf den Boden der Schulen ausdehnte. Als kleine Episode aus jenen Jahren erzählte er einmal, daß er und seine Mitschüler eines Tages ihren Lehrer allzulange und, wie es schien, vergeblich erwarteten. Als der Zeiger schon weit über zwei Uhr vorgerückt war, beschlossen die jungen Rebellen, die Classe zu verlassen. Aber halt! am Fuße des Domberges kommt hastigen Ganges der Professor des Weges. Es gab ein unliebsames Begegnen, verworrene Entschuldigungen; Forsteneichner wollte wie sonst den Stimmführer machen, aber seine Einwände warf das Wort darnieder: „Und Du mit Deiner Kokarde bist der Größte und sollteſt der Gescheidtere sein."

In der Oberklasse stand Forsteneichner unter Professor Klostermaiers gütiger und wohlwollender Leitung. Während dieses letzten Jahres seiner Gymnasialstudien wuchs seine Vorliebe zu den Naturwissenschaften immer mehr, und er warf sich mit ernstlichem Fleiße auf das Studium der Botanik. Sein Beobachtungstalent war nicht gewöhnlich und die Natur war im Großen, wie im Kleinen Gegenstand seiner schwärmerischen Begeisterung. Die unermüdliche Thätigkeit, die später seine zweite Natur geworden, hat in jener Zeit ihren Anfang genommen, und nur durch diese Anstrengungen wurde es ihm möglich, das Gymnasium mit der Note der Auszeichnung zu absolviren. Einige Preisbücher behielt er als bleibende Erinnerung an seine Gymnasialstudien.

Weniger als sein Wille und seine Lust ertrug sein Körper größere Anstrengungen, und auch sein Geist mußte die Folgen derselben erfahren. Ein Zug

von Melancholie, der unverkennbar in sein Wesen sich schlich, verband sich damals mit einer leichten hektischen Anlage und erregte bei seinen Angehörigen tiefe, ernste Besorgniß. Obwohl er den Tod gerade in dieser Zeit — wo Jeder mit überschwänglichen Hoffnungen in die Zukunft blickt — am wenigsten wünschte, so glaubte er ihn doch näher als je. Das Fieber, welches sein schnelles Wachsthum veranlaßte, steigerte sich, und er berechnete bereits die Dauer seiner Tage. — Da drückte die Alpennatur den kranken Sohn an ihre Brust und Niklasreuth richtete ihn schneller auf, als Leberthran und Kräutersaft.

Auch die Freundschaft wirkte belebend auf sein Gemüth. Gleichwie ihm nämlich Ruhpolding außer einem väterlichen Mentor noch einen jugendlichen Freund gegeben, so fand er auch in Niklasreuth einen Altersgenossen, den jetzigen kgl. Lycealprofessor zu Freising, Dr. Balthasar Daller, der ihm die treueste Anhänglichkeit durch alle Jahre seines Lebens bewahrte und uns an seinem Sarge versicherte, Forsteneichner sei die Wonne seiner Jugend gewesen.

Die Gefühle, welche in diesem Alter die Brust eines jeden poetisch angeregten Jünglings durchdringen, hat Lacordaire's unvergleichliche Feder mit folgenden Worten geschildert: „Kaum haben achtzehn Lenze unser Leben zum Blühen gebracht, so fühlen wir ein Sehnen, dessen Gegenstand weder Fleisch, noch Liebe, noch Ruhm, noch irgend etwas mit Form oder Namen Begabtes ist. Mag der Jüngling in verborgenen Einöden oder auf den glänzenden Straßen berühmter Städte umherschweifen: er fühlt sich ganz bedrückt von einer Sehnsucht ohne Ziel. Er flieht das wirkliche Leben wie ein Gefängniß, das sein Herz erstickt und bittet alles Zerflossene und Unbestimmte, wie Abendwolken, Herbsteswinde und niederfallende Blätter um einen Eindruck, der ihn verwundend erfülle." Aber vergebens! .. O Seele, würde der Prophet sagen, warum bist du traurig und warum beunruhigst du mich? Hoffe auf Gott! Gott ist's in Wahrheit und das Unendliche ist's, das in dir sich regt."—

Als Forsteneichner das Gymnasium in Freising absolvirt hatte, war es ihm durch die glücklichen Verhältnisse seiner Vaterstadt gegönnt, eben dort seinen Lycealstudien obliegen zu können. In der That war es eine seltene Fügung der Vorsehung, daß er jene maßlose Freiheit, wovon andere in übergroßen Städten bedroht werden, nie kennen gelernt hat, in den gefährlichsten Jahren nie ohne Führer war, und daß er alle seine Studien bis zu seinem

Eintritte in's praktiſche Leben unter den wachſamen Augen ſeiner theuren Angehörigen vollenden konnte. So blieb er, während Andere an tiefen Abgründen dahin taumelten, auf dem feſten Boden der Geſetzlichkeit und Gottesfurcht.

III.

Militäriſches.

Um den Faden der Erzählung ſpäter nicht zu unterbrechen, ſei ſchon hier der im Jahre 1855 erfolgten Einberufung Forſteneichners zum Waffendienſte erwähnt. Trotz ſeiner oben geſchilderten Geſundheitsverhältniſſe und der Halsleiden, womit er viel zu kämpfen hatte, wurde er, als ſeine Altersclaſſe zur Conſcription aufgeboten wurde, für militärpflichtig und dienſttauglich erklärt und ſpäter einberufen. Manchmal, wenn er nach den Mühen des Tages ſich in unſerm Abendcirkel befand, erzählte er, wie ihm damals der Verſchlagsſergeant den Waffenrock einhändigte, und wie er die Frage, ob der Rock ihm tauge, mit der Bemerkung beantwortet habe, daß er ſich etwas beengt fühle: „Dann iſt er recht," bemerkte lachend der Sergeant und ſchlug ihn auf die Bruſt.

Forſteneichner genoß die Erlaubniß, außer der Kaſerne zu ſchlafen. Eines Abends, als er daran war, fortzugehen, wurde er von einem Unteroffizier zu harter Arbeit kommandirt, und zog ſich, als er ſchwere Bettladen übergetragen hatte, heftige Rückenſchmerzen zu, die ſich bei jeder Bewegung erneuerten. Mannhaft verbiß er den Schmerz während des Exercirens. Eine andere ſeiner ſpäteren Erinnerungen aus ſeinem kurzen Militärleben bezog ſich auf eine rohe Scene, die er dort anſah, indem ein an Heimweh leidender Gebirgsſohn — deſſen Tod leider nur zu früh erfolgte — mit Maulſchellen aufgeweckt wurde. Der Menſch, der ſich dieſe Brutalität erlaubte, erſchien einige Jahre ſpäter bei Forſteneichner, um einen Anzug bettelnd. So änderten ſich die Rollen.

Sein älterer Bruder beſuchte ihn damals zuweilen in der Kaſerne und ließ ſich aus den Soldaten des Leibregiments „den Gemeinen Anton Forſteneichner," kommen und hatte Mühe, in dieſer 6′ 2″ hohen Geſtalt ſeinen leiblichen Bruder zu erkennen. Aehnlich erging es einigen ſeiner ehemaligen Mitſchüler, die ihn mit ihren Blicken maßen, als er eben bei den ehernen Löwen am weſtlichen Hauptthor der königlichen Reſidenz auf ſeinem Poſten

ſtand, und ſeinen Ernſt bewunderten. Sein damaliger Hauptmann, dem vor wenigen Jahren die oberſte Leitung des Kriegs-Miniſteriums übertragen wurde und deſſen Güte und Rückſicht gegen das Benehmen einiger Unteroffiziere ſo vortheilhaft abſtach, hat ſeinen damaligen Untergebenen wieder erkannt, als Letzterer ſtatt des blauen Rockes den ſchwarzen, und ſtatt des Helms das Birret trug, und manchmal hat er in der Ludwigsſtraße zu München ein freundliches Wort mit dem ehemaligen Gemeinen gewechſelt.

Waren ein paar ſcharfe Exercirſtunden vorüber, ſo fand ſich F. mit gehobenem Appetit bei der Menage ein, oder er trank Abends mit andern Vaterlandsvertheidigern an einem Tiſche ſitzend einen friſchen Trunk Bier aus ſteinernem Kruge. „Sein offener und gerader Sinn," ſchreibt einer ſeiner Freunde, „entwickelte ſich in dem vielfachen Verkehr mit den Landbewohnern, die ihn aufrichtig liebten. Schon damals lernte er in die Anſchauungen des Volkes, in deſſen Gefühle eingehen, für Alle ein freundliches Wort finden und ihre Herzen gewinnen, was ihm ſpäter in ſeiner Seelſorge ein außergewöhnliches Vertrauen erwarb."

Nur kurze Zeit währte Forſteneichners militäriſcher Dienſt. Als er Abſchied nahm, hat einer ſeiner Kameraden — ein Gefreiter, — Thränen vergoſſen. Jedenfalls blieben jene Wochen, in welchen „abexercirt" wurde, ihm ſtets ein denkwürdiger Zwiſchenakt in den Jahren ſeiner Jugend und ein ſchönes Kapitel zur Kenntniß unſeres biedern Landvolkes.

Gott hatte ihn zu einem andern Waffendienſt beſtimmt, den er mit heiligem Ernſt erfaßte und mit aller Gewiſſenhaftigkeit ausfüllen wollte, — zur Vertheidigung ſeiner Kirche.

IV.

Auf dem Berge des hl. Korbinian.

Möhler hat einmal die Bemerkung gemacht: „Eine recht niedrige Anſicht vom Prieſter muß derjenige in ſich nähren, der da meint, er werde es nur und in jeder Beziehung erſt mit der Weihe; in der That und Wahrheit aber iſt jeder wahre Prieſter als Prieſter dem Keime nach geboren; weil Gott ewig dazu vorherbeſtimmt." *)

Wenn Reinheit der Sitten, Begeiſterung für's Gute und ein tiefes Pflichtgefühl Kennzeichen eines ächten prieſterlichen Berufes ſind, ſo hat auch unſer frühverblichener Freund ihn wahrhaft gehabt. Menſchlich geſprochen, war es

*) Schriften und Aufſätze. I. S. 233.

ſein Firmpathe, der für Forſteneichners Entſchluß zum geiſtlichen Stande von entſchiedenem Einfluſſe war, als er ihm das Wirken eines Seelſorgers ſchilderte, der im Frieden mit ſich und ſeiner Gemeinde lebt. Als Forſteneichner ſich für den höchſten und zugleich ſchwerſten aller Stände entſchieden, beſuchte er in ſeiner Vaterſtadt Freiſing die theologiſche Schule ſeiner Diözeſe.

Mit welchen Eindrücken mag mancher junge Mann, der den Dienſt der Kirche erwählt hat, dort zu Freiſing zum erſtenmal auf jenen Berg emporſteigen, der in grauer Vorzeit die Pflanzſtätte des Chriſtenthums für unſere heidniſchen Väter war! Auf den Zinnen dieſer altehrwürdigen Burg flattert die Fahne des heiligen Korbinian in den Stürmen einer Zeit, die in ihren Grundveſten erſchüttert iſt. Jene ſtillen Räume und weitgedehnten Gärten, jene laubbedeckten Gartenhäuschen mit ihrer Fernſicht in die unermeßliche Ebene und zur diamantenen Alpenkette des Südens, jene uralten Heiligthümer, eng neben einander gedrängt, — ſie ſagen nichts von dem lauten Pochen des Herzens in der Bruſt des begeiſterten Jünglings, der eben den Altardienſt erwählt; ſie ſagen nichts von dem Beben und Zagen, das die menſchliche Schwäche Angeſichts eines ſo erhabenen Berufes erfaßt, — und nichts von den Gebeten, die von hier aus zum Himmel in bangen Stunden emporſteigen. Sie ſchweigen; und doch es gibt keinen Raum, ſo weit das Auge von hier aus den Umkreis mißt, wo die höchſten und edelſten Empfindungen ſich dichter und lebhafter regen würden, als hier. Und wenn im Herbſte ſich hier die im Ernſt des Lebens ergrauten Männer zu prieſterlicher Sammlung und heiligen Uebungen wieder einfinden, wenn ſie dieſen Berg wieder betreten, gedenkend der Worte: „Kommet und laßt uns emporſteigen zum Berge des Herrn, und er wird uns ſeine Wege lehren," wie ergreift ſie der Anblick dieſes Berges, wo jede Scholle durch eine eilfhundertjährige Geſchichte zur Reliquie wird, und wie mahnt ſie dort Kapelle und Saal, Pult und Stuhl, Buſch und Bach an das Einſt der Vergangenheit und das noch ernſtere Einſt der Zukunft!

Vielleicht wird derjenige, der heute an Forſteneichner's Studirpulte ſitzt und dieſe Zeilen lieſt, durch ſie gemahnt, als ein tapferer und treuer Verfechter der Wahrheit in jene Lücke zu treten, die der Tod ſo eben in unſere Reihen gebrochen.

Zwei Jahre brachte Forſteneichner unter dem Direktorium Dr. Rampf's in dem Prieſter-Seminar zu, und oblag dort mit regem Fleiße und ſchönen

Erfolgen den theologischen Studien. Die Unterbrechung, welche die erwähnten militärischen Uebungen veranlaßten, fallen in das zweite Jahr seiner Berufsvorbereitung. Forsteneichner genoß das große Glück, in den drei theologischen Cursen seine wissenschaftliche Vorbildung durch vorzügliche Lehrkräfte zu erhalten, und zu den Füßen von Männern zu sitzen, deren Namen in der theologischen Wissenschaft im ganzen katholischen Deutschland anerkannt sind. Die Stelle eines Präfekten, die er in seinem Museum bekleidete, zeugt von dem Vertrauen, das in ihn gesetzt wurde, und auch jetzt war er, wie früher, das Organ, dessen sich seine Commilitonen bei ihrem Verkehr mit den Vorständen gern bedienten. Die Mahnungen an einen frühen Tod, die ihm seine Gesundheitsverhältnisse auch jetzt erneuerten, stimmten ihn manchmal sehr ernst. Doch was frommen sie? Wie richtig ist ein Gedanke, den der berühmteste Redner des christlichen Orients einmal ausgesprochen hat: „Zukünftige Uebel allzu sehr zu fürchten, sei Thorheit." Kommen sie nicht, so war die Furcht selbst schon ein Uebel, kommen sie aber, so hat die Furcht das Uebel verdoppelt. Und was die Dauer unseres Lebens betrifft, so steht sie ja in höherer Hand. „Du hast die Grenze gesetzt, die man nicht überschreiten kann."

F. waren gegen drei und dreißig Jahre gegönnt. Von uns geschieden, wird er dem Allgütigen danken, der ihm Gelegenheit gegeben hat, „in kurzer Zeit viele Jahre auszufüllen." Auf derjenigen Laufbahn, welche die Mehrzahl seiner Gymnasialfreunde betrat, wäre er vielleicht in der langen und leidigen Erwartung seiner ersten bescheidenen Anstellung abberufen worden.

Die erhabene Aufgabe, zu deren Lösung er sich rüstete, trat immer klarer vor sein Auge. Anderthalb Jahre, vor er in die Seelsorge trat, schrieb er vom Seminar aus an einen seiner Freunde: „Für einen schwachen Willen, für Einen, der den Ernst des Lebens nicht erkennt, mag es im Gewühl der Massen schwer sein, Stand zu halten und zu zeigen, daß ein Höheres dem denkenden Geiste vorschwebt, welches Höhere der wahrhaft Freie sich nie entwinden läßt." Diesem Höhern und Höchsten blieb er mit jugendlicher Frische und Begeisterung immer zugethan.

Während seines letzten Curses erlernte Forsteneichner als Alumnus die praktischen Uebungen seines künftigen Berufes unter der Leitung des damaligen Subregens Carl Geiger. Nun nahte die Zeit der Entscheidung, und er bereitete sich in stiller Betrachtung für die höheren Weihen vor, brachte dann mit freudiger Hoffnung auf ein gesegnetes Tagewerk und auf die Vergeltung

in einem beſſern Leben alle Opfer, welche das Prieſterthum in unſern Tagen verlangt, und ließ ſich am 28. Auguſt die letzte ſeiner heiligen Weihen — die Prieſterweihe — durch die Hände unſeres gegenwärtigen hochwürdigſten Oberhirten ertheilen.

Nun war er Diener der katholiſchen und apoſtoliſchen Kirche — ſie treu zu lieben, in ihrem Geiſte zu wirken und in ihr einſtens zu ſterben war das erhabene Ideal, von dem durchdrungen er im Jahre 1857 den Berg des heiligen Korbinian, ſeine Vaterſtadt und ſeine Familie verließ.

V.

Frühling des Prieſterlebens in Länggries.

Wer nach Ablauf langer Jahre auf die Orte zurückblickt, in denen er im ſeelſorglichen Amte thätig war, wird finden, daß ſein Gemüth wie durch eine magnetiſche Kraft zu derjenigen Gemeinde ſich hingezogen fühlt, wo er mit ſeiner prieſterlichen Thätigkeit den Anfang gemacht hat. Aber gerade dieſe Liebe ſollte bei Forſteneichner erſt nach ſchweren Proben zum Siege kommen. Länggries in Oberbayern, wohin der Wille ſeines Obern ihn rief, wollte ihn anfangs in keiner Weiſe befriedigen. Die Urſachen davon lagen nicht in der großen, über 2000 Seelen umfaſſenden Gemeinde, die, wie der ganze oberbayriſche Gebirgsſtamm, in ihrem Kerne geſund war, noch weniger in der wahrhaft pittoresken Lage des Pfarrdorfes, ſondern in andern von ihm vielleicht mit zu banger Beſorgniß aufgefaßten Verhältniſſen, die ſich indeß ſchon nach Ablauf eines halben Jahres ändern ſollten. Seine allererſten Eindrücke von Länggries ſchildert Forſteneichners Tagebuch mit folgenden Worten:

„Schon mehrere Tage trübes Wetter. Einzelne Tropfen fallen aus der Dachtraufe wie Gedanken aus verfloſſener Zeit — Gedanken aus der Jugendzeit! Für mich wohl ſeltſam, der ich erſt 24 mal mit der Erde den Reigen um die Sonne getanzt, alſo ſelbſt noch im jugendlichen Alter ſtehe, und doch Gedanken aus der Jugendzeit?

Das erſte Mal iſt es jetzt, daß ich fern von der Heimath, fern von all' den bekannten Plätzchen, wo der ſeligen Stunden ſo viele verfloſſen, daß ich fern von meinen Theuern, von meinen Freunden lebe, und da ſollten ſich nicht trübe Nebel um meine Seele lagern, und das Herz ſollte nicht bewegt werden,

wenn Erinnerungen an die verflossene Traulichkeit, gleich Träumen aus der Jugendzeit, vorüberzieht?..."

Als er am 13. November eine Beerdigung gehalten, schrieb er in dasselbe Buch: „Heute exercirte ich zum erstenmal den Dienst des Beerdigers an Georg Aigner. Da drängte sich mir unwillkürlich der Gedanke auf: Welchem wirst du wohl zum letzten Male die Erde auf den Todtensarg werfen?"

Mit einem Anflug von Wehmuth verzeichnete er das Schicksal eines armen Mädchens, welches den Fluthen der wildgehenden Isar Holz und Reisig abzujagen suchte, um dies nach Hause zu bringen. „Die Isar faßte sie beim Kleide und eine Stunde weit trieben die Wellen ihr grausiges Spiel mit dem Mädchen, bis sie es erzürnt an das Ufer warfen. Hat sie wohl daran gedacht, als sie jüngst am Allerseelentage zwischen den Gräbern der Ihrigen wandelte?"

Aeußerst gemüthlich beschrieb er um Mitte Dezember die Bettelwoche in Länggries, welche in dortiger Gegend dem Wohlthätigkeitssinn der Gemeinde ein reiches Feld eröffnet. Auch der Clerus pflegt nach altem Herkommen seinen Antheil zu erheben. „Um 1/2 6 Uhr hielt ich das erste Engelamt und bald darauf ging es zweispännig in Begleitung des Baumeisters durch's Dorf hinaus, und in die Isarwinkel hinauf. Da Morgens der Wind etwas rauh blies, wurden die Kanonenstiefel angelegt, der Pelzmütze Verbrämung über die Ohren gezogen, und der Schlips umgebunden. So bot sich in schöner Weise das Conterfei eines Landgeistlichen dar. Beim Bauern zu Hohenwiesen begann der Bettel und zog sich herab bis zu den zwei Gaisreitherbauern hinter Schloß Hohenburg. Flachs und Aepfel waren mein Antheil, der Futterhaber gehörte dem Pfarrer. Die Branntweinflasche spielte bei dieser Expedition keine kleine Rolle, und wenn ich auch nur nach Schmetterlingsart daraus genippt hätte, so wäre ich sicher in etwas poetischen Humor versetzt worden. Doch ich brachte nur das Glas an die Lippen und nichts in den Magen. In einigen Familien gefiel mir's recht wohl; in einigen jedoch thut das „Ausräuchern auf heil. drei König" recht noth. Da diese ganze Woche die sogenannte Bettelwoche ist, so trafen wir auf unserer Geschäftsreise auch Gesinnungsgenossen, und getrauten uns bisweilen nicht anzuklopfen. Wo ich indeß eine Schaar Bettelleute vor der Thüre sah, betrachtete ich dieß als günstiges Zeichen, und sagte: 'Allons, da wird uns aufgemacht!' Und so war es auch."

Der Advent ging zu Ende und Weihnachten kam heran. „Heute zum

ersten Male feierte ich die heil. Nacht als Priester. In der Pfarrkirche zu Länggries wurde um 11 Uhr die Mette gehalten und um 12 Uhr der nächtliche Gottesdienst; während dessen lüftete sich beim Gloria der schwarze Vorhang und der Stall von Bethlehem zeigte sich. Darnach ging ich nach Hohenburg, um in der Schloßkapelle das Gloria in excelsis freudig anzustimmen, wobei ich auf meiner Stimmleiter sogleich den höchsten Gipfel erklomm, so daß mir schwindelte und ich neuerdings auf tieferer Sprosse den Gesang erhob, und glücklich zu Ende führte."

„Es bleibt immer etwas Erhebendes um diesen nächtlichen Gottesdienst. Wenn sich um 10 Uhr alle Glocken in Bewegung setzen, wenn die Berge von Böllerschüssen wiederhallen und das Volk von weit entlegenen Häusern der beleuchteten Pfarrkirche zuströmt, so überkommt mich ein Gefühl von Schmerz und Freude zugleich — von Schmerz, wenn ich bedenke, wie Wenige den Frieden kosten mögen, den diese Nacht der Menschheit gebracht hat — vor Freude, wenn ich erwäge: manche Seele wirft sich vor der Krippe nieder, so voll von Seligkeit, als habe sie in den dunkeln Räumen der Katakomben beten gelernt."

Die damals in Länggries noch obwaltenden Zustände machten es den Hilfspriestern räthlich, sich des Kirchenschmuckes anzunehmen. Da jede Arbeit dann unsern Wünschen am entsprechendsten vollzogen wird, wenn wir sie selbst thun, so sahen sich die behenden Kapläne nach den seit mehreren Jahren für hohe Summen angekauften Altargegenständen um, die zwar sehr schön und werthvoll, aber von Staub und Schmutz arg entstellt waren. Es war ihm und seinem Collegen Stephan Glonner ein Vergnügen, die Figuren der Heiligen und die sehr großen Leuchter eigenhändig zu putzen, und den Altar zu zieren. Hoch in der Nische des Choraltares war eine liebliche Krippe und da der bekannte Bergsteiger keinen Schwindel hatte, so fiel ihm die Aufgabe zu, von den höchsten Sprossen der Leiter aus dort oben Alles zu ordnen.

Nach größeren Anstrengungen belohnte er dann seine und seines Mitbruders Mühe, indem sie Abends vor dem Schlafengehen sich ein gemüthliches Plauderstündchen gestatteten. Bei besonderen Anlässen wurde auch wohl eine Flasche entkorkt oder ein Glas Punsch gebraut. Oft stellte sich der aufgeräumte Zimmernachbar mit seiner Harmonika ein und der gute Anton durfte seinen Schnackendamerl*) singen, dessen Wiederholung ihn

*) Schnacken-Däumchen, d. i. ein Schnippchen mit dem Daumen.

selten ermüdete. Solche Zigeunermusik schloß dann mit einem ernsteren Liede, wobei das Ecce, quam bonum*) seinen wohlverdienten Ehrenplatz einnahm.

Solche Abende entschädigten für manche Mühseligkeit. „Ueber Botanik," schreibt Glonner, „redeten wir bis zum hitzigen Streit. Ich verstand nichts davon und pries die Centifolien, schmähte über die vielen Namen, deren Bedeutung man nicht kenne und nannte F.'s Sammlungen einen Beitrag zu des Pfarrers Heuernte. Demungeachtet brachte er mir von seinen größeren Excursionen meistens ein Sträußchen mit, weil er wußte, daß ich Blumen liebe und sie für den Altarschmuck gebrauche. Als ich 1859 nach Wien reiste, bat er mich, ihm vom Stephansthurme ein Steinchen oder altes Moos mitzubringen, und von Karlsbad schickte ich ihm einige getrocknete Blätter."

In seinem vollsten Vergnügen war indeß der junge Curat, wenn ihm zuweilen ein klarer Frühlingstag einen Ausflug in die freie Natur gestattete. Sie war ihm ein Ersatz für manchen widerlichen Eindruck, dem er sich während des ersten Halbjahrs nicht entziehen konnte.

„Wenn die Menschen uns verlassen oder verwunden," sagt Jean Paul so schön, „so breitet ja doch immer der Himmel, die Erde und der kleine blühende Baum seine Arme aus und nimmt den Verletzten darin auf; die Blumen drücken sich an unsere wunde Brust und die Quellen vermischen sich mit unsern Thränen."

Von Länggries aus lassen sich die interessantesten Bergparthieen unternehmen. Eine solche veranstaltete F. einmal auf den „Juifen", der so majestätisch in's Isarthal hereinschaut. Um zwei Uhr früh fuhr er mit seinen Freunden und Begleitern auf einem bequemen Wagen — hinter ihnen vier Männer des Dorfes mit Seilen und Fußeisen versehen — bis zum sogenannten Fall. Dort ging es rasch den Berg hinan. Man gelangte an eine mächtige Steinwand, die sich, wie ein Gürtel im Halbkreise unter des Berges Scheitel herumzieht. Am Fuße dieser Felswand wurde Rast gemacht. Die vier guten Männer machten sich davon, kletterten auf Umwegen zur Zinke der Steinwand empor und begannen nun ihr Werk. Die drei kräftigsten ließen nämlich den vierten Begleiter am Seile über die Hälfte der Wand herab, bis sein Fuß auf einem kleinen Grasflecken sich halten konnte, wo er das, was er suchte, auch glücklich fand. Nun gab's ein Jauchzen und ein Pflücken und ein Triumphiren, und mit emporgehobenem Arme zeigte er den Untenstehenden einen stattlichen Büschel Edelraute**).

Ein anderes Mal zog es ihn abermals hinauf zu den Zinnen der Berge,

---

*) Ein lateinisches Lied über den Text: „Siehe, wie gut und angenehm es ist, daß Brüder in Eintracht bei einander wohnen." Ps. 132. 1.

**) Die Artemisia mutellina wächst hoch auf den Bergen an unzugänglichen Stellen und entzieht sich dem menschlichen Auge. — Vergl. Jugendblätter 1862 S. 229.

Wo die Luft so leicht, wo die Sonne so klar,
Wo die Gemse nur springt, nur horstet der Aar —

und er beschaute dort die Wunder, die uns in der Tiefe des Thales verschlossen sind, und nur nach schwerer Anstrengung aufgethan werden.

„Am 13. Mai," so schrieb er im Jahre 1859 an seinen liebsten Freund, „war ein heiterer Himmel, und auf unseren Thalbergen zeigten sich nur da und dort noch einige weiße Stücke vom silberglitzernden Mantel, den die Naturgeister zerrupft hatten, — da trieb's mich hinaus auf den „Gayastein." Welche Gefühle! der Wendelstein, der Miesing blickten mich an, so ernst und doch wieder so freundlich und mild, daß ich's nicht sagen kann, wie mir war. Zwei Berge waren wie auseinander gerissen und durch ihren Dreispalt sah ich Aibling, Irschenberg, Frauenried; das liebe Reuth war versteckt. Du kannst Dir denken, daß ich einen kräftigen Jodler hinüberschallen ließ über die Wände! — Dieser Berg, weil ohne Alpenhütte, ist wenig besucht, mir ist er aber gerade durch jene Perspective ein Liebling geworden."

Bei solchen Ausflügen, die Forsteneichner in der Regel nur mit wenigen Begleitern unternahm, war es ihm jedesmal eine Wonne, dem Alltagstreiben der Menschen entrückt, sich ganz allein anzugehören; er verstand, daß die Einsamkeit dem betenden und beschauenden Gemüthe ein natürliches Erforderniß ist. Jene Stunden, die er dort auf den lautlosen Höhen — unter den Säulenhallen, die das Vorgemach eines unermeßlichen Palastes bilden — harrend und sinnend zugebracht, es waren Stunden innerlicher, priesterlicher Heiligung, deren Segen wieder der Gemeinde zufloß.

Schon mit dem Frühling des Jahres 1858 waren jene unliebsamen Verhältnisse, wie sie im ersten Winter sich gestaltet hatten, gänzlich verschwunden, und den Frieden, den er in der Natur, wie in seinem Inneren fand, traf er in allen Räumen des freundlichen Hauses, das er bewohnte. So mußte es kommen, daß er mit einer Art von jugendlicher Schwärmerei an seinen ersten Seelsorgsposten sich gebunden fühlte. Seine Beziehungen zu dem gemüthvollen Pfarrer J. B. Heimhilger, der Ende April 1858 von seiner schönen Pfarrei Besitz nahm, und seine Stellung zu seinen Collegen wurde von Tag zu Tag inniger, und vielleicht hat man selten alle priesterlichen Kräfte einer Gemeinde in so harmonischem Einklang gefunden, als dieß in jenem Dorfe an der Isar der Fall war. Erkrankte ein Angehöriger der Pfarrei, so schickte man um einen Seelsorger, und es war dem Leidenden gleichviel, ob er seine innersten Angelegenheiten diesem oder jenem seiner Hirten anvertrauen solle; ja es kam nicht selten vor, daß sich die Seelsorger bei ein und demselben Kranken gemeinsam einfanden oder abwechselnd ihn besuchten. In seinem Pfarrer fand Forsteneichner einen geliebten väterlichen Freund. Mit kindlicher Naivetät flocht er sich manchmal die auf einer Höhe erbeutete famose Haarflechte (usnea barbata longissima) über die Krempe

ſeines Hutes und ließ ſie ſchleierartig herabwallen, bis er in das Zimmer ſeines Pfarrers trat, wo er ſie um deſſen Cruzifixbild ſchloß.

Bei den jährlichen Maiſpaziergängen, die Forſteneichner mit den Schulkindern veranſtaltete, war er die Seele der Unterhaltung. Er dichtete ihnen manches volksthümliche Lied, ſang mit ihnen und leitete ihre Spiele; begann er dann plötzlich zu laufen, ſo ſuchte die muntere Schaar, wenn auch vergeblich, ihm nachzufolgen; ſetzte er ſich, ſo lagerte ſich die kleine Welt um ihn, und erfuhr manches Geſchichtchen aus ſeinem Munde. Um humoriſtiſche Einfälle nie verlegen, extemporirte er manchen komiſchen Auftritt, der dann die Würze des Spazierganges bildete.

Dann und wann wurde der unverdroſſene Landcaplan von Bekannten ſowohl als von Fremden, welche bei ihren Ferienreiſen Länggries berührten, aufgeſucht und begrüßt. „Das Wichtigſte," ſchrieb er im Spätherbſt 1859, „was ſich ſeit meinem Hierſein ereignete, iſt, daß ſich drei Vagi bei mir geſtellt und um Nachtherberge gebeten haben, — bei mir, der ich ſelbſt nur Eine Lagerſtätte habe, die mir, wenn ich mich in meinem träumeriſchen Eigendünkel recke und ſtrecke, zu klein wird. Ich fragte natürlich vorerſt um den Charakter der Ankömmlinge, und da hieß es: Ich bin Dr. Apelt — und ich Dr. Himmelſtein — und ich Dr. Permaneder, ... wir ſind alle von Dr. Daller recommandirt. Da wurden ſie mit offenen Armen aufgenommen. Ihre Reiſen um die Welt werde ich mit nächſtem veröffentlichen. Jetzt gehab Dich wohl!"

Faſt in allen ſeinen Briefen verſichert Forſteneichner, daß er ſeine Freunde nie vergeſſe, ſo oft er das heiligſte Opfer entrichte, und immer wiederholt er die Bitte um deren Gebet. Darin liegt ein rührender Beweis, daß die in Gott begründeten Jugendfreundſchaften einen feſtern Halt haben, als alle übrigen.

Forſteneichners Leben in Länggries war für ihn gewiß die glücklichſte Periode ſeines Lebens. Mag es wahr ſein, daß für die meiſten Menſchen die ſorgloſen Jahre der erſten Jugend den Glanzpunkt ihrer Pilgerfahrt auf Erden bilden; uns, die wir den Lenz unſeres Daſeins unter fremder Leitung, fern von der Heimath — vielleicht gänzlich unverſtanden — zugebracht, die wir von einer Prüfung zur andern gehetzt, und Jahr um Jahr von einer Schulſtube zur andern befördert wurden, hat der gütige Gott erſt ſpäter jene Epoche vorbereitet, von der wir mit dankbarem Aufblick ſagen konnten: endlich ſind wir glücklich!

Für Forſteneichner währte dieſe Periode, in welcher die Sonne ſeines Glückes auf ihrer Palmenhöhe ſtand, gegen drei Jahre. Wie lange wird ſie Dir währen, theurer Leſer, und wo wird Dein Iſarwinkel ſein?

(Fortſetzung folgt.)

Cooperator Anton Forſteneichner.

Ein Lebensbild.

Von Hermann Geiger.

VI.

Studien und Jugendſchriften.

Der Apparat, aus denen Forſteneichners naturhiſtoriſche Schriften hervorgingen, beſtand nicht ſo faſt in gelehrten Werken, als in ſeinen eigenen Forſchungen. Jahre lang hatte er ſich mit den mannigfachſten Beobachtungen im Leben der Pflanzen beſchäftigt, wozu ihm ſpäter die Berge von Länggries ihre Vorrathskammern öffneten. Lernen und Lehren gingen bei ihm Hand in Hand. Seine Schulkinder mußten ihm den ganzen Sommer hindurch Blumen und Kräuterbüſchel bringen; Forſteneichner erforſchte von ihnen deren Volksnamen und machte die Kinder auf Sinn und Gebrauch der einzelnen Pflanzen aufmerkſam. Beſonders ſuchte er ſich und den Kindern die Blumen- und Kräuterweihe am Maria-Himmelfahrtstage, zu welcher nur gewiſſe Pflanzen ausgewählt und zur Kirche gebracht werden, zu deuten. Auf ſeinen Spaziergängen war es ihm Bedürfniß, mit ſeinem Pfarrer, der gewöhnlich ſein Begleiter war, über die Thal- und Bergflora und die Dinge, über welche er ſpäter ſchreiben wollte, ſich auf dem Wege der Beſprechung klarer zu machen. „Oft ſchleppte man Hüte und Hände voll Blumen und Gräſer nach Hauſe," ſagt ſein Pfarrer, „derartig viel, daß eine Häuslerin einmal den Wunſch ausſprach, man möge dieſe Büſchel, wenn man ſie geſehen habe, zu ihr bringen; ſie könnte ja davon allein ihre Kuh füttern."

Unter den wiſſenſchaftlichen Meiſtern, bei denen F. ſich Rath erholte, waren ihm Tſchudi, Maſius, Taſchenberg und Altum (Natur und Offenbarung) die liebſten.

Allmälig dachte er daran, das, was ihn ſelbſt erheitert und gehoben hatte, auch zum Eigenthum Anderer zu machen. Die Wiſſenſchaft hat ja ein weites Herz und iſt freigebig gegen Alle, die von ihr empfangen wollen; aber ſie gedeiht nur auf einem durch Opfer an Zeit und Mühe gelockerten Erdreiche. Hat die Pflege einer Specialität für den Prieſter, deſſen Denken und Wirken der Gemeinde gehört, auch ihre bedenkliche Seite, ſo iſt ſie anderntheils doch wiederum ein Schutz gegen das Herabſinken in die geiſttödtende

Luft der gemeinen Schenkſtube, wie des Salons. Es läßt ſich nicht läugnen: jede Thätigkeit hat ihre Gefahren, aber die größten Gefahren liegen in der Unthätigkeit. Uebrigens kann die Wahl einer Specialität bei einem Prieſter der Art ſein, daß ſie die Intereſſen ſeines Amtes fördert. Forſteneichner wählte ſich als ſeine Nebenbeſchäftigung für freie Stunden das Studium der Natur. Warum ſollte die Naturwiſſenſchaft nicht auch in den Dienſt der Wahrheit treten können? Gerade dieſe Wiſſenſchaft iſt es ja, deren irrige Reſultate in unſeren Tagen als äzendes Gift gegen den poſitiven Glauben gebraucht werden. Es klingt wie Ironie, daß man heute ſo oft auf die Natur hinweiſt, um in ihr Beweiſe zu conſtatiren, die geradezu gegen den Herrn der Natur gerichtet ſind. Nicht die nach Wahrheit dürſtende Weisheit, ſondern, um es offen zu ſagen, die Bosheit des menſchlichen Willens ſucht jene ſogenannten Beweiſe; um aber gegen die Bosheit zu kämpfen, hat die ſolide Wiſſenſchaft keine Waffen. Wohin übrigens dieſe frechen und gottloſen Beſtrebungen führen, hat Müchler unübertrefflich in folgenden Zeilen ausgeſprochen:

Es trug in einen Cedernhain,
Den er zu dunkel fand,
Ein kluger Affe Glut hinein,
Und ſteckte ihn in Brand.
„Seht, Brüder," rief er dann entzückt,
„Was mir für eine That geglückt."

Forſteneichner ſelbſt haben ſeine Naturſtudien von Gott nicht entfernt, ſondern im Gegentheile zur Liebe und Bewunderung des Schöpfers hingezogen. Am Schluſſe jeder ſeiner Publikationen finden wir mehr oder minder denſelben Fingerzeig hervortretend, der das Auge des Leſers auf Denjenigen hinweiſt, der, wie der Apoſtel ſagt, „das Unſichtbare an Ihm ſeit Schöpfung der Welt der Menſchheit ſichtbar vor Augen geſtellt, wenn ſie betrachtet ſeine Werke." Der wiſſenſchaftliche Inhalt ſeiner Darſtellungen ſollte ihm nur der Rahmen zu dem Bilde ſein, welches das Werk der Allmacht predigt. Wie ein geſchickter Kapitän durch mannigfache Segelwendungen die Winde zu fangen, zu durchſchneiden und zu drehen weiß, daß ſie ihm behülflich ſind für die glückliche Fahrt ſeiner Reiſenden, — ebenſo bediente er ſich ſeines Wiſſens, um es für die innere Forderung ſeiner Leſewelt zu verwerthen.

Für wen aber ſollte er ſchreiben, für Kinder oder Erwachſene? Sein

Beruf als Prieſter wies ihn auf das dankbarſte Feld unſeres Wirkens zur — Jugend hin. Da aber die Jugend alles Dürre und Trockene haßt, ſo legte er die ganze Friſche ſeiner Auffaſſung und ſeines Humors in ſeine Zeilen.

Am 24. März 1859 lieferte er für die Jugendblätter einen Beitrag unter dem Titel: Der März im Iſarwinkel.

„Du frägſt," ſchrieb er damals einem Freunde, „was man zu meiner erſten Arbeit geſagt hat? Ich erhielt einen ſchmeichelhaften Brief ſchon nach wenigen Tagen. Im nächſten Jahrgang werden die Bilder aus den bayriſchen Alpen auftauchen. Stelle Dir Deinen alten treuen Begleiter auf Wendelſteins und Mieſings Höhen vor in ſeiner Liebe zu den Bergen und ſeinen Blumen; denke Dich zurück in die letzte Faſtenzeit, die für Deinen Antonio durch den Ernſt ſeiner Faſtenpredigten noch etwas düſterer wurde; denke ihn Dir im warmen Zimmer, während draußen der froſtige Winter ſtöhnt; denke ihn Dir, wie er mit verſchränkten Beinen ſchwärmt vom dunklen, geheimnißbrütenden Bergwald mit ſeinen Gießbächen, Waſſerfällen und den Kobolden und Nixen, und wie Dein „Tonerl" hinaufſteigt in's ſaftgrüne Revier der Alpenweiden und noch höher hinauf in die Felſengänge nnd Kammern der ſteinalten Rieſen, wo er lauſcht und horcht, wo er ſpäht und forſcht, und guckt und ſtaunt."

Mit rührender Pietät gedenkt er an jenem Tage, da er ſein litterariſches Schaffen begann, des nahen Feſtes der Verkündigung Mariens, und bittet ſie am Schluſſe ſeiner Arbeit, dieſen erſten Kranz ihr — der Himmelskönigin winden zu dürfen.

„O heilige Blüthe, vom Lichte bethaut,
O Mutter der Güte, o himmliſche Braut,
Maria, ich flehe zu Dir empor,
O laß Dir gefallen den Erſtlingsflor!"

Alle Beiträge Forſteneichners, wie ſie in ſo raſcher Folgenreihe von dort angefangen in den Jahrgängen der Jugendblätter, in Dr. Lang's Hausbuch und ſpäter in deſſen Sonntagsblatt erſchienen, kennzeichnen ſich durch Gedrängtheit der Gedanken, Friſche des Witzes, Ueberſchwänglichkeit der Empfindung; alle Hemmniſſe durchbrechend, reißt ihn die Begeiſterung (manchmal auf Koſten der Logik) ſchnell mit ſich und bricht ſich ihr Bett, wie der ſchäumende Gießbach durch den hinderlichen Fels ſich gräbt: mit einem Worte, ſein Stil iſt er ſelbſt, er ganz allein — und ſeine Natürlichkeit

ist die Ursache seiner Originalität. Was er nicht beobachtet hat, kann er nicht beschreiben, und wenn er den Proletarier der Vogelwelt auf die Anklagebank setzt, so geschieht es erst, nachdem er ihn Tage lang von früh drei Uhr an noch in seinem Neste belauscht und allen seinen Extravaganzen gefolgt ist. Als der Verfasser dieser Zeilen vor zwei Jahren den Wendelstein zum Gegenstand einer längeren Schilderung gemacht, folgte Forsteneichner rasch mit seinem Lieblingsberge, dem Roßstein, und beschrieb ihn auf seine charakteristische Weise. Wer sieht es dem Nachtgruße, den sich dort die Insektenwelt der Reihe nach gibt, nicht sogleich an, daß die Schilderung auf eigener Beobachtung beruht? Konnte Forsteneichner bei seinen litterarischen Arbeiten ein junges Talent bestimmen, ein paar Verschen einzuflechten, so war ihm dies ein willkommenes Andenken, wie einem Andern etwa ein Alpenblümchen oder ein Edelweiß, das er sich ins Reisebuch gelegt.

Bevor er starb hat er selbst die besten jener Studien zu einem stattlichen Buche zusammengetragen in seinen Naturbildern, auf die er das Motto prägte:

Auf weiter Flur
Des Schöpfers Spur.

Als ich ihn im Monat Oktober zum letzten Mal in seinen gesunden Tagen auf seinem Zimmer besuchte, bat er mich, für die nächste Weihnachtszeit den Inhalt jenes Buches zur Sprache zu bringen; andere Pflichten, die in den November fielen, und später das andauernde, quälende Bangen, das mit seiner Dezemberkrankheit sich verband, hielt mich damals ab, ihm diesen Liebesdienst zu erweisen. Möge darum folgendes Referat als kleiner Ersatz für das Versäumte betrachtet werden.

Forsteneichners Naturbilder, verlegt zu Schaffhausen bei Fr. Hurter*), bilden einen schön ausgestatteten Band von 506 Seiten in Kleinoctav mit mehr als einem halben Dutzend neuer Zeichnungen von J. Küster.

Forsteneichner eröffnet in den Naturbilder sein kleines Welttheater mit den freundlichsten Bewohnern der Erde, — mit den Vögeln, und bespricht unter Anderem deren Heimath und Wanderlust, deren Polizei und Erdkunde, deren Gefieder und Lieder. Plötzlich schweigen die bunten Sänger und der Vorhang fällt. Er öffnet ihn wieder und es erscheinen vor dem Beschauer

*) München, Paul Zipperer. Ein Separatabdruck dieser biographischen Skizze ist ebenfalls bei Paul Zipperer zu haben.

mannigfache Insekten, darunter die bösen Heuschrecken und die zornigen Ameisen. Letztere führen Krieg gegen einander, so hitzig und anschaulich, daß man unwillkürlich auf seinen Rockärmel Bedacht nimmt, um sich vor einem Ueberfall dieser Feinde zu schützen Nun folgt im großen Drama der herrliche dritte Akt — beleuchtet mit warmen Tinten — den er „Gottes Garten" nennt: eine Reihe von Landschaften aus der Gletscherwelt und dem Meeresgrund, der öden Heide und den majestätischen Alpen. Der heitere März schüttet seinen Zauber in die Landschaft und der ernste Oktober hält letzte Umschau über die in buntem Farbenschmelz untergehende Naturschönheit.

Im vierten Aufzug sitzt der Verfasser als gemüthlicher heiterer Erzähler unter „grünem Busch" und bringt eine Menge Märlein aus der Thier- und Pflanzenwelt vor, unter denen das Feldkreuz, geschmückt mit Moosröslein und Bluttröpfchen, mit Alpenrosen, und Edelweiß, den Ehrenplatz einnimmt.

Endlich im letzten Akt wird das Paradies der Thiere geschildert, die, wie um Adams Fuß, so um liebe heilige Menschen sich schaaren, dort ihre Wildheit vergessend und demüthig dem Dienste des Königs, der Schöpfung, sich fügend.

Das Buch, frisch in der Auffassung, originell in der Darstellung, wechselnd in der Form und mit poetischen Excursionen reich durchwebt, ist zunächst für die denkende Jugend geschrieben. Die in München, Regensburg und Bamberg erschienenen Recensionen konnten nur ermuthigend auf den Verfasser wirken, und ihm Lohn für manche angestrengte Stunde sein. —

Bei all diesen litterarischen Arbeiten ist ohne Zweifel der süßeste Genuß nicht dem Leser, sondern ihm selbst zu Theil geworden, indem die Wissenschaft ihn aus der oft so gedankenarmen und kritikreichen Welt hinaus in die schuldlose reine Natur führte und ihn (namentlich bei seinen Ferienreisen) unendlich erquickte. Es ist nur allzuwahr: böte die Wissenschaft keinen andern Vortheil dar, als den, daß sie uns vor dem Verdruß der Zungensünde bewahrte, sie wäre deßhalb allein schon der Pflege werth.

Forsteneichner hatte sich vorgenommen, noch im vergangenen Herbste mit einigen Freunden und Studirenden die Stubaier Ferner zu besuchen, aber er fühlte sich zu diesem Unternehmen bereits zu schwach. Die Wunder des Meeres und die Zauber der Gletscherwelt anzustaunen, ist dem Frühverblichenen nicht beschieden gewesen.

VII.

Berufung nach München.

Im Herbst 1860 — also gerade drei Jahre nach seiner ersten Anstellung — wurde Forsteneichner an die Stadtpfarrei von St. Ludwig in München befördert. Die Kunde hievon erhielt er zu Wörth an der Donau, wo er eben bei seinem Bruder auf Besuch war, und sie mußte ihn um so mehr überraschen, als weder er, noch irgend ein Anderer Schritte hiezu gethan hatte, und als darin ein Beweis von Vertrauen seiner Obern lag. Die Verhältnisse der Hauptstadt waren ihm gänzlich neu; er kam zu uns als fremder Mann, uns Allen und vielleicht jedem Angehörigen des Pfarrbezirks gänzlich unbekannt. Es war am späten Abende eines Augusttages, als die Hausglocke seine Ankunft meldete und er zum ersten Male jene Treppe emporschritt, auf welcher man ihn — seine Leiche — fünf Jahre und vier Monate später hinabtrug. Als diese hohe feste Gestalt, mit diesem scheinbar so gesunden markirten Körperbau, diesen blonden Haaren, blauen Augen und diesem germanischen Kiefer hereintrat — wer von uns hätte damals gedacht, daß er, der Jüngste von uns, als der Erste sterben müßte, und wer hätte vermuthet, daß über den Hingang eines damals gänzlich Unbekannten ein Lustrum später so viele Gemüther in Trauer versetzt würden?*)

Offen gestanden, schien es damals, als ob diese breiten Lippen und diese gemessenen Mundwinkel sich im Lachen noch wenig geübt hätten, und kein Funke von Humor leuchtete aus dem ersten schüchternen Auftreten des Ankömmlings.

Verändert in Allem, war er nur in seinen Briefen noch derselbe. Seine ersten Eindrücke über die große Stadt, die heute über 167,000 Einwohner zählt, schildert er mehrere Wochen später in folgender Weise:

„Wirst froh sein, in den schönen Bergen oben Deine Tage zubringen zu dürfen. Ja, Alter, das ist ein Unterschied: Berge und kahle Mauerwände — sammetgrüne Wiesen und Staub in den Augen — Menschen aus Eichenholz und Menschen aus Zwieback. Doch habe ich mich eher als ich glaubte, mit Gottes Gnade in die Lage gefügt. Der Gedanke: vergiß nicht, daß Du als Priester in München bist, hat mir Muth gemacht. In Gottes Namen!

*) Sein Pfarrvorstand war der geistl. Rath Carl Stumpf, und seine Collegen die damaligen Cooperatoren H. Geiger und A. Thoma.

„Die Verhältniſſe ſind, wenn man ſich einmal in das Stadtleben etwas gewöhnt hat, gut. Im Pfarrhofe iſt Harmonie. Unſere Verrichtungen theilen ſich auf drei Schultern. Wenn ich eine freie, ſtille Stunde für mich habe, beſonders während der Abenddämmerung, erlaube ich mir einen Geiſtesritt durch's Iſarthal.

Ich reite über Stock und Stein,
Und kehr' bei meinem Stephan ein.

Lebe wohl! Gute Geſundheit! Was Du mir als jungem Prieſter in Rath und That geweſen, nie vergeſſend, verbleibe ich — Deiner beim heil. Opfer gedenkend — in Lieb' und Freundſchaft

Dein Alter von den Bergen."

Wer das Grab eines Prieſters beſucht, dem erſcheint der Hingegangene vor Allem als opfernder Vermittler am Altare; er ſieht ihn, wie er im Namen der Gemeinde lobt und dankt und bittet und ſühnt. Gewöhnlich ſah man Forſteneichner ſchon früh 6 Uhr, namentlich in den letzten Jahren, an den Altar treten, wo er am Fuße der Muttergottesſtatue für Lebendige und Verſtorbene das Opfer entrichtete. Mit welchen Eindrücken mag er manchmal dort geſtanden ſein und für welche Kümmerniſſe des eigenen oder fremder Herzen dort Troſt geſucht haben? „Wie lieb waren ihm dann Deine Gezelte, o Herr der Heerſchaaren, und wie ſehnte ſich ſeine Seele nach Deinen Vorhöfen!" Dieſe Verrichtung überſtrahlt jede andere in ſeinem hl. Amte.

Alsbald ſollte er auch erfahren, mit welchen Schwierigkeiten die Seelſorge in einer Gemeinde von etwa 14,000 Seelen verbunden und daß es bei einer ſolchen Zahl von Pfarrgenoſſen eine Unmöglichkeit iſt, allen gerecht zu werden. Wollte man als Regel feſtſetzen, daß die Paſtoration von je tauſend Seelen durchſchnittlich einen Prieſter erfordere, ſo hätte München mehr als 120 Seelſorgspriеſtern nöthig; ſtatt der 30 Pfarreien aber, die in der That Bedürfniß wären, beſitzt die Reſidenzſtadt deren nur neun. Dieſe Schwierigkeiten mehren ſich durch die bei jedem Miethziele vorkommenden Veränderungen der Pfarrgenoſſen der Erwachſenen wie der Kinder, ſo daß man ewig eine fremde Stellung einnimmt, und die Seelſorge für die Familie — ſonſt das dankbarſte Feld — reducirt ſich auf das geringſte Maaß.

Als der nun auch in Gott ruhende Dr. Rinecker im Jahr 1854 von ſeiner Pfarrei Reichenhall Beſitz nahm, ſchilderte er in ergreifender Weiſe die

dreifache Beziehung des Prieſters zur Gemeinde als Vertreter des dreieinigen Gottes: „Den Kindlein ſei er ein Vater, den Erwachſenen ein guter Hirte, den Leidenden aber ein Tröſter.“

Die erſte Stellung, die eines Vaters für die Kinderwelt einzunehmen, iſt dem Seelſorger Münchens noch am eheſten gegönnt. Gerade dieſe Aufgabe war es, die Forſteneichner mit ganzer Seele erfaßte. Die 300 Knaben ſeiner drei Curſe hatten an ihm nicht allein einen gewiſſenhaften Lehrer und Erzieher, ſondern auch einen erfahrenen, wohlwollenden Freund. Wie gründlich hat er dieſen Knaben alljährlich den ſo ſchwierigen Beichtunterricht eingeprägt und wie hochheilig war ihm der Tag, da er ſeine größeren Schüler zum erſten Mal zum Tiſch des Herrn begleitete und gemeinſam mit deren Eltern für ſeine Lämmerheerde betete, daß ſie bewahrt bleibe in Reinheit des Glaubens und des Herzens! Wohl keiner von dieſen Schülern wird dieſen Vater vergeſſen, und wenn je Einer von ihnen, bedroht von ſchweren ſittlichen Gefahren des Hingegangenen ſich erinnert, ſo möge deſſen Wort, deſſen Beiſpiel und — Gott gebe es — auch deſſen Gebet ihn beſchützen!

Nicht minder hervortretend war in Forſteneichner's prieſterlichem Wirken ſeine Beziehung zur reiferen Jugend. Galt doch eine ſeiner letzten Funktionen, aus welcher er den Todeskeim geholt zu haben glaubte, ſeinen Sonntagsſchülern. Wie oft ſah man ihn mit einer kleinen Zahl von Jünglingen aus verſchiedenen Altersklaſſen und aus höheren Schulen durch die Straßen der Stadt und des engliſchen Gartens oder auf den Anhöhen längs der Iſar dahinwandeln! denn obwohl vorgerückt in die Lateinſchulen und Gymnaſien, blieben die einſtigen Schüler ihm mit treuer Pietät noch zugethan. Wie wohlthuend war ihm ſelber dieſe Verehrung, und wie freute er ſich, wenn er bei heiteren Anläſſen ſich im Schatten eines Baumes mit ihnen erquicken, ihnen das Schatzkäſtchen ſeiner Kenntniſſe öffnen, und zuletzt ihren Zahlmeiſter machen konnte!

Ein Vater im engern Sinne des Wortes war er namentlich zwei gemüthvollen Knaben aus Länggries, die er dort zu den Studien vorbereitet hatte, und die er dann als Reliquie von der biedern Gemeinde, welcher er ſo ſüße Stunden verdankte, nach München wandern hieß. Eben wurde hier das Oktoberfeſt des Jahres 1860 gehalten, als der beſorgte Vater die Zwillingsbrüder in die Hauptſtadt brachte, und ich erinnere mich mit

einer Art von Rührung an den Abend, da derselbe Vater mit Forsteneichner und Söhnen über die Thereſienwieſe hingingen und über die Wege ſich beriethen, die man bei der Mittelloſigkeit der Ankömmlinge einſchlagen ſollte. Ihnen Allen, ſelbſt den prieſterlichen Freund nicht ausgenommen, war der Boden nebelumlagert, auf dem ſie ſtanden, und Forsteneichner verließ den beſorgten Vater dennoch mit den Worten: „Es wird ſchon gehen.“ Sein Wort hat ſich bewahrheitet. Wenn die Zöglinge Geld bedurften, ſo kamen ſie zu ihm. Sie haben fünf Jahre lang die Raben des Elias jeden Morgen und Abend über den Karith fliegen ſehen, und ſind nun vorgerückt bis zur zweiten Gymnaſialclaſſe. Als ihnen Forsteneichner im letzten Herbſt erklärte, er habe ihnen in ſeiner letztwilligen Beſtimmung ſeine Bibliothek zugedacht, waren ſie betroffen über dieſe Aeußerung und entgegneten mit wehmüthigem Lächeln: ſie wünſchten ihm noch viele Jahrzehnte, damit das Erbe um ſo größer werde. Jetzt, da ſie des Mentors am meiſten bedurft hätten, mußten ſie ihm Lebewohl ſagen.

Eine hohe geiſtige Anregung fand Forsteneichner für ſich ſelbſt durch die Privatſtunden, die er über Religion, Profangeſchichte und Naturlehre gegeben, und mit beſonderer Heiterkeit erzählte er es, wenn dabei er manchmal, mit Kreuz- und Querfragen bombardirt, in ſchwierige Poſitionen kam. Heiterer mochte es in dem kleinen Sonntagszirkel ſein, den er für heranblühende Talente eröffnet, wo ſie ihre dramatiſchen Verſuche, die ſie anderwärts in Scene ſetzten, vorlaſen. — Väterlicher Freund war er auch in dieſen Kreiſen. —

Uns Prieſtern muß der ewige gute Hirt, wie er in Wort und That ſich geoffenbart, als höchſtes Muſter vor Augen ſchweben. Vor Allem iſt des Hirten Predigtamt uns Vorbild.

Was Forsteneichner's Thätigkeit auf homiletiſchem Gebiete betrifft, ſo gaben die geiſtreichen Vorträge, die er bei der vielbeſuchten Maiandacht unſerer Ludwigskirche im Jahre 1863 über den Mariencultus hielt, ein ſchönes Zeugniß für ſeine rhetoriſchen Gaben. Die Verehrung Mariens lag ohnehin ſo ganz in ſeinem poetiſchen Weſen und reinem Gemüthe. Nie war er unvorbereitet, wenn er an einem Feſttage die Kanzel betrat oder vom Altare aus das Volk belehrte. In ſeinem eigenſten Elemente aber ſah er ſich, wenn er die Mitglieder ſeiner Bruderſchaft durch Wald und Flur nach Maria Eich begleitete und dort als Wallfahrtsprediger das Lob des Allmächtigen verkündete. Der Nachtigall ähnlich, die eben nur ſchlagen kann nach ihrer

Weiſe, kam er immer wiederum auf die Offenbarungen Gottes in der ſichtbaren Schöpfung zurück. Manchen, welche der ſtädtiſchen Cultur übermäßig zugethan waren, mag die Mundart, die in ſeinem Vortrage etwas durchſchlug, ſtörend geweſen ſein; denn als ächter Sohn der Iſar pflegte er oft, namentlich bei größerer Erregtheit die gedehnten Vokale kurz und die geſchärften gedehnt zu ſprechen; die Meiſten aber getröſteten ſich bei ſolchen Dingen wohl mit der Frage des großen Kirchenlehrers: „Was nützt ein goldener Schlüſſel, wenn er nicht zu öffnen vermag; oder was ſchadet ein hölzerner, wenn er es kann?“

Zu den Thaten des Hirten, „der die Seelen liebt,“*) gehören auch die Hunderte von heiligen Sakramenten, die er während ſeines hieſigen Wirkens ſpendete und ſein Bußeifer, den er an heiliger Stätte entfaltete, wo er namentlich von den ältern Pfarrgenoſſen und unſern armen Blinden gern aufgeſucht wurde.

Mögen die Worte, die er an jener Stätte geſprochen, verklärt durch den Nimbus der Ewigkeit, bei denjenigen, die ihn überleben, mit reichem Segen fortwirken! —

In ſeiner dritten Stellung als Tröſter hat der Prieſter beſonders der Armen und Kranken ſich anzunehmen, unter den Erſtern aber die würdigen von der großen Schaar der Gauner zu unterſcheiden. So ſehr der Verſtorbene auf der Hut war, ſich überliſten zu laſſen, ſo bereitwillig öffnete er ſeine Börſe für die wirkliche Noth. Manchmal, wenn er eben bei Caſſa war, was bei ſeiner Freigebigkeit nicht immer der Fall ſein konnte, ſpendete er wohl in einer Weiſe, die zu ſeinen Bezügen in keinem Verhältniſſe mehr ſtand. Unbemittelte Kranke pflegte er bei den Wochenſitzungen unſeres Vincentiusvereines zur Unterſtützung zu empfehlen. Von derjenigen Summe, die er, man darf es wohl ſagen, im Schweiße ſeines Angeſichtes und mit einem Stücke ſeines jungen Lebens ſich erwarb, nämlich von ſeinem Honorar für die Naturbilder beſtimmte er 200 Gulden für die Armen der Pfarrei St. Ludwig in ſeinem Teſtamente und ſtellte ſie der Conferenz von St. Ludwig zur Verfügung; weitere 100 Gulden von demſelben Honorar genommen, bilden die Fundationsſumme für eine Jahresmeſſe, die an ſeinem Sterbetage geleſen und der Pfarrgemeinde verkündet werden ſoll.

Unter den Kranken, die Forſteneichner mit den heiligen Sakramenten verſah, gehörte wohl der größere Theil dem niederen Volke an; doch hat er

*) Sap. 11, 27.

die Gewalt des Todes auch unter den Mittelſtänden und in den Paläſten der Reichen geſehen: unter Forſteneichners letztem Segen hat eine fromme Prinzeſſin aus kaiſerlichem Geblüte den Gang in's Jenſeits gemacht, und als er ein anderes Mal einem hochgeſtellten Erzieher den Leib des Herrn reichte, ſah er mit Ergriffenheit Bayerns dankbare Königin am Sterbebette ſeines Patienten auf der Erde knieen. Nur ein Gebiet im Tröſtungsfache widerſprach ſeiner Gemüthsart — die in München obligaten Beerdigungslobreden. An ſolcher Stätte wollte er als Redner nie gefallen. Nach ſeinem Dafürhalten wäre das Miſerere mit den übrigen ſechs Bußpſalmen die paſſendſte Rede auf einen Todten geweſen, der in Sünden geboren und herangewachſen, auf Gottes Erbarmen und das Gebet der Kirche in dieſem Augenblicke am allermeiſten angewieſen iſt. Solcher Anſicht und ihren Folgerungen entſprechend, proteſtirte er für ſeine eigene Perſon gegen jede Leichenrede. Seiner Natur ſagte es beſſer zu, Auge gegen Auge ein geſundes, kräftiges Troſtwort an den Bekümmerten zu richten. „Als ich durch wiederholte Todesfälle," äußerte Jemand, „die während kaum zweier Jahre in meiner Familie vorkamen, entmuthigt und voll ſchwerer Sorge in die Zukunft blickte, gab mir der gute Forſteneichner zum letzten Male ſeine Freundeshand, und mit wenigen, aber herzlichen und kräftigen Worten, wie ſie nur ihm eigen waren, ſuchte er mir Troſt am Grabe zu ſpenden, in das ich einen Theil von mir ſelbſt gelegt hatte."

So hat Forſteneichner auf dem Gebiete der Seelſorge Münchens in wenigen Jahren Gelegenheit gehabt, mehr zu wirken, als Andere in der doppelten Zeit.

Oft, wenn er nach zweimaliger Wanderung auf den entlegenen Gottesacker oder von weiten Proviſurgängen todtmüde nach Hauſe kam, mag das Bewußtſein erfüllter Pflicht und vielleicht ein Blick auf unſern Heiland, der vom Palaſt ſeines Richters zum Golgatha gegangen, ihn neu ermuthigt haben.

Um der „Luſt der Volksgunſt" willen hat er ſicherlich nie ein Wort verrichtet, denn „wer für die Tugend, die er übt, Menſchengunſt begehrt, verkauft eine werthvolle Sache um ſehr geringen Preis." *) Zudem iſt Sorge getragen, daß in großen Städten die Popularität dem Diener der Religion keine Gefahren bringt; denn gerade die Feinde der Kirche ſind, ohne es zu wiſſen, die Freunde unſeres Heiles. Statt weiterer Andeutungen und Auseinanderſetzungen ſtehe hier in engem Zuſammenhange mit dem Geſagten eine Stelle

*) Gregor L. VIII. Moral. 10, 25.

aus den Schriften eines Mannes, welcher als äſthetiſcher Critiker gegenwärtig den literariſchen Thron in Deutſchland einnimmt:

„Die neue Zeit hat einen gefährlichen Feind im Schooße der gebildeten Geſellſchaft ſelbſt zu bekämpfen. Dieß iſt die Gemeinheit, die letztgeborne Tochter der Hölle, deren Macht leider unwiderſtehlich iſt. Den Wilden kann man civiliſiren, den Zornigen beſänftigen; aber die Gemeinheit, die, im Schooße der Bildung aufgewachſen, ſie dennoch haßt, umgeben von allem Edlen und Schönen, dieſe verſtockte alte Böswilligkeit iſt unüberwindlich.“

Endlich ſei bei Erwähnung des Troſtfaches noch jene Thätigkeit Forſteneichners berührt, die er Jahr für Jahr mit dem Beginn der Adventzeit wieder aufnahm, wenn er die wohlbekannte Liſte: „Edler Wohlthäter“ wieder hervorzog und mit dem Bettelſacke von Einem zum Andern ging. Es handelte ſich um die Beiſchaffung jener Gaben, womit er den Chriſtbaum armer Schulkinder der Pfarrei ſchmückte. Die Summen, die er hiefür auftreiben wollte, waren nicht gering. Gegen 150 Kinder ſollten mit Kleidungsſtücken, Schuhen, Büchern, Heften und andren Utenſilien beſchenkt werden. Unter den zahlloſen Arbeiten und Plänen, worin die letzte Krankheit ihn befiel, war auch dieſe Sammlung. Die hundert Lichter des Chriſtbaums und die ſtrahlenden Augen der Kleinen hat er dießmal nicht geſehen, und ein Anderer hat an ſeiner Statt die Schaar der Geladenen begrüßt.

VIII.

Charakteriſtik.

In der Werkſtätte des menſchlichen Willens ſind eine Unzahl von Arbeitern vollauf thätig; aber ein Meiſter iſt's, der ſie alle befehligt und dem ſie gehorchen müſſen. Dieſen Meiſter nennt man den Grundzug des Charakters. Bei Forſteneichner war dieſe Haupteigenſchaft die wohlwollende Liebe, und wer ihn von dieſer Seite nicht erfaßte, dem fehlte der Schlüſſel zu ſeinem Verſtändniſſe.

Schon im Anfange des Prieſterlebens ſchrieb Forſteneichner auf die Vorderſeite eines täglich benützten Erbauungsbuches: „Es walte Liebe, aber nicht weichliche; Strenge, aber nicht erbitternde; Eifer aber nicht maßlos zürnender, Milde, aber nicht über Gebühr ſchonende.“

Geſellen, denen er den Zutritt in jene Werkſtätte vor allem verwehrte, waren ſchnöde Habgier und ſattes Selbſtgefühl. Manchmal bemerkte

er ſcherzend, daß er ein ſchlechter Verwalter ſei und eine ſchändliche Buchführung halte; indeß, mit uns Allen ſeit lange daran gewöhnt, nicht der unſichren Zukunft, ſondern der gewiſſen Gegenwart zu leben, wird er ſich heute über dieſen Mangel getröſten.

Als Beiſpiel für die Gutmüthigkeit, womit er über zeitliche Dinge hinwegging, dient eine ſcherzhafte Klage eines Briefes. „Finanzen und Temperatur — unter dem Gefrierpunkte; kann bei der kalten Witterung nicht anders ſein. Mehrere Knöpfe im Talare fehlen, und erinnern an die große Zerſplitterung im deutſchen Reiche . . .“ Und doch ſagt er zuletzt ebendort: „Ein Präſent zum Namensfeſte bleib' ich dir einſtweilen ſchuldig, da ich gegenwärtig kein paſſendes beſitze.“

Eben ſo wenig würde er jemals mit dem Streben nach Ehrenſtellen ſich vertraut gemacht haben, denn „des Amtes Gewicht — erſchwert das Gericht“ und „neue Würden, neue Bürden.“ Auch gegen jede Art von Huldigung, die man ihm etwa für einen gelungenen wiſſenſchaftlichen Beitrag ausdrücken wollte, war er taub und obwohl er ohne allen Zweifel als belletriſtiſcher Schriftſteller in kürzeſter Friſt einen vielgenannten Namen bekommen hätte, ſo pflegte er ſelbſt mit ſeinen nächſten Freunden nur ſelten über dieſes Gebiet ſeiner Thätigkeit, das ihn doch ſo lebhaft beſchäftigte, zu ſprechen. Jene beſcheidene Form des Stolzes, in welcher man gern von der wirklich vorhandenen Beſchränktheit Anderer ſpricht, um neben dunkelgehaltenen Schatten ſein eigenes Licht hervortreten zu laſſen, hat Keiner von uns je an ihm bemerkt.

Sein Wohlwollen hatte ſeinen natürlichen Grund in einer reichen Anlage von Gemüth. Gerade dieſe Naturgabe iſt es, die unter den Eigenſchaften eines Prieſters nicht hoch genug geſchätzt werden kann, denn ohne dieſelbe ſinkt der Geſalbte des Herrn nur all zu leicht zu einem bezahlten „Funktionär“ herab. An gelehrten Männern hat die Welt viel weniger Mangel, als an Männern von allſeitiger, tiefer Bildung des Gemüthes. In ſeinem Herzen liegt auch ohne Zweifel der Grund, weßhalb Forſteneichner ſeine wahrlich nicht allzu vielen Mußeſtunden nicht etwa bei redſeliger Geſellſchaft, zeitraubenden Spielen und bei den Beleuchtungen und Feuerwerken der Tagespreſſe, ſondern mit ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ausfüllte. Den Kindern wollte er Freude machen, ihnen ſich nützlich erweiſen, ob er auch deren freudeſtrahlende Augen nimmer ſehen ſollte. Unter allen Denkenden ſteht es feſt, daß unter den geiſtigen Geſchenken, die der Menſch

dem Menschen bieten kann, die Arbeit für die Jugend den ersten Platz einnimmt. Wäre dem nicht so, so würde Forsteneichner ohne Zweifel Volksschriftsteller geworden sein, wozu ihn seine ganze innere Verfassung vorzüglich befähigt hätte.

Seine wohlwollende Liebe charakterisirte sich ferner als Collegialität.

Dem freundlich entgegenzukommen, der mit ihm die gleiche Lebensaufgabe erwählt und dasselbe Brod mit ihm aß, war ihm ein Bedürfniß des Herzens; und wenn er glaubte, daß Einer, gleichviel von welcher Seite her, verletzt worden war, so mußte sein Wort, so gut es eben ging, die Sache vermitteln. Wie oft war er in der Lage, auch solchen gegenüber, denen er sonst fern stand, die straff gezogenen Saiten abzuspannen, bevor sie gesprungen! Ueber das Verhältniß des Priesters zum Priester hat Michael von Sailer einst das schöne Wort geschrieben: „Es wäre allzu trostlos, wenn im Nebel des Schlachtentages der Krieger auf seinen tapfern Freund schlüge, oder wenn man nicht allein für, sondern auch von der Kirche zu dulden hätte," — und wahrlich, Sailer hat dieses Wort uns Allen aus der Seele geschrieben.

Forsteneichner beobachtete seinen Collegen gegenüber drei ihn kennzeichnende Regeln: 1) Keiner soll der Erste und keiner der Zweite sein. 2) Die Arbeit muß geschehen und es ist gleichgültig ob der Eine oder der Andere sie thue. 3) Jeder ist der Vertheidiger des Andern.

Wiederholt hat er nach seiner Hieherkunft gebeten, man möge ihn aufmerksam machen, wenn er Etwas nicht recht thue, und dankbar nahm er jede Andeutung an. Als er eines Tages mit Ausarbeitung seiner Predigt fertig war, die er in Niklasreuth zur Primiz seines Freundes Daller halten sollte, wo seit 130 Jahren keine solche Feier mehr stattgefunden, theilte er sie einem Collegen mit. Dieser gestand ihm, daß sie ihm nicht gefalle, weil er für einen Doktor der Gottesgelehrtheit und nicht für's Landvolk zu sprechen habe. Gleich entwarf er eine neue Rede über den Text: „Sieh, ich sende meinen Engel aus, und er wird den Weg bereiten vor meinem Angesichte," und rief dem jungen Träger des Priesteramtes zu, auch er müsse ein Engel vom Himmel sein, und zwar ein Michael, ein Gabriel und ein Raphael.*)

Fremden Persönlichkeiten gegenüber zeigte sich Forsteneichners Wohlwollen als Dienstfertigkeit. Wer von unsern Lesern hat es nicht schon erfahren, daß es oft schwer ist, über eine fremde Treppe emporzusteigen und an der

*) Primizpredigt. Freising bei Datterer 1860. Zweite Auflage.

Thüre eines Unbekannten anzuklopfen, deſſen Hilfe man wünſcht? Wer immer zu unſerm entſchlafenen Mitbruder kam und wäre er auch der letzte unter allen Menſchen geweſen — er durfte gewiß ſein, von ihm nicht allein wohlwollend, ſondern auch herzlich empfangen zu werden. Seine jetzt kalt gewordene Hand iſt von Tauſenden, die ſie zum erſten Mal ſahen, gedrückt worden.

Millionen Menſchen hatten dieſelben Lebensſchickſale wie er; was ihn aber von den meiſten unterſchied, war ſein edler Freimuth und ſein Gefühl für Recht und Pflicht, wenn es galt, mannhaft bei der Hand zu ſein.

Das erheiternde Weſen Forſteneichners — auch ein Ausfluß ſeines Wohlwollens — trat uns oft, wenn die Pflicht des Tages vollbracht war, bei unſerm Abendkränzchen wohlthuend entgegen. Manche heitere Erzählung aus ſeiner Vergangenheit bildete den Nachtiſch. Da mußten wir auf der Spitze des hohen Schafberges Umſchau halten oder unten auf dem maleriſchen Hallſtädter See mit ihm den Nachen beſteigen, oder er ſchilderte uns die Jagdabenteuer ſeiner Jugend, wie er ſein letztes Taſchengeld für Pulver verausgabte, bis er zuletzt beim beginnenden Abenddunkel ſo glücklich war, ſtatt eines Kaninchens auf eine Pelzmütze zu ſchießen; oder er führte uns auf jene erſte Sennhütte, durch deren Fenſterlücke ſein kleiner Begleiter gehuſcht, um ihm den Weitling, der nicht herauszubringen war, zum Trunke hinzuhalten, oder er recitirte die Abenteuer ſeines verwegenen Freundes, der unter tauſend Gefahren den Monte Roſa beſtiegen hat.

Auf einer kleinen Excurſion, die wir vor einem Jahre zuſammen nach Leoni bei Starnberg machten, überzeugte ich mich, wie er unter Kindern ein ſehr großes Kind ſein konnte, wie er von der dortigen Höhe herab mit gewaltigen Sprüngen über das in mäßiger Entfernung horizontalliegende „Hänschen“ und ſeine Geſchwiſter hinwegſetzte und dann, plötzlich wieder oben, mit einer Fertigkeit, die nicht von geſtern war, die rieſige Buche erklomm und als ſchmuckes verſtecktes Eichkätzchen auf den Aeſten ſich wiegte. „Maman!“ rief er dann, als die bedachtſame Mutter den Kletterer überſah — und ſchnell war der würdige Zögling ihm nachgeeilt und zum Schrecken ſeiner Mutter lachend noch höher geklettert.

Das ſind Bilder, die jetzt, wo der Tod mit der Kraft eines Blitzes den Begleiter unſeres Lebensweges von der Seite geriſſen, nicht erheitern, ſondern ſeinen Verluſt nur um ſo fühlbarer machen. Wir erzählen ſie und erinnern

uns dabei jenes Sohnes, der die harten Brosamen eines Kuchens sammelte, weil die selige Mutter es war, die den Kuchen gebacken hatte.

IX.

Trüber Jahresschluß.

Basilius der Große hat einst bemerkt: „Unser Leben ist ausgefüllt mit lauter Sterbebildern.“ Ja, wollten wir uns ein Buch anlegen von Photographien verlebter Bekannten, wir würden staunen über die Schnelligkeit, womit ein Band angefüllt würde.

Der 30. Dezember des eben verflossenen Jahres hat uns ein solches Bild zu der Summe der übrigen gefügt, *) und uns gezeigt, daß ein Menschenleben schnell wie ein brennendes Flachsbündel aufleuchtet und sich verzehrt.

Drei Vorboten des Todes haben sich aufeinanderfolgend, bei unserm Hingegangenen gemeldet. Der erste war sein biederer Vater, den er vor fünf Jahren verlor; ihm folgte die treffliche einzige Schwester, die der besorgte Bruder zuvor nach Reichenhall gesendet, in der Hoffnung, ihre dahinwelkende Kraft würde sich dort regeneriren — eine Erwartung, die sich nicht erfüllt hat; die dritte Mahnung erhielt er mit uns allen gemeinsam, es war die Seuche, die im vorigen Jahre zu Ankona den europäischen Boden betrat, und ihre Verheerungen weithin ausdehnte.

Im Laufe des letzten Sommers unterzog sich F. einer ärztlichen Untersuchung, welche einer der berühmtesten Diagnostiker an ihm vornahm, der aber seinen Zustand nicht bedenklich fand. Ein länger andauerndes Magenübel, mit dem Forsteneichner während der argen Julihitze kurz vor seinen Schulprüfungen zu kämpfen hatte, führte ihn auf düstere Ahnungen. „Man überschätzt meine Gesundheit,“ sagte er, „ich möchte wissen, wo mein Plätzchen ist.“ Er meinte damit sein Grab. Einem Freunde im Gebirge schrieb er unterm 10. Juli: „Sehnsucht nach den Bergen! Sehnsucht im Superlativ! Im September Erlösung! Immer Dein treuer Antonissimus.“

Am ersten September, bevor er seine Ferienreise antrat, schrieb er seinen letzten Willen in einem Briefe an seine Mutter nieder, die ihren Wittwensitz in München aufgeschlagen hatte. In diesem Briefe gab sich jenes treue Herz kund, worin die Mutter die süßeste Freude ihres Lebens sah.

*) Forsteneichners wohlgetroffene Photographie in Kartenformat liegt bei Fr. Neumayr in München, Pferdestraße Nr. 2.

Er bestimmte in diesem seinem letzten Willen noch dasjenige, was ihm an der Seele lag und benannte die kleinen Andenken für jeden seiner nähern Freunde.

Seine letzten Ferien brachte er in Länggries zu, wo Natur und Menschen dazu angethan waren, ihn zu heilen. Für Bergpartieen und größere Ausflüge fühlte er sich während dieses Aufenthaltes bereits zu schwach. Als er am 23. September wieder hieherkam, schien er indeß gekräftigt zu sein, und klagte nur, daß der Aufenthalt im Gebirge zu kurz gewesen sei. Niemand ahnte, daß die Klage so begründet war, sonst hätte er sogleich wieder umkehren müssen zu den Lebensquellen, aus denen er mit so günstigem Erfolge geschöpft hatte. Die Anstrengungen des jüngst abgehaltenen Jubiläums, welches in so vielen Diözesen Deutschlands in den November verlegt wurde, zehrten an seinem Befinden. Demungeachtet freute er sich über den reichen Segen, welchen diese kostbare Zeit über so viele Heilsbedürftige ausgegossen hat.

Als wir am Abende des 8. Dezembers die irdische Hülle des verdienten Präsidenten Freiherrn von Stengel zur Grabesruhe begleiteten, stand Forsteneichner mit blassen Gesichtszügen und aufgeschlagenem Mantelkragen neben uns, vielleicht ahnend, daß er mit dieser Feier seine oft geübten Funktionen in der Todtencura beschließen würde.

Am Morgen des zweiten Adventsonntages — es war am 10. Dezember — hielt er seine letzte öffentliche Anrede in der Ludwigskirche, wobei Jedem, der ihn hörte, die bis zur Animosität gesteigerte Lebhaftigkeit seines Vortrages auffallen mußte. Auch im persönlichen Verkehr mit ihm konnte man in jenen Tagen bemerken, daß er eine gewisse Reizbarkeit zu beherrschen hatte, die man früher nie an ihm wahrgenommen, und die das Resultat eines lebhaft erregten Nervenspieles sein mochte. Tags darauf brachte er um $7^1/_2$ Uhr zum letzten Male das heil. Meßopfer dar, levitirte um 10 Uhr beim Seelengottesdienste dessen, dem er zum letzten Male das Todtengeleit gegeben hatte, und als er von der Tumba hinweg die Stufen zum Presbyterium emporgeschritten, entzog er sich den Augen der Gemeinde für immer. Mittags besuchte er noch den gemeinsamen Tisch, Abends jedoch war er nicht mehr an der Tafel zu sehen.

Es war die erste schwere Krankheit, die er jetzt begann, und die sich bei ihrem Auftreten sogleich als bedenklich kennzeichnete. Bald darauf sprach

man von einem Schleimfieber, und wenige Tage ſpäter vom enteriſchen Typhus.

Leider nahm das befürchtete Uebel ſo raſch überhand, daß der Kranke ſchon am Schluß ſeiner erſten Leidenswoche, obwohl damals (wie ſpäter) nur ſelten eine geringe Störung des Bewußtſeins eintrat, nach dem Empfang der heil. Sterbſakramente verlangte. Als eines Morgens um 6 Uhr das Engelamt gehalten war, ſollte dieſe heilige Handlung vollzogen werden.

Tief bewegt ging ich in jener kalten Frühſtunde, die mir unvergeßlich ſein wird, einſam in den Garten des Pfarrhofes über gefrorenes Erdreich und krachende Eismulden, lehnte mich, in meinen Mantel gehüllt, an den Tiſch jenes Sommerhäuschens, worin wir manch heiteres Stündchen verplaudert hatten, und blickte von dort gegen jene Zimmer empor, die ich — der Aeltere — vor ihm bewohnt hatte. Friedliche Orgeltöne klangen von den Kirchenräumen herüber, und von dem hohen Fenſter über dem Altare des Allerheiligſten floß ein fahler Lichtſchimmer durch die Morgennacht gerade auf jene Gemächer hin, die der Kranke bewohnte. Wandelnde Kerzen beleuchteten in letztern bald dieſen, bald jenen Raum. Es ließ ſich unſchwer errathen, daß die guten Töchter des heil. Vinzentius, die mit ſo aufopfernder Liebe bei Tag und Nacht den Leidenden pflegten, nunmehr den Tiſch mit dem Crucifixbilde zurecht richteten und Alles, was ſie oft für Andere gethan, nun auch für ihn, den Schwerbedrängten, ordnen würden. Der froſtige Morgen durchſchauerte meine Glieder und doch — ich konnte von der dunklen Stätte, an der ich meine Betrachtung pflegte, nicht ſcheiden. Zeit und Ewigkeit ſtanden mit tauſend Erſcheinungen vor mir, und der Gedanke, daß unſere idealen Vorſätze ſo einfach und troſtlos ſich verwirklichen, und daß unſer Leben ſo kurz und die Verantwortung ſo groß — — das Alles bewegte mich in tiefſter Seele. Dieſe Eindrücke wurden milder, als ich der namenloſen Liebe gedachte, die unſer grundgütiger Erlöſer ſeit achtzehn Jahrhunderten an den Mühſeligen und Beladenen übt. Nun trägt man das heil. Brod in des Kranken Gemach — nun reichte man ihm die Speiſe der Pilger — o reiſe glücklich — nun ſalbt man ſeine ermatteten Glieder! — Oben umknieen ſie ihn und beten.

Vertrauen.

Der Diener, den Du liebſt, o Herr, iſt krank.
O komm, und hab' für Deine Ankunft Dank!

Denn Alles, was mit Dir, o Herr, wird kommen,
Mit Dir, o Heiland, — wird auch heilend frommen.

Wohl betet ihr, daß Gott sein Leben schütze,
Und daß er lange noch dem Volke nütze;
Doch würde Trug umdüstern seine Klarheit,
Dann laßt getrost ihn zieh'n in's Reich der Wahrheit.*)

Wem banget nicht, wenn Gott als Richter naht,
Der strenge wägt Gedanke, Wort und That?
Vertraut — Der einst den Feinden Gnad' beschieden,
Verleiht den Freunden doch gewiß nur Frieden!

Ueberraschend war der warme, tief empfundene Antheil, den so viele Angehörige der Pfarrei für ihren leidenden Hirten von jetzt an kundgaben. Tausende von Gebeten sind für denselben von den Altären der Kirche, wie von verschlossenen Kammern zum Himmel gestiegen, und Gebetsvereine veranstaltet worden, damit der Allmächtige Alles so lenke, wie es gut sei. Was in dem Herzen Gottes als gut beschlossen war — wir wissen es jetzt.

Der seit Monat November in München epidemisch aufgetretene Typhus, der sein verheerendes Werk im Dezember und Januar noch steigerte, hat uns den Mangel der Thätigkeit eines Seelsorgers in einer so umfangreichen Pfarrei empfindlich gemacht. Die Zahl der Pflichten wuchs und die Arbeiter wurden weniger; denn am 27. Dezember erfaßte eine ernste und lang andauernde Krankheit auch einen andern der drei Hilfspriester**), und es ergab sich ein trostloser Zustand, wie er in solcher Weise noch nie dagewesen.

Aecht menschenfreundlich voll Theilnahme für seine Freunde schlug Forsteneichner's Herz während dieser Krankheit. Um Besuche anzunehmen, waren seine Kräfte schon gleich von Anfang an zu sehr geschwächt. „Herzlichen Gruß an alle Bekannte, innigen Dank für ihre Aufmerksamkeit; doch mögen sie erst dann kommen, wenn meine Genesung eingetreten," waren öfter seine Worte. So konnte manchen bekümmerten Seelen das Verlangen, ihn noch einmal zu sehen, nicht erfüllt werden.

Allzu matt, um sprechen zukönnen, hatte er selbst sein ärztliches Bülletin gefertigt und neben sein Bett geheftet; wer ihn um sein Befinden frug, den

*) Sap. 4. 11.

**) Cooperator Wolfgang Stöber, seit August 1862 an der Pfarrei, der Nachfolger des Cooperators Ant. Thoma.

wies er auf dieſes Gutachten hin, es beſtand aus den zwei Worten: „Freitag — Bier.“ Er meinte den 29. Dezember. Nur die Sperlinge, die er in geſunden Tagen vor ſeinem Fenſter gefüttert, konnten ihren Beſchützer ungehindert vom Geſimſe her erblicken. Der Kranke vergaß ſeine Lieblinge nicht und ließ ihnen durch ſeine Pflegerin die gewohnte Nahrung reichen. Dieſe „armen Büblein vom Dorfe“ nahmen die Gabe in Empfang und unter dieſen auch jenen Biſſen, den er zum letzten Mal in den Kaffee tauchen wollte, den ihm aber der Arzt verbot.

Zwei Amſelpärchen, die im nahen Kreuzgang überwinterten, und mit deren Thun und Treiben er ſich ſo gern beſchäftigte, hatte er bereits ihrem Schickſale überlaſſen müſſen.

So war ſeine Krankheit innerhalb drei Wochen auf ihre volle Höhe geſtiegen. Gott hatte ihn hingeführt „auf den Berg der Heiligung, auf den Berg, den ſeine Rechte bereitet hat.“ *) Denjenigen, welche am Morgen des 30. Dezembers in der Sakriſtei nach dem Befinden des Cooperators ſich erkundigten, wurde die Antwort: er werde noch einmal die heil. Communion empfangen, um dann zu ſterben. Was dabei in ſeinem Innern vorging, läßt ſich ahnen.

Seine Glieder wurden kalt.

Und doch — er, welcher dieſen Zuſtand an Andern hundertmal geſehen, erkannte ihn nicht an ſich ſelbſt; denn als nach 9 Uhr ein berühmter Arzt Aether verſchrieb, und als nach deſſen Gebrauch durch alle ſeine Glieder eine wohlthuende Wärme pulſirte, überließ er ſich einer vorübergehenden Täuſchung und meinte: „Nun geht es beſſer.“

Todesmatt lag er nun da. Stückchen von Eis verſchafften manchmal dem trockenen Munde einige Anfeuchtung. Die erſtarrenden Lippen hatten nicht mehr die Kraft, den Gebeten ſeines Beichtvaters zu folgen oder das Bild des Erlöſers zu küſſen. Nur die gefalteten Hände allein deuteten auf innere Sammlung. Gegen ein Uhr Mittags wurde er etwas unruhig, vielleicht weil er die Hammerſchläge des nahen Todes vernahm. In verſchiedenen Wendungen ſuchte der Sterbende einige Erleichterung — endlich ſchien er dieſe gefunden zu haben. Beide Hände ſtraff unter das Haupt gedrückt — ſo wollte es ihm behagen.

---

*) Pſ. 77, 54.

Sein Freund Gruber*), den er nicht mehr „Peter" nennen konnte, stand neben ihm. Die Augen des Sterbenden hatten bereits ihren Glanz verloren, und die Natur richtete seinen Blick von selbst nach Oben — hin nach Einem Punkte. Leis und leiser schöpfte er in kurzen Zügen Odem. Jetzt sank seine Linke herab auf die Brust, noch zwei Athemzüge — und ein gutes Menschenleben war vollendet. Es war am 30. Dezember Nachmittags kurz vor halb drei Uhr.

In dem einsamen Oratorium der Stephanskirche auf dem hiesigen Gottesacker hat der Schreiber dieser Zeilen diese Todeskunde erfahren — unbemerkt von Jenen, welche eben ihre geistlichen Gewänder anlegten. Einsamkeit und Gebet sind auch die geeigneten Beschützer, um eine solche Kunde unentweiht durch die Sprache der menschlichen Zunge — ins Gemüth einziehen zu lassen und sie zu tragen.

Am andern Tage — es war Sonntag und Sylvesterabend — wurde der Pfarrgemeinde der Verlust mitgetheilt, den sie erlitten — ein Verlust, den die ganze Diözese mitempfindet. Seit Eröffnung der Ludwigskirche hat vielleicht kein Eindruck die Anwesenden tiefer ergriffen und mehr Thränen hervorgerufen, als diese Mittheilung. Hatte sich ja, angefangen von dem hochwürdigsten Oberhirten unserer Erzdiözese bis hinab zur letzten Schichte der Kinderwelt, namentlich in den letzten Tagen allenthalben eine Theilnahme kundgegeben, so aufrichtig, so innig, als gälte es, ein Familienglied zu betrauern. Am selben Tage — um eilf Uhr — sprach der Pfarrvorstand über die in einem untern Gemach des Pfarrhauses ausgestellte Leiche die Exsquieen. Durch körperliches Unbehagen schon seit lange abgehalten, Leichen auf den Friedhof zu begleiten, übertrug der Vorstand dieses traurige Amt Einem von uns, und wir zogen mit den Ueberresten des Entschlafenen durch jene Stadt, wo er — der Verstorbene — denselben Dienst an Andern übend, unzählige Male gesehen worden war. Am ersten Tage des Jahres 1865 war Forsteneichner athemlos, und in größter Hast seinen Mantel umwerfend, zu einem Sterbenden geeilt, und jetzt, am letzten Tage des Jahres, auch an einem Sonntage, fuhr zur nämlichen Stunde der Leichenwagen mit seiner theuren Hülle durch dieselbe Straße.

Dienstag, den 2. Januar Morgens acht Uhr ging der Zug mit Forsten-

*) Seit 1. Juli 1863 an die Stelle des Verfassers getreten.

eichners Leiche, die über zwei Tage hindurch im Münchener Todtenhause ausgestellt gewesen und die seinem Willen gemäß in Freising bestattet werden sollte, von der Theatinerkirche zum Siegesthore. Die Alumnen des Georgianums, von ihren Vorständen geführt, begleiteten diesen Zug und sangen das Miserere. Voraus gingen die drei Curse der Knabenschule, und zahlreiche Priester aus den Pfarreien Münchens gaben dem Entschlafenen das letzte Geleite. Der Vorstand des Vincentiusvereines und die Mitglieder der Conferenz folgten dem Sarge. Das Volk schloß sich in dichten Schaaren dem mit Kränzen überschütteten Wagen an. Ueberall standen Theilnehmende, dem Scheidenden das letzte Lebewohl wünschend.

Als der Zug an dem Pfarrgebäude vorüberging und dort Trauernde am Fenster standen, und ich der gebeugten Mutter des Entschlafenen gedachte, kam mir der Gedanke von Claudius; „Ach, sie haben einen guten Mann begraben, doch uns war er mehr!“

Die meisten von uns, obwohl an ähnliche Feierlichkeiten gewöhnt, erinnern sich nicht, je eine zahlreichere Betheiligung gesehen zu haben. Wer Männer weinen sehen wollte, mußte hier sich einfinden. Als ich einige Tage später einen damals Abwesenden fragte, welchen Eindruck diese Botschaft auf ihn geübt habe, erwiderte er mit wenigen Worten: „Ich bin krank geworden.“ Die den Hingeschiedenen beklagten, sahen und hörten wir; die ihn beneideten, schwiegen.

Am Nachmittage desselben 2. Januars fuhren gegen 40 Pfarrgenossen, darunter Jünglinge aus den hiesigen Gymnasien und der Akademie der bildenden Künste, nach Freising, denn dorthin war Forsteneichners Leiche auf der Landstraße geführt worden. Wir trafen mit dem Bahnzuge gerade zur selben Zeit in Freising ein, als der Leichenwagen in die Nähe der Stadt kam, stiegen aus, gingen dem Wagen entgegen und begleiteten ihn betend bis zur Kapelle vor dem südlichen Stadtthore. Während wir dort den Clerus erwarteten, wurde der Sarg auf's Neue herrlich mit Kränzen geschmückt. Es waren noch zwei neue Gewinde dazugekommen: ein Lorbeerkranz, mit weißem Band umschlungen, worauf mit großen Drucklettern stand: „Dem theuren Jugendschriftsteller,“ den ein Münchnerkind im Namen junger Genossen gebracht, und ein kostbarer Kranz aus Edelweiß, die liebenddankbare Gabe treuer Gebirgsbewohner. Später fanden wir unter Forsteneichner's literarischen Arbeiten folgende Stelle: „Ich wünsche mir auf meinen Grab-

hügel nichts als einen Kranz vom Bergwald; denn die Hände, welche diesen Kranz flechten, falten sich auch zum Gebete, und winden dem Verblichenen den reichsten, werthvollsten Perlenkranz aus «Pater noster» und «Ave Maria.»

In Freising war es namentlich die Bürgerschaft, die in einer unübersehbar langen Reihe sich an der Beerdigungsfeier betheiligte. Es war gegen 4 Uhr Abends — die Sonne sank eben über jene Höhe von Weihenstephan hinab — als Forsteneichners Leiche neben die seines Vaters und seiner Schwester in die Erde gebettet wurde. — Von den ehemaligen Lehrern des Entschlafenen hat wohl keiner bei diesem letzten Dienste gefehlt, und jeder ihm eine Schaufel Erde mit frommen Wünschen auf den Sarg geworfen. Trauernd schieden seine Münchner Bekannten vom Friedhofe hinweg, um Abends wieder heimzukehren. —

Graf von Pocci hat zur Erinnerung an Forsteneichner ein warm empfundenes Bild gezeichnet, das eben in Hunderten von Exemplaren photographisch verbreitet wird. Im Vordergrund jenes Gedenkblattes zeigt sich ein Grabmal mit der Statue der Madonna, und aus dem Waldesgrunde kommen betende Kinder hervor, die das Grabmal umlagern und schmücken. Zur Rechten öffnet sich eine herrliche Landschaft mit Kirche und See und hochanstrebenden Bergen; oben aber schwebt ein Engel, dessen Lichtstrahlen sich in's Thal ergießen und der an die Worte des Psalmisten erinnert: „Wer wird emporsteigen zum Berge des Herrn? Der schuldlose Hände hat und reinen Herzens ist."

Mögen viele kindliche Seelen, wenn auch nur im Geiste, zu Forsteneichners Grab wandeln und ihm den Perlenkranz des Gebetes widmen, dessen jeder Entschlafene, und der Priester vielleicht am meisten, bedürftig ist! Namentlich werden es zwei Klassen von Menschen sein, die uns auf unsern Gräbern nicht vergessen werden, solche, denen wir Gutes gethan, und solche, um deretwillen wir etwa Gutes unterlassen haben. Ist uns das Loos der Hingegangenen auch verhüllt, die christliche Charitas legt ihre Gaben vor dem verschlossenen Thore der Ewigkeit nieder, und weiß, daß es Engel gibt, welche diese Geschenke zur rechten Stunde holen und in den rechten Schooß niederlegen.

Schließen wir diesen Nachruf mit denselben Worten, womit Forsteneichner seine Naturbilder schloß, indem er die Seele eines jugendlichen Martyrers mit einem eingesperrten Adler vergleicht, dem plötzlich die Freiheit wird: „Mit

unendlicher Luſt fliegt er aus der Beengung hoch über die Alpenhöhen zum reinen blauen Himmelsgewölbe empor, und ſchaut der geliebten Sonne in's Auge. Auf Wiederſehen mit Gottes Gnade, o heldenmüthiger Pankratius!“ —

Ja auf Wiederſehen, junger Bürger im Reiche der Reinen und der Wahrhaftigen. An der Schwelle der ewigen Thore mögen Dich diejenigen begrüßen, die Dir die Liebſten waren durch alle Jahrhunderte. Sei glückſelig in der Heimath, indeß wir unten ſitzen an Babels Strömen und weinen, wenn wir Sions gedenken!

Von' Fuchsjagn.

(Oberbayeriſch.)

Von Franz von Kobell.

Was jagn hoaßt, is luſti', aber a' Fuchsjagd is ma' ſchier no' lieber als an' anderni und ſcho' derntwegn, weil ma' nit leicht von an' Stuck ſo viel G'ſchichtln verzähln ko', wie von an' Fuchs und weil er ſo a' Hauptſpitzbua is und a' Hennadieb und a' Haſnmörder und an' a'drahter Schlaanggl, wo d' 'n a'ſchaugſt. Da bin i' amal mit a' vier Jaaga beinand' g'ſeß'n, die grad von an' Fuchsriegln [1]) kemma ſan und hamm bei'n Bier a' langs und a' broat's davo g'redt und na' 's verzähln a'gfangt und die raarigiſtn G'ſchichtln fürbracht, oaner um den andern, und die will' Enk wieder verzähln.

Es is der Forſtner Blonner dabeiweſt und ſei' Jagd'ghilf, der Peter, und die zwoa andern Schützn hamms' 'n Kaſper und 'n Lenzl g'hoaßn. Der Forſtner hat bei dera Jagd an' recht an' altn Brandfuchs g'ſchoßn, der Kaſper hat oan' g'fei't [2]) und der Lenzl hat oan' verſtocha [3]). Jetz' hamm die natürli' an' Zorn g'habt und an' Ausred g'ſuacht für ihnern Handl und is's halt na' a'gange', wier oan' a ſo a' Fuchs oft ſtimma ko' und was den und den ſcho' all's mit ſo an' Kaammpi [4]) paſſirt is.

[1]) Fuchsriegeln = den Fuchs treiben und die Wechſel oder Riegel mit Schützen beſetzen. [2]) g'fei't = gefehlt. [3]) verſtocha, verſteche heißt, wenn ein Schütz mit der Flinte auffährt, ſo daß es der Fuchs bemerkt und umkehrt (umſchlägt). [4]) Kaampi — Kämpe, Kumpan.

Digitized by Google

Digitized by Google

Z'erſcht hat der Kaſper a'gfangt und hat g'ſagt, er glaabet's nit anders, als daß ſi' a' Fuchs oft todt ſtellt, wann er mirkt, daß er a bißl 'troffa is, damit ma'n nit no'amal nauffſchießt und daß er na', wann der Schütz am wenigſtn dra' denkt, aufamal wieder davo'ſpringt. Und dees wißts ja, hat er gſagt, wie's 'n Schullehra ſein' Suh', [1]) den' Student, ganga is, wie'r er ſein' erſtn Fuchs g'ſchoßn hat un hat 'n ſcho' in' Jagdranzn einigſteckt und hoamtragn wolln. Wie er ſo dahigeht, rührt ſi's aufamal in Ranzn, jetz' is er d'erſchrocka, reißt 'n aba, und weil er ihm nit 'nei'z'langa 'traut hat, ſo ſpringt er weg und paßt mit der Flintn, ob der Fuchs nit 'rauskimmt oder ebba [2]) do' d'rinn verend't. Er hat aber nit lang 'paßt, ſo fahrt der Fuchs richti' 'raus, er ſchießt und trifft aa'; aber was? — in ſein' Ranzn hat er des größti Loch einig'ſchoßn und der Fuchs is davo'."

Die G'ſch'icht is juſt nit neu gweſt, aber es is oanaweg d'rüber g'lacht wor'n und is glei' wieder an' anderni kema, die hat der Lenzl verzählt.

„Mir hamm amal a' Jaagdl ghabt, hat er g'ſagt, und da ſteht der Forſtner vo' Bruck nebn mei'. Jetz' kimmt a' junga Haſ' daher, is ſcho' g'loffa wie bſeßn, und is der Forſtner nit glei' firti' [3]) wor'n, aber z'ruckaus hat er'n richti' hi'gſchoſſn. Na' hat er g'ladn und hat ihm wieder gegn 'n Bogn g'wendt wie z'erſcht. Aufamal moan' i', es blend't mi' ebbas vo' der Seit hinter mei'. I' ſchaug' und ſieh an' Fuchs ganz vertraut hintern Forſtner auf den g'ſchoßne Haſn hi'ſchleiche'. I' denk' ma', er werd ihm da nit aufhaltn und ebba do' ſo weit 'rauskemma daß 'n der Forſtner ſicht, dem i' nix zuawinka ho' kinna, weil er auf die enter' Seitn gſchaugt hat. Aber was thuat mei' Fuchs? Wier er 's Haasl d'erſicht, macht er an'. Satz d'rauf und rennt mit ihm davo', haſt'n g'ſegn und ſichſt 'n nit aa' I' ho' freili' nachigſchoßn aber es is halt z'weit gweſt und hamm' richti' von' Haſn nix mehr kriegt." — A Narret, hamm die andern g'ſagt, geh machſt uns ebbes für, aber der Peter, der G'hilf, hat Zoagſchaft gebn, daß's a ſo gweſt is und is jetz' der aa' mit ere G'ſchicht 'rausg'ruckt: „des irg'ſt von an Fuchs, ſagt er, hon ebba ſchon i' d'erlebt. I' bi' auf 'n A'ſtand 'ganga und ho' mein' Waldl bei mir g'habt, am Ab'nd is's gweſt. Jetz' wie's ſcho' hübſch dunkei worn is und ho' grad geh' wolln, ſich i' an' Fuchs über dees Schlaagl [4]) 'rübermauſn, wo i' gſtande bi! I' denk' ma', dir ſchenk' is nit, und ſchieß

[1]) Suh' = Sohn. [2]) ebba = etwa. [3]) firti' = fertig (hier mit dem Schießen). [4]) Schlaag'l = kleiner Holzſchlag.

mi'n Flintnlauf hi', ho' Poſtn[1]) d'rinn ghabt. Jetz hat's 'n Fuchs an' Riß gebn und dees hon i' no' g'ſegn, daß ihm a' hinter's Prandl a'g'ſchoßn ho'. I' laß' glei' mein' Waldl aus und ſpring ſelm was i' ko' und der Hund jagt allewei' in' G'ringl 'rum. Wier i' dazua hi'kimm, ſteht mei Waldl da und giebt Laut, aber koa' Fuchs, und der Hund ſchaugt auf an' alti Feichtn 'nauf. I' ſchaug' aa' 'nauf und möchtſt es glaabn, ſich' i' mein' Fuchs grad no' ſchliefe in die Aeſt z' höchſt drobn."

Wie der Peter dees ſagt, ruaft ihm der Forſtner zua „mei'! Peter, lüg' no' nit gar ſo hoch auffi, daß d' nit abafallſt mit ſammt dein' Fuchſn'"

Jetz' hamm mar' alli g'lacht, aber der Peter hat ihm's nit nehma laſſn und is ganz wild worn, wie der Kaſper g'ſagt hat, daß er ebba an' Dachkatzl[2]) auf dem Baam g'ſegn hätt'. No', und d'erwiſcht hat er'n weiter nimmer; bei der Nacht hat er nix macha kinna und wier er den andern Tag hi' is, hat er auf den laar'n[3]) Baam aufiſchaugn kinna und herunt aa' von' Fuchſn koa' Haarl-Haar mehr gſpürt. —

D'rauf hat der Forſtner gſagt: Jetz' wer' Enk i' a' Stückl verzähln, dees aber 'n Fuchs weniger a'geht als den Schützn der'n hätt' ſchießn mögn. Schaugts, da hon i' a Gaudi g'habt mit den altn Müllerſeppi, der ſchon öfter bei'n Jagn mitgange is, hat allewei' an' oafachi langi Aantnflintn[4]) g'habt. Da ſag i' amal zu dem Seppi, ob er nit mitgeh' will zu'n Fuchsriegln, hat gar an ſchön'n Neu[5]) g'habt. „Na'," ſagt der Seppi, „von an' Fuchsriegeln will i' nir wiſſe, i' bi' an oa'zigsmal dabei gweſt und ho' gnua auf mei' Lebta'."

Ja Seppi, ſag' i', was is dir denn paſſirt?

„No', wann's es wiſſn wollts Forſtner, hat er g'ſagt, ſo will Enk's verzähln. Schaugts es is a ſo gweſt: Mir ſan außi und hat a' Kältn ghabt, daß's oan durch Mark und Boa gange is. Jetz' is ſcho' mein erſter Irger gweſt, daß i' mei guat's füchſe's Paar Handſche'[6]) vergeſſn und dahomlaſſn ho! Na' wie mar a' Weil genga, kimm i' auf a' Glatteis unter'n Schnee und ſchlag' hi', daß ma' der Schnee überall in d' Joppn 'einigſchloffa is und ho' no' irger[7]) g'frorn. I' waar' ſelm ſcho' gern wieder um'kehrt, bal' i' mir nit denkt hätt', daß mi' die andern recht ſpöttln thaatn. Jetz' wier i' auf

---

[1]) Poſtn = ſehr grobe Schrotte. [2]) Dachkatzl = Eichkätzchen. [3]) laar = leer. [4]) Aantnflintn — Entenflinte. [5]) Neu = friſchgefallener Schnee. [6] Handſche = Handſchuhe. [7]) irger — ärger.

mein' Stand kemma bi', hon i' mei' Flintn g'ladn und da hon i' gmirkt, daß der Ladſtecka a bißl krummb und verzogn gweſt is. Jetzt hon i'n a' wen'g grad biegn wolln und patſch! bricht er mer in der Mitt' vonand. Kreuz — kruzi, wann i' jetzt g'ſchoßn ho' und ko' nimmer ladn und kimmt ebba no' was, da hon i' ſcho' an rechtn Zorn g'habt, und mei' nächſter Schütz is der graantigi Forſtwart, der Michl, gweſt, da hätt' i' unter'n Trieb ſcho' gar nit hi'geh' derfa. No', i' ho' ma' denkt, werſt ebba nit oamal z' ſchieſſn kemma, viel weniger zwoamal. Steh' alſo a ſo da, und weil's g'hoaßn hat, daß der Bogn groß is, denk' i' mir, kenntſt[1]) dir a' Pfeifei Taback a'. I' lang' in' Sack, wo i' d' Pfeifa 'nei'gſteckt ho', is koa' Pfeifa da. Richti', bei denſelln Niederfalln is s' ma' 'rausgrutſcht und is leicht hi' aa', hon i' denkt. Jetz kimmt's Enk mein' Verdruß vorſtelln (is a' raarer Ulmerkopf gweſt mit Silber b'ſchlagn und hon 'n aa' nimmer kriegt). Jetz' bin i' halt ohni Pfeifn' dagſtandn und ho' Langweil gnua g'habt, denn es hat ſi' nix g'rührt, hat koa Hund g'jagt, ho' nix g'hört und nix g'ſegn. Aufamal aber ſich i' was wamezn[2]) in an' kloan' Dicket vor mei, ſchau! ſchau! wahrhafti der Fuchs, und i' nit faul, ſchieß glei' eini in d' Boſche daß's g'rappit[3]) hat, ſich weiter nix 'nausſpringa und rührt ſi' aa' nix mehr. No', den' haſt es gebn, hon i' denkt. I' waar' gern hi'ganga, aber der Forſtwart hat's nit leid'n kinna, wann oana voneh' der Trieb ausgweſt is, in' Bogn 'neiganga is. Bleib' alſo ſteh' mit der laarn Flinte und denk, es werd wohl nix mehr kemma. Aber na! koa' Viertlſtund is verganga, ſo kimmt a' Mordsfuchs daher, ja ſch'o' a' Loda[4]) wier a' Wolf, und ſchnurgrad auf mi! Was thuaſt jetza? I' ho' mi' halt g'rührt, daß er zu'n an' andern Schützn laafa ſoll, nix! bei die Füß' is er ma' vorbeig'loffa und ent'[5]) eini, und hat der Forſtwart glei' 's ſchelta a'gfangt, was i' denn nit ſchieß'. Da ſchieß brav mit der laar'n Flintn und bal'd' nit ladn ko'ſt. Jetz' is endli' der Trieb ausgweſt und i' ſchlief' in dees Dicket, mein' Fuchs hol'n. Herr Forſtner, da bin i' ſchier umg'falln, was moants, was hon i' lieg'n ſegn? 'N Forſtwart ſei' rother Daxl is d'rinn g'legn, maustodt, maustodt! No'! dees is weiter koa' Spetakl g'wen, dees Aufbigehrn und dees Schelta vo' den' Forſtwart und hon ihm no' drei Kronathaler aa' zahln müſſn für den Hund! Na'! hon i' g'ſagt, oamal auf der Fuchsjagd und nimmermehr."

---

[1]) Kenntſt a' = zündeſt an. [2]) wamezn = verborgen ſchliefen. [3]) g'rappit = gerappelt. [4]) Loda = Burſche. [5]) ent = drüben.

Dees G'ſchichtl hat extra alli g'falln und i' ho' ma' denkt, es waar ſchier der Müh' werth, daß ma's in a' Blaatl ſetzn ließ, weil's gar ſo vieli Leut gibt, die wie der Müller-Seppi jammern und zürna, daß s' koan' Stern habn und halt lauter Verdruß und U'glück, aber nix davo' wiſſn woll'n, daß grad ſie ſelber mit ihnera Dummheit und dalket'n Thoa dra' ſchuld ſan.

Kleinigkeiten.

Von Iſabella Braun.

III.

Wie liebſt Du mich?

Im September des vorigen Jahres lernte ich den kleinen Willy kennen. Meine Mutter hatte früher im gleichen Orte gewohnt und war noch vor wenigen Wochen dort auf Beſuch geweſen, nun aber kam ich von ihrem friſchen Grabe. Alles mahnte mich an den Unterſchied zwiſchen Sonſt und Jetzt, ſo, daß mein Herz verſchloſſen blieb. Aber nein, ganz verſchloſſen blieb es doch nicht; der dreijährige Willy öffnete es mit dem Zauberſchlüſſelchen echter Kindlichkeit.

Es war ein prächtiges Bübchen. Er präſentirte ſich allerliebſt in ſeinem kurzen, grauen Spenſer, den kurzen Höschen, aus denen die feſten, ſchöngeformten, weißbeſtrumpften Beinchen mit den ſchwarz-glänzenden Halbſtiefelchen hervorkamen und kräftig den Boden ſtampften. Auf dem dunkelblonden Haare ſaß das Strohhütchen mit dem himmelblauen Bande und einem Anker verziert, die neueſte Mode des Jahres. Das Lieblichſte war jedoch Willy's Geſichtchen voll Kindlichkeit und Friſche: dieſe Augen voll Ausdruck, Treuherzigkeit und Schalkheit; dieſer kleine, luſtige Mund, der den Augen accompagnirte; ja das ſüße Kinderherz ſprang immer hinauf zu Augen und Mund.

Er war auf den erſten Blick vertraut mit mir geworden; ich mochte ihn wohl an meine Mutter „die Allerwelts-Mama" erinnern, welche er ſo geliebt und ſo gut gekannt hatte, die nun beim lieben Himmelvater war und nicht mehr kam. Willy aber hatte von der Wiege auf den Himmelvater

lieben gelernt, er war als ein frommes Kind geboren, und zum frommen Kind erzogen worden. Nun ſagte er mir auch gleich, wo meine Mutter jetzt ſei, er ſagte es mit holdſeligem Gemiſch von Ernſt und Lächeln, und dies ſchloß mir das Herz auf. —

Wir gingen mitſammen zur guten Frau Friedrich in den Reſtaurationsgarten. Wer vorüberging, grüßte das Kind, den Liebling des kleinen Ortes und er nannte mir die Namen dieſer Menſchen. Dann waren wir eine Weile ſo viel, wie allein. Uns gegenüber ſaß nur der Poſtbote, welcher auf den Zug wartete und zwiſchen uns in gerader Linie lag der Hund des Einnehmers. Willy beſchäftigte ſich gemüthlich mit verdünntem, gezuckerten Weine und den kleinen, berühmten Gnadauer-Bretzeln, nahm ſich aber Zeit, daneben zu plaudern. Da wies er mit dem Fingerchen in die eben bezeichnete Richtung und ſagte: „Das iſt mein guter Freund.“ Ich frug: „Der Poſtbote?“ — „Nein,“ ſagte er, „der Andere.“ Aber ich ſah keinen Andern und blickte forſchend umher. Nun lächelte er ſchalkhaft und erwiderte mit Augenblinzeln: „Siehſt Du nicht der Hund dort, das iſt mein guter Freund, der Andre iſt ja mein Bruder.“ *)

Jetzt hörte man den Zug einherbrauſen; der Bruder, der gute Freund und auch wir ſtanden auf, und näherten uns den Schienen. Der Zug hielt; viele Köpfe ſahen zu den Wagenfenſtern heraus — „Gnadauer Bretzeln!“ — ertönte es auf dem Wege; Arme und Hände kamen zum Vorſchein; Zweigroſchenſtücke wurden gegen Düten vertauſcht; es war ein lebhaftes Kaufen und Verkaufen. Der kleine Willy aber lächelte mit der Sonne um die Wette und grüßte, ſo oft ſich ein Blick auf ihn wendete, mit dem Händchen. Ich frug ihn, ob er dieſe Leute kenne? vielleicht waren es Menſchen aus der Nachbarſchaft. Da lachte mich der Kleine förmlich aus und ſagte: „Nein, ich kenne ſie nicht, aber man muß doch ſeine Brüder und Schweſtern grüßen.“

Der Zug brauſte wieder von dannen. Willy kehrte zu dem Wein und den Bretzeln zurück und freute ſich augenſcheinlich, auch ohne Geld ſich daran laben zu können. Bald darauf näherte ſich uns Willy's Pathin Emma, und er ſtrampelte auf dem Sitze ihr freudig entgegen; das ſüße Herz grüßte wieder mit Augen und Mund. Sie beugte ſich zu ihm und frug: „Haſt Du mich lieb, kleiner Willy?“ Er nickte nur lebhaft. Es genügte der Pathin

*) Die Herrnhuter, zu welchen der Knabe gehörte, benennen alle ihre Nebenmenſchen „Bruder und Schweſter.“

nicht und sie frug auf's Neue: „Wie lieb hast Du mich, kleiner Willy?" Jetzt strahlte sein ganzes Kindergesicht, der Körper streckte sich, er hob die Hand empor so hoch er nur konnte und rief: „Ich hab Dich lieb so hoch, nein, viel höher — bis zum Himmel hinauf," und dabei richteten sich seine Augen zum blauen, fernen Aether.

Ich reiste ab mit Liebe im Herzen für den kleinen Willy. Zwei Monate später war er im Himmel; eine Kinderkrankheit hatte ihn weggerafft.

Wißt Ihr, Vater und Mutter, Pathin und Alle, die um den Knaben weinen, wie lieb Euch Willy hat? — „Bis zum Himmel hinauf." —

IV.

Schicksalswinke.

Auf dem Wege von Reichenhall zum Mauthhäusel ist's wunderschön. Man fährt am Thumsee vorüber so recht in die Berge hinein, zwischen den Bergen durch, immer aufwärts einer romantischen Schlucht entlang, Straßenwendungen entgegen, daß die „Welt ein Ende zu haben scheint" — wie's im Sprichworte heißt. Es ist wohl der Mühe werth, auch noch gegen Abend dahin eine Spazierfahrt zu unternehmen, denn der Sonnenuntergang wirft magische Lichter auf die Berge und wenn man beim Nesselgraben die Höhe erreicht hat, ein wenig abwärts fährt, die Inspruckerstraße links liegen läßt und zum Mauthhäusel sich wendet, da erscheint die colossale Reutalpe oftmals in vollster Glut, und etwas Schöneres gibt es nicht, besonders durch die dunklen Contraste und das Wasser, welches im Abgrunde schäumend rauscht.

Nein, etwas Schöneres gibt es wenigstens selten, als den Weg von Reichenhall zum Mauthäusel und so dachte eine Gesellschaft, welche gegen Abend den langen Berg hinauffuhr, voraus zwei Kutschen und hintendrein der netteste kleine Korbwagen mit braunen eleganten Lederpolstern, von einem alten Gaul gezogen, der aber hübsch roth bebändert war. Er mußte keinen guten Leumund haben, denn er hieß Lumpus; aber sein jetziger junger Herr konnte ihn nicht genug loben. Eben vorher hatte er wieder seinen Preis angestimmt und behauptet, der Gaul brauche weder Peitsche, noch Zügel, nicht einmal einen Kutscher; er gehe allein genau den Weg, welchen der Herr zuvor mit ernster, verständiger Sprache ihn zu gehen angewiesen habe und zum Beweise dieser kühnen Behauptung verließ er seine reizende Equipage, deren

alleiniger Insasse er war, und sprang die Berghalde hinauf um die hier leuchtend blühenden Alpenrosen zu pflücken.

Lumpus zog wirklich ruhig seiner Wege, eigentlich hatte er auch keine Wahl, aber es blieb überhaupt lobenswerth, daß er ging, er hätte eben so gut stehen bleiben können. Der vor ihm herfahrende Wagen enthielt den jungen Theil der Gesellschaft und dieser hatte ein scharfes Augenmerk auf Lumpus.

Nun holte man einen jungen Handwerksburschen ein, welcher sehr müde und etwas hinkend zur Seite ging und sich dem langsam dahin fahrenden Wagen mit abgezogenem Käppchen näherte. Jeder weiß, was solches zu bedeuten hat und die jungen Leutchen verstanden sich ohnedem auf die stille, rührende Sprache der Armuth. Jedes gab ihm einen Sechser, dies machte dreißig Kreuzer, da neben dem Kutscher der ältere Bruder saß.

Der junge Bursche war's wohl zufrieden, denn sein Käppchen war an mehr Pfennige als Sechser gewohnt; er hinkte fast weniger, als er zum Straßenrand zurückging, nicht, als ob er sich zuvor verstellt hätte, sondern weil die Freude den Schmerz für Augenblicke vergessen machte.

Der Wagen gewann rasch einen Vorsprung, denn es ging etwas ebener und der Wanderbursche schritt neben Lumpus einher. Diesem schien es allmählig ganz und gar keine Eile zu haben, ja, er machte bereits Anstalten, auf seinen jungen Herrn zu warten: natürlich nur aus Rücksicht, denn Faulheit kann man solch ausgezeichnetem Thiere doch unmöglich zutrauen. Als Therese, welche rückwärts saß, solches bemerkte, gerieth sie in starke Unruhe und winkte mit der Hand dem Lumpus. Aber dessen Augen waren auf den Boden geheftet und bemerkten es nicht. Dagegen sah es der Wanderbursche und nahm es natürlich als ein Zeichen für sich. Trotz seines hinkenden Beines lief er eilig und holte den Wagen ein. Alle lachten über dies Mißverständniß, nur Katharine, die älteste der Geschwister, lachte nicht. Sie empfand Mitleid mit dem hinkenden Burschen, sie dachte sogar an eine höhere Schickung und öffnete auf's Neue das Geldtäschlein, nahm ein Guldenstück heraus und gab es dem Burschen mit der Frage nach seinem Namen. — „Franz Billig," sagte er mit fröhlichem Lächeln. Nun rief Georg vom Kutschenbocke: „Billig? nun, dann ist es nicht mehr als billig, daß ich Dir auch was gebe!" — und Therese, das Wortspiel aufgreifend, rief: „Ich thu es billiger" — legte einen halben Gulden dazu, und die Andern sahen gleichfalls die Billigkeit ein, indem sie sich mit einer Gabe betheiligten.

Franz Billig bekam eine kleine, nette Reisebaarschaft und konnte nun im Mauthhäusel gemüthlich übernachten.

O, Lumpus, Lumpus! zu welcher Wohlfahrt hast du dem armen Burschen verholfen. Du verdienst dafür ein hohes Alter zu erreichen und kannst stolz sein, daß Dich die Vorsehung zu etwas Gutem ausersah.

Das Mäuschen.

Von F. M.

Spielten jüngst im Sonnenschein
Zwei vergnügte Mäuschen,
Beide waren, was man sagt,
Gänzlich „aus dem Häuschen."
Rasten bald im Kreis herum,
Haschten sich im Grase
Und dann rannten sie davon,
Vetterlein und Base.
Da — o Schau'r — da kam im Gras
G'rad die Katz' gegangen,
Husch, wie lief das Mäuschen fort,
Ließ sich nicht gern fangen.
Kätzchen denkt: „Ich krieg dich schon,
Bist mir nicht verloren,"
Mäuschen aber schaut heraus,
Sieht die Katzenohren.
Bald ein Stündchen war herum'
Sonne ging schon unter,
Mäuschen schaut beim Loch herauf,
Kätzchen schaut hinunter.
Plötzlich, horch! — Ein dumpfer Ton,
Topf und Teller klirren
Und man hört im Hause schon
Eine Peitsche schwirren.
Schnuuzelnd knurrt das Kätzchen leis:
„So, Herr Tyras, freu' dich

Heute ſetzt es Prügelſupp',
Bin dir drum nicht neidig." —
Kaum geſagt, kam Tyras ſchon
Heulend um die Ecke,
Voller Angſt läuft Kätzchen fort,
Duckt ſich in die Hecke.
Tyras aber ſpringt ihr nach
Und das arme Kätzchen
Liegt nach einer Viertelſtund'
Todt auf jenem Plätzchen;
Strecken auch im Augenblick
Ihre kleinen Näslein
Aus der ſichern Höhle dort
Vetterlein und Bäslein.
Wieder ſah man ſie wie toll
In dem Gras 'rumſpringen
Und man hört noch lange Zeit
Beide Mäuschen ſingen:
„Wär' die Wurſt nicht dort gelegen,
Hätt's der Hund nicht g'nommen,
Weil er's aber g'nommen hat,
Hat er Schläg' bekommen;
Hätt' er keine Schläge kriegt,
Wär' er drinnen blieben,
Weil er aber kommen iſt,
Hat er d' Katz' vertrieben;
Hätt' er die nicht fortgejagt,
O, die hätt' uns g'freſſen!
Wären wir in Todesangſt
Stundenlang geſeſſen."
Und jetzt tanzten kreuzvergnügt
Wieder beide Mäuschen,
Kamen, weil das Kätzchen todt,
Völlig „aus dem Häuschen."

Der Blinde am Wege.

Von Alexandra k. Prinzessin von Bayern.

Kaum hatten wir an einem herrlichen Sonnabende, Mitte Juli, den Reisewagen verlassen, als wir schon eine kleine Wanderung im Gebirgsthale unternahmen. Wir verfolgten einen schmalen Fußpfad, der sich zwischen einem ruhig dahinfließenden Bache und blumigen, saftig-grünen Wiesen dahinzog. Auf diesen war eine Heerde auserlesen-schöner Kühe und Kälber gelagert, die, vom Hochgebirge kommend, ein wenig von den Reisestrapazen ausrasteten. Malerisch nahm sich der sonnengebräunte Hirtenknabe in seinem mit Alpenrosen geschmückten Strohhute auf dem nachbarlichen Heuschober aus, wo sich derselbe mit schwarzem Brode, Ziegenkäse und christallhellem Quellwasser, welches er in einer Flasche bei sich trug, labte.

Nachdem wir eine kurze Wegstrecke zurückgelegt hatten, erblickten wir einen armen Mann mit schneeweißem Haare, einen Rosenkranz zwischen den gefalteten Händen, vor einem Feldkreuze andächtig knien. Obgleich ein blendender Sonnenstrahl in seine dunklen, weitgeöffneten Augen fiel, blieben doch diese, wie all seine Gesichtszüge so unbeweglich, als wären sie in Marmor geformt.

Ach! es war ein Blinder!

Unbarmherzig wollte ich vor demselben, ohne daß er mich bemerkte, vorübergehen, was mir auch leicht gelang. Nach einer Weile aber blieb ich stehen, mich in der Absicht umwendend, die mannigfaltig gezackten Bergspitzen zu betrachten, welche die untergehende Sonne gleichsam mit Gold und Purpur geschmückt hatte. Nicht ahnte ich, welch' eine wohlthätige Beschämung mich in diesem Augenblick erwartete. Ein armer Soldat näherte sich barmherzig dem Blinden und legte, von freundlichen Worten begleitet, einen Pfennig in den alten, schwarzen Hut. Während der Blinde dem Geber ein herzliches „Vergelt's Gott!" nachrufend, seinen Heimweg mühsam vermittelst seines Stabes suchte, eilte auch der Hirtenknabe herbei, um mit dem Hungrigen sein armseliges Vesperbrod zu theilen. O, wie rührend ist die Barmherzigkeit und Dankbarkeit der Armen!

Noch tief ergriffen von ihrem schönen Beispiele, wendete auch ich mich end-

lich zu dem Blinden und erkundigte mich, wie lange er schon diese schwere Prüfung zu tragen habe?

„Ach, seit einigen Jahren," erwiederte er und setzte bei: „aber die Erblindung ist nicht das schwerste Kreuz, das mich getroffen hat."

„Was? — noch Schwereres!" rief ich bewegt, und fuhr in meiner Rede mit erhöhtem Interesse fort: „Willst Du mir Deine Leidensschule anvertrauen? Gerne würde ich Dir zuhören, wenn Deine Schmerzen durch Mittheilung nicht noch vermehrt werden."

Der Blinde entgegnete: „O, ich kann Sie versichern, daß es mir leichter um's Herz wird, wenn ich von meinen Leiden reden darf, und daß mir theilnehmende Worte fast eben so willkommen sind, als selbst das Almosen."

Nach einer kurzen Pause begann er seine Erzählung. „Mein Vater war der beste Bergsteiger weit und breit in der ganzen Umgegend und verdiente im Sommer sein Brod als Führer und Wegweiser der Fremden. Nun denken Sie sich das Unglück! am Tag meiner Geburt stürzte mein Vater von einer schroffen Felswand herab, als er eben einem Fremden, den er begleitete, zu Hilfe kam. So verlor er sein Leben, während er das seines Nächsten retten wollte. Wie man nun den todten Vater in's Haus brachte, war meine Mutter dermassen von Schrecken und Schmerz überwältigt, daß sie nach wenigen Stunden ihm in die Ewigkeit folgte; ich aber lag als hilfloses Kind in der kleinen Wiege zwischen meinen todten Eltern. Unsere gutherzige Nachbarin, eine dürftige Wittwe, welche ihren einzigen Sohn verloren, erbarmte sich meiner, nahm mich an Kindes-Statt an, hob mich mit einem armen Taglöhner über die Taufe und trug mich dann in ihre kleine hölzerne Hütte, welche an einem Felsen lehnte und von einem Tannenbäumchen beschattet war.

Meine gute Pflegemutter arbeitete, sparte und sorgte für mich, als wäre ich ihr eigenes Kind gewesen. Sobald ich nur zu stammeln vermochte, lehrte sie mich den Namen Jesu aussprechen und erweckte in meinem Herzen für den lieben Heiland die innigste Liebe.

Als ich das sechste Mal den heiligen Weihnachtsabend erlebte, bereitete sie mir eine besondere unvergeßliche Freude. Kaum funkelten die Sterne am dunkelblauen Himmel, so führte sie mich unter die geöffnete Hausthüre. Da erblickte ich unser Tannenbäumchen mit glitzernden Lichtern, Lebkuchen, rothbäckigen Aepfeln und vergoldeten Nüssen geschmückt. Kein leiser Luftzug

löſchte ein Lichtlein; ich trat näher mit gefalteten Händen und entdeckte am höchſten Gipfel des Bäumchens ein wächſernes Jeſuskindlein.

Anfangs blieb ich vor Entzücken wie verſteinert ſtehen und vermochte kein Wort des Dankes hervor zu bringen. Mein Glück ward noch erhöht, als mir die gute Pflegemutter erlaubte, meine Schulkameraden herbeizurufen, welche dann mit mir vereint, ſingend und laut aufjauchzend um den Chriſtbaum herumſprangen. Wie viele Nächte hindurch mag meine Pflegemutter gearbeitet haben und hungrig zu Bette gegangen ſein, um mir dieſe außergewöhnliche, ſchöne Chriſtbeſcheerung bereiten zu können.

Wie gerne denke ich zurück an die ſtillen Winterabende! Denn nach dem Schulbeſuche durfte ich mich, wenn ich die Zufriedenheit meines Lehrers geärntet hatte, auf einem Schemelchen zu dem Spinnrade meiner emſigen Pflegemutter ſetzen und auf deren Erzählungen aus der bibliſchen Geſchichte horchen. Beſonders verweilte ſie bei dem Knaben Jeſus, der ſeinen Eltern unterthan geweſen war. Oftmals bat ich auch die fromme Wittwe, mir aus ihrem vergilbten Gebetbuche das ſchöne Bildchen zu erklären, welches den Heiland darſtellte, wie er die Kinder zu ſich kommen läßt und ſie ſegnet.

So waren die Jahre meiner Schulzeit friedlich dahingefloſſen und ich mußte eine Standeswahl treffen. Ich wünſchte ein Müller zu werden und ein alter Hausfreund meiner verſtorbenen Eltern nahm mich unentgeldlich in die Lehre.

Als dieſelbe vollendet war und ehe ich die Wanderung antrat, gab mir die Pflegemutter mit bewegter Stimme ihren Segen, vermahnte mich, ſtets mein Tagewerk mit Gott zu beginnen und mit Gott zu vollenden; dann legte ſie als Erinnerung, ihn niemals aus den Augen zu verlieren, ein kleines hölzernes Cruzifix, das ſie von ihrer Großmutter ererbt hatte, in mein, mit allem Nöthigen verſehenes Felleiſen.

Den Wanderſtab in der Hand und das Ränzchen auf dem Rücken, befand ich mich bald in früher Morgenſtunde allein auf der öden Landſtraße. Anfangs fühlte ich mich einſam und verlaſſen; aber dann empfahl ich Gott meine Wege und überließ mich getroſt ſeiner väterlichen Fürſorge. Bald war das nahe Dörfchen erreicht, wo ich mich einige Monate aufhielt und es mir ziemlich gut ging; hierauf kam ich in die Mühle unſeres Marktfleckens und verblieb daſelbſt ein halbes Jahr. Mein dritter Platz war in der Nähe eines

Städchens, den ich leider, wegen eingetretenem Waſſermangel, bald wieder verlor.

Abermal ergriff ich den Wanderſtab und zog in eine große Stadt, wohin mich mein letzter, menſchenfreundlicher Meiſter gut empfohlen hatte. Doch kaum war ich daſelbſt angelangt, als mich eine heftige Krankheit überfiel. In ein Spital gebracht, genoß ich die Pflege der barmherzigen Schweſtern, deren liebreiche Sorgfalt ich nicht genug zu loben vermag. Geneſen und aus dem Krankenhauſe entlaſſen, war ich doch noch zu matt, um ſchwere Arbeit verrichten zu können und ſah noch ſo elend aus, daß mich kein Meiſter aufnehmen wollte. Endlich nach langem Suchen, fand ich eine ſehr gute Stelle in einer Kunſtmühle, deren Inhaber ein ausgezeichnet geachteter und zugleich wohlwollender Mann war.

Nach einiger Zeit ſtieg der ſehnliche Wunſch in mir auf, meine alte Pflegmutter wieder zu ſehen. Ich nahm alſo meinen Abſchied und packte mein Felleiſen — als ich — o Schrecken, meinen mühſam erſparten Marienthaler vermißte. O, wie hatte ich mich auf den Augenblick gefreut, wo ich denſelben meiner Pflegmutter, die meiner Kindheit ſo viele Opfer gebracht, ſchenken könnte. Nach langem, vergeblichem Suchen klagte ich den Mitgeſellen meinen Verluſt. Verſenkt in dieſen Kummer hatte ich vergeſſen, mein gewohntes Nachtgebet zu verrichten. Schon war ich im Begriff in mein Bett zu ſteigen, als mir noch die letzte Ermahnung meiner frommen Pflegemutter einfiel. Während ich im Vaterunſer die Worte ſprach: „Und vergib uns unſere Schulden, wie auch wir vergeben unſern Schuldigern," ſiehe, da ſchlich ſich ein junger Geſelle zu meinem Nänzchen und legte etwas in dasſelbe und zwar ſo geräuſchlos, als nur möglich. Am andern Morgen fand ich darin meinen ſchmerzlich vermißten Thaler wieder.

Mit dankerfülltem Herzen begann ich nun meine Wanderung und langte bald bei der trauten Pflegemutter an, die ſich herzlich freute, mich zu ſehen. Sie weinte vor Rührung, als ich ihr den Marienthaler gab und ihr erzählte, wie ich ihn verloren und wieder erhalten hatte. Schon am folgenden Tage trat ich als Müllerknecht bei meinem ehemaligen Lehrmeiſter ein, wodurch ich nicht nur meine Wohlthäterin zu unterſtützen vermochte, ſondern auch in ihrer Nähe bleiben konnte, bis ich ihr die Augen ſchloß.

Vor ihrem Hinſcheiden gab ſie mir noch ihren letzten Segen und legte mir an's Herz, niemals zu verzagen, ſtets felſenfeſt auf Gott zu vertrauen und ihm mit gleicher Treue in Freud und Leid, in Kreuz und Verſuchung zu dienen.

Nachdem die erste Trauerzeit vorüber war, fühlte ich mich im hölzernen Häuschen, das ich ererbt hatte, so einsam, daß ich mich leider mit einem schönen, jungen Mädchen, der Tochter eines ehemaligen Schulkameraden trauen ließ; ich sage leider denn bald bemerkte ich an ihr große Putz- und Vergnügungssucht, was mich tief betrübte und die Ehe zu keiner glücklichen machte.

Schon hatte ich in sehr gedrückter Gemüthsstimmung mein sechszigstes Lebensjahr zurückgelegt, als wir uns an einem schwülen Sonntagsmorgen in eine nachbarliche Kirche begaben, um dem Kirchweihfeste beizuwohnen. Während des heiligen Hochamtes verfinsterte sich plötzlich der Himmel und bald begann der Regen aus den schwarzen Wolken herab zu strömen. Ungeachtet des wohlbesetzten Chores und der Orgeltöne, mit welchen sich jene der Violine, Flöte, Baßgeige, Pauke und Trompete vereinten, vernahm man doch deutlich das Klirren der hohen Fensterscheiben, das unheimliche Rauschen des Sturmes, das schauerliche Rollen des Donners, der immer näher und näher kam. Ich entsinne mich noch, daß ein feuriger Blitzstrahl auf mich herabzuckte, ein nie empfundener Schmerz meine Hände und Füße durchdrang, meine Sinne zu schwindeln begannen und ich zu Boden stürzte. Wie lange ich ohnmächtig dagelegen, weiß ich nicht zu sagen. Als ich nach und nach erwachte, hörte ich wohl die Kirchenmusik wieder, aber umsonst öffnete ich meine schweren Augenlieder, denn ich vermochte nichts mehr zu sehen: ach, der Blitzstrahl hatte mich meines Augenlichtes beraubt. Ich empfand hierüber einen namenlosen Schmerz, der an Verzweiflung grenzte.

Man hatte mich nach Hause gebracht und meine Frau suchte mich zu trösten. Da es ihr aber nicht gelang, überließ sie mich bald meinen trüben Gedanken. Meine Schwermuth steigerte sich von Tag zu Tag, bis ich in einen unheimlichen Trübsinn verfiel. In einem Anfalle von Geisteskrankheit soll ich sogar meine Frau mit einem Messer verfolgt haben. Diese fürchtete sich dermaßen vor mir, daß sie mich, nachdem sie meine Ersparnisse verschwendet hatte, verließ und niemals wiederkehrte; ich hörte seitdem, daß sie gestorben sei. Mir war als hilflosen Kranken baldigst die Wohlthat zu Theil, in eine sehr menschenfreundlich geleitete Irrenanstalt gebracht zu werden. Gott segnete sichtbar die weise, ärztliche Behandlung, denn bald begann es in meinem Geiste wieder zu tagen und nach mehreren Monaten erfolgte schon die Genesung.

Hierauf zog ich zu meiner älteren Schweſter, die ich, ſonderbarer Weiſe, nie in meinem Leben vorher geſehen hatte, denn dieſe war vor meiner Geburt in ihrem zehnten Jahre als Ausgeherin in den Dienſt eines ſehr entfernten Kloſters eingetreten und erſt kürzlich kam ſie nach ſechzigjähriger, treuer Dienſtzeit mit einem Gnadengehalte und etwas Erſpartem in ihre Heimath zurück. Meine gute Schweſter pflegte mich, bereitete mir geſunde Koſt, beſorgte meine Wäſche, Kleidung und wachte über mir Tag und Nacht, wodurch mein Leiden ſehr erleichtert ward.

Aber was geſchah mir Unerwartetes an einem Sonntagsmorgen?

Kaum hatte ich, wie gewöhnlich am Fuße des Feldkreuzes mein Gebet vollendet, als ich von einem fremden Prinzen angeſprochen wurde, der mit herzlichem Erbarmen frug, ob es mir nicht tröſtlich wäre, meine Augen von einem geſchickten Arzte in der Nähe ſeines Landgutes unterſuchen zu laſſen? Der gute Fürſt wollte in dieſem Falle gerne ſämmtliche Ausgaben übernehmen. Begreiflicher Weiſe ſtimmte ich mit dankbarem Herzen ein und ſchon am folgenden Tage trat ich mit meiner Schweſter die erſehnte Reiſe an. Wie pochte mein Herz bald in freudiger Hoffnung, bald in banger Erwartung!

Nach glücklich zurückgelegter Reiſe wurden meine Augen vom Arzte ſorgfältig geprüft. Hierauf rieth derſelbe zu einer Operation, die nach wenigen Tagen vollzogen wurde. Und o, welche Freude! ich ſah zum erſten Male meine Schweſter! Dann ward eine Binde um die Augen gelegt und ich mußte Tage lang faſt unbeweglich liegen bleiben. Aber wie viele Dankgebete ſtiegen in dieſer Zeit zum barmherzigen Gott empor, der mir das ſchmerzlich entbehrte Augenlicht wieder geſchenkt hatte. Gott vergelte auch dem fremden Prinzen ewiglich alle, dem armen Blinden am Wege erwieſene Barmherzigkeit!

Beim erſten Ausgange erſchienen mir der blaue Himmel, die blumenreichen Wieſen, beſonders die Berge ſchöner als je und ich bewunderte in der Schöpfung die Liebe und Allmacht des Schöpfers. Gott ſei Dank! ich konnte ein ganzes Jahr lang ſehen, arbeiten und auch leſen. Aber dann begann es leider wieder vor meinen Augen zu dunkeln. Ach, da erinnerte ich mich, daß mir bereits der Augenarzt dieſe Befürchtung mitgetheilt hatte. Noch immer hoffte ich, das Unglück nicht zum zweiten Male erleben zu müſſen? aber bald konnte ich nur mehr Tag und Nacht unterſcheiden, bis endlich auch der letzte Schein verſchwand. Da überfiel mich eine tiefe Betrübniß, aber Gott bewahrte doch meinen Geiſt vor abermaliger Verwirrung, ſandte mir Troſt im Gebete und

ich flehte beſtändig, daß mich Seine Gnade nicht verlaſſen möge. Der Herr ſtärkte mich auch mit wohlthätigem Schlafe und ſandte mir frohe Träume. In der Nacht fühlte ich mich oft ganz glücklich, ich wähnte die Mehlſäcke zu füllen, dieſe auf den großen Müllerwagen zu laden, um mit demſelben auf den belebten Markt zu fahren. Aber wenn ich Morgens erwache und mich wieder meiner Blindheit bewußt werde, dann erneut ſich mein Schmerz, denn die Unthätigkeit iſt mir das Schwerſte von Allem; es war immer meine höchſte Luſt, recht tüchtig zu arbeiten. Heute hatte ich einen beſonders ſchweren Tag, da ich genau vor ſechs Jahren zum erſten Mal erblindete. Aber da erinnerte ich mich der alten, gottesfürchtigen Freundin meiner ſeligen Pflegemutter, die oft zu ſagen pflegte:

„Die Leiden dieſer Erd'
Sind wohl des Himmels werth.

Gott verlieh mir ſchon auf dieſer Erde einen großen Troſt. Seit meine leiblichen Augen geſchloſſen ſind, iſt es klarer vor meinen geiſtigen Augen geworden. Auch hoffe ich zuverſichtlich, daß dieſe Erblindung dazu beitragen möge, einſtens mit meinen verſtorbenen Lieben und allen Heiligen und Seligen vereint, ewig ſehen, anbeten, danken und lobpreiſen zu können.

Meines Herzens reinſte Freuden.

Von Trabert.

Mir lacht das Herz,
Wenn ich im friſchen Waldesſchatten träume,
Belauſchend neben mir den Felſenquell,
Der über Kieſel plätſchert ſilberhell,
Und ober mir die Wipfelkronen rauſchen,
Als flüſterten die graubemooſten Bäume.

Mir lacht das Herz,
Steh ich am Morgen auf der Bergeshalde,
Wenn mir genüber jede Kuppe glüht
Und Phöbus ſeine goldnen Pfeile ſprüht,

Wenn durch das Thal die Morgenglocken klingen
Und Nebelwölkchen beben über'm Walde.

Hoch ſchwillt mein Herz,
Wenn ich begeiſtert in der Laube dichte,
Und Vogelſang rings her um mich erklingt;
Wenn dann mein Geiſt der Erde ſich entringt,
Und die Gefühle rein im Buſen wogen,
Verwandelnd ſich in himmliſche Geſichte.

Hoch ſchwillt mein Herz,
Wenn ich die ſüße Geiſtesfrucht genieße,
Die mir das Buch des Lieblingdichters beut,
Da ſchlürf' ich immer neue Süßigkeit;
Und wenn in heil'ger Schrift ich forſchend finde,
Was Gott uns gibt im ew'gen Paradieſe.

Mir glüht das Herz,
Kann ich mit trauten Herzensfreunden koſen;
Dann wonnig mir die ſüßen Stunden flieh'n,
Und in Begeiſterung unſ're Wangen glüh'n
Beim Vorſatz, nur der Tugend uns zu weihen,
Mag auch des Laſters Strudel uns umtoſen.

Mir glüht das Herz,
Wenn ich in klare Kinderaugen blicke,
Und fühle dort die Wonne höhr'er Welt,
Die niemals noch der Erdenſchmerz vergällt,
Wo ſtets der reinſte Seelenfriede ſprudelt,
Ich weide mich an dieſem Himmelsglücke.

Mir glüht das Herz,
Schau' ich in meiner lieben Eltern Augen
Voll heller Freudenthränen, ſtill entzückt;
Wird dann ſo warm mir meine Hand gedrückt,
Und brennt ihr Liebeskuß mir auf der Stirne
Wie wenn mein volles Herz er wollte ſaugen.

Mir glüht das Herz,
Knie ich allein in ſtiller Bergkapelle
Vor der Madonna mildem Gnadenbild;
Der Andacht Thräne ſüß dem Aug' entquillt,

Wenn ich für alle meine Lieben bete,
Voll Troſt verlaß ich die geweihte Stelle.

Mir jauchzt das Herz,
Wenn ich den ſüßen Leib des Herrn genoſſen,
Sein Herz an meinem Herzen liebend ruht,
Da flammt empor der Gottesminne Gluth,
In heil'gen Seufzern, himmliſchen Entſchlüſſen,
Ein neues Leben iſt in mir entſproſſen:
Hoch jauchzt mein Herz!

Skizzen aus dem Künſtlerleben.

Von K. Rheineck.

I.

Leonardo da Vinci.

Selten wol hat die Natur ihre Gaben reichlicher vertheilt und ſo viele Talente und Fähigkeiten einem Einzelnen verliehen, wie ſie dies bei Leonardo da Vinci gethan. Malerei, Bildhauerei, Anatomie, Perſpektive, Geometrie, Phyſik, Chemie verſtand er, war als Architekt und Ingenieur thätig, pflegte die Muſik und war Dichter und Improviſator. Und zwar begnügte er ſich nicht, wie man bei der Maſſe ſeiner Kenntniſſe leicht vermuthen könnte, mit dem bloßen Dilettantismus, ſondern er war Meiſter in jedem Fach; und wenn auch von ſeiner Hand nur Gemälde auf uns gekommen ſind, ſo dürfen wir doch nach dem Urtheile ſeiner Zeitgenoſſen annehmen, daß ihn nur eben dieſe Vielſeitigkeit hinderte, in jeder Art das zu leiſten, was ihm als höchſtes Ziel vorſchwebte. Ihm ſelbſt genügte ſeine Arbeit nie; er fühlte hauptſächlich bei ſeinen Bildern wohl, daß er ſein Ideal nicht erreichen könne, weßhalb auch ſo viel von ihm unvollendet geblieben iſt; ſogar das, was die Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen am meiſten erregte, und was Jedermann als auf der höchſten Stufe der Vollkommenheit ſtehend erachtete, nannte er unfertig — ein Beweis für uns, welch hohe Meinung er von der Aufgabe der Kunſt hatte.

Leonardo da Vinci ward im Jahr 1452 in der Nähe von Florenz auf dem Schloſſe Vinci geboren und ſtarb 1519 in Frankreich. Schon in ſeiner Jugend entwickelten ſich ſeine Anlagen in einer Weiſe, daß er unter anderem ſeinen Rechenmeiſter durch ſeine Einwendungen oft in große Verwirrung brachte. Auch die Neigung zur Muſik zeigte ſich frühe und zur Laute improviſirte er wunderbar ſchöne Geſänge. Hauptſächlich aber widmete er ſich der Malerei, zu deren Erlernung er zum Meiſter Andrea del Verrocchio in die Lehre kam. Doch bald hatte er dieſen überholt und bewies es dadurch, daß er in ein Bild, die Taufe Chriſti, einen Engel malte, der beſſer war, als die Figuren von des Meiſters Hand; dies ſoll aber letzteren ſo verdroſſen haben, daß er von dieſer Zeit an nie mehr mit Farben umging.

Die erſte ſelbſtſtändige Arbeit Leonardo's war ein Carton, den Sündenfall Adam's und Eva's darſtellend, und iſt die Geduld, womit darauf alle Details ausgeführt ſind, ſtaunenswerth — eine Seltenheit in Phantaſiereichthum muß aber ein Schild geweſen ſein, worauf er ein Ungeheuer malte, theils Schlange, theils Eidechſe, theils Fledermaus, das überdies ſo täuſchend gemacht war, daß Jeder davor zurückbebte*). Unmittelbar darauf und im ſchroffſten Gegenſatz zu dem Vorhergehenden entſtand ein treffliches Bild der Madonna, ſowie ein Neptun auf ſtürmiſchem Meer. Auch mehrere Portraits ſind aus dieſer Zeit von ihm, und das beſte Zeugniß für das eifrige Charakterſtudium, das er darauf verwandte, iſt die Thatſache, daß er Menſchen mit außergewöhnlichen Zügen oft ſtundenlang nachging, und dann, zu Hauſe angelangt, die Geſtalt ſo genau nachzeichnete, als ob ſie vor ihm ſtünde. — Eine nur braun untermalte Anbetung der Könige (in den Uffizien zu Florenz) zeugt von entwickelter Meiſterſchaft, die ſich ſowohl in der liebreizenden Madonna, als in den innig anbetenden Königen ausſpricht.

Um das Jahr 1482 wurde Leonardo an den Hof des Ludovico Sforza nach Mailand berufen, zunächſt in ſeiner Eigenſchaft als Muſiker und Improviſator. Dahin zog er denn auch mit einem von ihm ſelbſt gefertigten ſilbernen Inſtrumente in Form eines Pferdekopfes, dem er wunderbare Töne zu entlocken wußte. Die meiſte Zeit verwendete er aber auch hier auf die Kunſt, und zwei ſeiner hervorragendſten Werke ſind es, die hier entſtanden. Das eine iſt das Modell zu einer Reiterſtatue für den verſtorbenen Herzog

*) Viele Aehnlichkeit damit hat ein Medusenkopf in den Uffizien zu Florenz.

Franz I., das andere sein bekanntes Abendmahl. Das Standbild des Herzogs vollendete er zwar, aber gegossen wurde es niemals. Und als die Franzosen im Jahr 1499 Mailand einnahmen, benützten sie das Thonmodell zur Zielscheibe für ihre Armbrustschützen, wodurch es natürlich vollständig zerstört wurde. Wir müssen den Verlust dieses von seinen Zeitgenossen so sehr gepriesenen Werkes um so mehr bedauern, da auch ein sehr vollkommenes kleines Wachsmodell zu Grunde gegangen ist, und uns nur mehr einige im Kupferstich erhaltene Studien und Skizzen dazu erhalten sind.

Die andere und berühmteste Mailänder Arbeit Leonardo's ist das Abendmahl, das er für die Mönche des Dominikanerklosters Santa Maria delle Grazie malte. Was die Kunst in vollendeter Anordnung der Composition, in der Charakterisirung der einzelnen Individuen, sowie in der Darstellung des Göttlichen zu leisten vermag, das hat der Meister hier vereinigt. Und dennoch ließ er nach seinem Ausspruche das Haupt des Heilands unvollendet, weil er innerlich überzeugt war, er vermöge ihm nicht jene Erhabenheit des Göttlichen zu verleihen, welche für ein Bild Christi erforderlich sei. Nach der mehrseitigen Uebermalung des Gemäldes, die jetzt zwar wieder so viel als möglich beseitigt ist, können wir nur noch ahnen, welch Ideal der Vollendung dem Geiste Leonardo's vorgeschwebt, staunen aber zugleich, wie es der Hand eines Menschen möglich gewesen wäre, hier noch etwas Gediegeneres zu schaffen. Er hat den Moment gewählt, wo Christus die Worte ausspricht: „Einer unter Euch wird mich verrathen," und dieses Wort zündet in der Versammlung und löst die ernst wehmüthige Feier in eine leidenschaftliche Bewegung auf. Wie die Wellen des stürmischen Meeres brausen die Jünger auf, und inmitten dieser aufgeregten Massen thront heilig und mit ruhiger Ergebung der Herr und Meister. Der glückliche Wurf, auf jeder Seite Christi sechs Apostel in je zwei Gruppen darzustellen, machte es möglich, die Figur des Heilands zur herrschenden zu machen. Die Gemüther hat der Argwohn erfaßt und die Jünger verlangen zu wissen, wer den Meister verrathen habe; zugleich aber schmerzt es sie auch, daß sie den Sinn der Rede nicht verstanden haben.

Diese Arbeit nahm, wie begreiflich, viele Zeit in Anspruch, und besonders der Prior des Klosters konnte kaum erwarten, bis sie vollendet wäre. Daher ärgerte er sich gewaltig, wenn Leonardo nicht immer und unausgesetzt an der Arbeit, sondern zuweilen einen halben Tag in Betrachtung verloren war,

und zuletzt brachte er es dahin, daß der Herzog Leonardo rufen ließ und ihn zur Rede stellte. Der Meister aber, der den klaren Verstand des Herzogs kannte, äußerte sich ihm gegenüber ziemlich ausführlich über die Kunst und setzte ihm auseinander, daß der Geist des Künstlers oft da am thätigsten sei, wo die Hände am wenigsten arbeiteten: nämlich wann er Ideen ausbildet, die erst nachdem sie zur vollkommenen Reife gelangt, sichtbar dargestellt würden. Zwei Köpfe, fügte er bei, fehlten ihm noch, der des Erlösers, den er doch nimmermehr auf Erden finden würde, und der des Judas; entdecke er dafür keinen passenden, so bleibe ihm der des unbescheidenen Priors gewiß. — Da lachte der Herzog viel, der Prior aber schwieg beschämt und Leonardo führte den Judas trefflich aus, der Heiland aber blieb wie erwähnt nach des Meisters Dafürhalten unvollendet.

Der König von Frankreich fand an dem Bilde solches Gefallen, daß er es auf alle Weise nach seinem Reiche zu bringen suchte, da es aber auf die Mauer gemalt war, verging Sr. Majestät die Lust zu weiteren Kosten, und es blieb in Mailand. Leider haben verschiedene Ueberschwemmungen des tiefgelegenen Saales, sowie die Durchbrechung des unteren Theiles mit einer Thüre, verbunden mit der schon erwähnten Uebermalung uns nur mehr einen Abglanz von der frühern Schönheit des Werkes gelassen; und mehr noch als all dieß hat wohl die unglückliche Idee des Meisters, das Bild in Oelfarben auf die Wand zu malen, zu dessen frühzeitigem Untergange beigetragen. Großen Vortheil zum Verständniß des Werkes bietet auch der treffliche Stich, den Rafael Morghen gefertigt, sowie die noch erhaltenen Originalcartons der Köpfe.

Aus der Zeit des Aufenthalts Leonardos zu Mailand datiren außerdem noch verschiedene andere Gemälde, hauptsächlich Portraitdarstellungen, jedoch ist sicher auch ein Halbfigurenbild Johannes des Täufers in der Wüste, sowie eine unvollendete Madonna mit dem Christusknaben, der ein Lamm an die Brust drückt, von seiner Hand. Auch fertigte er damals einen Löwen, der mehrere Schritte ging und dann die Brust öffnete, in der lauter Lilien sichtbar wurden — in Bezug auf den damals gerade in Mailand anwesenden König von Frankreich.

Als die Franzosen im Jahre 1499 in Mailand einrückten, kehrte Leonardo nach seiner Vaterstadt Florenz zurück und zeichnete dort einen Karton zur Schlacht bei Anghiari, den er zwischen 1503 und 1504 vollendete. Kurze

Zeit darauf erhielt Michel Angelo einen ähnlichen Auftrag, und ſo entſpann ſich denn zwiſchen dieſen beiden ein Wettkampf, aus dem wohl beide unbeſiegt hervorgingen. Damit begann aber gleichſam eine neue Epoche für die Kunſt, denn um dieſe beiden Werke ſchaarte ſich die heranwachſende Künſtlerſchaft, bewunderte und ſtudirte ſie und trug den Keim zu einem neuen Aufſchwung mit ſich fort. Die beiden Werke ſind leider untergegangen; nur eine Gruppe aus Leonardo's Carton, vier Reiter, die um eine Fahne kämpfen, darſtellend, iſt uns durch eine Copie, die Rubens davon genommen, erhalten; ſie genügt jedoch, um von der Macht und Kühnheit der Compoſition, von der leidenſchaftlichen Bewegung der Scene uns Zeugniß zu geben. — Für die Serviten-brüder zeichnete er einen Carton, worauf die Madonna, die heilige Anna und das Chriſtuskind ſo ſchön abgebildet waren, daß zwei Tage lang das Zimmer, worin er aufgeſtellt war, gar nicht mehr leer wurde von denen, die zum Wunderwerke wallten. Noch eine andere heilige Familie iſt in mehreren Nachbildungen ſeiner Schüler erthalten, von denen die beſte ſich zu Paris befindet. Sein Selbſtportrait in den Uffizien zu Florenz zeigt uns neben der vollendeten männlichen Schönheit die höchſte geiſtige Kraft; noch viel herrlicher aber iſt das Bildniß der Mona Liſa, der Gemahlin eines ſeiner Florentiner Freunde, woran er vier Jahre (freilich nicht unausgeſetzt) arbeitete, und das er doch ſchließlich als unvollendet bezeichnete. Obwohl eine ſpätere Reinigung des Bildes die äußerſt fein laſirten Fleiſchtöne vielfältig zerſtört hat, ſo feſſelt es doch durch die ausgezeichnete Modellirung und das zauberiſche Lächeln des Mundes. Mona Liſa war ſehr ſchön, und da Leonardo, während er malte, immer ſorgte, daß durch Geſang und Scherz alle Traurigkeit fern gehalten würde, und ſie immer ein heiteres Ausſehen bewahrte, ſo gewann das Bild einen ſo lebendigen Ausdruck, daß man glauben konnte, ſie wolle eben den Mund öffnen; die Halsgrube war ſo natürlich gemalt, daß man das Schlagen der Pulſe fühlen zu können vermeinte.

Im Jahre 1513 ging Leonardo mit Julian von Medici nach Rom, blieb aber dort nur bis 1516; da folgte er dem Rufe Franz I. an den königlichen Hof von Frankreich, ſtarb jedoch ſchon nach drei Jahren, tief betrauert von dem kunſtſinnigen König, doch nicht, wie die Sage erzählt, in ſeinen Armen.

Sein Tod erregte bei allen, die ihn kannten, die größte Trauer, denn Jeder fühlte, was er und die Kunſt in ihm verloren. Er hatte es in ſeiner

Gewalt, Jedermann zu erheitern, und seine Rede hatte eine so hinreißende Gewalt, daß Niemand ihm auf die Dauer wiederstehen konnte, und zuletzt Alles seiner Meinung beistimmte. Hiezu kömmt noch seine persönliche Liebenswürdigkeit und die Vortrefflichkeit seines Charakters, die zur Achtung vor ihm nöthigten. Besuchte man ihn, so war man bald in das interessanteste Gespräch verwickelt, und da entfaltete er denn seine Ideen und setzte den Zuhörer durch die Großartigkeit seiner Entwürfe in Erstaunen. So soll er unter Anderem einen Plan ausgearbeitet haben, wie man die Kirche San Giovanni in Florenz erhöhen und ihr Treppen unterschieben könne, ohne sie zu zerstören. Und so unglaublich es klingt, so wußte er es doch so darzustellen, daß es nicht mehr unmöglich schien, obwohl jeder, wenn er fort war, die Unausführbarkeit eines solchen Unternehmens einsah. Solch abnorme Einfälle beschäftigten ihn überhaupt viel; in Rom verfertigte er aus Wachs sehr zarte Thiere, mit Luft gefüllt; blies er hinein, so flogen sie; war die Luft entwichen, so fielen sie zur Erde. Einer Eidechse machte er Flügel aus der Haut anderer Eidechsen und füllte sie mit Queckſilber, so daß sie sich bewegten; dann machte er ihr Augen, Bart und Hörner und jagte alle seine Freunde damit in Furcht. Die Därme eines Hammels ließ er so fein ausputzen, daß man sie in der hohlen Hand halten konnte; dann brachte er in das nächste Zimmer Blasebälge und trieb sie so auf, daß sie allmählig das ganze Zimmer einnahmen.

Großen Fleiß verwendete er auf das Studium der Anatomie, und geben seine hierüber verfaßten Werke Zeugniß davon, wie sehr er darin bewandert war. Eine Eigenthümlichkeit ist hier auch wohl zu erwähnen: er schrieb alles verkehrt, so daß es nur mit Hülfe eines Spiegels möglich ist, es zu lesen. — Mit Thieren machte er sich auch gern zu schaffen, und er liebte sie sehr; mit gefangenen Vögeln hatte er ein solches Mitleid, daß er sie häufig kaufte und ihnen sogleich die Freiheit schenkte — gewiß ein schöner Charakterzug, daß ein Mann, der so großartige Gedanken und Entwürfe in sich trug, doch darüber nicht des kleinen Sängers vergaß.

Und als ob die Natur das Füllhorn ihrer Gaben ganz über ihn ausgeschüttet hätte, so fügte sie es, daß die schöne Seele in einer ebenso schönen Hülle wohnte; denn nach dem Zeugnisse seiner Zeitgenossen und nach seinen Portraits war er eine hohe stattliche Gestalt, und sein Antlitz trug den Stempel der ächten männlichen Würde und Schönheit. Und gepaart mit der Kraft

ſeines Geiſtes beſaß er eine ſolche Körperſtärke, daß er ein eiſernes Hufeiſen mit ſeiner Hand bog, wie wenn es Blei wäre!

Zahlreiche Schüler und Nachahmer folgten ihm auf ſeiner Bahn, und wenn auch viel Vortreffliches von ihnen geſchaffen wurde, ſo wirkten ſie doch nur im Typus der Leonardo'ſchen Charaktere; ſeine Meiſterſchaft vermochten ſie freilich nicht zu erreichen. Der bedeutendſte unter ihnen war Bernardino Luini; zu erwähnen ſind außerdem noch Beltraffio, Marco d'Oggione, Francesco Melzi und Ceſare da Seſto.

Das Kindesauge.

Von K. Krapf.

Ein Kindesauge, ſo zart und rein,
Es blicket freundlich wie Sonnenſchein;
Wie Sterngefunkel in ſtiller Nacht,
So ſtrahlt dies Auge in ſanfter Pracht.
Und aus ihm lächelt der Unſchuld Bild,
So hold und traulich, ſo engelmild.
O Kindesauge ſo hell und klar,
Aus Deinen Blicken ſo wunderbar
Der ſüße Friede des Herzens ſpricht
Und Weh und Schmerzen ihn trüben nicht.
O Kindesauge, verbleibe rein,
Laß nichts vom Böſen in dich hinein
Wenn rein die Seele, ſtrahlt hell der Blick,
Denn Herzensunſchuld iſt höchſtes Glück.

Kleinigkeiten.

Von Isabella Braun.

V.

Am ersten Mai. *)

Welch ein musterhafter Knabe doch Rudolf ist! Eigentlich besitzt er gar keinen Fehler, nur Tugenden; freilich wird man dabei im Leben vielfach verkannt. Gerechte, heilige Entrüstung wird zum Zorn gestempelt; spricht man die strenge unverblümte Wahrheit, so heißt es gleich, man sei grob; duldet man bei Andern keine Ungenauigkeit, so gilt es als Rechthaberei; jedes reizende Fantasiegebilde nennen die prosaischen Leute eine Lüge und der rege Wissensdrang erscheint als Neugierde. So verleumdete man bisweilen unsern Rudolf; dieser kehrte sich aber nicht daran und war äußerst musterhaft, besonders in seinen selbsteigenen Augen.

Heute ist der erste Mai! Jubel herrscht überall! es ist ein Tag, welcher nicht nur die alten Bäume, sondern auch die alten Leute verjüngt, besonders wenn er gar so sonnenhaft erscheint. Da muß man schon einen Blick thun in die kleine Welt ringsumher, was um so leichter geschehen kann, als die Eisenbahn täglich ein halb Dutzendmal hin und her befahren wird. So denkt der Schullehrer mit seiner jungen, großen Schaar und so denkt auch der Herr Oberamtsrichter mit seiner kleinen, bestehend aus fünf Kindern, wozu auch Rudolf gehört. Er kündet seinen Gedanken der Mutter an, diese bestellt das Mittagessen auf zwölf Uhr, damit man schon um zwei Uhr abdampfen kann und Rudolf schärft Allen ein, sich wenigstens dies Eine Mal der Pünktlichkeit zu befleißen. „Eugenie, verwende nicht so viel unnöthige Zeit auf Deinen Putz; Du kannst Deine dicke Kartoffelnase doch nicht feiner machen! — Du, kleine Emma, laß Deine dummen Puppen in Ruhe, sonst werfe ich sie noch alle zum Fenster hinaus! — Natalie, Natalie, ich sehe schon, Du vertändelst Deine Zeit mit allen möglichen Körbchen und Einpackereien. Wilhelm! laß doch den Azor in Ruh und denk lieber an Deine schmutzigen Hände!“ Auf diese Weise ermahnte Rudolf und verglich seine Uhr mit der Hausuhr. In seiner Ungeduld, ich wollte sagen, in seinem Eifer, beschloß

*) Mit einem Bilde.

er, voraus zu gehen und einen Bahnbeamten zu ersuchen, gleich bei Ankunft des Zuges für sieben Plätze zu sorgen. Mit nochmaliger, weiser Ermahnung ging er von dannen.

Im Bahnhof ist noch Alles ruhig; nur die Fahne an der hohen Stange flattert lustig im leisen Winde. Einzelne Landleute kommen von Rechts und Links daher; die Bahnwärter und Beamte stehen müssig plaudernd beisammen. Das Warten ist langweilig und Rudolf kann während dieser Zeit seinen Wissensdrang befriedigen. Er streift umher, blickt durch die Fenster, stellt in diesem und jenem Winkel Untersuchungen an, öffnet Thüren und liest Anschlagzettel. An einer höchst unscheinbaren Thüre steht: „Verbotener Eingang," aber sieh da, sie ist nur angelehnt; was mag nur Verbotenes darin sein? Rudolf muß dies selbstverständlich untersuchen, reißt sie kräftig auf und tritt hinein. Im gleichen Augenblicke geht ein Bahnbeamter vorbei und schlägt die offenstehende Thüre gewaltig zu.

Rudolf ist gefangen.

Ein Burgverließ konnte nicht dunkler, modriger, kälter sein, als dieses Loch ohne jedes Fenster. Rudolf tastet umher, aber es schüttelt ihn förmlich vor Grausen. Wer in seinem Leben unter dem Tische unbekannte Gegenstände im Spiele erfaßt hat, kann sich von Rudolfs Schrecken in dieser Dunkelheit eine Vorstellung machen, als er spitze, rauhe, glatte, harte, weiche Gegenstände anfühlte, sich förmlich in Ungeheuern verwickelte, und nicht mehr heraus fand.

Nun ertönt draußen das erste Zeichen. — Jetzt erfaßt ihn die Angst, sein Herz pocht stürmisch, seine Pulse an der Schläfe klopfen wie kleine Hämmer. Die Eltern und Geschwister müssen bereits im Bahnhofe sein, aber sie werden ihn nicht suchen; er ist ja so überaus weise und versteht schon, für sich selber zu sorgen; er hat auch Geld für sein eigenes Billet in der Tasche, der Vater mußte es ihm geben, er ist ja schon zwölf Jahre alt.

Mit allen Kräften arbeitet er sich aus den Geräthschaften heraus, tappt im Finstern umher, gelangt zur Mauer, nun ist er an der Thüre. Er ruft, laut, lauter! er schreit die Namen seiner Geschwister, kaum hört er seine eigene Stimme vor dem wilden Pochen des Herzens.

Nun ertönt das zweite Zeichen; die Stimmen sumsen durcheinander, von Ferne braust der Zug einher. Er greift nach dem Schlosse, es muß doch inwendig auch zu öffnen sein, aber er kann den Drücker nicht finden. Der Angstschweiß rinnt ihm von der Stirne, über den ganzen Körper, seine Ge-

danken verwirren sich — eingesperrt zu sein in der Dunkelheit unter Ratten und Mäusen, am lieben, langersehnten, ersten Mai, während Alle so lustig sind!

Mit schrillem Pfiffe saust und keucht der Zug in den Bahnhof — kaum drei Minuten Aufenthalt. — Rudolf sinkt zur Erde, faltet die Hände und — betet. In diesem dunklen Augenblicke geht ihm ein inneres Licht auf. Was hat ihn hieher gebracht? Seine Wißbegierde, auf die er so stolz ist? — O, was solch ein inneres Licht alles zeigt, wie es von manchem Ding die rechte Gestalt aufweist, wie es durch den übergehängten Mantel blicken läßt! In Einer Minute erkennt er sich in seiner echten Gestalt. Da kommt die liebe Demuth über ihn und er senkt das arme, junge Haupt, ergeben in sein selbstverschuldetes Geschick.

Das Zeichen zur Abfahrt! — Wieder fährt er empor — denn er hört Tritte. Mit aller Kraft pocht er an die Thüre: „Auf! auf!“ ruft er. Ein Schlüssel fährt ins Schloß — das liebe, klare Tageslicht scheint ihm entgegen — er stürzt vorwärts, der Zug ist langsam im Gang — vielleicht kann er ihn noch erreichen! Seine Brust keucht wie die Maschine, er ist zur Stelle, ein Condukteur erfaßt ihn und zieht den armen, wohlbekannten Knaben hinauf zum Brette und langsam mit sich fort zum nächsten Wagen. Dort sinkt Rudolf beinahe ohnmächtig nieder.

Die Maschine ist jetzt im vollen Gang und braust pfeilschnell dahin. Der Knabe sieht nichts von der schönen Maienlandschaft; das alte hochgelegene Bergschloß verschwindet, Hügel um Hügel bleibt zurück, endlich, Rudolf weiß nicht wie lange es gedauert, langt der Zug am Ziele an. O, wie bescheiden Rudolf aussteigt und sich zu den Seinen begibt, und wie bescheiden er heute bei allen Spielen sich verhält; er ist wie verwandelt. Doch es ist ein echter, segenbringender Maientag, wo das Gute zur Blüthe kommt für unsern Rudolf. — Ei, bedarf nicht mancher meiner Leser auch eines solchen?

VI.

Der kleine Held.

Max kann heute unmöglich in die Schule gehen, der hohle Zahn thut gar zu weh. Es pocht, hämmert und sticht darin bis ins rechte Auge hinauf, fort und fort, Tag und Nacht; das Bein ist plötzlich so empfindsam geworden,

gleich entzündetem Fleiſche; weder kalte noch warme Speiſe darf daran kommen. Nein, das iſt nicht mehr zu ertragen! — So denkt ſich unſer kleiner, ſiebenjähriger Max, denn er ruft ſeiner Mutter: „Bitte Mama, laß den Herrn Straub holen, damit er mir den Zahn herauszieht.“ Die Mutter iſt's zufrieden, daß er es ſelbſt verlangt, denn Jeder weiß, dazu gehört ein ſtarker, muthiger Entſchluß. Die Operation verlief glücklich, der kleine Herr ſchrie und zuckte nicht, er hielt ſich mit beiden Händen nur recht feſt am Stuhlſitze.

„Hat's recht weh gethan, Maxl?“ frägt der Vater mitleidsvoll. Der Sohn zuckt die Achſeln und antwortet: „Weißt, Papa, das Zahnweh hat noch weher gethan; jetzt aber iſt's vorüber. Unangenehm war's freilich, als es im Munde ſo knackte.“

Nach drei Tagen fing der hohle Zahn in der linken Seite ſeinen Spektakel an. Da ruft Max entſchloſſen: „Mama, Herr Straub muß wieder her, es hilft nichts, ſonſt geht die Geſchichte von Neuem an.“

Die Mutter denkt, es möchte für die Nerven des zarten Bübchens doch zu viel ſein und wartet, ob der Schmerz nicht vergehe. Aber Max frägt in ein paar Stunden, wo denn der Zahnarzt ſo lange bleibe? und jetzt ſchickt die Mutter nach demſelben. Sei es nun, daß der Schmerz etwas nachließ, oder daß der Schlaf übermächtig wurde, kurz, unſer Max ſchlief wohl eine Stunde, denn von der Gartenſtraße zum Maximiliansplatz iſt's gar ein weiter Weg und es dauerte ſo lange, bis der Zahnarzt vor dem Bettchen ſtand. Es that demſelben faſt leid, den Schläfer zu wecken und er huſtete nur verſuchsweiſe. Max erwachte ſogleich, erhob ſich raſch und ſagte: „Wo iſt die Zange? nur ſchnell heraus damit.“

So geſchah es auch. Wohlgefällig lächelnd legte der Schreckensmann die Hand auf des Knaben Haupt, indem er ſprach: „Du gibſt einen Helden ab, mein Junge! Nur immer friſch und muthig der Gefahr in's Auge geſchaut! es iſt meiſt nicht ſo ſchlimm, als wie man fürchtet.“

Merkts euch, ihr Knaben und Mädchen, und wenn mein alter Zahn, der mich ſeit mehreren Jahren zeitweiſe plagt, wieder zu ſtechen und pochen beginnt, dann will auch ich mir ein gutes Beiſpiel daran nehmen, Mäxlein.

VII.

Nach der Schulprüfung.

Es macht mir stets ein großes Vergnügen, den Schulprüfungen anzuwohnen und so ging ich auch in die Auervorstadt von unserm lieben München. Was ich dort gehört habe, brauche ich nicht zu erzählen, denn Jeder kann im Monat Juli an Ort und Stelle das Gleiche hören und zwar weit anziehender, als meine Feder es beschriebe. Ich will vielmehr das darauf Folgende, mein apartes, kleines Erlebniß, wahrheitsgetreu mittheilen.

Die Prüfung war vorüber; Herr Schulinspektor Meitinger hatte in seiner eigenthümlich freundlichen, ermunternden Weise die armen Schulschwestern und die Mädchen belobt; die ganze Schaar eilte mehr oder minder triumphirend dem häuslichen Herde zu und darunter befand sich mancher lobenswürdige Herd, denn mein lauschendes Ohr vernahm die Worte: Kücheln, Nudeln, Puding, Bratwürste, Weinbeer- Rahm- Zwetschgen- und Weinstrudeln. Endlich theilte sich die Gruppe und ich folgte einem einzelnen Mädchen, das nicht mitgesprochen hatte, aber doch sehr vergnügt aussah, es trieb mich gleichfalls zu meinem Herde. Bereits läuteten die Mittagsglocken, von der Au bis zur Theresienstraße ist's aber ein weiter Weg, somit suchte ich nach dem allernächsten aus der Seitengasse heraus, in welche ich unwillkührlich gerathen war, weil mich das voranschreitende Mädchen verlockt hatte. Ich studierte nemlich deren Prüfungsanzug. Ein dunkelblauer Flanellunterrock machte sich durch das dünne, weiße Kleidchen stark bemerkbar, die Taille war mit einem himmelblauen Tafetband umschlungen; auf dem glattgekämmten Haare saß ein Myrthenkränzchen mit grünen Blättern, Schuhe und Strümpfe dagegen waren von etwas rohem Kaliber; doch was schadet dies, man sah sie unter den Schulbänken ja nicht.

Ich wandte mich zu dem Mädchen und bat sie, mir den nächsten Weg zur Brücke, welche ins „Thal" führt zu zeigen. „Kommen Sie nur mit mir, ich gehe den gleichen Weg," — antwortete das Kind. Wir schritten also nicht mehr einzeln, sondern neben einander dahin und mein Erstes war, ihren Anzug zu rühmen. Das Gesicht des Mädchens strahlte und sie sagte fast mit mit leiser Stimme, wahrscheinlich aus lauter Bewunderung: „Ja wissen Sie, das hat mir meine Tauspathin zur ersten heiligen Kommunion geschenkt; sie ist eine Tändlerin." Nun war meine Neugierde befriedigt und

wir plauderten von der Prüfung, bis der Weg zur Isarbrücke einlenkte. Dort sagte ich meiner Begleiterin Dank und Lebewohl, aber sie blieb an meiner Seite. Nun frug ich, ob sie denn nicht in der Au wohne? — „Freilich, hinter dem Kloster," — war die Antwort. „Es ist aber Essenszeit, Kind," sagte ich beunruhigt und darauf sah mich das Mädchen fast lächelnd an, indem sie erwiderte: „Bei uns kocht man nicht zu Mittag, die Mutter liegt krank im Bett, der Vater ist als Maurer im Taglohn; wenn er des Abends heim kommt, kocht er uns eine Suppe." — „Richtig, sie wird am Prüfungstag bei der Pathe Tändlerin eingeladen sein," — dachte ich zu meinem Troste und sagte es auch. Das Mädchen verneinte jedoch. „Wohin gehst Du aber dann?" frug ich. Nun überzog eine fromme Begeisterung das Gesicht und sie rief: „Ich gehe in die Heilig-Geist-Kirche, ich hab's gelobt! Der heilige Geist hat mir geholfen, daß ich in der Prüfung nicht ein einziges Mal stecken geblieben bin."

Ich blieb nach dieser kindlich-frommen Antwort eine lange Weile still; es war mir ganz wunderbar zu Muthe, solch eine Lehre hatte mir noch kein Ereigniß und noch kein Buch gegeben. Endlich blickte ich wieder auf und gewahrte einen Fleischerladen zu meiner Linken, und dicht daneben auch einen Bäckerladen. Ich bat das Mädchen auf mich zu warten und machte meine Einkäufe. Dann gab ich dieselben wohlverpackt dem Mädchen mit einem schönen Gruß an die Eltern. Ein von Freude strahlendes Gesicht war mein Dank und wir gingen schweigend den kurzen Weg bis zur Kirche. Dort nahmen wir Abschied. Eine Weile kniete ich auch nahe am Eingange; das Mädchen hatte sich dem Hochaltare genähert und war in Andacht versunken. Ich wartete, denn ich dachte, mein Geschenk werde ihre Heimkehr beschleunigen; aber es dauerte mir zu lange, ich konnte das Ende ihrer Danksagung nicht erwarten; mein Essen wäre mir daheim zu Kohlen verbrannt.

Ist das nicht eine schöne Geschichte, meine lieben Leser?

Eine Wespe.

Historische Original-Erzählung von Dr. Isidor Proschko.

I.

Der Herr Gevatter.

Schön ist der herrliche Ziergarten des Frühlings von Blumen, wenn das goldne Sonnenauge die tausend und tausend Kinder des Lenzes bestrahlt, daß sie gleich beweglichen Diamanten und Rubinen auf ihren Smaragdstielen zittern; schön ist der weite dunkelblaue Himmel, wenn der Silberstern des Abends niedersinkt, der zugleich als wiederaufgehender Morgenstern das herrliche Bild der Unsterblichkeit darstellet, und wann der große Hausherr dort oben nach dem Niedergange der Sonne seine tausend und tausend Lämpchen anzündet, von welcher jedes einzelne spricht: „Gott ist die Liebe!"

Aber schöner noch als alle diese strahlenden Bilder des Himmels und der Erde ist vor dem Auge Gottes eine durch Fleiß und Sitte, durch Tugend und Genügsamkeit glückliche Familie . . .

Eine solche glückliche Familie stand am frühesten Morgen eines Sonntags im heißen Erntemonat des Jahres 1758 auf einem vom dichten Tannengehölze bedeckten Bergrücken, nicht weit von den Ufern der Oder, da wo ein enger Bergpfad zwischen Felsen und dichten Forsten gegen Kunersdorf hinabführt; der Höhenrauch zog über die Wipfel der alten deutschen Tannen, in deren Gezweige die Sänger der Lüfte von den Liedern träumten, welche sie dem Herrn der Schöpfung am beginnenden Morgen in tausend verschiedenen Klängen bringen wollten, während unten die Herren dieser Schöpfung, die Menschen, von dem eisernen Würfelspiele träumten, in welchem sie auf diesen schönen Fluren am Tage vorher sich gegenseitig zerfleischt hatten.

Die Schlacht bei Kunersdorf war nemlich geschlagen; sie war für den alten Fritz verloren, aber auch der russische General Soltikoff hatte seiner Czarin durch einen augenblicklich abgesandten Courier nach Petersburg berichtet, daß fünfzehntausend Russen das Schlachtfeld mit ihren Leibern deckten, und hatte der Depesche die denkwürdigen Worte beigesetzt: „Eure Majestät werden sich darüber nicht wundern; Sie wissen, daß der König von Preußen seine Niederlagen allemal sehr theuer verkauft," — zu seinen Offizieren hatte der

General gesprochen: „Wenn ich noch einmal einen solchen Sieg erfechte, so werde ich mit dem Stab in der Hand allein die Nachricht hievon nach Rußland bringen."

König Friedrich aber hatte einen Courier an seine Gemahlin entsendet, welcher die kurze Weisung überbrachte: „Madame! entfernen Sie sich mit der königlichen Familie von Berlin. Lassen Sie die Archive nach Potsdam bringen, die Stadt mag mit dem Feinde kapituliren."

Die Nacht hatte ihren düstern Schleier über die blutige Stätte dieses Kampfes gebreitet und nur einzelne Wachtfeuer blitzten wie Irrlichter im weiten Sumpfe von verschiedenen Seiten durch die Nebeldecke, welche sich wie ein ungeheures Bahrtuch auf das Land gelegt hatte; auch die Nacht war allmählig vorübergezogen und die grauen Nebelwolken senkten sich vom Gebirge in die Tiefe. Das gewohnte Mutterantlitz der schönen Erde noch lieblicher erröthend unter dem Strahle des hervortretenden Tagessternes tauchte wieder empor; wie wimmelnde Wogen hoben sich in Ost und West die Spitzen der tiefer liegenden Berge; da wo hundertjährige Eichen ihr reiches Laubwerk gegen den Himmel streckten, wurde es heller und heller; auf den obersten Zinken der Berge lag jetzt vom Sonnenstrahle hervorgezaubert, ein Purpurmeer . . .

Die Scheitel der Berge glühten im Morgengolde; goldumsäumte Wolken vermählten wieder den Himmel mit der Erde und die Lämmerwolken zogen, eine unabsehbare Heerde, im Aufgange empor und glänzten in der allmälig sich rundenden blauen Glocke des Horizonts, während im Niedergange die letzten Nachtwolken wie die Geister einer andern Welt in den seltsamsten Gestalten und Windungen entflohen.

Es ward Licht. Der Scheitel des höchsten Berges, an welchem eine kleine Hütte wie ein angeklebtes Schneckenhäuschen unter dem schützenden Stamme einer Rieseneiche hing, streckte sich in tausend und tausend Sonnenstrahlen glitzernd, in das blaue Gewölbe und zu höchst oben auf seiner vom reinsten Golde des Tagsternes überflutheten Spitze ragte wie ein Gedanke des Himmels ein niedliches Kirchlein empor, dessen Silberglöcklein freundlich über die Berge herabgrüßte.

Höher und höher der Alles belebende Sonnenball in die Lüfte; das schlummernde Leben der Natur erwachte im weiten Kreise; es brauste, erhob sich, sang und schnatterte im großen Chorale des tausendfach erwachenden

Lebens der Wälder und Fluren, wie ein einſtimmiges Lied von der Allmacht des Schöpfers.

Wie die Bewohner der Arche nach der Sündfluth auf dem uralten Ararat emporgeſtiegen ſein mochten, ſo erklommen jetzt zwei Männer die Höhen dieſes Felſens, von deſſen oberſtem Gipfel die ſanften Töne des Glöckleins durch die reinen Lüfte herabſchwammen.

Jetzt hatten die beiden Bergſteiger, von denen der Kleinere einen grauen, der größere aber einen grünen Soldatenmantel trug, das letzte Geſtrüpp des Knieholzes durchbrochen, welches auf dem Gipfel des Berges wucherte und ſtanden auf einem freien ſonnigen Platze, von dem ſich die reizendſte Fernſicht in das Oberland hinab entfaltete, deſſen weites Rundgemälde aber noch unter dem Schleier des erſt allmählig zerfließenden Morgennebels verborgen lag. Vor ihnen ragte eine kleine weiße Waldkapelle mit einem rothen Dache und blechernem Kreuze in die Luft hinein und das Silberglöcklein des Thürmchens zitterte allmälig verſtummend, in den letzten Schwingungen ... jetzt ſtand es ſtille und die beiden Bergſteiger ſtanden an der offenen Thüre der kleinen Kapelle.

Von außen unſcheinbar, bargen die altersgrauen grün bemoosten Wände des Kirchleins innen ein wahrhaft ergreifendes Bild. Vom Spitzbogen der Kapelle, da wo ein rundes Fenſter den Strahl des Tages von oben hereinfallen ließ, verbreitete ſich ein ſanftes Licht, welches ſich in dem violetten, hellblauen und goldfarbigen Glaſe der runden Fenſter in freundlichen Strahlen brach. Das ganze Schiff des Kirchleins war mit einem magiſchen Lichte erfüllt; ein liebliches Altarbild, den Heiland der Welt in ſeiner Verklärung auf dem Berge Tabor vorſtellend, ſtrahlte oberhalb dem kleinen Steinaltare; unendliche Sanftmuth und heilige Würde leuchteten auf dem Antlitze des Meiſters, welcher auf ſchimmerndem Gewölke zwiſchen den alten Propheten Moſes und Elias ſchwebend, voll Majeſtät und ſeliger Freude auf die von ihm geſegnete Erde herabblickte. — Vor dieſem ſchönen Bilde aber ſtanden, beſtrahlt vom röthlichen Lichte der kleinen, ewigen Lampe des Kirchleins, fünf Perſonen: ein junger etwa dreißigjähriger Mann in der Sonntagstracht der Oberbauern; an ſeiner Seite ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren, dann zwei ältliche Männer und zwei bejahrte Frauen, alle nach ihrer Kleidung zu ſchließen Landleute vom Obergebiete. Sie hatten vor dem ſchönen

Altarsbilde eben ihr Gebet vollendet und ſchickten ſich nun an, das Kirchlein zu verlaſſen.

Jetzt ſtanden ſie vor der Steinpforte der Kapelle, wo die beiden Bergſteiger mit den Soldatenmänteln an den Säulen des kleinen Portales lehnten. Der eine dieſer beiden Männer, ein mittelgroßer Mann von fünf bis ſechsundvierzig Jahren mit einem bleichen Geſichte aber geiſtreichem Ausdrucke in ſeinen Zügen, zog ſeinen Mantel dicht um die Schultern und blickte forſchend auf die kleine aus der Kapelle tretende Schaar. — Der bei derſelben befindliche alte Mann neigte aber ſein Haupt, von welchem ſanft geſcheitelte weiße Haare auf ſeinen Nacken herabrollten, während aus ſeinem ſchönen ebenmäßigen Antlitze mit faſt jugendlich gerötheten Wangen ein paar große hellblaue Augen leuchteten, aus denen eine edle Seele voll Wahrheit und Treue herauszublicken ſchien. Auf dem Munde dieſes ſchönen Greiſes lag ein ſanftes Lächeln, ſeine hohe Stirne ward vom Sonnenſtrahl geküßt. So ſtand er in ſeiner einfachen Bauerntracht da, wie ein echter deutſcher Hausvater, der vor ſeinem Herde einen neuen lieben Gaſt empfängt. „Gott zum Gruße," ſagte er, indem er die Fremden aus ſeinen großen hellen Augen treuherzig anblickte.

Der kleinere dieſer Beiden mit dem bleichen Antlitze dankte durch eine leichten Kopfbewegung. „Ihr ſeid Landleute aus der Gegend?" fragte er mit klangvoller aber ſanfter Stimme. „Ja Herr," entgegnete der alte Landmann, „ich bin der alte Traugott Walter aus Biſchofsheim."

„Und habt hier Eure Morgenandacht verrichtet?" fragte der Bleiche weiter.

„Nicht allein das," erwiederte der Landmann, „wir haben den Herrn des Himmels und der Erde auf dieſer Stätte des Waldfriedens um Segen für ein großes Werk gebeten, welches wir heute unternehmen wollen."

Der Bleiche warf ſein ſchönes ovales Haupt aufhorchend in die Höhe.

„Seht, guter Herr," fuhr der Alte fort, indem er auf das Mädchen wies, welches im Sonntagsſtaate der enganſchließenden märkiſchen Kleidertracht prangte und auf dem blonden Lockenhaare einen kleinen Kranz von wilden Roſen und Immergrün trug. „Die hübſche junge Dirne da mit dem Blumenkranze, welche ſo freundlich und heiter in die Welt da unten hinabblickt, als wäre dieſe ein lauterer Himmel für die Menſchen — die iſt guter Leute Kind aus der Mark Brandenburg, wo ihr Vater ſeine Feldwirthſchaft hat, von heute an aber meine Schwiegertochter Petronella; und der junge

Mann da an ihrer Seite, der auf seinem runden Hütlein da ein ähnliches Kränzchen trägt, der ist mein Sohn Niklas Walter ihr Bräutigam; und ich freue mich heute den Ehrentag dieser meiner Kinder zu sehen, die hier nebst ihrem Beistande, dem Schmied von Bischofsheim, den andern Gevatter, Förster Anselm erwarten."

Der kleinere der beiden Bergsteiger blickte dem Sprecher mit sichtlichem Staunen in's Auge — „Hochzeit machen wollt Ihr in diesen Tagen?..."

„Ja, Herr" entgegnete der Alte, „und wenn Ihr unser Gast sein wolltet, so würdet Ihr uns wahrhaft eine Freude machen!"

„He Vater!" fiel hier der junge Bräutigam, ein kraftvoller, schlanker Bursche mit ein paar Augen, die gleich Sternen leuchteten, dem Alten in die Rede, „da könnte ja auch der Herr da, statt des Försters, der uns noch warten läßt, und wahrscheinlich von der Jagd nicht abkommen kann, uns bei der Copulation zu Gevatter stehen.*)

„Schweig Niklas!" fiel der Alte mit einem strafbaren Blicke ein; „wer wird gleich so keck sein, und einem fremden Gaste des Gebirges bei erster Begegnung zumuthen, uns armen Leuten, die wir nichts entgegenbieten können, als das einfachste Hochzeitmahl, bei Deiner Heirath zu Gevatter zu stehen?"

„Warum denn nicht? unterbrach ihn hier lachend der Kleinere der beiden Fremden, der sich müde auf einen gestürzten Baumstamm niedergelassen hatte, „sind wir denn nicht alle Brüder vor Gott und haben wir nicht die Pflichten der Nächstenliebe zu erfüllen auf jeder Stätte? Topp! Alter, ich will Dir und Deinem Sohne Gevatter stehen" — vorerst aber," setzte er lachend hinzu, „muß der Herd gesichert sein, auf welchem Hymnens Fackel aufgesteckt werden soll." —

„Das verstehe ich nicht," sagte der Alte. — „Alter Mann!" rief jetzt der Erstere, den Greis an beiden Händen fassend: „Hast Du denn in Deinem langen Leben nicht so viel Weisheit erworben, um zu begreifen, daß man vor der Mündung der Kanonen keinen Hochzeitsreigen führen kann? — Da sieh' einmal hinab in's Thal, wo die Nebelflächen wie weite Bahrtücher zerreißen; siehst Du dort die russischen und österreichischen Colonnen? hörst Du den fern verrollenden Donner ihrer Geschütze? — Alter! so wisse, die preu-

*) Im Märkischen ist der Ausdruck „Gevatter" mit „Beistand oder Zeuge" bei der Trauung gleichbedeutend.

ßische Armee iſt geſchlagen, die öſterreichiſchen Huſaren ſind hinter ihr d'rein, wie die Stoßvögel hinter dem fliehenden Wilde und bald werden ſich die zerſprengten preußiſchen Reiter in dieſen Wäldern verlieren, um ſich vor der Gefangenſchaft oder dem Tode zu retten, und Du — Du willſt hier die Hochzeitsfackel anzünden, wo der Tod ſeine Ernte hält und ein Königreich in Trümmer zu fallen droht!"

Da lächelte der ſchöne Greis: „Herr," ſagte er, indem ſein großes, dunkles Auge wie im überirdiſchen Feuer leuchtete: „Herr! der große allmächtige Gott, deſſen Hand von Erdball zu Erdball reicht, iſt in jeder Stunde bei uns, ob der Sonnenſtrahl uns leuchtet, oder der Sturmwind über unſere Wohnſtätten brauſt; wißt Ihr denn nicht, daß alle Haare unſeres Hauptes gezählt ſind und kein Sperling vom Dache fällt, ohne den Willen des Ewigen?"

„Deine Mahnung an dieſe bedeutungsvolle Stelle der Bibel, Alter," ſagte der Andere ſich jetzt von dem Baumſtamme, auf welchem er ſaß, erhebend, „iſt ſehr erbaulich — ſelig macht der Glaube, daß alle Haare unſeres Hauptes gezählt ſind; aber tritt einmal dort auf die Plattform jenes Felſens, ſchau in's weite Oderland hinaus und ſchau die Maſſen der Feinde und ihrer Roſſe, welche das Land Deines Königs zerſtampfen und denke nach, wie viel der liebe Gott zu thun haben wird, um in dieſem Lande wieder Ordnung zu ſchaffen, und Du wirſt mir zugeſtehen, daß es wahrlich nicht an der Zeit ſei, Hochzeit zu machen, ſondern den Gewehrkolben zu ergreifen und d'rein zu ſchlagen für König und Vaterland!"

Der Alte lächelte wieder. Jetzt fiel ſein Blick auf eine Stelle, wo zwei junge Föhren vom Sonnenſtrahle beſchienen ſich kerzengerade wie die Kronleuchter eines Altars zum Himmel emporſtreckten. Zwiſchen ihnen hing in den lauen Morgenlüften zitternd, ein großes, rundes Spinnennetz, durch deſſen feine, regelmäßige Fäden eben eine kleine Weſpe flog, ſo daß das Netz auf einer Seite zerreißend, jetzt als leichte Spielbeute des Windes zur Erde wehte.

„Seht Ihr Herr," ſagte der Greis mit ſeinem Finger auf die ſummende Weſpe deutend, „dieſes kleine Inſekt hat eben in ſeinem Fluge das Netz durchriſſen, welches zwiſchen dieſen Bäumen ausgeſpannt hing; ſeht Herr, wenn der große, allmächtige Gott will, ſo genügt ein ſolch winziges Thierchen in ſeiner Hand, um alle die großen Heeresmaſſen da unten auseinander zu ſtäuben und den Frieden zwiſchen den ſtreitenden großen Mächten Preußen, Rußland und Oeſterreich in einer Sekunde wieder herzuſtellen."

Der Alte ſchwieg, ſeine vom heiligen Feuer glühenden Augen ruhten jetzt auf dem Antlitze des Grauen, dann ſtreifte ſein Blick über das Antlitz ſeines Sohnes, des jungen Bräutigams, auf deſſen Lippen wie auf jenen des Grauen und ſeines Begleiters ein ungläubiges Lächeln ſchwebte.

Der Graue nahm wieder das Wort: „Alter," ſagte er, ſeine Hand auf die Schulter des Sprechers legend: „Du haſt allerdings ein ſchönes Vertrauen auf die Macht des guten, alten Gottes da oben, und ich weiß, daß es in der Bibel ſteht, wie der Herr auch die Aegypter durch allerhand Ungeziefer zu ſchlagen verſtand, als ſie den Moſes mit ſeinen Iſraeliten nicht ziehen laſſen wollten; ich ſage Dir aber; wenn der gute, alte Gott nicht ein Paar Millionen Heere von Weſpen ſendet, welche die ruſſiſchen und öſterreichiſchen Adler da unten aus dem Lande ſtechen, ſo iſt es um den preußiſchen geſchehen."

Der Begleiter des Grauen erwiederte dieſen ſchalen Witz mit lautem Gelächter; auch der junge Bräutigam Niklas lachte.

Aber der alte Traugott Walter blickte Beide mit hohem Ernſte an. „Nicklas," ſagte er, „daß die fremden Herren da meine gut gemeinten Worte mit ihrem Spotte erwiedern, darf mich weder wundern noch beirren; ſie kommen von da unten aus dem Menſchengetriebe, wo Unrecht und Unglaube gar häufig Hand in Hand gehen und haben wahrſcheinlich in ihrem Leben noch nie die Hand des Herrn, wie ſie ſegnet und ſtraft, ſo recht empfunden; daß aber auch Du mein Sohn, den ich im Glauben und in der Sitte großgezogen und in der Wahrheit des Herrn unterrichtet habe, daß auch Du mein Vertrauen auf die Hand des Allmächtigen, welche von Erdball zu Erdball reicht und im Schatten ſeiner Sternenwelt eben ſo mächtig iſt, wie ſie groß iſt im Schaffen des Blattes, welches vom Baume weht, daß auch Du dieß mein Vertrauen auf die allwaltende Vorſehung belachen kannſt, das ſchmerzt mich, Niklas."

Der junge Burſche ſchlug hier die Augen zu Boden, ſein Antlitz deckte Flammenröthe und Scham; der Alte aber fuhr fort: „Und darum ſage ich Dir Niklas, Gott der Allmächtige wird Dich heimſuchen und Dich auf Deinem fernen Lebensgange vielleicht gar bald überzeugen, daß in ſeiner Hand kein Ding zu geringe iſt, um nicht in ſeiner großen Weltordnung als ein Glied jener Kette verwendet zu werden, an welcher die Schickſale ganzer Nationen hängen."

Der alte Traugott Walter ſtand, indem er ſo ſprach wie ein begeiſterter Seher der Patriarchenzeit auf dem waldbedeckten Hügel, ſein weißer Scheitel,

ſein ehrwürdiges Antlitz leuchteten im Strahle der Morgenſonne, ſeine dunklen Augen flammten, ſeine ganze Geſtalt hatte etwas Ehrwürdiges, Heiliges... ....Der Graue aber trat ihm jetzt wieder näher; er faßte zutraulich ſeine Rechte: „Pardon alter Freund!“ ſagte er, dieſe ſchüttelnd. „Ihr ſeid, wie ich ſehe, ein Altgläubiger, und, wie wir auch jeder in Sachen des Glaubens denken mögen, beleidigen wollte ich Euch nicht; viel mehr wiederhole ich jetzt mein Anerbieten, Eurem Sohn bei ſeiner Heirath einen Zeugen, oder wie Ihr es nennt, einen Beiſtand, einen Gevatter abzugeben, wenn wir nur erſt aus dem Bereiche des Sturmes gekommen ſein werden, der da unten wüthet; — darum vor Allem, zeig uns den rechten Gangſteig in dieſem gar ſo dichten Gehölze, damit wir auf ſchnellſtem Wege in's nördliche Oberthal hinabgelangen, wo die retirirende preußiſche Cavallerie ſich ſammelt, mit der wir uns wieder verbinden müſſen, wenn wir nicht von den am Fuße dieſes Berges hinjagenden öſterreichiſchen Huſaren abgeſchnitten werden ſollen.“

Der Graue hatte dieſe Worte noch nicht vollendet, als ſchon die ganze Waldeshöhe zu den Füßen der Sprechenden vom Knattern der Gewehrſchüſſe widerhallte. Er und ſein Begleiter traten nun raſch auf einen kleinen Hügel, welcher wie eine grüne Oaſe zwiſchen den hohen Tannen hervorragte, und von welchem man eine weite Fernſicht in's Land hinab genießen konnte. Dort zog der Graue ein kleines Fernrohr aus ſeiner Seitentaſche und blickte durch dasſelbe über den Wald hinab in die Thalgegend, in welcher ſich die ſchwimmenden Nebel langſam ablöſten, ſo daß das weite Rundgemälde des erwachenden Morgens vom belebenden Sonnenſtrahle hervorgezaubert, dem Auge entgegentrat.

„Die Maſſen wenden ſich dem Gebirge zu,“ ſagte der Graue zu ſeinem Begleiter; „dort wälzen ſich die feindlichen Heeresſäulen gegen die Oberbrücke.“

„Mir will ſcheinen, lieber Gevatter,“ ſagte der Graue, jetzt die Hand des alten Walter erfaſſend, „daß der Hochzeitstag des jungen Brautpaars da, ohngeachtet Deines feſten Vertrauens auf die leitende Hand der Vorſehung, noch eine Weile wird verſchoben werden müſſen, denn die Trompetentöne da unten überſchallen ſchon die Hochzeitsglocke, — alſo vor der Hand auf Wiederſehen, Alter; wenn der Sturm, der hinter uns heranbrauſet, uns nicht in alle vier Winde verweht, ſollſt Du Deinen Gevatter ſpäter auf dieſer Stelle wiederfinden.“

Die letzten Worte, welche der Graue ſprach, verhallten ſchon in der Ferne;

denn er hatte eben nur noch einige Sekunden Zeit mit ſeinem Begleiter in's dichte Gebüſch hinabzugleiten; ruſſiſche Scharfſchützen und zwiſchen ihnen Holſteiner Musketiere brachen durch das Dickicht herauf. — Sie ſtreckten ſogleich den erſchrockenen Landleuten ihre langen Gewehre entgegen; der durch ſeine hellverbrämte Uniform kennbare Rottenführer trat vor und drückte dem jungen Niklas Walter ſein Piſtol an die Stirne: „Wo ſind die beiden Offiziere, welche vor uns durch das Gebüſch geſtiegen ſind?“ donnerte er dem jungen Manne zu.

Dieſer, ſowie ſein Vater, der alte Walter, begriff augenblicklich, daß es ſich hier um die Verfolgung der beiden Männer handle, welche kurz vorher zur Waldkapelle heraufgeſtiegen und nun ſchnell wieder in's Dickicht hinab verſchwunden waren.

„Wir haben keine Offiziere geſehen,“ ſagte er entſchloſſen mit einem bedeutungsvollen Seitenblicke auf ſeinen alten Vater, „wir wohnen allein auf dieſer Waldhöhe und dort unten im Gebüſche ſteht unſere Hütte.“

Aber die Holſteiner Scharfſchützen ließen ſich mit dieſer kurzen Erwiederung nicht abweiſen. — „Eine Kugel in Dein Gehirn, Burſche!“ fuhr der baumlange Rottenführer fort. „Du lügſt! wir haben die Flüchtlinge ſelbſt im Dickicht einbrechen geſehen; ſie waren Offiziere der verſprengten preußiſchen Armee, die über den bewaldeten Bergrücken ſich zu flüchten ſuchten, um der Gefangenſchaft zu entgehen; fort Burſche! Du weiſeſt uns die Richtung, die ſie genommen haben, und betrügſt Du uns, ſo liegſt Du in der nächſten Viertelſtunde auf der Haut, daß Du keinen Finger mehr rühren magſt.“

Nach dieſer rohen Drohung ſtießen die Holſteiner Musketiere den jungen Niklas Walter, ohne weiter auf ſeine und ſeines alten Vaters Gegenvorſtellungen zu hören, in das Dickicht hinab, wo ſie mit ihm über Stock und Stein fortraſten, um der in dieſen Waldgrund hinabflüchtenden preußiſchen Offiziere habhaft zu werden.

(Fortſetzung folgt.)

Madolein und die Ruine von Gardovall in Graubünden in der Schweiz.*)

Von G. Tobler.

In Veltin (Val Tellina), welchen Reichthum breitet hier die Natur vor dem Wanderer aus! In den Feldern wogt die gelbe Weizenernte, oder sie prangen in exotischer Ueppigkeit mit ihren acht bis zehn Fuß hohen Maispflanzen, deren jede drei bis vier Kolben trägt. Dort stehen in langen Reihen die Maulbeerbäume und Sträucher, von denen täglich Blätter gepflückt werden, um hunderttausende jener kleinen, unscheinbaren Raupen damit zu nähren, welche dafür ihre Pfleger mit dem köstlichen Gespinnste, mit Seide belohnen. Die Felsen geschmückt mit schlanken Feigenbäumen, die aus allen Ritzen hervortreiben, die Abhänge, ja oft die Bäume längs der Felder und Wege bedeckt mit der dunkellaubigen Rebe, aus deren Gehänge die Traube zum Keltern des trefflichen Veltliner-Weines heranreift. Allenthalben aber, im Thal und auf den Höhen schimmern die Häuser und die Hütten, die Villas und die Kirchen aus dem dichten Laube des prächtigen Kastanienbaumes hervor. Und wenn man diese reizenden Landschaften, diesen üppigen Pflanzenreichthum, die milde Luft, die malerische Tracht der schwarzaugigen Bewohnern des Thales hinter sich hat und hinaufgestiegen ist auf Bernina-paß, so hat sich die Scene ganz verändert. Da auf der Höhe ist das üppige Leben der Natur ganz erloschen: ödes Gestein in wilden, zerrissenen Formen, ersetzt die lieblichen Gebilde der Pflanzenwelt und starre Eismassen umrahmen die Landschaft. Und doch hat eben auch diese etwas Großes, Erhabenes, heilig Ernstes in sich, das zur Bewunderung, zur Andacht stimmt.

Große Alpennatur! Reiner erhabener Genüsse
Unerschöpflichen Quell, beut uns der Schöpfer in Dir.
Zaubergebilde dem Aug'; dem Geist unendliches Forschen;
Tiefe Ehrfurcht, Glaube, Andachtsgefühl dem Gemüth.

Versetzen wir uns an die Quelle des Inns. Ein kleiner Bergsee, der Lugni-See, kaum eine Halbviertelstunde lang und mehr als 6500 Fuß über dem Meere gelegen, ist von drei Seiten von hohen, düstern Felswänden umgeben, über denen sich die prächtigen Spitzen des Piz Lunghino und des Monte di Graſavalvas in Eis gepanzert, erheben. Hier ist die Wiege

*) Mit einem Stahlstiche.

des mächtigen Inn, in alten Urkunden als La Salo oder Selo bezeichnet, der bei Passau mächtiger, größer, länger als die Donau mit dieser sich vereinigt und dort seinen Namen verliert.

Wie düster, wie ernst ist es da oben, an der Quelle dieses im Tieflande so mächtigen Alpenstromes. Da herrscht die Stille des Todes, der ewigen Ruhe. Im klaren Spiegel des kleinen See's verdoppeln sich die wilden Felsenwände, nur spärlich mit Streifen und Fetzen von Gras oder Moos geziert, die düstern Schluchten, die weißen, prächtigen Teppiche, mit denen die stolzen, kühnen Gipfel drapirt sind. Hier fühlt sich der einsame Wanderer doppelt einsam. Die Stille würde zu einer wahrhaft beängstigenden, wenn nicht das Geschrei des Adlers, der laut jubelnd auf seine Beute herabschießt, wenn nicht der Donner herabstürzender Felsenstücke oder der Gletscherlavine ihm zuriefe: „Auch hier waltet und regiert der Allmächtige, auch hier bist Du in seiner Hut!"

Diesem stillen, wenig besuchten See, den die benachbarten Firne und Gletscher nähren, entfließt der junge Inn, als klarer Bergbach, Aqua Degn genannt, in Stürzen und Fällen durch tiefe Schluchten in's Hauptthal hinab brausend. Nahe an der Stelle, wo eine nach Südwesten steil abfallende Querschwelle das Engadin vom Bergellthale trennt und einen natürlichen Uebergang von dem einen Thale in das andere bildet, wendet sich der Degn nach Osten und gelangt in den ersten der vier See'n, welche die oberste Thalmulde ausfüllen. Es ist dieß der Silsensee, etwa eine Stunde lang; er hat zwei Erdzungen, von denen eine auf felsigem Vorsprunge eine Burg, Castelmur trug. Der zweite dieser See'n ist der Silvaplanasee, eine halbe Stunde lang. Er wird durch eine kleine Halbinsel in zwei Theile getheilt, so daß er an dieser Stelle vermittels einer einfachen Brücke überschritten werden kann. Der Campfeersee ist nur eine Viertelstunde lang, und der letzte ist der St. Moritzersee, tief und fischreich. An seinem obern Ende liegen die berühmten eisenhaltigen Quellen, welche jeden Sommer tausende von Kurgästen in das kleine Dorf und in die schönen Kurhäuser heranziehen.

Alle diese Seen werden durch einen Stromfaden, den Inn mit einander verbunden, der jedesmal größer geworden durch die vielen Gletscherbäche, welche die Seen aufnehmen, bald durch ein freundliches Wiesengelände, bald in tiefe Schluchten oder über Felsenschwellen herabstürzend, von dem Einen in den Andern fließt.

Dieſer oberſte Theil des achtzehn Stunden langen Engadins bietet landſchaftliche Bilder dar, wie ſie wenige Alpenthäler geben. Die Thalſchwelle der Maloja iſt 5650 Fuß über dem Meer. Das Engadin ſelbſt iſt das höchſte Alpenthal Europas, in welchem Menſchen in Dorfſchaften wohnen. Der Thalgrund, um die gegliederten hübſchen Seen herum, beſteht theils aus Hügeln mit prächtigen Lerchenwaldungen bekleidet, theils aus Felſenwänden, an die ſich kaum einige hundert Schritte höher die reichſten Alpenweiden anreihen, theils aus den zahlreichen Nebenthälern, aus welchen ernſt und heer die Gletſcher hervor in's Hauptthal blicken. Es iſt begreiflich, daß auch eine große Zahl Touriſten jährlich das prächtige, ſo reiche Hochthal beſuchen.

Mit einem ſchönen Waſſerfall verläßt der Inn den letzten der Seen und durchfließt das lange Engadin. Es iſt ein Längenthal, da es von zwei parallelen, mächtigen Gebirgsreihen eingeſchloſſen wird. Dieſe werden ihrerſeits von zahlreichen Querthälern durchfurcht und enthalten eine große Zahl Gletſcher. Es wird mit Recht hervorgehoben, daß der Inn in ſeinem Oberlauf von fünf und fünfzig Gletſchern genährt werde. Der Thalboden iſt in dem ſieben Stunden langen Oberengadin offen und wieſenreich, während der Inn im Unterengadin, das bei Pont alta beginnt und bei Pomartin (Martinsbrücke) endigt, durchweg in einem engen, oft ſchluchtenartigen Thalbett fließt. Die Ortſchaften liegen hier an den Abhängen des Thales, oder vielmehr auf Terraſſen, die oft viele hundert Fuß über dem Flußbette erhaben ſind.

Bei Martinsbruck ſtürzt der Fluß durch einen wilden Felſenpaß, über eine Menge Schwellen und Abhänge. Hier verläßt er das Engadin und damit auch die Schweiz und betritt bei Finſtermünz, einer bedeutenden Veſte, das ſchöne Tirol. Bis Imſt iſt das Thal meiſtens durch das nahegelegene Gebirge zuſammengeſchnürt und bald breiter, bald ſchluchtenartig eng. Das Bett hat viel Fall und der Inn brauſt und tobt, einem jungen Waldbache gleich, neben dem ſchön gelegenen Landeck vorbei. Von Imſt an wird das Thal wieder weit; die Sohle iſt breit, faſt eben, angebaut und der Inn rinnt ganz behaglich in dieſem Längenthal dahin, bis er bei Kufſtein ſich nochmals durch Gebirgsſchwellen Bahn brechen muß. Nun hat er die Gebirgswelt ganz verlaſſen und eilt durch das fruchtbare Plateau der Donau zu.

Er wird nun auch von größern Schiffen befahren, doch ohne Berg-

fahrt, da die Strömung immer noch stark ist. Die Schiffe werden in den höher gelegenen Ortschaften, die zudem reich an Holz sind, gebaut und dann nach beendigter Fahrt als Nutzholz verkauft.

Dieser merkwürdige Fluß bildet drei deutliche Thalstufen, die nicht nur ihrer Natur nach ganz von einander verschieden sind, sondern deren Bewohner sich auch von einander unterscheiden. Im Unterlauf leben die ruhigen und gemüthlichen Baiern und Oesterreicher, deren Land der Inn trennt; im Mittellauf haust der biedere, muntere, Tiroler und den Oberlauf bewohnen die Engadiner, ein reges, naives Völklein, das sich auch von den übrigen Schweizern in Sprache und Sitte wesentlich unterscheidet.

Das Land vom Gotthard bis an die Adda und die Etsch wurde von einem kriegswilden Volk den Rhätiern bewohnt. Um den wiederholten, verheerenden Einfällen in die römischen Besitzungen, auf dem Südabhange der Alpen, ein Ende zu machen, wurden sie unter Augustus unterjocht, was aber erst nach fürchterlichen Kämpfen möglich ward, Kämpfen, in denen die rhätischen Weiber ihre Kinder in die Lanzen und Schwerter der Feinde schleuderten, damit sie den Untergang der Freiheit nicht überleben sollten. Zur Zeit der Völkerwanderung fiel Rhätien in die Gewalt der Ostgothen und dann unter die Herrschaft der Franken, welche das Feudalwesen einführten.

Dem Volke in diesen Alpen blieb der Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit. Es hatte sich gewisse Rechte und Freiheiten theils aus frühern Zeiten erhalten, theils erworben durch große Dienste, die sie ihrem Herrn erwiesen. Gewaltthaten übermüthiger Adeligen, oder ihrer Burgvögte riefen mehr als einmal die Volkskraft zum Bewußtsein, so daß sie die Bedrücker vertrieben und ihre Burgen zerstörten. Eine dieser Burgruinen zeigt unser Bild.

Madulein liegt im untern Theile des Oberengadins. Das Dorf soll seinen Namen von in medio Oeno, Mitten im See erhalten haben. Man nimmt nemlich an, daß der ganze obere Theil des Thales, bis nach Ponte hin ein See gewesen sei, daß Geschiebe und Erdrutsche denselben trocken gelegt, bis auf die vier oben angeführten Seen. Hier bei Madulein hat der Inn die Mitte der breiten Thalsohle verlassen, um sich an den felsigen Abhang anzuschmiegen, der als letzte, scharfe Felsenkante eines Ausläufers des Piz Kersch (10000 Fuß über Meer) gegen das Innthal abfällt. Am Fuße dieser Wand liegt das freundliche, kleine Dorf mit seinen weißen Häusern.

Diese Häuser sind aus Stein gebaut, ganz dem sehr rauhen Klima des Landes entsprechend. Die Hausthüre ist zugleich Einfahrt für geladene Wagen oder Schlitten, um diese bei ungünstigem Wetter schnell und leicht unter Dach bringen zu können. Der Hausgang ist zu diesem Zwecke groß und geräumig und hat einerseits Thüren nach der Wohnstube, den Kammern und der Küche; andrerseits öffnet er sich nach dem Heuboden. Unter diesem sind die Stallungen, der größern Wärme wegen halb in der Erde. Die Wohnzimmer sind mit dem feingeaderten, harzreichen Arvenholz getäfelt, was sich mit den vielen braunen Aesten im Holz sehr hübsch ausnimmt. Die Fenster sind ganz besonders gebaut gewöhnlich so klein, daß sie nur aus einer einzigen nicht sehr großen Glasscheibe bestehen; die dicke Mauern aber, um dem Tageslicht dennoch leichten Zugang zu verschaffen, sind nach außen hin erweitert. Der Ofen ist altväterisch groß und massiv.

Auf dem obenerwähnten felsigen Abhang ragt aus Gebüschen ein viereckiger Thurm hervor von verfallenem Gemäuer umgeben. Das war die Veste Gardovall, von Volkhord, dem Bischof von Chur, in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts erbaut. Wie ihr Name es andeutet, sollte sie das Thal bewachen, beschützen. Die Burg lag sicher und schön auf dem steilen Felsenkamme und beherrschte einen großen Theil des Thales nach Oben und Unten.

Die Aussicht dort oben ist außerordentlich schön. Gegen Osten, rechts die prächtigen Hörner Quater Vals und Piz Essen, Piz Nuna, und links die Firnen des Piz Vadret.*) Im Westen liegt das schöne Oberengadin mit den freundlichen Dörfern: Bevers, Samaden, Celerina; im Hintergrunde die 12400 Fuß hohe Spitze des Bernina mit ihren endlosen Gletschern, die sich nach allen Seiten in die Thäler hinab erstrecken. Gegenüber aber liegt das schöne Alpenthal Chiamuera das sich bis an den Kegel des Piz Languard erhebt. Dieser wird alljährlich seiner herrlichen Aussicht in die Gletscherwelt des Cernina wegen, von einer großen Zahl Reisenden besucht. Am Ausgange, des Thales Chiamuera liegt das Dörflein Camogask, nur einige hundert Schritte von Madulein entfernt.

Hier, in dieser schönen Burg hausten ehemals die Burgvögte der Bischöfe von Chur, und verwalteten bald strenger, bald milder ihr Amt. Gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts bewohnte es ein gewaltthätiger Mann,

*) Siehe das Bild.

der die Rechte der Menschen mit Füßen trat und die Gebote Gottes nicht achtete, wenn es sich darum handelte, seiner Habsucht oder seinen Lüsten zu fröhnen. Er wurde um so mehr gefürchtet, als er mit schwerer Buße den strafte, oder ihn im Kerker schmachten ließ, der es wagte, seinem Willen sich zu widersetzen. Was kümmerte den die schöne Aussicht. Er sah nach dem schönen Inn nur der Fische wegen, welche die Bewohner ihm liefern mußten; sah lüstern auf die hübschen Dörfer hinab mit ihren gemüthlichen Häusern oder nach den fetten Waiden und Alpen und dem schönen Vieh, das dort Nahrung suchte, nur um zu berechnen, wie er da und dort seinen Reichthum vermehren, wie er ihn eintreiben und wie viel für ihn dabei abfallen möchte. Häufig aber blickte er hinab nach Camogask, nach einem der größten Häuser dieses Dorfes, das von Adamo bewohnt war. Adamo war ein freier Mann, der auf dem Erbgute seiner Altvodern lebte. Er genoß Ansehen und Beliebtheit, weil er hülfreich überall der Erste mit Rath und That bei der Hand war. Er besaß Reichthümer an Wiesen und Alpen, auf denen er zahlreiche Heerden hielt; den größten Schatz aber besaß er in seinem einzigen Kinde, dem schönsten Mädchen des ganzen Thales. Sie war aber noch mehr als schön, sie war gut, sanft, arbeitsam, sittsam und fromm. Still und eingezogen lebte sie nur ihren treuen Eltern, deren Augapfel sie war. Reine Unschuld strahlte auf ihrer Stirne und wer ihr nahete, fühlte sich durchdrungen von der Hoheit ihres reinen edlen Wesens.

Nach diesem Mädchen sah der Burgherr mit verlangenden Blicken. Schon mehr als einmal hatte er versucht sich ihr zu nähern; allein der Vater Adamo hatte es immer zu verhindern gewußt. Eines Tages aber treten die Knechte des Kastellans in Adamos Wohnung mit dem Befehle, die holde Maid auf's Schloß zu bringen, wo der Vogt sie halten wolle, wie sein Gemahl.

Mit Entsetzen vernimmt der Vater die Botschaft, doch schnell entschlossen antwortet er besonnen: „die Ehre des Antrags komme ihm so unerwartet und werde auch seine Tochter in's höchste Erstaunen setzen, so daß er sich erst fassen und das gute Kind vorbereiten müsse. Morgen," sagte er, „will ich mein Kind hochzeitlich geschmückt, wie es sich bei solchem Anlasse geziemt, selbst nach Guardovall bringen."

Der Kastellan war entzückt über diese Antwort; der Vater aber beschäftigte sich ernst mit den Vorbereitungen zum morgenden Feste.

Es war ein herrlicher Morgen, wie sie oft unter dem reinen Himmel

des südlichen Hochlandes vorkommen. Die Sonne beschien mit all ihrer Pracht die Bergspitzen, die Firnen schimmerten gleich dem reinsten Silber, das Thal prangte im saftigen Grün, durch welches der reine, klare Inn still und leise dahinfloß, als Adamo festlich angethan und begleitet von seiner ganzen Verwandtschaft und Freundschaft, die schöne reich geschmückte Tochter an der Hand, nach Madulein zog und dann den steilen Schloßweg hinanstieg.

Der Burgvogt hatte den Morgen kaum erwarten können. Lange schon stund er draußen auf dem Söller und sah voll Ungeduld hinüber nach Camogask. Ihm dauerten die Vorbereitungen zum Feste viel zu lange, der schmucke Zug ging viel zu langsam für seine Geduld und als derselbe den Felsenweg hinaufstieg, hielt ihn nichts mehr zurück. Eilenden Schrittes tritt er über die herabgelassene Zugbrücke den Ankommenden entgegen und ohne den Vater Adamo und seine Verwandten und Freunde eines Grußes zu würdigen, will er das zitternde Mädchen dem Vater entreißen. Dieser aber mit hochgerötheter Stirne, stößt seine Tochter bei Seite, reißt den Dolch aus dem Busen und bohrt ihn in die Brust des Tyrannen.

Das war das verabredete Zeichen. Alle Begleiter Adamos, im Geheimen bewaffnet, stürzen über die Brücke in's offene Thor, bringen Knechte und Söldner um. Zu ihnen gesellen sich die Jünglinge der Thalschaft, welche sich schon während der Nacht im Gebüsche verborgen hatten und bald steigt die wilde Flamme aus den Räumen der stolzen Gardovall empor.

Einmal die Losung gegeben, einmal die Kraft des Volkes zum Bewußtsein gelangt, waren bald auch die übrigen Burgen genommen und zerstört. Von da an war das Thal frei vom ungerechten Drucke ihrer Herrn. Doch hatten die wackern Engadiner nur das ihnen zugefügte Unrecht abgeschüttelt, sie weigerten sich nicht zu zahlen und zu thun, was der Oberherr mit Recht von ihnen fordern konnte. Bald nachher aber kaufte sich das Thal von den Hohheitsrechten des Bischofs los und machte sogar später einen Bund mit dem Bischofe, um denselben gegen den Uebermuth der Edelleute, welche ihn hart drängten, zu schützen.

Das ist ein Blatt aus der Geschichte dieses Völkleins, welches bis heute noch in Sprache und Sitte sich vom übrigen Schweizerstamm unterscheidet. Gesichtsprofil, Farbe der Augen und der Haare zeigen den nemlichen Ursprung, wie ihre südlichen Nachbarn, die Italiener. Ihre Sprache ist das Ladin (Romanische) mit der italienischen und französischen verwandt. Die Engadiner

besitzen eine Grammatik, verschiedene Werke, Sammlungen von Gedichten in dieser Sprache und eine romanische Zeitung erscheint wöchentlich zweimal.

Die Bewohner sind bieder, offen, naiv; zeigen klaren, scharfen Verstand. Sie sind ruhiger, besonnener als ihre südlichen Nachbarn; sie lernen leicht Sprachen und beschäftigen sich vornehmlich mit Viehzucht und Alpenwirthschaft, deren Ertrag nach Italien ausgeführt wird. Im untern Engadin wird auch etwas Ackerbau getrieben.

Ein großer Theil junger Leute wandert aus nach allen Gegenden der Erde; und es möchten wenige größere Städte Europas aufzuweisen sein, in denen nicht Engadiner als Zuckerbäcker, Kaffeewirthe u. s. w. sich angesiedelt haben. Viele unter ihnen gründen später noch Handelshäuser. Allein Alle behalten, wie die Schweizer überhaupt, ihre ursprüngliche große Anhänglichkeit an ihr Alpenthal, so daß sie aus den schönsten Verhältnissen, aus der angenehmsten geselligen Umgebung, aus den reizendsten Gefilden zurückkehren in ihr einsames Thal, mit seinem neun Monate andauernden Winter, um hier in den einfachen, aber wohnlichen Häusern das erworbene, oft sehr bedeutende Vermögen *) still und in patriarchalischer Zurückgezogenheit zu genießen.

Die zwölf Edelsteine der Offenbarung Johannis.

Jaspis. Saphir. Chalcedon. Smaragd. Sardonix. Sardis. Chrysolith. Beryll. Topas. Chrysopras. Hyacinth. Amethyst.

Bearbeitet von Caroline Beck.

Einleitung.

Schon im grauesten Alterthum stunden Edelsteine in hohem Ansehen, die heilige Schrift erwähnt ihrer, den höchsten Grad der Vollkommenheit mit ihnen vergleichend: Der Apostel Johannes sah das neue Jerusalem unter dem Bilde eines umfangreichen prachtvollen Gebäudes, die Mauern von Jaspis und das Grundwerk aus allen erdenklichen Edelsteinen, jedes der Thore

*) Das Engadin besitzt eine bedeutende Anzahl Millionnairs.

eine Perle (Offenbarung Joh. 21. 18, 21.). Im Propheten Jesaias 54,11—12 verkündet der allmächtige Gott der Kirche sein Gnadengeschenk im Symbol von kostbaren Steinen. Der Amtsschild des Hohenpriesters 2. Mose 28,17—21 enthielt zwölf Steine von unschätzbarem Werthe: Sardis, Topas, Smaragd, Rubin, Saphir, Demant, Lyncurer, Achat, Amethyst, Türkis, Onyx, Jaspis. Im Talmud heißt es: kein anderes Licht habe die Arche erleuchtet als das, welches von Edelsteinen ausströmte. Seine Legenden erzählen ferner, daß Abraham, auf seine zahlreichen Frauen eifersüchtig, sie in eine eiserne Stadt eingeschlossen habe, von so hohen Mauern umgeben, daß weder Sonne, Mond noch Sterne je zu deren Gefangenen dringen konnte. Um ihnen jedoch Licht zu geben, versah sie Abraham mit einem Gefäß voll Edelsteinen, welche die ganze Stadt erleuchteten.

Wo die Edelsteine zuerst entdeckt wurden oder welche Nation sie zuerst trug, kann mit Bestimmtheit nicht angegeben werden. Indien, das Land des Zaubers, mag wohl die Wiege dieses kostbaren Naturproduktes sein. In seiner Mythologie wenigstens spielen die Edelsteine eine bedeutende Rolle, in ihren Traditionen, Gedichten und Legenden sind Juwelen stets mit vermischt. Wischnu erscheint darin als ein schöner, blauer Jüngling, in einem Lichtmeere strahlend. In einer seiner vier Hände hält er eine Muschel, in der andern eine Lotusblume, in der dritten eine Keule und in der vierten einen Ring Sudarsim, der mit dem Juwel auf seiner Brust so viel Licht ausströmt, daß die göttliche Behausung Vaikonta davon erhellt ist. Ein indisches Gedicht Ramajana, 2000 Jahre vor Christus verfaßt, spricht von prachtvollen Gewändern, Armbändern und kostbaren Halsgehängen.

In gleicher Weise erzählt Quintus Curtius von den Persern und rühmt ihren Reichthum an Edelsteinen in seiner Beschreibung des Darius'schen Lagers. Die Aegypter stunden ebenfalls keinem Volke in ihrer Vorliebe für Juwelen nach, was das Innere ihrer Sarkophage in spätern Zeiten bewies. — Die Drohung des Propheten Jesaias (Jes. 3, 16—24) bekundet hinlänglich, daß auch hebräische Damen in ihren Paraphernalien großen Luxus entfalteten. Für das alte Handelsvolk der Phönicier spricht die heilige Schrift in manchen Stellen, daß auch sie Edelsteine hoch zu schätzen wußten. Die Gewänder der tyrischen Großen prangten im Glanze von sieben Juwelen, dem Sardonix, Topas, Diamant, Beryll, Onyx, Jaspis und Karfunkel. — Sparta allein blieb durch Lykurg's strenge Gesetze für jede schöne Kunst, so auch für den

Gebrauch der Edelsteine unempfänglich; die Athener hingegen waren in ihrem Geschmack in dem Maße verfeinert als ihre lakonischen Nachbarn rauh und ungeschliffen waren.

Haben nun Orientalen und Occidentalen der Vorzeit schon ihre kostbaren Steine besungen, so steht das Mittelalter ihnen nicht nach. Denn über die zwölf kostbarsten Steine verfaßte die gelehrte Abtissin Herrad von Landsperg (1167—1195) ein großes lateinisches Gedicht mit Musikbegleitung, natürlich in christlich symbolischer Deutung ganz nach dem Geist des Mittelalters. Es sind dieselben zwölf Edelsteine und zwar genau in derselben Ordnung wie in der Offenbarung: Jaspis, Saphir, Chalcedonius, Smaragd, Sardonyx, Sardius, Chrysolithus, Beryllus, Topazius, Chrysopras, Hyacinthus, Amethystus.

Die werthvollen Steine haben in alter Zeit in der Medicin eine Rolle gespielt. Dr. Finkenstein sagt: „Der Glaube war unter den Aerzten allgemein, daß die werthvollsten Körper auch die beste Wirkung innerlich haben müssen. Gold, Perlen und Edelsteine wurden noch bis in's vorige Jahrhundert vielfach in der vornehmen Praxis angewandt. Die Steine, welche die fromme Abtissin von Landsberg besingt, sind also zunächst die, welche der Apostel Johannes uns in seiner begeisterten Beschreibung eines neuen Jerusalem's enthüllt, und sie sollen nun zunächst nach ihren chemischen Bestandtheilen, dann nach ihrer Wunderkraft, weiterhin nach ihrer geographischen Verbreitung und zuletzt nach ihrem geschichtlichen Werthe uns bekannt werden.

I.

Die zwölf Edelsteine.

Der Ursprung der Edelsteine, ihre Bildung, ihre Bestandtheile scheinen das Gehirn der Weisen des Alterthums nicht wenig beschäftigt zu haben. Alle stimmten darin überein, daß alle zusammengesetzten Substanzen aus vier Elementen, Feuer, Luft, Erde und Wasser bestünden. Aristoteles, Theophrast, Avicenna, Falopius, Cardan, de Cleve unternahmen die Aufgabe den Ursprung, die Essenz der Edelsteine zu erforschen, und auf ihrer Grundlage bauten die Chemiker der Neuzeit weiter. Die Mineralogie nennt die Steine, welche meist nicht sehr schwer sind, nicht brennen, nicht salzig schmecken, erdige Steine. Sie sehen meistens nicht wie Erde oder erdig aus, sondern heißen

nur so, weil sie größtentheils Erdarten: Kieselerde oder Thonerde in sich haben. Zu diesen gehören die Edelhartsteine, die großen Theils so hart sind, daß man damit in den Feuerstein oder Kiesel hineinschneiden kann, überdies aber auch einen ganz besonders starken Glanz haben, der sie eben zu Edelsteinen macht.

Die Reihe derselben in der Offenbarung Johannis nun eröffnet der Jaspis. Vers 18 sagt: „Und der Bau ihrer Mauern war von Jaspis und die Stadt von lauterm Golde, gleich dem reinen Glase." — Der Jaspis ist meist schön roth, auch braun und grün. Den grünen mit blutrothen Punkten nennt man Heliotrop. Die verschiedenen Gattungen der Jaspise unterscheiden sich von den Agaten durch ihre Glanzlosigkeit und ihren gänzlichen Mangel an Durchsichtigkeit. Vers 19: „Der andere war ein Saphir." Der Saphir ist mit dem Rubin so nahe verwandt, daß einige Mineralogen ihn zur Familie der Rubine zählten. Der blaue Saphir ist etwas härter als der rothe und erscheint in seinem reinsten Zustande von klarer, schöner azurblauer Farbe; beim künstlichen Licht jedoch gesehen, verliert er leider viel von seiner zarten Farbe. Der vollkommenste Saphir ist sanft wie Sammet, weder zu hell noch zu dunkel. So war der Saphir, den die Alten dem Apollo weihten. Der klare indigo-blaue Saphir ist gleichfalls sehr hoch geschätzt; er verliert natürlich an seinem Werthe je nachdem er mehr oder minder umflort ist. Da er hie und da gefleckt ist oder dunkle Streifen hat, so ist er oftmals nur an einigen Theilen durchsichtig. Einige prachtvolle Saphire waren von dem verstorbenen Mr. Hope auf der Londoner-Ausstellung, unter denen besonders «Saphir merveilleux» blau bei Tage und amethistisch bei Nacht sich bemerklich machte. Der Asteria oder Sternstein ist eine Art Saphir, welcher die Form eines Sternes mit sechs Durchmessern hat, die je nach der Sonne gehalten auf's feurigste glänzen, jedoch nur halb durchsichtig. Der Saphir ist unschmelzbar, durch Reiben hingegen wird er elektrisch.

Vers 19: „Der dritte ein Chalcedonier." Der Chalzedon ist wohl etwas durchsichtig, aber bei weitem nicht so vollkommen wie der Bergkrystall oder wie Glas; glänzt etwas fettartig, sieht bläulich, weißlich, graulich, auch grünlich aus. An den geschliffenen Achaten sieht man ihn oft, denn solche Steine, die aus Chalzedon, Jaspis, Amethyst u. s. w. zusammengewachsen sind und öfters in kugelrunden Stücken gefunden werden, nennt man Achate. Er findet sich, wenn auch nicht überall schön, an vielen Orten. Wenn

der Chalzedon schöne, braune oder schwärzliche Streifen hat, die mit dem weißlichen regelmäßig abwechseln, heißt er Sardonix. Dieser wird am schönsten aus den Morgenländern gebracht. Der saphirische Chalzedon ist der härteste, schönste und geschätzteste von bläulich grauer Farbe. Ferner gibt es noch andere, die blau oder purpurn schattirt sind; sind diese drei Farben vermischt und der Sonne ausgesetzt, so bilden sie die Farben des Regenbogens, und der Stein erhält den Namen iris chalcedonea.

Vers 19: „Der vierte ein Smaragd." Der Smaragd wächst in sechsseitigen Säulchen. Er sieht wenn er recht schön ist, so rein grün aus, daß die schönsten grünen Blätter und Frühlingswiesen neben ihm gelblich grün erscheinen. Er ist so weich, daß er kaum Crystalle ritzt. Er ist gewöhnlich in eine Art weißlichen Lehms zwischen Crystallen von wunderschöner grüner Farbe gebettet, der Smaragd hat ferner den Vorzug, daß er bei künstlichem Lichte seine Schönheit nicht verliert. Der schönste bekannte Smaragd wurde auf der Londoner Ausstellung 1851 gezeigt und war zwei Zoll lang und wog acht Loth, achtzehn Pfenniggewicht.

Vers 20: „Der fünfte ein Sardonich." Der Sardonix oder Sardius ist ein Onyx, dessen einer Ring roth, der andere von einer besondern, dem Onyx gehörenden Farbe ist. Das Wort «sard» bedeutet die rothe Farbe des Carneol. Der abendländische von den Italienern «niccolo» genannt, ist mit bläulichen Pünktchen bedeckt und mit milchweißen Streifen umgürtet. Er ist weniger hart als der orientalische. Es gibt einen Sardonix mit mehreren sich kreisenden Ringen, in deren Centrum ein Flecken, einem Auge gleichend, sich befindet.

Vers 20: „Der sechste ein Sardis." Sard, Sardis bedeutet die rothe Farbe des Carneol.

Vers 20: „Der siebente ein Chrysolith." Der Chrysolith ist freilich nicht so hart als die andern Edelhartsteine, doch immer noch ein wenig härter als gemeiner Kieselstein. Dabei ist es ein gar lieblicher pistaziengrüner Kieselstein, schön durchsichtig, glänzend und des feinsten Schliffes fähig. Verschiedene mineralische Substanzen erhielten die Benennung des Chrysolith, so der Chrysoberyll, der Peridot, einige Arten von Beryll und Topazen.

Vers 20: „Der achte ein Beryll." Der Beryll krystallisirt sich in Form eines Vielecks; er ist durchsichtig von bläulich grüner, manchmal seegrüner Farbe. Plinius zählte ihn unter die Familie der Emeralde, eine

Vermuthung, welche die Mineralogen der Neuzeit bestätigen; beide besitzen dieselbe krystallinische Form, Härte und specifische Schwere. Den Namen „Emerald" gibt man eben der besondern Gattung, welche sich in diesem Emeraldgrün zeigt; während „Beryll" ausschließlich die andere Gattung benannt wird, wie z. B. der seegrüne, blaßblaue, goldgelbe und weiße. Künstliches Licht erhöht den Glanz des Berylls.

Vers 20: „Der neunte ein Topasier." Der Topas, der meistens kleine viereckige Säulen hat, deren Flächen wieder in zwei getheilt sind, sieht meist so gelb aus wie Wein und ist durchsichtig. Wegen seiner schönen gelben Farbe hieß der Topaz vor Zeiten Chrysolith oder Goldstein und auch in der heiligen Schrift kommt er unter dem Namen Chrysolith vor. Der geschätzteste dieses ungewöhnlich schönen Juwels ist der atlasartige im goldenen Flitter strahlend. Der Farbenton unterscheidet sich je nach dem Orte, wo der Stein gegraben wurde. Oft wird allerdings ein ägyptischer für einen orientalischen Topaz verkauft. — Der brasilianische Topaz ist nach dem morgenländischen der angesehenste, zugleich auch der härteste. Seine Farbe ist dunkelorangegelb und des feinsten Schliffes fähig. Der böhmische Topas ist sogar hyacinth-farbenartig, hie und da mit einem braunen Anflug. Der sächsische Topas ist sehr hart, außerordentlich glänzend und von klarer durchsichtiger gelber Farbe. Er verliert seine Farbe, wenn er der Hitze eines Schmelzofens ausgesetzt oder wenn in er eine Tabakspfeife gesteckt mit Asche oder Sand zugedeckt und erhitzt wird, woraus der Stein vollkommen weiß hervorkömmt. Im Voigtlande findet man im Quarz oder in den krystallisirenden Quadersteinen Topase, manchmal mit Mergel überzogen. Es gibt noch andere Steine, bekannt unter dem Namen „deutsche Topase," die aber nur eine Art glasirter Spath sind, der Niemand betrügen kann. Sehr irrig ist der Glaube, daß diese Steine ihre gelbliche Farbe vom Blei erhielten; das Blei wendet man zum Färben derjenigen Krystalle an, welche den Topasen nachgemacht werden sollen. Nicht immer jedoch ist der Topas gelb; es gibt einen rothen, der seiner Schönheit wegen schon oft als Rubin galt. Der blaue Topas ist gleichfalls ein prächtiger Edelstein.

Vers 20: „Der zehnte ein Chrysopras." Goldfaser, ein zart apfelgrüner Stein, der von den Goldschmieden sehr werth gehalten wird. Leider aber ist seine angenehme Farbe nicht beständig; sie erbleicht nicht nur, wenn das Mineral der Hitze ausgesetzt wird, sondern sogar allmählig durch Luft

und Sonne. Sie zu erhalten, verwahrt man den Chryſopras an dunklen Orten zwiſchen feuchter Baumwolle.

Vers 20: „Der elfte ein Hyacinth.“ Der Hyacinth ſieht ſo gelblich-roth oder bläulichroth wie manche Gartennelke aus. Der Hyacinth gehört zur Familie der Granaten, obwohl Haüy glaubte, ihn als eine ganz andere Gattung ausſcheiden zu dürfen. Der vollkommene Stein muß von orange Farbe, in's Scharlachroth ſpielend, ganz rein ohne Mackel ſein. Der echte orientaliſche Hyacinth iſt von dunkler Honigfarbe.

Vers 20: „Der zwölfte ein Amethiſt.“ Der Amethyſt ſieht ſchön veilchenblau oder röthlichblau aus. Der orientaliſche Amethyſt iſt der ſeltenſte von allen Hyalinen. Er iſt ſo hart als der Rubin und der Saphir, mit welchen er Form und ſpecifiſche Schwere theilt, dabei von ſo außerordentlicher Farbenpracht und eines ſo glänzenden Schliff's fähig, daß manche Mineralogen verſucht waren ihn einen violetten Saphir zu nennen und ihn unter die Klaſſe der färbigen Diamanten oder Rubinen zu ſtellen. Der abendländiſche Amethyſt iſt ein einfacher Kryſtall oder Quarz mit überſäuertem Metallkalk und Braunſtein gefärbt. Er hat meiſtens einige Mackel, da er nur auf einer Seite die Farbe annahm, die andere weiß blieb. In ſeiner gelungenſten Färbung gleicht er etwa der purpurrothen Traube. Man findet den Amethyſt in gerollten Stückchen in aufgeſchwemmter Erde, auch in mitten von Agaten und endlich auch kryſtalliſirt in Adern oder Höhlungen im Grün- oder andern Felſenſteinen.

(Fortſetzung folgt.)

Gott grüße Dich.

Von Friedrich Beck.

„Gott grüße Dich“ — ſo tönt der Wunſch
Dem Freunde zu aus Freundes Munde;
Von Alt und Jung, von Arm und Reich
Vernimmt man ihn zu jeder Stunde;

Er tönt am Abend, tönt am Morgen,
Kein beſſ'rer Gruß ward je gebracht,
Doch welcher Sinn in ihm verborgen,
Haſt Du, mein Kind, es je bedacht?

Wen grüßet Gott? — Haſt Du geſtellt
Dir ſelber jemals wohl die Frage?
Ich glaube kaum, und gern gewiß
Hörſt Du, was ich als Antwort ſage.
Gott grüßet Jeden laut und leiſe,
Da Er uns alle, alle liebt,
Doch grüßt er nicht nach Menſchenweiſe,
Und Höh'res uns ſein Grüßen gibt.

Gott grüßt uns jeden Augenblick,
Grüßt uns mit jedem Athemzuge,
Im Tageslicht, im Mondenglanz
Und in des Sturmgewölkes Fluge,
Im Frühling, wenn die Lerche ſteigt,
In unſrer Kindheit heitern Spielen,
Und wenn das Jahr ſich herbſtlich neigt,
Und welk des Lebens Blätter fielen.

Gott grüßt uns, wenn wir wohlgemuth
Und froh die Luſt des Frohen theilen,
Er grüßt uns auch in unſerm Schmerz
Und wenn wir And'rer Wunden heilen;
Er grüßt uns, wenn er Gnaden ſpendet
Mit vollen Händen mild und lind;
Er grüßt uns, wenn er Leiden ſendet
Und prüft, ob wir ſein eigen ſind.

Und ſpürteſt Du nicht ſeinen Gruß
Am ſchönſten oft ſchon im Gebete,
Wenn nahe Dich und wonnevoll
Im Haus des Herrn ſein Geiſt umwehte?
Und wenn Du, was Dich will verwirren,
Ihm bang geklagt im Kämmerlein,
Wenn reuig Du bekannt Dein Irren,
Da kam ſein Gruß wie Sonnenſchein.

Drum wenn Du ſagſt: „Gott grüße Dich!“
Denk' an den Sinn, der drin verborgen;
Wie Gott es thun will, weißt Du nicht,
Doch laß Dich's kümmern nicht und ſorgen;
Denn ob Er Freuden ſchickt, ob Schmerzen,
Stets voll iſt ſeiner Liebe Maaß;
Wohl Jedem, der Ihn trägt im Herzen,
Und Ihm zu danken nie vergaß!

Eine Oſterwoche.

Von Fr. Becker.

Am Vorabende des Palmſonntags zeigte ſich im Hauſe des Herrn Frank, eines ſehr braven und geachteten Bürgers, ein reges Leben. Es wurden nämlich ſchon die Vorbereitungen zur häuslichen Feier des heiligen Oſterfeſtes gemacht. Soeben war man mit der Reinigung des Hauſes fertig geworden; die trüben Winterfenſter waren hinweg genommen, ſchöne, weiße Vorhänge aufgezogen und alle Winkel blank und rein gefegt. Die Hausfrau ließ ſolche Arbeiten gern bei Zeiten vornehmen, damit die Feier der heiligen Charwoche dadurch nicht geſtört würde und auch ihre Dienſtboten daran Theil nehmen könnten. Auch die Kinder in dieſem Hauſe hatten ihren kleinen Theil an dieſen Beſchäftigungen gehabt. Jetzt aber durften ſie hinaus in's Freie um ihre Palmzweiglein (die an unſern Weiden wachſen und von den Kindern auch oft Palmkätzlein genannt werden) zu holen. Auf dieſes Vergnügen warteten die Kleinen von einem Jahre zum andern mit großer Sehnſucht. Es war ein ſchöner, ſonniger Tag. Die Kinder, ſichtlich erquickt von der angenehmen Frühlingsluft, eilten munter dem Platze zu, wo unſere Palmbäumlein wachſen, und gingen friſch an's Werk. Das eine ſprang da, das andere dorthin, jedes wollte die ſchönſten haben. Nur zu ſchnell wurde es Zeit, wieder an den Heimweg zu denken; das Stündlein, das man ihnen

erlaubt hatte, war hinüber, und wie kurz iſt ein Stündchen froher Unterhaltung für Kinder! Doch ſie waren pünktlichen Gehorſam gewöhnt und ſchickten ſich alſo zur Rückkehr an. Unterwegs hielten ſie einen kleinen Rath über die Vertheilung ihrer überflüſſigen Palmen an ihre Kameraden und Geſpielinnen, welche nicht ſo glücklich waren, ſie ſelbſt holen zu dürfen. Bald wurden ſie darüber einig, und nun wandten ſich ihre Geſpräche auf die bevorſtehende heilige Woche und deren Feſtlichkeiten. Ihre Eltern hatten ſie von früher Jugend auf an denſelben Theil nehmen laſſen; ſie waren überzeugt, daß aus ſolchen Eindrücken oft die ſegensreichſten Folgen für das künftige Leben hervorgehen.

Nun wollen wir aber auch die kleine Geſellſchaft und ihre Namen kennen lernen. Voran gehen Karl, das älteſte und Marie, das jüngſte der Geſchwiſter. Die kleine Marie hat ihren Bruder Karl ſehr lieb und will ſich auf den Spaziergängen nur von ihm allein führen laſſen. Er erzählt ihr aber auch immer die ſchönſten Geſchichten und hängt mit ganz beſonderer Zärtlichkeit an dem kleinen Schweſterlein. Auch jetzt erzählt er wieder vom Oſterlämmlein mit dem ſchönen Fähnlein, von den Neſtchen, die ſie für den Oſterhaſen bauen wollten, in welche er dann ſeine ſchönen Eier legen würde. Dieß alles malt er mit den lebhafteſten Farben aus und ergötzt ſich dabei ſelbſt nicht wenig an der herzlichen Freude der Kleinen, die froh und munter neben dem Bruder herhüpft und des Fragens und Zuhörens nicht müde wird.

Nach dieſen Beiden kommen in einer Reihe Sophie, Helene und Mathilde. Ihre Unterhaltung iſt etwas ernſter, aber eine ſtille Seligkeit ſchaut aus ihren Blicken; beſonders iſt dieß bei Helenen der Fall, die in der Mitte geht, und warum? Sie iſt eine Erſtkommunikantin. Künftigen Mittwoch wird ſie zum erſtenmal zum Tiſch des Herrn zugelaſſen werden. Helene iſt der Liebling der Eltern und Geſchwiſter, aber ſie verdient es auch. Sie iſt ein, ſowohl durch ihre Talente und körperlichen Vorzüge, als auch durch ihr Betragen ausgezeichnetes Kind. Sie dürfte vielleicht zu jenen auserleſenen aber ſeltenen Erſcheinungen gezählt werden, die in ihrem Wandel mehr den Engeln, als den Menſchen gleichen, und von denen man gewöhnlich glaubt, daß ſie nicht lange leben werden, weil ſie zu gut ſind für dieſe Welt. Die drei Schweſtern alſo, unter welchen Helene die jüngſte iſt, ſprechen von dem glücklichen Tage, dem ſie entgegen geht. Ein ſolcher Tag wird in dieſer

Familie immer als ein hoher Festtag begangen. Mathilde und Sophie hatten schon vor zwei Jahren ihre erste, heilige Kommunion gefeiert. Mit vieler Lebendigkeit erzählten sie der Schwester, wie es da gewesen und vergaßen auch den kleinsten Umstand nicht. Helene aber schien von allem dem nichts zu hören. Sie beschäftigte sich eben mit der heiligen Handlung selbst und war davon so erfüllt und durchdrungen, daß die gewiß sehr gut gemeinte Unterhaltung der Schwestern ungehört an ihrem Ohre verklang. Das merkten diese auch bald und überließen sie dann ihren eigenen Gedanken.

Nun kommen die zwei kleinen Nachzügler, Franz und Otto. Sie besinnen sich gerade, wie sie es machen wollen, um doch ja einmal den Osterhasen zu erwischen. Jetzt haben sie's, da ist ihnen ein gutes Plätzchen eingefallen, wo sie ihm aufpassen können — schon lachen sie sich in's Fäustlein — wir wollen sehen, ob ihr Plänchen gelingt. Indessen sind die Kinder dem elterlichen Hause nahe gekommen und finden hier schon mehrere Knaben und Mädchen beisammen, welche auf die versprochenen Palmzweiglein warten. Nachdem diese vertheilt sind, trennt sich die Gesellschaft für heute, während Karl noch nachruft: „Kommt aber nicht zu spät morgen, um dreiviertel auf sechs Uhr müssen wir alle beisammen sein."

„Ja, ja, wir sind gewiß da," schreien die andern schon in einiger Entfernung. Auch die Geschwister ziehen sich jetzt in's Haus zurück, denn es wird Zeit zum Nachtessen. Da können Vater und Mutter die Palmzweiglein nicht genug loben; sie haben Mühe, während der Tischzeit Ordnung zu halten, so lustig und lebendig geht es heute her. Nach derselben liest die Mutter, wie während der ganzen Fastenzeit hindurch, das auf diesen Tag treffende heilige Evangelium vor, und so kömmt die Zeit herbei, wo man sich zur Ruhe legt. „Ach, wenn nur diese Nacht schon hinüber wäre," sagte Otto mit einem kleinen Seufzer, indem er sich die Aeuglein rieb. Und wirklich ging sie den Kindern schnell hinüber. Von dem Marsche waren sie doch ein wenig müde geworden; die Bewegung im Freien und die Frühjahrsluft thaten auch das ihrige, und so schliefen sie denn so fest und gut, daß man sie am nächsten Morgen alle wecken mußte. Da war der kleine Otto aber noch so schläfrig, daß er sich lange gar nicht auf den Palmsonntag besinnen konnte. Heute hätte er gerne die Nacht noch verlängert, die er am Abend vorher noch so kurz haben wollte.

„Jetzt gehen wir, seid ihr alle fertig?" rief auch heute wieder Karl

voran, die kleine Marie an der Hand, welche gar sorgsam ihr Palmbüschelein trug. Noch einmal öffnete er die Thüre des Wohnzimmers: „Vater, Mutter, dürfen wir gehen?“ „Ja Kinder,“ rief es von innen heraus, „geht nur ordentlich voraus, wir kommen gleich nach.“ — Nun setzte sich der kleine Zug in Bewegung. Bald war der Versammlungsplatz vor der Kirche erreicht, von wo aus, als alle Kinder beisammen waren, fast prozessionsweise in die Kirche eingezogen wurde. Die Meisten von euch, meine lieben Leser, haben gewiß schon der Palmenweihe beigewohnt; in dieser Voraussetzung übergehe ich denn die nähere Beschreibung derselben und zeige euch zum Schlusse nur noch die vielen vergnügten Kindergesichter, wie sie mit ihren geweihten Palmbüschlein nach Hause eilen, sie an ihren bestimmten Platz stecken und dann mit großem Eifer die alten vom vorigen Jahre verbrennen. So wird der Palmsonntag, gleichsam eine Vorfeier des Osterfestes, in diesem und in allen Häusern begangen, wo man die frommen, alten Sitten und kirchlichen Gebräuche noch in Ehren hält. Wie prunklos und einfach ist eine solche Festfreude der Kinder! Ihre Eltern haben es aber auch sorgfältig vermieden, sie durch, ihrem Alter noch nicht angemessene Genüsse zu verwöhnen. Deßhalb genießen sie jede wirkliche, reine Kinderfreude so recht mit vollem Herzen. Die Festtage des Kirchenjahres bieten in der That viele Gelegenheiten, den Kindern Freuden zu bereiten; diese Freuden haben den Vortheil, daß sie so oft sie auch wiederkehren, immer die gleiche Lust erregen, während andere Unterhaltungen immer Abwechslung und Veränderung nothwendig machen, den Eltern oft sehr theuer kommen und dabei gewöhnlich eine wahre Plage für sie sind.

Der Montag und Dienstag der heiligen Woche gehen still hinüber; die Kinder haben noch Schule und die Zeit außer derselben ist wie sonst mit Lernen und nützlichen Beschäftigungen ausgefüllt. Am Mittwoch ist alles im Hause früh aufgestanden. Es ist ja Helenens glückseliger Tag! Ein jedes beschäftigt sich mit ihr. Die Schwestern flechten ihre Haare auf das sorgfältigste, und bringen dann das neue, schneeweiße Kleid herbei, das sie heute an ihrem Ehrentage tragen soll. Die Brüder suchen die Gebete in ihrem neuen Meßbüchlein auf, welche für diesen festlichen Tag geschrieben sind, und legen kleine, seidene Bändchen und schöne Bildchen ein, damit sie in der Kirche leicht zurecht kömmt. Dann verläßt sie allein das Haus, weil sie sich mit den übrigen Erstkommunikantinen vorerst in der Schule einfinden

muß. Ihre Eltern und Geſchwiſter aber begeben ſich in die Kirche, um dem heiligen Akte beizuwohnen. Viele aus euch, meine Lieben, ſind ſchon ſo glücklich geweſen, als es heute Helene iſt. Gewiß iſt die Erinnerung an dieſen Tag die ſchönſte und theuerſte eures Lebens! Ihr werdet alſo, indem ihr dieß leſet, mit ihr fühlen und euch mit ihr freuen. Ihr Kleineren aber, denen dieſer ſelige Tag für dieſes oder die nächſtkommenden Jahre in Ausſicht ſteht, ihr werdet ſie, ſo hoffe ich, gerne an die Stufen des Altares hinbegleiten, um Zeuge ihres Glückes zu ſein. — Das Innere der Kirche iſt feſtlich geſchmückt. Die Betſtühle der Kinder ſind mit rothen Tüchern ausgeſchlagen; ein geſtickter Teppich bedeckt den Fußboden des Chores; ein reicher Blumenflor erhöht den Schmuck des Altares, der heute mit vielen Lichtern prangt. Die Kinder treten jetzt reihenweiſe in ihre Plätze ein, und der Prieſter im feſtlichen Ornate beginnt das heilige Opfer! Die Geſichtszüge der Kleinen tragen das rührende Gepräge der Unſchuld und kindlich frommer Andacht. Wahrhaftig ein troſtreicher Anblick für die theilnehmenden Zuſchauer! Unmittelbar vor Ertheilung der heiligen Kommunion fand noch die Erneuerung des Taufgelübdes ſtatt. Mit den brennenden Kerzen in der Hand bekräftigten die jungen Seelen mit lauter Stimme den Bund der Treue, den bei der heiligen Taufe der Pathe an ihrer Statt geſchworen hatte. Hierauf näherten ſie ſich dem Altare und empfingen aus der Hand des Prieſters das Unterpfand des ewigen Lebens. Als ſie wieder an ihre Plätze zurückgekehrt waren, verrichteten ſie ſtill und in ſich gekehrt ihre Dankſagungsgebete und verweilten in inniger Andacht bis das Zeichen zum Aufbruch gegeben wurde. Für Helene kam dieſes Zeichen viel zu frühe; nur mit ſichtlicher Anſtrengung konnte ſie ſich von den himmliſchen Empfindungen losreißen, wovon ihre Seele überſtrömte, ſie hätte den ganzen Tag in der Nähe ihres Heilandes bleiben mögen, wo ſie ſich ſo ſelig fühlte. Doch gehorſam und demüthig wie ſie war, verließ ſie mit den übrigen Kindern die Kirche. An der Thüre wurde ſie von den Ihrigen erwartet, um ſie nach Hauſe zu geleiten. Sie war ſehr fröhlich aber ſtill; der Tag ſchien für ſie nur eine Stunde zu ſein, ſo ſchnell ging er ihr vorüber. Nach dem nachmittäglichen Kirchenbeſuche machte ſie mit ihren Geſchwiſtern einige Spiele, dieſe hätten ſie heute auf den Händen tragen mögen; eines ſuchte das andere zu überbieten, um ihr etwas Liebes und Angenehmes zu erweiſen. An dieſer Geſchwiſterliebe könnt ihr euch wohl er-

bauen, meine Lieben, aber auch an Helenens Behutſamkeit und Sorgfalt, den Tag ihrer heiligen Kommunion gut und gottgefällig zuzubringen.

Am Abend dieſes Tages lieſt die Mutter die Leidensgeſchichte des Heilandes vor. Mit ungetheilter Aufmerkſamkeit folgen die Kinder jedem Worte; ſie ſind von heiligem Ernſte durchdrungen und ſelbſt der Kleinern bemächtigt ſich eine wehmüthige Stimmung. Stiller als ſonſt gehen ſie heute zur Ruhe und verrichten mit beſonderer Andacht ihr Nachtgebet.

Am folgenden Morgen wohnt die ganze Familie dem feierlichen Hochamte bei. Auch Marie darf mit; ſie hat ſich ſchon gar ſo ſehr auf das Läuten der Glocken und Klinſeln gefreut und verſprochen, recht brav zu ſein, wenn man ſie mitnehmen wolle. Sie hält auch Wort und bekömmt deßhalb auf dem Heimweg großes Lob von ihrem Bruder Karl. Die Größeren machen ſich jetzt an's Lernen und an die Ausarbeitung ihrer Schulaufgaben. Das iſt ganz gut und brav. Ordentliche Kinder ſparen ſich das nie lange auf, ſondern thun es bald und gern, und erſt, nachdem es geſchehen, können ſie des Spieles von Herzen froh werden. Marie hat noch nichts zu lernen; dafür gibt ihr die Mutter einige kleine Geſchäfte in der Küche und ſo bleiben die andern vor ihr in Ruhe. — Nach Tiſche dürfen ſie in den Garten; heute wird ſchon angefangen die Neſtchen zu bauen. Sie werden aus rothen Weidenſtäbchen geflochten und mit Moos ausgefüllt und dann an verſchiedenen Plätzen im Garten verſteckt. Dieſe kleine Arbeit macht den Kindern viel zu ſchaffen; ſie will anfangs oft nicht recht gelingen; doch mit etwas Geduld geht es nach und nach und die in ſolchen Dingen ſehr geſchickte Helene hilft bereitwilligſt überall zu. Mit wahrem Vergnügen kann man der kleinen Geſellſchaft bei dieſer Beſchäftigung zuſehen. Auch ihr, liebe Leſer, würdet eure Freude daran haben, oder noch lieber mitmachen; das geht freilich nicht gerade bei allen ſo, denn nicht überall hat man einen Garten beim Hauſe, wo das junge Volk ſo herumwirthſchaften kann. Aber in eurer Wohnung könntet ihr doch auch ſolche Neſtchen bauen, wenn eure Eltern es erlauben und ſie dann an einen Platz legen, wo ihr meint, daß der Oſterhaſe ſie finden könnte. Fertig werden ſie aber heute noch nicht, und morgen auch nicht; erſt am Charſamſtag Abends wird die letzte Hand daran gelegt und das allerbeſte Winkelchen zum Verſtecke ausgeſucht, damit der Oſterhaſe ſie nicht verfehlt, denn der macht oft ganz kurioſe Sprünge. Nun wird es Zeit zur nachmittägigen Mette, die kirchliche Vorfeier des Charfreitags, und alles macht ſich

also zum Kirchengang bereit. Nur Marie bleibt dießmal zu Hause, da die Mutter fürchtet, es möchte dabei ihrem unruhigen Köpfchen doch zu lange werden; sie läßt sich unterdessen von der Großmutter Geschichten erzählen, und so hüten diese Beiden miteinander das Haus. Die Andern aber machen nach Beendigung der Mette einen Besuch bei ihrem geistlichen Oheime, der ihnen an diesem Tage jedesmal ein sehr willkommenes Geschenk macht. Am Gründonnerstag wird nämlich in jeder Pfarrkirche die Fußwaschung vorgenommen, welche der Pfarrvorstand an den Priestern seiner Kirche verrichtet. Bei dieser Gelegenheit wird jedem Theilnehmenden ungesalzenes Brod, in Form von Oblaten gereicht, auf welchen die Hostien gedrückt sind, ebenso wie sie zum Gebrauche beim heiligen Meßopfer dienen. Diese schöne Sitte ist sehr alt und bezieht sich ohne Zweifel auf das heilige Abendmahl. Von diesen Oblaten theilt nun der gute Onkel freigebig unter seine Neffen und Nichten aus, denn er weiß, daß sie dieselben sehr lieben. Jedes erhält ein Päckchen solcher Blätter, welche zierlich mit rosafarbenen Bändchen zusammen gebunden sind. Die kleine Marie wird nicht vergessen; auch sie erhält ihr Päcklein und der Onkel legt eigens noch ein schönes Bildchen dazu, damit die kleine Maus ja nicht zu kurz kömmt. Diese wartet schon ganz sehnsüchtig auf die Geschwister, denn sie weiß recht gut, daß sie heute nicht mit leeren Händen heimkommen werden. Endlich sind sie da und aus Karls Händen erhält sie sogleich ihren Antheil. Nun geht es an das Ausschneiden der Hostien. Die Mutter hat nicht genug feine Scheerchen dazu, und nur solche kann man ja brauchen um eine recht schöne genaue Rundung herauszubringen. Bis zum Nachttische sind die jungen Leutchen damit beschäftigt und jetzt werden die Hostien gezählt, damit man weiß, wie viele ein jedes verspeisen dürfe. Es sind fünfzig kleine und vierzig große im Ganzen, treffen also ohngefähr zwölf auf den Mann. Diese Aufgabe ist nicht zu groß, die wird bald gelöst sein. An diesem Abend begibt sich die ganze Familie bald zur Ruhe, denn der Gottesdienst des folgenden Tages beginnt sehr frühe. Nach demselben haben die Kinder Erlaubniß, einige heilige Gräber zu besuchen. Sie thun das sehr gerne und verrichten bei jedem eine kleine Andacht, wodurch sie jenen ein gutes Beispiel geben, welche nur zu den heiligen Gräbern laufen um ihre Neugierde zu befriedigen. Eines derselben gefällt Helenen besonders gut. Vielleicht ist es das einfachste von allen, aber der Leichnam des Herrn ist von einer Meisterhand geschnitzt; sein Ausdruck ist so heilig und mild. Nur

ein kleines Lämpchen brennt in der ſtillen Grotte; man ſieht keine glänzenden Kugeln, nur einige Blumen umgeben die heilige Ruheſtätte. Da möchte ſie gerne recht lange verweilen und dem innigen Gefühl der Andacht genug thun, von dem ſie beſeelt iſt. Doch die Brüder und Schweſtern wollen auch noch andere heilige Gräber beſehen und geben ihr deßhalb das Zeichen zum Aufbruche; nachgiebig und ſanft, wie ſie iſt, fügt ſie ſich ſogleich ihrem Verlangen. Der Vater hatte verſprochen, im nächſten Jahre auch ein kleines heiliges Grab machen zu laſſen, welches ſie dann mit einander aufrichten dürften. Deßhalb wollten ſie ſich recht umſehen, damit ſie alles Schöne, und was ihnen am beſten gefiele, auch zu dem ihrigen anſchaffen könnten. Karl meinte, einen kleinen Springbrunnen müſſe er dazu haben. Sophie und Mathilde wollten einen gemalten Chriſtus; Otto und Franz hingegen einen aus Holz geſchnitzten. Marie wollte kleine Glaskugeln, die andern große — es war wirklich gut, daß ſie noch ein Jahr warten mußten, für dießmal wären ſie nimmer einig geworden. Inzwiſchen war der Mittag gekommen und ſie eilten nach Hauſe. Heute wollte ſich jedes Kind eine kleine Entſagung auflegen, es war ja der heilige Charfreitag. Sogar die fünfjährige Marie legte ein halbes Küchlein, das ſie noch auf ihrem Teller hatte, zurück, obwohl ſie es gar gerne noch gegeſſen hätte. Nachmittags wurde wieder an den Neſtchen fortgebaut bis es Zeit war in die Kirche zu gehen. Der übrige Theil des Tages ging wie es ſich ziemt, ſtill und geräuſchlos hinüber. Der frühe Morgen des Charſamſtages fand unſere Familie ſchon im Gotteshauſe um der Feuerweihe und den übrigen gottesdienſtlichen Verrichtungen, ſowie auch dem Hochamte beizuwohnen. Auch heute freute ſich Marie wieder auf das feierliche Glockengeläute, welches ſie ſeit zwei Tagen ſchmerzlich vermißt hatte. Nach vollendetem Gottesdienſt wurde es heute daheim etwas lebendiger. Die Hausfrau hatte für die Feſttage ſo manches zu beſorgen, und die Dienſtboten noch verſchiedene Arbeiten zu verrichten, welche in dieſem Hauſe an Sonn- und Feiertagen nicht geſchehen durften. Die Kinder aber, nachdem ſie ſich noch ein Stündchen mit ihren Lernbüchern beſchäftigt hatten, gingen daran, ihren kleinen Hausaltar öſterlich zu ſchmücken. Die Mädchen hatten die zwölf Leuchterchen ſo ſchön geputzt, daß ſie wie Silber und Gold funkelten. Das Altartüchlein war blendend weiß gewaſchen und von Helenens fleißiger Hand mit einer neuen Spitze verſehen worden. Sophie und Mathilde

hatten die Blumentöpfchen mit selbstgemachten Rosen und Lilien gefüllt und so sah der kleine Altar so festlich aus, daß die jungen Leutchen glaubten, es könne keinen schöneren geben. Die Knaben steckten noch die hübsch verzierten Wachskerzlein an, schlugen das Meßbuch auf und so war alles in Bereitschaft für den kommenden Morgen, wie es nur in der Kirche selbst geschehen konnte. Diesen Nachmittag mußten aber die Nestchen fertig, und die rechten Plätze dazu gefunden werden. Das Wetter war in diesem Jahre vorzüglich günstig. Lauter schöne, warme Frühlingstage, alle Wiesen hatten sich schon mit frischem Grün bedeckt.

Eine große Munterkeit gab sich heute bei unsrer kleinen Gesellschaft kund. Franz und Otto besonders wurden immer lauter und konnten das Geheimniß ihres Verstecks nicht mehr recht für sich behalten. Franz lief einmal in's Haus hinein, kam aber gleich wieder zurück und sagte zu den andern: „Ich glaube, der Osterhase legt seine Eier zuerst in den großen Wasserhafen in der Küche, denn ich habe gerade gesehen, wie die Mutter ein paar schöne, rothe daraus genommen und mit dem Tuche abgewischt hat.“ Karl und die Schwestern lächelten, sie glaubten nicht mehr an den Osterhasen — Fränzchen aber meinte, was für eine wichtige Entdeckung er gemacht habe. Die Kinder blieben im Garten, bis gegen Abend die Glocken zur Feier der Auferstehung des Herrn riefen. Freudig beeilten sie sich, diesem Rufe zu folgen. Habt ihr, meine lieben Leser, auch schon empfunden, welcher Trost bei der Auferstehungs-Feier des Heilands in ein gläubiges Gemüth einzieht? So begleitet Ihn nur während der Charwoche auf den Kalvarienberg und in die Ruhe des heiligen Grabes, dann werdet ihr, wie diese Kinder, mit größter Freude am Ostersamstag-Abend in die Kirche eilen, um Ihn in der Glorie Seiner Auferstehung anzubeten; dann werdet ihr mit ihnen die heilige Rührung und Wonne empfinden, wenn ihr vom Altar her die feierlichen Töne des Priesters vernehmt: Christus ist erstanden!

Dieser Abend wird in frohen Gesprächen beschlossen. Die christlichen Seelen haben ausgetrauert, die Osterfreude ist eingezogen. In heiterer Stimmung legt sich Groß und Klein zur Ruhe um morgen mit dem ersten Sonnenstrahle den Osterhasen und seine Gaben zu begrüßen. Otto und Franz haben sich vorgenommen und im Stillen der Mutter anvertraut, die ganze Nacht wach bleiben zu wollen, damit sie ja früher daran wären, als der Hase. Als diese aber nach einiger Zeit noch an das Bett eines jeden Kindes trat,

um ihnen das Weihwaſſer zu geben, wie ſie es gewohnt war, da ſchnarchten Otto und Franz ſchon tief in ihren Bettlein. Lächelnd theilte ſie den heroiſchen Vorſatz der Kleinen und ſeine Ausführung dem Vater mit.

Beim erſten Glockengruße erwachten die Kinder am Oſterſonntag. Schnell kleideten ſie ſich an, verrichteten ihr Morgengebet und eilten dann dem Garten zu. Franz und Otto waren die erſten zur Gartenthüre und in ihre wohlausgedachten Schlupfwinkel hinein. Mittlerweile hätte der Haſe bequem Zeit gehabt, ſeine Eier von Neſt zu Neſt zu tragen, denn die kleinen Bürſchchen getrauten ſich gar nicht, aus ihrer Holzſchupfe hervorzugucken, um ja nicht verrathen zu werden. Die Eier waren aber noch früher hineingelegt worden. Ihr könnt euch daher leicht vorſtellen, wie verblüfft ſie waren, als ſie, durch den Jubel der andern hervorgelockt, die Entdeckung machten, daß ſie dennoch zu ſpät gekommen ſeien. Schon verzogen ſich die runden Geſichtlein zum Weinen, aber ein Blick in ihre Neſtchen erheiterte ſie ſchnell wieder. Außer den gewöhnlichen Oſtereiern fanden ſie dießmal ſolche, die ſchön bemalt oder vergoldet und mit feinem Silberdraht überſponnen waren. Etwas ſo Schönes hatten ſie noch nie geſehen und ſie konnten ſich gar nicht denken, wie der Oſterhaſe zu den ſchönen Eiern gekommen ſei. Alle waren neugierig, nahmen alſo ihre Neſtlein und eilten in's Haus hinein um die Eltern darüber zu befragen. „Vater, Mutter," riefen ſie alle zugleich, als ſie in's Zimmer traten, „wo kommen dieſe ſchönen Oſtereier her?"

„Da müßt ihr den Oſterhaſen fragen," antwortete ihnen ganz ernſthaft der Vater. Die Mutter aber ſagte ihnen, daß die Tante, welche Kloſterfrau iſt, die ſchönen Eier geſandt habe, um ihren kleinen Vettern und Bäslein eine Freude zu machen."

„O die liebe Tante, die gute Tante," hieß es jetzt, und der Jubel wollte gar kein Ende nehmen. Noch eine kleine Oſterfreude wartete aber auf die guten Kinder. So eben kam Lene, eine alte Magd, mit dem „Geweihten" aus der Kirche zurück. Es lag gar anlockend in einem zierlichen Korbe und obenauf ſtand ein ſchönes Oſterlamm mit einem prächtigen Fähnlein. Letzteres erhielt alljährlich ein anderes der Kinder. Bereits hatten alle ihre Fähnlein bekommen bis auf die kleine Marie. Die Reihe war alſo an ihr; das kleine Herz pochte vor Vergnügen, als ſie das Fähnlein näher betrachtete, das ihr ſchöner und prächtiger vorkam, als alle früheren. Endlich gab es ihr der Vater und ſagte: „Da du jetzt auch dein Fähnlein haſt, ſo wird das Oſter-

lämmchen im nächsten Jahr wohl ausbleiben. Ich rathe euch also, es nicht wie sonst gleich zu speisen, sondern es noch aufzubewahren, damit ihr länger eine Freude daran habt."

Die Kinder waren mit diesem Vorschlag wohl zufrieden, und machten sich dann an das Frühstück, das heute besonders gut schmeckte, denn an dem Osterkuchen war nichts gespart worden. Nach demselben warfen sich alle in ihren neuen Staat und schauten auf dem Wege in die Kirche fleißig rechts und links, ob denn die Leute auch bemerken, daß sie neue Kleider haben. Solche bekommen sie eben nicht jedes Jahr, daher ist es in ihren Augen auch nichts Geringes, und sie kommen sich heute so wichtig darin vor, als ob sie erwachsene Leute wären. Die kleine Marie thut sich besonders viel zu Gute auf ihr Strohhütlein, das ganz zierlich mit Blumen und Bändern aufgeputzt ist. Franz und Otto finden es am Morgen schon so warm, daß sie ihre Röcklein nicht schließen, damit die neuen Westen sichtbar bleiben. Solche kleine Eitelkeiten habt ihr gewiß auch schon getrieben, nicht wahr, liebe Leser, ich glaube nicht, daß sie dem lieben Gott mißfallen werden.

Besonders leicht erheben sich Geist und Gemüth immer am Ostersonntag zum Himmel und die Augen zum Altare, denn dort erblicken sie ja den auferstandenen Heiland. Dieser Anblick muß jedes Herz entzücken und zum freudigen Gotteslobe stimmen. Auch unsere guten Kinder wurden an diesem Tage zum Erguſse ihrer Andacht hingerissen; auch sie beteten in ihrer frommen Weise zu dem wiedererstandenen Erlöser; das Alleluja, das vom Chore niederklang, tönte in den jungen Seelen mächtig nach und erfüllte sie mit freudiger Begeisterung.

Die Feier des Ostersonntages theilte sich in Kirchenbesuch und daheim in eine ruhige Unterhaltung, welche zuweilen durch den Besuch eines lieben Bekannten angenehm unterbrochen wurde. An so hohen Festtagen wollte man nur in der stillen Häuslichkeit Vergnügen suchen. Es ist auch ein ganz besonders wohlthuendes Gefühl, an solchen Tagen in ein gutgeordnetes, christliches Haus zu treten. Die Ruhe und Behaglichkeit, welche an die Stelle des werktäglichen Thuns und Treibens getreten sind, wie berühren sie einen Jeden so angenehm! Wie tief fühlt man dann das Bedürfniß solcher Ruhe- und Festtage!

Die zweite Hälfte des folgenden Tages aber wurde zu einem Spaziergange auserlesen. Herr und Frau Frank wählten dazu die eine Stunde ent-

fernte Muttergottes-Wallfahrtskirche. Die Kinder freuten sich überaus, denn diese Wallfahrt hatte schon ein paar Jahre wegen ungünstiger Witterung unterbleiben müssen.

Ich glaube, daß den meisten fromm gesinnten Spaziergängern am Ostermontag das Evangelium dieses Festtages in den Sinn kömmt, welches eben daher Bezug hat. So ging es auch unserer jungen Gesellschaft.

„Das Evangelium von den Jüngern, die nach Emmaus gingen, lese ich so gerne," sagte Karl zu seinen beiden Schwestern Helene und Marie, in deren Mitte er ging. „Die Jünger werden freilich nicht so vergnügt gewesen sein, wie wir. Hätten sie aber gewußt, wer Der sei, der sich zu ihnen gesellte, so hätte ihnen wahrlich das Herz vor Freude springen müssen. Meinst Du nicht, Helene?"

„Ja, freilich. Wir können aber auch so glücklich sein. Du hast ja gehört, wie der Herr Pfarrer heute die Worte erklärt hat: Wo immer zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen. Wenn wir uns also vom lieben Gott unterhalten, so ist er auch in unsrer Mitte. Wenn ihn auch unser leibliches Auge nicht sehen kann, so soll er doch dem geistigen Auge gegenwärtig sein."

Karl. „Ich kann mir halt doch Seine Gegenwart nicht so lebhaft vorstellen, als wenn Er wirklich zugegen wäre. Die Jünger hätten es doch viel leichter gehabt, wenn sie ihn gekannt hätten."

Helene. „Dazu, sagte der Herr Pfarrer, braucht man nur ein gläubiges Herz und einen demüthigen Sinn." Und dieser fromme Glaube und demuthsvolle Sinn leuchteten so stark aus ihrem ganzen Wesen hervor, daß Karl unwillkührlich davon ergriffen wurde und sagte: „Ja, man muß so fromm sein wie du, Helene, um das so gut zu verstehen und so fest zu glauben.".

Helene. „Sprich nicht so, lieber Bruder, du und alle Menschen, die Christen sind, müssen das fest glauben und können es, wenn sie Gott um seine Gnade bitten."

Unter diesen und anderen Gesprächen hatten sie das Ziel ihrer Wallfahrt erreicht. Das kleine Kirchlein war an den Osterfesttagen immer recht schön geschmückt und zog die Stadtleute zu zahlreichem Besuche an durch eine Vorstellung des Heilandes, wie er der heiligen Maria Magdalena erscheint und sich ihr zu erkennen gibt. Eine Seitenkapelle des Kirchleins war in

einen lebendigen Garten umgewandelt. Unter den schönsten Blumen und grünen Gesträuchen erblickte man den Herrn in weißem Gewande und Maria Magdalena, welche fragend zu ihm aufsieht, da sie das Grab leer gefunden. In einiger Entfernung war das in Felsen gehauene Grab sichtbar, vor welchem ein Engel stand und den andern Frauen die Botschaft verkündete: Er ist nicht mehr hier, Er ist auferstanden!

Diese einfache, aber mit vieler Sorgfalt ausgeführte Darstellung gefiel den Leuten ungemein; gerne steuerte jeder Besucher der Kirche sein Scherflein bei, damit sie in gutem Zustande erhalten und jedes Jahr noch verschönert werden konnte. Auch unsere Kinder hatten ihre herzliche Freude daran und nicht vergessen, aus ihren Sparbüchsen etwas mitzunehmen, um auch ihrerseits ein Opfer einlegen zu können. Nachdem sie ihre Andacht verrichtet und sich satt geschaut hatten, erlaubten ihnen die Eltern im Freien zu spielen. Zuerst wurde das Nachmittagbrod, das sie mitgenommen hatten, verzehrt, denn auf den Spaziergang hatte sich wieder gehöriger Appetit eingestellt. Dann wurden mehrere Spiele gemacht, vor allem aber Blümchen gesucht, Sträußchen und Kränze gebunden. Hiezu gab es freilich nur die kleinen, weißen Blumen, die wir Gänseblümlein, auch Maßlieben nennen; hie und da an einigen schattigen Stellen fanden sich auch schon die freundlichen Primeln oder Schlüsselblumen. Da war ein ungeheurer Jubel los; die Erstlinge des Frühlings gelten ja bei den Kindern besonders viel; sie sind ihnen wie liebe Bekannte, die sie lange nicht mehr gesehen, und Boten der guten Jahreszeit, die sie wieder zu ihren munteren Spielen in's Freie ruft, wo ihnen so unaussprechlich wohl ist. Wie ein paar Augenblicke fliegen die Stunden hinüber; es fängt schon an ein bischen kühl zu werden und Vater und Mutter mahnen zum Aufbruch. Jedes der Kinder hat einen tüchtigen, hübsch geordneten Blumenstrauß in den Händen, der mit nach Hause wandern muß. Schon steigt der Vollmond hinter den Hügeln herauf und einzelne Sternchen blicken auf unsere Gesellschaft hernieder, als sie sich der Stadt nähert. Da wollen wir sie denn auch verlassen, denn die Osterferien neigen sich zu Ende.

Habt Ihr, meine lieben Freunde, dieselben auch so gut zugebracht, wie diese Kinder? Habt Ihr Eure Zeit auch eingetheilt in Gebet, Arbeit und Erholung? Zu wünschen ist es, denn alsdann wird Euch die Osterzeit einen großen Gewinn gebracht haben. Ihr werdet reicher geworden sein an

Frömmigkeit und Geschicklichkeit und werdet frischen Muth und neue Kraft zum Lernen und Arbeiten gesammelt haben. Mit diesem herzlichen Wunsch schließe ich meine Erzählung und freue mich, wenn sie Euch ein kleines Vergnügen gemacht hat.

Die französische Seidenfabrikation.

Italiener waren es, welche im 15. Jahrhundert die Kunst, Seidenzeuge zu verfertigen, nach dem Süden Frankreichs brachten. Besonders war es die Stadt Lyon, welche die wegen kriegerischen Unruhen ihr Vaterland Verlassenden aufnahm und mit ihnen zugleich den Grundstein ihrer nachmaligen Berühmtheit und ihres Reichthums, den sie der sich immer steigernden und vervollkommnenden Seidenmanufaktur verdankt.

Von den Herrschern des Landes, namentlich von Louis XI., François I. und Henri II. begünstigt, nahm die neue Kunst einen ungemeinen Aufschwung und gewann immer größere Ausdehnung. Und jedes Mal, wo politische Unruhen und öffentliche Calamitäten ihrem Bestehen mit Untergang drohten, ging sie siegreich aus der Klemme hervor, indem die Entdeckung irgend eines neuen Stoffes oder eines neuen Verfahrens ihre Existenz außer alle Frage stellte, vielmehr ihr neue Anhänger verschaffte.

So erfand im Jahre 1608 der Lyonnese Daugon einen Seidenstoff mit Einschlag von Wolle und von goldenen und silbernen Fäden. Im Jahre 1630 erfand Ferrand den Stoff, der nach ihm Ferrandines genannt wird. Im Jahre 1655 begann man den weißseidenen Stoffen den ihnen eigenthümlichen Glanz zu geben, den wir noch jetzt «lustre» nennen.

Im 18. Jahrhundert erschienen nach einander die Popelinestoffe, die Rasche (les ras de Saint-Maure), kurzgeschorene Seidenzeuge, die mit geschorenem Astwerk durchwirkten Sammete, von reiner Seide oder mit Gold oder Silber durchflochten, die broschirten Sammete von allen Farben und Schattirungen, die Brokate (seidene Gold- oder Silberstoffe, die Satins, die Moirée-Stoffe mit Gold oder Seide durchwebt und andere.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts endlich, im Jahre 1802, brachte die

Erfindung eines talentvollen Mannes, Jacquart, den vollständigsten Umsturz hervor, der jemals in der Seidenwirkerei stattgefunden.

Vor der Erfindung dieses verdienten Mechanikers waren die zur Verfertigung der sogenannten façonnirten Seidenstoffe dienenden Webstühle sehr komplizirter Art, daher schwer und lästig zu handhaben, mit Seilen und Pedalen überladen und ebenso kraft- wie zeitraubend. Außer dem mit der Weberei für sich beschäftigten Arbeiter, waren eine oder zwei Personen nöthig, um die Pedale in Bewegung zu setzen, und dem Faden der Kette die richtige Stellung zu geben, welche die Brochage oder Façonnage des Stoffes erforderte. Zu dieser mühsamen Arbeit gebrauchte man in der Regel junge Mädchen, Zieherinnen (tireuses de lars) genannt. Sie waren genöthigt, ganze Tage hindurch in einer gezwungenen, gekrümmten Stellung zu bleiben, welche sie körperlich entstellte und ihrem Leben Abbruch that.

Das Métier à la Jacquart, seit den letzten sechzig Jahren immer noch vervollkommnet und vereinfacht, setzt einen einzigen Mann in den Stand, façonnirte Seidenzeuge, auch die komplizirtesten, mit derselben Leichtigkeit wie das einfachste Gewebe anzufertigen und außerdem mit demselben Webstuhle, indem er nur die Mustercartons wechselt, die verschiedenartigsten Stoffe zu arbeiten.

Jacquart selbst, dessen Namen mit immerwährendem Ruhm umgeben sein wird, dessen glückliche Erfindung Tausende von Arbeitern heutzutage segnen, theilte bei seinen Lebzeiten das Loos aller in ihrem Vaterlande verkannten und verachteten Propheten. Er lebte, von seinen Mitbürgern gehaßt, verfolgt, bis die erste Anerkennung seiner Verdienste im Jahre 1801 an seine Thüre klopfte. Aber wie erbärmlich und unvollständig! Die Jury der Ausstellung von Erzeugnissen der Industrie erkannte ihm eine Medaille von Bronze, „als dem Erfinder eines Mechanismus," sagt der Bericht, „welcher bei der Anfertigung brochirter Gewebe einen Arbeiter überflüssig macht.

Das war die ganze Tragweite, welche man damals seiner Erfindung beizulegen wagte.

Aus folgender Uebersicht geht der gewaltige Aufschwung der Seidenfabrikation, zugleich mit den Rückfällen, welche sie erlitt, am Klarsten hervor: Von 1650 bis 1680 beschäftigte die Seidenindustrie zu Lyon von 9000 bis 12000 Webstühle.

Nach der Zurücknahme des Ediktes von Nantes bis zum Jahre 1760

ungefähr war ihre Zahl von 3000 bis 4000 etwa. Von 1760 bis 1788 stieg sie wieder auf 18000, um 1794 wieder auf 3000 bis 4000 zurückzufallen. Von 1804 bis 1812 stieg sie von Neuem bis 12000 und im Jahr 1816 bis auf 20000. 1827 erreichte sie 27000. 1837 war sie gewachsen bis auf 40000 und 1848 zur Zeit der Februar-Revolution arbeiteten 50000 Webstühle in Lyon und Umgegend. Heute geht die Zahl derselben über 60000, welche in der Stadt Lyon, dem Departement du Rhône und den anstoßenden Departements vertheilt sind.

Die Zahl der Seidenfabrikanten in Lyon beträgt etwa fünfhundert. Da viele derselben assosiert sind, zählt man der Firmen oder Häuser im Ganzen circa dreihundert.

Um das Verhältniß der Lyoner Fabrikation zu der des ganzen übrigen Frankreichs zu erkennen, genügt Folgendes: Die rein seidenen Stoffe und solche, wo die Seide vorherrscht, beschäftigen in ganz Frankreich an 130000 Webstühle. Der Werth des Produktes wird auf 360—375 Millionen Franken berechnet, wovon 130—150 Millionen auf Lyon kommen. Der Export umfaßt die Hälfte der ganzen Fabrikation, während er mehr als Dreifünftel allein der Lyoner Produktin beherrscht, welche also im Auslande ihre vorzüglichste Absatzquelle findet. Von diesen 375 Millionen kommen 125 auf den Arbeiterlohn und 250 auf den Rohstoff.

Diese ungeheure Masse von Seidenwebern und Arbeitern — ist man hier geneigt zu fragen — welche den eigentlichen Kern der Lyoner Bevölkerung bildet, welchem Gesetze ist sie unterworfen, welcher Zügel hält sie an das Joch der Arbeit gebunden? Wir geben zugleich mit der Antwort hierauf einen Blick in das innere Leben der Fabriken und in das Betriebswesen dieses großartigen Geschäftszweiges.

Die Arbeit in den Fabriken besteht aus einer Menge verschiedener Dienstleistungen. Die Zahl der sogenannten Nebenarbeiten ist beträchtlich und befindet sich fast ausschließlich in den Händen von Frauen, deren jede ihr bestimmtes Feld zugewiesen ist. Die eigentliche Arbeit besteht in der Weberei, welche hauptsächlich drei Interessen zu berücksichtigen hat: das Interesse des Fabrikanten, dasjenige des Compagnons oder Betheiligten und dasjenige des Werkmeisters (chef d'atelier.)

Die Bestellungen gehen den Fabrikanten zu, entweder durch die in Lyon oder Paris etablirten Commissionäre der großen Häuser, oder aber unmittel-

bar durch geschäftliche Verbindung. Außer einigen Uni-Stoffen, welche ihren festen und regelmäßigen Absatz haben, werden keine Gewebe zum Voraus auf Lager angefertigt, so daß, sobald keine Bestellungen mehr einlaufen, die Mètiers zu arbeiten aufhören. Hierin liegt zugleich der Grund zu der öftern, plötzlich erfolgenden Brodlosigkeit der Arbeiter.

Der Fabrikant ist nicht der Besitzer und Betriebsführer einer Fabrik und hat ebensowenig für seinen Lohn und seine Rechnung eingereihte feste Arbeiter. Wenn die Bestellungen einlaufen, so läßt er durch seinen Commis oder Bevollmächtigten die Webstühle anwerben, wie man im Mittelalter, vor der Organisation der regulären Armeen die Soldaten aushob, welche sich dann nach beendigtem Feldzuge wieder zerstreuten.

Die Anordnung der Arbeit und die Wahl des Dessins ist alleiniges Recht des Fabrikanten. Hiefür werden von großen Häusern alljährlich enorme Summen verausgabt. Die zu verarbeitenden Seiden werden von dem Fabrikanten den Chefs d'atelier geliefert, welche bei sich zu Hause arbeiten, ihre eignen Webstühle besitzen und die ihnen erforderliche Hülfe für Rechnung des Fabrikanten anschreiben. Selten befinden sich in einem Atelier mehr als vier oder fünf Webstühle, wo dann eine bestimmte Zahl von Arbeitern beschäftigt wird. An ihrer Spitze steht der Chef d'atelier.

In einzelnen, jetzt veralteten Traditionen findet sich noch eine Spur des Gehorsams und der Subordination der Arbeiter. Vor 1789 bestand das Gesetz, daß die Thüren der Werkstätten nicht von innen verschlossen werden durften, damit die an dem Geschäft Betheiligten und der Commis des Fabrikanten in jedem Augenblick ungehindert eintreten konnten, um die Arbeit zu überwachen. Heutzutage besteht nicht mehr eine so strenge Abhängigkeit. Die Arbeiter leben vielmehr in vollständiger Unabhängigkeit von den Handelsherren und Seidenfabrikanten.

Der zwischen dem Letzteren und dem Chef d'atelier eingegangene industrielle Contrakt erreicht mit der Uebergabe des fertigen Stückes sein Ende. Nach Lieferung desselben von Seiten des Webers und nach Annahme desselben von Seiten des Fabrikanten hört jedes Uebereinkommen zwischen ihnen auf und letzterer ist zur Zahlung verpflichtet. Nur einzelne Häuser genießen gleichsam des Vorrechts, dieselben Weber auf kürzere oder längere Zeit zu beschäftigen; indessen wird jedes Mal nach Lieferung einer vollendeten Arbeit ein neuer Contrakt für die folgende geschlossen.

Es ist gewiß nicht ohne Interesse zu wissen, durch wie viele Hände ein seidener Faden gehen muß, ehe wir ihm in den prachtvollen Stoffen begegnen, wie die eleganten Magazine unserer großen Städte, sie heute mit so viel Geschmack und Glanz entfalten.

Aus der Seidenspinnerei geht die Seide als Rohstoff in die Hände des

Spinners oder Zwirners, (moulinier), welcher sie zu den besondern Zwecken, als Kette, Einschlag, Organsins (zweimal gezwirnte Seide), Grenadines u. s. w. sondert.

Die Ausleherin assortirt die verschiedenen Seidenarten und legt sie in Stränge.

Der Probirer (essayeur) wickelt hundert Touren eines Stranges über eine Garnwinde von bestimmtem Durchmesser, wägt sie ab und macht dem Fabrikanten das Gewicht und den Grad der Feinheit der Seide bekannt. Ein Einschlagsfaden hat den Werth von 40, 42, 44 deniers, ein Organhin den Werth von 22, 24, 25 deniers.

Der vom Fabrikanten angekaufte Seidenballen geht jetzt in einen Raum über, condition des soies genannt. Hier wird er in Gitterkästen gewogen und volle vierundzwanzig Stunden einer Hitze von 18—22 Grad ausgesetzt, zur Entziehung aller Feuchtigkeit. Hierauf wird der Ballen neuerdings gewogen und der stattgehabte Ausfall an Gewicht konstatirt und bescheinigt.

Die Seide wird alsdann dem Färber (teinturier) übergeben, hierauf der Abwicklerin (devideuse), welche die Stränge auf die Spulen vertheilt; dies findet indeß nur bei den ergansins statt.

Die Einschlagseide wird ebenfalls in Stränge vertheilt, den Webern übergeben, welche sie von kranken Arbeitern oder Kindern auf kleine Spulröhrchen winden lassen.

Der Organsin gelangt dann zu der Aufzieherin (ourdisseuse), welche die Kette des Gewebes aufzieht. Diese Arbeit erfordert viele Geschicklichkeit und Geschmack.

Der Falter (plieur) erhält die Kette und befestigt sie auf der Rolle oder Walze des Webstuhles. Die Zwirnerei (tordeuse) verrichtet mit dem Walzenkamm ihr Werk an ihr und endlich setzt sich der Weber (tisseur) an seine Arbeit, zu der alles Vorangegangene nur die Vorbereitung war.

Das fertige Gewebe wird vorsichtig abgenommen und dem Bereiter (apprêteur) und dem Falter übergeben, welche die letzte Hand an das Stück legen, worauf es dem Fabrikanten zugestellt wird.

Außer diesen Arbeitern gibt es aber noch andere: z. B. die Zieherinnen, (tireuses de cordes) welche bei Stoffen von großen Dessins gebraucht werden; die lanceurs, welche bei sehr breitliegenden Geweben das Webeschiffchen des Arbeiters ihm zuschleudern und wieder von ihm empfangen; die Leserinnen, (liseuses des dessins) welche den Faden der Kette in der vom Muster vorgeschriebenen Lage halten, so wie die Pfriemen, welche in den métiers à la Jacquart das Muster angeben; die repiquers de cartons, welche mehrere Male dasselbe Dessins ausführen, damit es gleichzeitig auf mehrern Webstühlen angefertigt werde; die Zubereiterinnen, (appareilleuses) die Spulerinnen, (bobineuses) die Glätterinnen, (lisseuses) welche den Faden glätten und vereinfachen.

Meine Uhr.

Von Isabella Braun.

Master Humphreys Wanduhr*) barg in ihrem alterthümlichen Gehäuse gar wunderschöne, rührende Geschichten; aber die meine könnte es ihr gleich thun, wenn ich's nur richtig verstünde, nach zu schreiben, was sie erzählt. In Humphreys Wanduhr mußte man erst die fertigen Manuscripte legen; meine Uhr hingegen berichtet mit jedem Tik tack, mit jedem Glockenschlag deutlich vollständig, freilich nur mir verständlich ihre Geschichten, welche mir Thränen in die Augen locken und das Herz bewegen in Lieb und seliger Kindeslust. Ich habe mir vorgenommen, einige davon niederzuschreiben; aber zuvor muß ich von meiner Uhr erzählen.

Es sind erst zwei Monate her, daß ich sie, sammt der Komode, auf welcher sie steht, besitze, seit jener Stunde, wo ich heimkehrte von dem frischen Grabhügel der Mutter und ihrer Anordnung gemäß die kurze, letzte Verfügung las; Uhr und Komode wurden mein Eigenthum.

Jetzt stehen beide Gegenstände in meinem Arbeitszimmer, zunächst meinem Schreibtische, über welchem das liebe Bild der Mutter hängt. So oft ich von der Arbeit aufblicke, sehe ich in das theure Angesicht, die Uhr aber tickt mir zuerst ins Herz und dann in die Feder hinein; ich kann nicht anders, als von ihr schreiben.

Es ist eine sehr, sehr alte Uhr, denn ich bin auch nicht mehr jung und sie hat zu meiner Geburt getickt und geschlagen, vielleicht schon zu jener meiner Mutter oder Großmutter. Ich erinnere mich ihrer noch, nämlich der Uhr, in einer ganz andern Gestalt und noch erscheint sie mir als das Schönste, was ich je gesehen. Damals hatte sie ein alterthümliches Gehäuse, dessen Holzschnitzwerk vergoldet war, dazwischen aber schimmerte es roth und grün, wie die Flügel des Metallkäfers. Guirlanden umzogen das Gehäuse, zwei Engel hielten diese auf beiden Seiten; der Eine deutete mit dem Finger auf das große Zifferblatt, der andere nach Oben. Das Postament bildete eine Schale, in der ich noch die Pfenninge liegen sehe, welche wir Kinder mit Ziegelmehl putzten, damit sie den armen Handwerksburschen, für welche sie bestimmt waren, als Goldstücke vorkämen.

Als ich etwa neun Jahre zählte, nahm sie die gegenwärtige Gestalt an.

*) Charles Dikens (Boz), Der Raritätenladen u. s. w.

Ich weiß es noch sehr genau, es war an einem 16. September, meiner Mutter Namenstag: Euphemie. Gold und Metallglanz, Engel und Guirlanden hatten einem damals modernen Gehäuse in achteckiger Form aus Kirschbaum, von schwarzen Ebenholzbögen umgeben, Platz gemacht. Den Kindern gefällt alles Neue und allerdings war die Vergoldung auch verdorben, die Engel an Fingern und Füßen stark beschädigt, und somit wendete sich unser Wohlgefallen dem neuen Gehäuse zu, besonders da der Vater uns das alte überließ. Wie herrlich konnten wir es verwenden! Im ruinhaften Theile unserer Schloßwohnung befand sich eine ehemalige Kapelle mit wenig Ueberresten eines Altares; aber sie diente uns zur kindlichen Abhaltung des sonntäglichen Gottesdienstes, den wir, wenn auch spielend, mit wahrer Andacht vornahmen. Das alte Gehäuse mit den beiden Engeln wurde nun sogar zum „Tabernakel" erhoben und der liebe Gott hat gewiß mit freundlichem Lächeln auf die Kinder geschaut, wenn sie davor das Glöcklein rührten, die Knie beugten, sich bekreuzten und an die Brust schlugen.

Aber ich kehre zu meiner Uhr zurück. Sie schlug nach, wie vor so laut und lustig; sie weckte uns an jedem Morgen zu einem glücklichen Tage; sie rief uns zum Essen und wie oft liefen wir vor das Zifferblatt, wenn es in der Küche besonders einladend duftete; sie rief uns zur Schule, auf deren Weg es so lustige Gesellschaft gab; sie lud uns ein zu den herrlichen Mittwoch-Spaziergängen und endlich schlug sie feierlich die neunte Abendstunde zum Nachtgebet.

Und dann, zu welch schönen Namens- und Geburtstagen schlug die alte, liebe Uhr! mit welch' seliger Aufregung verfolgten wir den schleichenden Gang der Zeiger am Weihnachtsabende; wie zuckte es in den kleinen Fingern, sie nur ein ganz, ganz klein wenig vorwärts zu schieben, doch die goldenen Engel schreckten uns ab, wir dachten dabei an die Weihnachtsengel, welche im Zimmer daneben walteten. Aber wie oftmals schlug auch die Uhr gleichmäßig mit dem klopfenden, mahnenden Gewissen, oder warnte uns, wenn mir in einer Ecke heimlich plaudernd, damit es ja die Mutter oder Nanny nicht höre, einen losen Kinderstreich verabredeten; oder auch wie ernst mahnte ein Viertelstundenschlag nach dem andern: „Auf, auf, leiste Abbitte!" — bis endlich die volle Stunde drohend die letzte Frist verkündete. Einmal schlug sie mit schaurigem Tone — als die Mutter uns zur Leiche des Vaters führte und wir den bleichen Tod kennen lernten.

Viele Jahre ſpäter, als ich aus der Heimath ſcheiden ſollte um ſelbſtſtändig durchs Leben zu gehen, da blickte ich auch mit bangem Herzen auf dieſe Uhr, ob es bald Zeit zur Abreiſe ſei und jene Drei-Viertel-Stunden-Schläge thaten mir namenlos weh. Dann vernahm ich ſie lange nicht wieder und immer nur zeitweiſe, wenn ich zur Mutter auf Beſuch kam. Die gute, alte Uhr hat einen kräftigen tik, tak, und ging der Mutter nachgerade zu laut, als dieſelbe des Kinderlärms längſt entwöhnt und an Stille gewöhnt worden war; ſomit wurde ſie in Ruheſtand verſetzt, und die kleine, goldene Taſchenuhr vertrat ihre Stelle. Am Tage meiner Ankunft jedoch tickte und ſchlug ſie wieder im trauten Stübchen; die Mutter richtete den alten Gang meiner treuen Freundin aus der Kindheit, daß ſie mich begrüße und wenn ich dann eintrat, wenn ich die bekannten Töne hörte, da fühlte ich mich ſo ganz als Kind, daß ich die Zwiſchenzeit geträumt zu haben wähnte.

Die Mutter war ja auch nicht im Geringſten verändert; von einem zum andern Male kam ſie mir jünger vor. Da ſtand ſie vor mir, die kleine, alte Frau, ſo kerzengerade, ſo regſam und heiter! Die hellen, braunen Augen glänzten vor Freude, die Hände trugen Alles herbei, was mich in die Vergangenheit verſetzte und rings um ſie blühte junges Leben, ſie war die zärtlich geliebte „Allerweltsmama“ geworden. Da ſaßen wir denn beiſammen und plauderten manch Stücklein Vergangenheit; die Uhr ſchlug dazwiſchen und duldete nicht die geringſte Unrichtigkeit; ſie mahnte an Vergeſſenes; ſie nahm die Stimme von Vater, Bruder, Schweſter, Tante, von der Nanny und all den guten Freunden jener Zeit an. Aber wenn ich ſchied und nochmal die Mutter zärtlich in die Arme ſchloß, wenn ihre lieben, hellen, braunen Augen in Thränen ſchwammen, die Stimme zitterte, während die Finger mich ſegnend mit dem heiligen Kreuze bezeichneten: — dann ſchlug die Uhr eine herbe Abſchiedsſtunde und unſere Herzen pochten in namenloſem Weh, obwohl wir es einander ſchonend zu verbergen ſuchten.

Als ich zum letzten Male vor zwei Monaten in das Heimath-Stübchen trat, ſtand das Uhrwerk, die Mutter hatte ſie ja nicht mehr zu meinem Empfange aufgezogen; ihre theuren, alten Hände ruhten auf immer. Aber die verſtummte Uhr ſprach beinahe noch lauter zu meinem Herzen, als ehedem: — ſie ſprach von einer langen nun abgeſchloſſenen Gnadenzeit, von dem langen Beſitze einer ſolchen Mutter; ſie ſprach in Hindeutung auf dieſelbe, von einer Jugend des Herzens und des Geiſtes, welche aller Zeit

trotzt, welche, gleich dem Weihnachtsröslein im Schnee, fort und fort blüht unter dem Schnee des Alters; sie sprach von einem Born der Liebe, der Güte, des Friedens, der Heiterkeit und des frommen Glaubens, welcher aus diesem Herzen quoll und Alles um sich gelabt, getränkt, gestärkt und verjüngt hatte und der jetzt hinüberfloß in den ewigen Frühling des Jenseits. Dann sprach sie traurig von der kommenden Zeit der Entbehrung, wo dieses süße Mutterherz uns fehlen und nur die kostbare Erinnerung bleiben werde, und daran knüpfte sie endlich ein tröstendes Wort; sie sprach von jener einstigen Zeit — ohne Zeit — von der Ewigkeit und unserm Wiedersehen. —

Doch nun genug!

Ihr jungen Freunde, folgt jetzt meinem Rathe: — Schmiegt euch innig an das Herz eures Mütterleins — es ist eure Uhr; sie tikt und schlägt in unsäglicher Liebe für euch jede Minute bei Tag und Nacht; sie geht immer richtig; sie pocht fröhlich bei jeder eurer Freudenstunden; sie pocht im Gebete bis zu Gott empor. Kniet nieder und faltet die Hände in heißem Flehen, daß Gott diese lebendige Uhr täglich aufziehen möge zu frischer Lebenskraft.

Und nun soll meine Uhr ihre alten Geschichten erzählen.

Der böse Golo.

In unserer großen Familienstube, an welche ein Thurmzimmer stieß, das ganz allein für unsere Spiele diente, hatte Jedes sein eigenes Plätzchen, eines für den Tag und eines für den Abend; wenn zufällig nach Tisch der Vater mit seinem Buche sich auf Nanny's Platz setzte, so sprang er bei deren Eintritt eiligst auf und Nanny war doch nur die Köchin und Kinderwärterin. An dem Nachmittage nun, wo meine Geschichte beginnt, saß die Mutter auf ihrem Plätzchen am zweiten Fenster, von welchem aus man den Schloßhof, unsern Spielplatz, übersah. Vor sich hatte sie einen Korb voll zerrissener Strümpfe auf dem Arbeitstischchen stehen, und suchte diejenigen aus, wo man nicht mit der ganzen Faust durch die zerlöcherte Ferse oder Kappe zu fahren vermochte. Leider waren es deren mehrere, als von jenen, die noch vermittelst gezogener Gitterchen in Stand gesetzt werden konnten. Die gute Mutter hatte mir eben mein Sündenregister vorgehalten; aber mein Gewissen beruhigte sich, da ich gerade eifrig die eilfte Reihe von meiner täglichen Aufgabe, die aus einem vollen Dutzend bestand, abstrickte und der kleine Strumpf sich dem Käppchen näherte, wo die Reihen so angenehm eng werden.

Meine um drei Jahre jüngere Schweſter kannte noch nichts von dieſen Leiden der Kindheit eines Mädchenlebens; Sophie ſpielte mit ihrer armen Puppe und wickelte dieſelbe ins Bettchen, denn Anna-Marie war ernſtlich krank; ſie hatte einen gebrochenen Arm, ein großes Loch im Kopfe und erſt vor Kurzem war ihr zum Ueberfluß noch der Fuß amputirt worden. Da gab es den ganzen Tag viel zu thun für die unheilbare Kranke, welche ſo geduldig litt, nicht weinte und ſchrie, die ſtrengſte Diät hielt und obwohl ſie bei Tag und Nacht kein Auge ſchloß, ein Muſter der Ergebung war. An jedem Morgen ſtattete der Bader Heindl ihr ſeinen Beſuch ab, nachdem er den Vater raſirt hatte, und belehrte die kleine Krankenwärterin, wie die Kopfwunde mit Charpie und Heftpflaſter zu verbinden ſei; einmal zog er mit ſeiner Sonde einen ganzen Knäuel heraus und Sophie weinte bitterlich darüber.

Gegenwärtig bildeten wir Drei die ganze Verſammlung im Wohnzimmer und ich war bereits an die letzte Tour gekommen; ich zählte die abgeſtrickten Maſchen und berechnete bei jeder, wie viele noch zu ſtricken blieben, wodurch allerdings manche hohle Gaſſe entſtand, ich aber große Fortſchritte im Subtrahiren machte, wodurch ſich der mütterliche Verweis mit des Lehrers Belobung aufhob. Wer mag es mir alſo verübeln, daß ich weit lieber in die Schule ging, als des Nachmittags von vier bis fünf Uhr in der Familienſtube ſtrickte, während mein Bruder Anton ſich mit den Kameraden beluſtigte.

Ich war eben fertig geworden und reichte der Mutter meinen Strickſtrumpf hin und während ſie vom Fädchen aufwärts zählte — es war ein ſo glänzend himmelblaues Seidenfädchen! — ob das Dutzend auch voll ſei und während ſie unterſuchte, ob keine unglückliche Maſche im Graben liege, ſah ich neben ihr zum offenen Fenſter hinunter auf den von einer hohen Mauer und von hohen Kaſtanienbäumen umgebenen Schloßplatz, in welchen ein Thor von der Schloßgaſſe her führte. Plötzlich ſchrie ich mit hellem Jubel: „Anton, Ernſt! Louis! ich bin auch fertig! ich komm!“ — denn noch während des Strickens hatte es mir Sorge gemacht, wo ich die Kameraden wohl auffinden könne? und jetzt waren ſie ſo unerwartet in nächſter Nähe. Die drei Knaben, mein Bruder und die ſogenannten „Verwalters Buben“ ſtürmten im Wettlauf einher und ſchlugen die Beine in die Höhe, daß ohne ihre Geſchwindigkeit die Mutter mit ihrem klaren, braunen Auge ein großes Loch in Antons linkem Stiefel hätte ſehen können. Nun verließ ich augen-

blicklich das Fenster, aber die Mutter hieß mich bleiben und die Wildfänge polterten bereits im langen Gange. Anton riß die Stubenthüre auf und schrie fast athemlos um den Andern zuvor zu kommen, denn o! welch ein Vergnügen, welch ein Stolz ist es, Ueberbringer einer Neuigkeit zu sein! —: „Mutter, Mutter! die Komödianten sind wieder da!“

Auf gleiche Weise hatten wir im Frühlinge geschrieen: „Mutter, der Storch ist angekommen und klappert schon auf dem hintern Schloßthurme in seinem alten Nest!“ Denn welche Freude brachte uns dieser Frühlingsbote! Aber nicht minder große Freude eröffneten uns die Komödianten. All' die schönen Geschichten vom Gang nach dem Eisenhammer, von Genovefa, Ida von Toggenburg, vom Zauberer Faust, wurden durch sie lebendig. Der Frühling war ein zu gewohnter Gast, er mußte kommen, mit oder ohne Storch, aber die Komödianten waren im vorigen Herbste ausgeblieben. Die Mutter hatte bei der Storchenbotschaft so fröhlich und freundlich gelächelt, sie lächelte überhaupt so gern und herzlich zu unserer Freude, doch jetzt überflog ein wehmüthiger Ausdruck das liebe Angesicht. Sie wiederholte wie in Gedanken: „Die Komödianten“ — dann fügte sie bei „und welche dann?“

Die Knaben riefen im Chor: „Heulands!“ und Ernst sagte mit Wichtigkeit: „Ich hab die Kinder gezählt, als sie aus dem großen Wagen stiegen, alle Eilf sind's!“

„Nein, zwölf!“ schrie Louis; „die Frau hat ein Kleines auf dem Arme.

Die Mutter seufzte und sagte vor sich hin: „Ein Schmerzensreich!“

Wir verstanden nicht, was die Mutter eigentlich damit sagen wollte und drängten uns an sie mit der Bitte, gewiß „in die Genovefa gehen zu dürfen, wenn sie gespielt werde.“

Nach Ueberbringung dieser Neuigkeit rief nun mein Bruder: „Kommt, wir wollen die Komödianten aufsuchen!“ und hinaus stoben wir mit echtem Kinderjubel, während die Kleine uns weinend bis zur Thüre nachlief. Beinahe fühlte mein Herz ein Bedauern; ich kehrte noch mal zurück; aber ich wußte schon, daß die Mutter sie zu beruhigen verstand, das Schemelchen zu ihren Füßen zog, damit Sophiechen sich bei ihr niederlasse und aus kleinen, weißen Fleckchen Nachthalstücher für die kranke Puppe schnitt. O, wie gut paßten diese immer! sie hatten einen Ausschnitt am Halse.

Während dieser tröstlichen Beschäftigung trat Nanny herein, um nach vollendeter Küchenarbeit der Mutter am Nähtisch gegenüber zu helfen. Diese

erhob ihre Augen und ſagte zu Nanny unter einem leiſen Seufzer: „Nanny, die Komödianten ſind wieder da — Heulands.“

„Herr Je!“ rief Nanny und fügte bei: „Frau, da darf man gleich einen neuen, großen Tiegel kaufen; den alten haben ſie zuſammt den Dampfnudeln aufgegeſſen.“

Die Mutter achtete nicht auf dieſe Bemerkung, ſondern fügte ihrer Neuigkeit bei: „Ein zwölftes Kind iſt noch dazu gekommen.“

Nun vollendete auch Nanny ihren erſten Satz mit den Worten: „Auch noch ein Mußpfännlein; unſere Kinder thäten noch den Heißhunger von dem kleinen Schmerzensreich erben, wenn ich im nämlichen für ſie kochte.“

Mutter und Nanny verſtanden ſich augenſcheinlich und beſprachen ſich miteinander über die Ankömmlinge während ich im Jubel den Kameraden folgte, um die Bekanntſchaft der Komödianten zu erneuern. Da ging es in Sturmeseile die Schloßgaſſe entlang und wo wir einen Menſchen ſahen, riefen wir, ohne im Laufe innezuhalten: „Die Komödianten ſind da!“ „Wo? wo?“ klang es dann wohl auch entgegen. „Beim Sonnenwirth!“ und fort eilte die Schaar, welcher ſich auf dem Wege verſchiedene Kinder, Knaben und Mädchen, anſchloßen. Als wir beim Lammwirth vorbei rannten, rief unſer Lehrer Mayer von der Schulhaustreppe herab: „Brennt's?“ — und die Knaben ſchrien im Chore: „Nein, aber die Komödianten ſind da!“

„O weh!“ kratzte ſich der gute Lehrer hinter den Ohren und ging in die Stube, um ſeiner Frau die Nachricht zu erzählen. Jetzt durfte er für eine Weile ſich mit Geduld ausrüſten, der arme Herr Lehrer, und durfte auf Mittel ſinnen, unſere Aufmerkſamkeit zu feſſeln.

Wir waren beim Sonnenwirth angelangt; wir drückten die Näschen an die Fenſterſcheiben, welche weit herabreichten; wir guckten neugierig in den Stall; wir ſtiegen die Treppe hinauf und wagten uns ſogar an die Schlüſſellöcher: aber keine Spur war von den Komödianten zu entdecken. Getäuſcht ſchlichen wir aus dem Hauſe und wollten eben viel langſamer heimkehren, als Tony hoffnungsvoll rief: „In den Stadel! dort ſteht der Komödiantenwagen!“ Sogleich war er daſelbſt, erſtieg die Deichſel und bog eben den rechten Fuß über das Wagengeländer, als er mit einem gellenden Schrei zurückprallte und vor Schrecken die Deichſel verfehlte, alſo auf den Boden kollerte.

Aber der Schrecken hatte auch uns erfaßt. Mit dem gemeinſamen Worte: „Der Teufel!“ rannten wir aus dem Schuppen, Tony raffte ſich auf und

lief uns nach. Es war auch in der That ein erschreckendes, langes, bleiches, finsteres Gesicht mit dicken Augenbraunen und kurzem struppigem Haare, das dem Eindringling plötzlich entgegenfuhr, — und die schwarze Kleidung vervollständigte noch den Eindruck.

So wurde unsere Neugierde bestraft und wir hätten sie doch bei etwas mehr Geduld so leicht in nächster Nähe befriedigen können; denn kaum waren wir die Schloßgasse entlang gelaufen, als auch die ganze Komödianten-Bande — Mann, Frau, zwölf Kinder, Schwäger und Schwägerinnen, Vetter und Base, durch die Angergasse sich dem Schlosse näherte um ihrer Seits die alten Bekannten aufzusuchen und sich bei dem Vater zu melden; ja, Einige davon trugen sogar bereits bunte Theaterkleider, die Blicke der Ortsbewohner auf sich zu ziehen und ein rother, spanischer Mantel leuchtete schon von Weitem lustverkündend, gleich der Kirchweihfahne. — Doch wir kamen nicht ganz zu spät.

Sehr getäuscht in unsern Hoffnungen kehrten wir Getreuen, die Andern hatten sich auf dem Wege verlaufen, in den Schloßhof zurück; aber dort am Kutscherhäuschen, auf dem Bänkchen, wo am Feierabend sich Alles zu versammeln pflegte:—Bräuknechte, Mägde und Taglöhner, Gärtners und Hausmeisters, wo auch bisweilen die Mutter als guter Engel und Friedensstifter erschien, wenn Nanny ihr heimlich anvertraut hatte, was zu schlichten war, und wo der Vater wie vom Zufall hergeführt, um nichts von seiner Amtswürde zu vergeben, vom Schloßgarten her einbog — dort erblickten wir den scharlachrothen spanischen Mantel, der „schwarze Teufel" war vergessen, jubelnd stürzten wir herbei, drängten uns durch den Kreis und schrien im guten Kindergedächtnisse alle Namen von Groß und Klein, und welche seltsame, klassische, romantische Namen waren es! Da gab es eine Kleopatra, Elektra, eine Ismene; da gab es einen Orestes, und Pylades, und dazwischen auch einen Nepomuk, eine Babett und eine Kreszenz, welche reichere Pathen, als die ersteren aufzuweisen hatten. Dann folgte das kräftigste Händeschütteln und stürmisches Fragen, wann die Komödie anginge, und ein endloser Jubel bei der frohen Botschaft, daß sie am nächsten Sonntag mit der Genovefa eröffnet würde. Frau Heuland wiegte dabei ihr Kleinstes auf den Armen und sagte: „Da haben wir auch gleich meine Schmerzensreich dazu." Ich blickte erstaunt auf die Mutter; sie und der Herr Benefiziat waren allwissend; Letzterer hatte mir in meiner ersten Beichte, als ich nicht mehr weiter

konnte, alle meine Sünden genannt; ich brauchte nur tief erröthend „Ja" zu ſagen, und jetzt hatte auch die Mutter im Voraus gewußt, daß dieſes Kind „Schmerzensreich" heiße. O, wie gar wunderſam wurde mir dabei zu Muthe; mit welcher Ehrfurcht und heiliger Scheu blickte ich zur Mutter empor.

Von nun an dachten wir nur an die Komödianten und flehten bei Vater und Mutter, mit Nanny am nächſten Sonntage in die „Genovefa" zu dürfen, was uns auch feierlich zugeſagt wurde. Inzwiſchen hielten wir uns in den Freiſtunden beſtändig auf dem ſogenannten Anger auf, doch ſtatt unſere gewöhnlichen Spiele zu treiben, ſpionirten wir an der Gaſſenecke und ſandten begierige Blicke nach den Kommödianten aus. Wenn wir aber von Weitem eine lange, ſchwarze Geſtalt erblickten, ſo nahmen wir Reißaus und riefen: „Der Teufel! der Teufel!" Aus Tony's anfänglichem Scherze war beinahe bitterer Ernſt geworden; wir hatten uns ſelbſt in Schrecken hineingejagt und die gefürchtete Perſon, gekränkt von der kindlichen Verhöhnung, ſah bei ſolchen Gelegenheiten allerdings finſter und erſchreckend aus.

Freundlicher geſtaltete ſich unſer Verhältniß mit den Frauen. Dieſe kamen häufig ins Schloß und verließen dasſelbe jedesmal reichlich beſchenkt aus der Schloß- und Bräuhaus-Küche. Dies erhöhte zwar unſer Mitleiden, aber verringerte unſer Achtung, bis dieſelbe plötzlich wieder gehoben wurde; denn eines Tages brachte Frau Heuland wunderſchöne Papierblumen, eigenes Fabrikat, und da wir niemals im Schloßgarten ſolch' große, buntgeſtreifte Nelken, ſolche glänzend rothe, volle Purpurroſen, ſolche Rieſen-Aurikeln, Narziſſen, Tulpen und Kaiſerkronen — geſehen hatten, erweckte dieſer Anblick in uns die höchſte Bewunderung, um ſo mehr, als die Blumen wirklich dufteten.

Endlich war der heißerſehnte Sonntag gekommen, ein langer Tag, denn unſer Sinn richtete ſich auf den Abend. Als die anberaumte Stunde ſich nahte, brauchte Nanny uns nicht erſt zuſammenzurufen, wir harrten ihrer bereits mit Vewalters Buben vor der alten, langſamen Uhr und verfolgten den Minutenzeiger mit klopfendem Herzen; ach, ſie pochten viel raſcher, als ihr tick, tack; kein Wunder, die Uhr durfte ja nicht in die Genovefa gehen! Als ſie nun ſechs Uhr ſchlug, klang es uns wie Muſik; wir riſſen die Thüre auf und ſchrien der Nanny. Da war ſie ſchon; ſie kannte ja unſere heiße Sehnſucht, ich glaube, ſie theilte dieſelbe. Stürmiſch eilten wir zur Mutter, umſchlangen ihren Hals und küßten ſie zum Lebewohl; dann horchten wir

nicht mehr auf ihre Ermahnungen, fort ging's an Nanny's Seite im Eilschritt bis zum Sonnenwirth.

Wir traten in den dunklen Saal, und o, wie geheimnißvoll wirkte dieses auf uns! es entrückte die kindliche Fantasie aus der Gegenwart in die Ritterzeit. Wir saßen mäuschenstille ganz vorne, natürlich auf dem ersten Platze. Nach einer halben Stunde wurde der Saal beleuchtet, die Kerzen widerspigelten sich an den blanken Blechtafeln, welche in reicher Zahl die Seitenwände schmückten. Zu unterst am Vorhang glänzten dicht aneinander eine Reihe von Oellämpchen; man konnte das herrliche Gemälde ober ihnen sehen und deutlich unterscheiden, und jetzt begannen die Geiger von Ober-Knöringen, — eine ganze, musikalische Colonie — und dann — dann klingelte es, der Vorhang ging auf!

Und jetzt zog die ganze, schöne Geschichte, wie der liebe Christoph Schmid sie beschrieben hatte, wahrhaftig und lebendig an uns vorüber; es geschah vor unsern eigenen Augen; wir erblickten hier die sanfte, fromme Genovefa, aber auch den bösen und grausamen Golo. Er war's, der Schwarze; er war also wirklich ein schlechter, böser Mensch, wir hatten ihm nicht Unrecht gethan. Welch grimmige, satanische Gesichter er schnitt, welches teuflische Hohngelächter über seine dünnen Lippen quoll, wie unerbittlich er blieb bei Genovefas Verstoßung. Je heißer unsere Thränen um dieselbe flossen, desto höher loderte der Zorn gegen den bösen Golo empor. Ich sah, wie Toni an meiner Seite die Hand ballte und wie Ernst mit den Zähnen knirschte. Mich wundert es heute noch, daß wir ruhig sitzen blieben und nicht den ganzen Vorgang hinderten.

Jeder meiner Leser kennt Genovefas Geschichte, und kann sich also in unsere Gefühle hineindenken.

O, das schöne, schöne Ende! es beruhigte unsere Herzen, als der Graf im Triumphe die holdselige Gattin mit dem kleinen Schmerzensreich in seine Burg zurückführte. Wir überschütteten zu Hause auch die Eltern mit unserm Entzücken und erzählten, bis die Mutter uns gewaltsam zu Bette brachte. Aber das Erlebte verfolgte uns bis in den Traum. Immer war es der böse Golo, welcher sich über das Bett neigte, uns grausam aus dem Mutterarm riß, die gute Nanny bei Seite warf und mit uns aus dem Schloßhof in den kalten, dunklen Wald floh, wo allerlei wilde Thiere auf uns lauerten. Wir schrien einige Male laut empor, daß die Mutter kam und

uns beſchwichtigte. Beim Erwachen hatte ſich deßhalb unſere Abneigung gegen den ſchwarzen Komödianten geſteigert und wir gaben ihm den Namen Golo.

Am Morgen nach dieſem Theaterbeſuche hatte der gute Lehrer Mayer ſeine liebe Noth mit der Schuljugend. Er verſuchte vergeblich Alles, unſere Aufmerkſamkeit zu feſſeln; die Mehrzahl beobachtete nicht einmal die pflichtſchuldige Ruhe und die Kinder in den erſten Bänken waren namenlos zerſtreut. Eines flüſterte dem Andern etwas zu; die Augen der Mädchen floßen jetzt noch über aus Mitleid mit der blondhaarigen Genovefa, die Knaben jedoch wütheten gegen den ſchändlichen Golo, mein Bruder aber lenkte den Zorn aus dem Reiche der Fantaſie in das Reich der Wirklichkeit, auf Denjenigen, welcher den Golo geſpielt hatte.

Als wir das Schulhaus verließen, ſammelten ſich Alle in einer großen Gruppe um Anton, ihm zur Seite ſtanden Ernſt und Louis. Mein Bruder hielt eine entrüſtete Rede und ſchloß mit den Worten: „Dem wollen wir's eintränken, Buben!“ und Alle ballten die Fäuſte gegen das Sonnenwirthshaus.

Louis, welcher ein paar Jahre älter und ſehr ruhigen Weſens war, ſchüttelte den Kopf und ſagte beſchwichtigend: „Aber ſeid doch vernünftig! der arme Komödiant hat's ja nicht ſelber gethan und nur ſo geſpielt, wie's in der Geſchichte ſteht! Was kann denn der dafür, daß es vor Zeiten einen böſen Golo gegeben hat!“

Statt zu beſchwichtigen, ſchürte dieſe Vertheidigung nur die Entrüſtung zur vollen Glut. Anton rief: „Vernünftig? wir ſind nicht ſo dumm, daß wir den Komödianten für den wirklichen Golo hielten. Wenn er aber nicht gerade ſo grauſam wäre, wie der rechte Golo, ſo könnte er keine ſo teufliſchen Geſichter ſchneiden und ein ſolches Hohngelächter aufſchlagen. Man ſieht's ihm an, welche boshafte Freude er daran hat, kleine Kinder umzubringen, ja, wenn er könnte, gewiß thät er alle Kinder in Jettingen umbringen, ja, ja, der wärs im Stand. Antwort — warum ſpielt er denn ſo ſchlechte Rollen, wenn ihm die guten lieber ſind? he, Du Geſcheidter!“

„Nun, Einer muß doch den Golo ſpielen, ſonſt kann man die Genovefa gar nicht aufführen. Wartet's nur ab, das nächſte Mal ſpielt er vielleicht den heiligen Johannes von Nepomuk.“

Louis Antwort wirkte wunderbar. Die ganze Schaar dachte nur mehr an das neue Theaterſtück und alle hatten den Golo für den Augenblick ver-

geſſen. Sie verließen Anton und ſchloßen ſich Louis an, welcher gemüthlich die Angergaſſe hinabſchlenderte, um ihn auszufragen, was er von dem neuen Theaterſtück wiſſe. Nur Ernſt war bei Anton geblieben; die Beiden tauſchten Blicke des Einverſtändniſſes und drückten ſich als Bundesgenoſſen die Hände.

Von jetzt an gingen die beiden Kameraden ihren eignen, heimlichen Weg. Vor allem erkundſchafteten ſie des Golo Wohnung. Er hatte ſich bei der alten Häuslerin in deren Hofſtübchen eingemiethet, und war dadurch allen Beobachtungen völlig unzugänglich. Kaiſer Napoleons Wache iſt nicht ſo ſtreng, als die Alte jeden neugierigen Blick von ihrem Hof und Fenſter fern zu halten wußte. Dieſer Umſtand ärgerte die beiden Kameraden nicht wenig und ſteigerten ihre Erbitterung gegen den Komödianten. Toni ſagte zu Ernſt: „Zu was braucht er die Heimlichkeiten, wenn er kein böſes Gewiſſen hat? Mein Vater ſagt oftmals: Die Tugend ſcheut nicht Licht, wohl aber verſteckt ſich das Laſter davor. Gleich und gleich geſellt ſich gern! Die Häuslerin iſt gerade auch ſo eine Heimlichthuerin.“

Auf dieſe Weiſe argumentirte mein Bruder, als die Beiden höchſt verdrießlich von ihrer Entdeckungsreiſe zurückkamen. Aber der andere Tag brachte ihnen reiche Entſchädigung. Zur Mittagszeit kamen aus der Angergaſſe dem Schloßgarten entlang zwei Komödianten und bogen richtig beim Kutſcherhäuschen in den vordern Schloßhof, wo die Oekonomiegebäude ſtanden und die Brücke zum Thor führte. Gerade vor demſelben zog ſich ein hölzerner Gang links zum Thurmerker, wo ſich das Bräuhausſtübchen befand. Dahin ſchritten die beiden Männer. Es war der Herr Theaterdirektor Heuland ſelbſt und ihm zur Seite ging der lange, ſpindeldürre Golo, den ſchwarzen Frack feſt über der Bruſt zugeknöpft, daß auch nicht ein weißes Hemdſtreifchen zu ſehen war, wieder ein Poſten auf ſeinem Sündenregiſter! Sein hoher, ſchwarzer Hut auf den kurzgeſchorenen ſchwarzen Haaren, die hervor ſtehenden großen Ohren, die eng anliegenden ſchwarzen Beinkleider und der dicke Knotenſtock vereinten ſich zu einem allerdings abſtoßenden Bilde beſonders für Kinderaugen, während der Herr Direktor ſo luſtig ausſah und die langen Zipfel ſeines rothen Halstuches um ſein Geſicht flogen.

Nun triumphirten die Knaben. Die Bräumeiſterin war eine gar heitere, gute Frau und hatte die Schenke in Pacht. Dadurch kam auch der Vater mit derſelben in beſtändigen Verkehr und wir gingen in der Schenkſtube aus und ein wie zu Hauſe. Nach dieſem erſten Beſuche kamen die Beiden täglich

und nahmen dort ihre Mahlzeit ein. Der Vater erzählte bei Tiſch lachend von ihnen und konnte ſich nicht genug über den plauderhaften Heuland verwundern, der in einem fort an den griesgrämigen Geſellen hinſchwätze, welcher kaum nicke oder den Mund verziehe, und täglich wiederholte der Vater: „Nein, das iſt mir geradezu unbegreiflich.“

Wir merkten es nur zu deutlich, auch der Vater ſchüttelte über Golo den Kopf und ging nur ſeinetwegen täglich in die Schenkſtube, wo er in ſeiner heitern Art die Bräumeiſterin neckte, im Grunde aber auf die Komödianten horchte, wohl auch mit dem Direktor ſich ins Geſpräch einließ.

Einmal ſagte er: „Mich wundert nicht, daß der Schwarze“ — dann unterbrach er ſich und ſchaltete ein — „aber wie heißt er nur?“

„Golo!“ ſchrien wir aus vollem Halſe.

Der Vater lachte hell auf und ſagte: „Wahrhaftig, der Name paßt zu ihm, alſo mich wundert nicht, daß der Golo ſo mager iſt. Einen Tag um den andern verzehrt er nur ein Stück Käs und trinkt ſein Krüglein Bier dazu, während der Andere ſich's wohl ſchmecken läßt, trotz ſeiner zwölf Kinder. Wie wär's Nanny, wenn man ſie einmal wieder ordentlich mit Dampfnudeln abfütterte?“ Dann wendete ſich der Vater zur Mutter und fügte bei: „Am Sonntag wird der Gang nach dem Eiſenhammer gegeben. Ich hab dem Direktor Heuland verſprochen, daß Du mit den Kindern hineingehſt und ich will den Eintritt allen Schloßknechten und Mägden bezahlen, dann bekommen ſie doch eine ordentliche Einnahme und die Leute haben auch ein Vergnügen.“

Wir jubelten in unſern kleinen Herzen hoch auf und wären dem Vater am liebſten um den Hals gefallen, aber er war bereits unter ſeiner Schlafzimmerthüre neben an, wo er auf dem Sopha ſein Mittagſchläfchen zu halten pflegte und ihn Niemand ſtören durfte. Ganz gegen ihre Gewohnheit folgte ihm heute die Mutter und wir hörten ſie flüſtern. Aber wir vernahmen die Worte: „Vater, es iſt mir gar nicht recht, daß die Kinder am Sonntag ſchon wieder ins Theater dürfen. Es regt ſie nur auf und ſie hören da Sachen, welche ihre harmloſe Kindlichkeit ſtören.“

Der Vater war augenſcheinlich etwas verdutzt und ſagte beſchwichtigend: „Aber der Gang nach dem Eiſenhammer iſt doch ein ganz moraliſches Stück, Mutter; das wird ihnen nichts ſchaden.“

„Für Erwachſene iſt's ganz gut, nicht ſo für Kinder. Hätteſt Du nur

neulich gehört, wie der Tony in Wuth über den Golo gerieth; die ganze Woche denkt er an nichts Anderes."

Jetzt klang des Vaters Stimme laut und heftig: „Und ist es was Schlimmes, wenn der Bub über das Laster empört wird? Er soll nur in seiner frühesten Jugend eine gründliche Verachtung der Lüge, Heimtücke und Grausamkeit in sich aufnehmen, das stempelt ihn zum braven Mann!

Wir nickten uns zu, wir hatten genug gehört. Es war ein Strom Wasser auf unsere Mühle. Freilich verstanden wir den Vater nicht richtig; wir dachten nur dabei an den armen Komödianten und nicht an das Laster selbst, gegen welches der Vater aufbrauste. Mit einem wahren Jubel sprangen wir in den Hof, und theilten die frohe Neuigkeit Allen mit. Wir wußten schon, was der Vater einmal versprochen und im Kopfe hatte, dies geschah.

Wir konnten kaum den Sonntag erwarten. Nach der Kirche sprangen wir zum Sonnenwirthshaus, wo die Theaterzettel angeklebt waren, streckten unsere kleinen Gestalten und lasen mit Entzücken: der Graf von Savern, die Gräfin, Fridolin, der Jäger Robert, Eisenhammerknechte. Und zuletzt noch die gute Nachricht, daß es fünf Aufzüge habe.

Endlich, endlich brach der Abend an. O, wie grausam langweilig war heute einmal wieder unsere Uhr gewesen! wie hatte sie uns geneckt und getäuscht! Ich muß nemlich eine Schwäche meiner alten Freundin bekennen. Jetzt noch kommt mir ihr Stunden- und Viertelstunden-Schlag vor wie ein altes Ehepaar, welches seine Erlebnisse erzählt: der Mann — ernst, bedächtig, genau und haarscharf; die Frau hingegen mit etwas Fantasie, bisweilen unpünktlich und voraus eilend. Meine Uhr hatte schon damals ihre jetzige Gewohnheit, z. B. beim Abschlagen der vier Viertelstunden gleich das nächste Viertel mitzunehmen und fünf Mal zu schlagen, wodurch ihr künftiger Schlag dem Zeiger voraus eilte, bis die Mutter am untern Schnürchen zog und sie wieder zur Ordnung brachte.

An jenem erwähnten Sonntage vexirte uns die Uhr einige Male bis die Dämmerung am allerdeutlichsten verkündete, daß es Zeit werde, sich für den Gang zum Eisenhammer in Bereitschaft zu setzen.

Dieses Mal war das Vergnügen ein vollkommenes; wir schritten zwischen Mutter und Nanny dahin, das ganze Oekonomie-Gesinde des Schlosses war bereits auf Vaters Rechnung voraus geeilt, der Vater selbst stand vergnügt unter dem Thore und schaute uns lächelnd nach. Wir füllten im Theater die zwei

erſten Reihen, denn auch Oberamtmanns Rudolf und Marie mit der alten Fränzi, ſo wie Verwalters Buben hatten ſich uns angeſchloſſen. Der Schulgehilfe Herr Johann von Gott Steinle führte die beiden Lehrers Kinder an der Hand, Hauptmann Stenzel, Müllers Lenore und Sternwirths Bernhard gehörten ebenfalls zu den Honoratioren und beſetzten den erſten Platz.

Die Ober-Knöringer Muſikanten begannen zu geigen, dann erſcholl das Glöckchen und der Vorhang ging auf.

Ich brauche den Inhalt dieſes Theaterſtückes nicht zu erzählen. Wer von meinen Leſern kennt nicht Schillers wunderſchöne Ballade, wo es heißt:

„Ein frommer Knecht war Fridolin
Und in der Furcht des Herrn
Ergeben der Gebieterin,
Der Gräfin von Savern.
Sie war ſo ſanft, ſie war ſo gut,
Doch auch der Launen Uebermuth
Hätt' er geeifert zu erfüllen
Mit Freudigkeit, um Gotteswillen.

Früh von des Tages erſtem Schein
Bis ſpät die Veſper ſchlug,
Lebt er nur ihrem Dienſt allein,
That nimmer ſich genug.
Und ſprach die Dame: „Mach dirs leicht,"
Da wurd ihm gleich das Auge feucht
Und meinte ſeiner Pflicht zu fehlen
Dürft er ſich nicht im Dienſte quälen.

Drum vor dem ganzen Dienertroß
Die Gräfin ihn erhob,
Aus ihrem ſchönen Munde floß
Sein unerſchöpftes Lob. —
Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht,
Es gab ſein Herz ihm Kindesrecht,
Ihr klares Auge mit Vergnügen
Hing an den wohlgeſtalten Zügen.

Darob entbrannt in Roberts Bruſt,
Des Jägers, gift'ger Groll,

Dem längſt von böſer Schadenluſt
Die ſchwarze Seele ſchwoll.
Und trat zum Grafen, raſch zur That,
Und offen des Verführers Rath,
Als einſt vom Jagen heim ſie kamen
Streut ihm in's Herz des Argwohns Saamen.

Und wie es dann weiter heißt was Jeder leſen kann, wenn ihm's entfallen ſein ſollte und was im ſelbigen Theaterſtücke genau wiedergegeben wurde. Wir folgten mit geſpannter Aufmerkſamkeit dem Verlauf, wie der heimtückiſche Robert dem Grafen anräth, Fridolin zum Eiſenhammer zu ſchicken, vorher den Knechten zu befehlen, daß ſie den erſten Ankömmling, der frage, ob ſie des Herrn Gebot befolgt hätten? in die Glut des Eiſenhammers zu werfen; wie der fromme Fridolin aber auf dem Wege dahin an der Feldkapelle vorüberkam und dort den Miniſtranten machte; wie er ſich auf dieſe Weiſe verſpäte; wie es dem böſem Robert nicht mehr daheim litt und er zum Eiſenhammer ging und frug, ob ſie des Herrn Befehl bereits vollzogen hätten? wie er dort vor dem frommen Fridolin anlangte und die Knechte alſo Robert für den Rechten hielten, ergriffen und in die Glut warfen, ſo, daß Fridolin gerettet war, der Graf aber ausrief: „Gott ſelbſt im Himmel hat gerichtet!"

Wahrhaftig! der böſe, ſchändliche Jäger Robert war wieder kein Anderer, als Golo, der Schwarze, der Teufel! Dieſesmal erſchien er uns noch boshafter und die gerechte Strafe noch einleuchtender. Jetzt war es eine erwieſene Sache, der ſchwarze Komödiant ſpielte mit Luſt und Behagen immer die Rollen der Schlechten und Tückiſchen. Was konnte Louis noch dagegen aufbringen? und als er dennoch ſein Vertheidiger blieb, ließ er nach Verlauf des nächſtfolgenden Theaters den Kopf hängen. Wir durften freilich nicht mehr hinein, hörten aber von Gärtners Xaver, welcher dort geweſen war, man habe den heiligen Johannes von Nepomuk gegeben. Es war noch nicht lange her, daß der Lehrer uns deſſen Legende vorgeleſen hatte. Wir wußten alſo genau, König Wenzel habe dem Heiligen das Beichtgeheimniß entlocken wollen und weil dieſer ſtandhaft geblieben, ihn zum Waſſertode verurtheilt. Wer aber hatte die Rolle des grauſamen Wenzel geſpielt? Kein Anderer, als Golo, der Jäger Robert, der Schwarze, der Teufel. Seine Verbrechen häuften ſich und unſere Feindſchaft ſann auf Rache.

Von nun an verzweigte sich die Verschwörung in der ganzen Schuljugend; Mädchen und Knaben nahmen daran Theil, nur Louis schloß sich standhaft aus und sorgte inzwischen ganz allein für unsere verlassene Kapelle. Er schnitt, klebte und malte neue Meßgewänder, putzte die zinnernen und bleiernen Kirchengeräthschaften, stäubte das alte Uhrgehäuse ab und ahmte gänzlich den frommen Knecht Fridolin nach, ohne sich im Geringsten um den Jäger Robert zu bekümmern. Als ihm Direktors Kleopatra ein selbstverfertigtes, wohlduftendes Körbchen aus Gewürznägelchen, gefüllt mit künstlichen Blumen schenkte, stiftete er es mit einer Kniebeugung in die Kapelle und verrichtete somit lauter Werke des Friedens, während wir im Kriege begriffen waren. Ich zweifle auch nicht, daß er bei diesen seinen Beschäftigungen für den verfolgten Golo betete.

Wir spionirten emsig und trugen Alles dem Oberhaupte, meinem Bruder Anton, zu. Dieser verzeichnete es sodann in einem Buche, dessen Deckel er mit schwarzem Papiere beklebte und dabei erzählte er uns wunderbare Sachen vom Vehmgericht. Eines Tages schritt er in unserer Begleitung ganz erhitzt in die Wohnstube, wo die Mutter wieder einmal unsere durchlöcherten Strümpfe flickte. Louis war auch dabei, aber er kam ganz zuletzt. Anton konnte vor Erregtheit kaum sprechen, auch war er in größter Eile die steile, große Treppe heraufgelaufen. „Was gibts?“ frug die Mutter ganz erschrocken, und Tony rief: „O Mutter, der schwarze Komödiant, der Golo.“

„Schon wieder!“ unterbrach ihn die Mutter ärgerlich, aber doch im Herzen beruhigt und wendete ihre Aufmerksamkeit der Arbeit zu. Anton ließ sich jedoch von diesem entmuthigenden Zeichen ihrer Theilnahme nicht abhalten, sondern haspelte seine Geschichte heraus von einer ganz empörenden, unmenschlichen Grausamkeit des Schwarzen, der seine Wuth und Bosheit an der grauen Katze der Häuslerin ausgelassen habe, weil er die Kinder nicht erwürgen könne! ja, ja, so sei's! er habe das kleine, liebe Kätzlein grausam gegen die Mauer geschleudert.

Da schlug die Uhr fünfmal. Die Mutter blickte erstaunt empor; es konnte doch nicht schon Fünf sein? Nein, wieder war's der voreilige Viertelstunden-Schlag gewesen und richtig schlug es ernst und langsam vier Mal nach; also Vier Uhr.

Jetzt sagte die Mutter zu Anton: „Hast es gehört? Gerade so vorschnell ist Deine Zunge.“ — Anton wurde bis über die Ohren roth, und

die Mutter fuhr in ihrer Rede fort. „O Kinder, Kinder! wie oft habe ich's Euch geſagt, und wie oft muß ich's wiederholen: verſchont mich mit ſolchen Reden. Ich will nichts Schlimmes von meinem Nebenmenſchen hören und nichts Schlimmes glauben. Ja, wenn Ihr mir etwas Gutes von ihnen zu erzählen habt, ſo kommt eilig; das will ich hören und glauben. Wie mögt Ihr nur ſo feindſelig ſein gegen den armen, ausgehungerten Menſchen! Ich liebe alle, alle Menſchen; Friede, Friede iſt mein Loſungswort und Element."

„Aber Mutter, die Katze" — begann Tony wieder; nun fiel ihm Louis ärgerlich in's Wort: „Es war ja gar keine Katze, es war ein todter Ratz, der vor ſeiner Hausthüre lag; natürlich hat er das eckelhafte Ding beiſeite geworfen! ja, ich hab's ſelbſt mit angeſehen."

„Ich auch!" rief Anton und fuhr ergrimmt auf den Kameraden zu.

Louis fiel wieder in ſeine ihm angeborene Ruhe zurück und fügte bei: „Ja, ja! aber ich ſah die Katze vom Sternwirth herüber ſpringen und zwar mit einer Wurſt im Maul."

Alle lachten; Anton jedoch grollte: „Du nimmſt immer den Komödianten in Schutz. An dem iſt das Mitleid verſchwendet; er ſieht aus purem Geiz ſo verhungert aus. Schau einmal den Direktor dagegen an; der laßt ſich's ſchmecken." Die Mutter ſeufzte; Anton jedoch fuhr fort: „Seit acht Tagen kommt der Schwarze nicht einmal mehr ins Bräuhausſtübchen und gewöhnt ſich das Eſſen ganz ab. Ihr mögt in allen Wirthshäuſern herum fragen, nirgends kehrt er ein."

Die Mutter hatte nun ernſtlich genug an dieſer Scene und rief: „Schweig, Anton; ich will jetzt kein Wort mehr hören! oder Du gehſt da hinein in's Thurmzimmer und ſtellſt Betrachtungen über Dich ſelbſt an. Ich ſage es Euch nochmal, Kinder! daß Ihr mir den armen Mann in Ruhe laßt."

Wenn die Mutter auf dieſe Weiſe ſprach, wußten wir, daß es bittrer Ernſt war. Wir ſchlichen uns davon; der Aufenthalt im Thurmzimmer bot eine zu unerfreuliche Ausſicht auf Strafarbeiten und geſchmälertes Abendeſſen.

Es verſtrichen einige Tage; wir ſprachen vor der Mutter nicht mehr von Golo, deſto mehr jedoch unter einander, mit Ausſchließung von Louis. Ein beſtimmter Tag, der nächſte Mitwoch, wo wieder Theater geſpielt werden ſollte, ward zu einer großen Zuſammenrottung auf dem Anger anberaumt.

Der Verurtheilte pflegte zur Vorstellung immer diesen einsamen Weg zu gehen und bei dieser Gelegenheit sollte er förmlich „Spitzruthen“ laufen, ein beliebtes Spiel, welches wir im bittern Ernste treiben wollten.

Dieser Nachmittag war angebrochen. Wir vollendeten im Thurmzimmer bei offener Thüre unsere Aufgaben. Da kam gerade Nanny in's Wohnzimmer und rief mit einem Jammertone: „O Frau! was hab ich gehört! Denken Sie sich, bei Nussers soll ein schreckliches Elend sein. Wissen Sie, Zimmermanns, die im Gnadenhäusle droben bei den Hopfengärten wohnen. Er ist in Burgau vom Dach gefallen und kann seitdem nichts arbeiten; die fünf Kinder aber sind alle krank; kein Mensch geht in's Haus, denn Alles meint, sie hätten das Nervenfieber und Alles ist froh, daß sie am End' des Ortes wohnen. Es ist aber kein Sterbenswörtchen davon wahr; gerad hat mir's der Bader Heindl gesagt: hungerskrank sind sie, Frau! da soll Einem nicht das Herz vor Mitleid brechen.“

Die Nanny schluchzte in die aufgehobene Schürze hinein und wir stunden bereits an ihrer Seite, indem wir die Mutter baten, gleich mit hingehen und den Korb voll Lebensmittel tragen zu dürfen. Die gute Mutter stund augenblicklich von ihrem Platze auf, ging mit Nanny in Keller und Speisekammer, bepackte den großen Tragkorb, wir schoben unsern Arm in den Reifen und drängten fort. Aber die Mutter suchte auch noch alte Kleidungsstücke zusammen, wickelte dieselben um eine Weinflasche, nahm sie unter den Arm und schritt mit uns dem „Gnadenhäusle“ zu.

Wir traten unbemerkt ein; aber — unser Athem stockte beim ersten Anblick. Auf dem Strohsacke ruhte der bleiche, kranke Joseph Nusser, der Zimmermann; mitten in der Stube saß auf niedrer Bank niemand Anderer als Golo; in seinen Armen lag das kleinste Kind, er schaukelte es und sah unendlich liebevoll auf den Schreihals, während er zur weitern Beschwichtigung sanfte Worte flüsterte. Zu Golos Füßen kauerten drei Kinder; jedes biß in ein Stück Brod, während es in der andern Hand das abgeschnittne Stückchen einer geräucherten Wurst hielt, um das magere Essen durch winzig kleine Abbisse schmackhafter zu machen. Der übrige Wurstheil, nur das Zipfelchen, nebst dem Messer lagen auf Golos Knie.

Die Nusserin trat eben mit der Schüssel voll Brodsuppe aus der Küche und hätte bei unserm Anblicke dieselbe vor Ueberraschung beinahe fallen lassen. Der Komödiant wendete den Kopf zur Thüre und sprang auf. Die Mut-

ter verstand augenblicklich die ganze Scene und blickte uns mit bedeutsamen Augen an, daß unserm Herzen eine Ahnung auftauchte und wir zitterten. Jetzt kam eben noch das älteste Mädchen mit dem Kruge und die Verwirrung war grenzenlos. Doch unsere Mutter verstand es durch lange Uebung mit solchen Leuten umzugehen. Sie grüßte Alle gar so freundlich und erklärte, daß sie durch Nanny eben erst von ihrer traurigen Lage gehört habe und nun mit den Kindern hergekommen sei, dem abzuhelfen. Dabei packte sie sogleich den Korb aus; die Nusserin schlug die Hände zusammen und rief: „O, freilich, ein Elend ist's und wir wären schon längst verhungert, wenn nicht der Herr Weigand dort uns geholfen hätte. O schauen's — er ist selber ein armer Mensch und spart sich den Bissen vom Mund ab, nur um unsere Kinder zu ernähren und gönnt sich keinen Trunk Bier, damit mein armer Mann sich dran stärkt. Und da thut er noch, als ob nichts dran wär und bittet um Erlaubniß, daß er von der Margareth dort sein Essen und Trinken herholen lassen dürfe. Ja wohl, sein Essen, sehens nur, was ihm von der Wurst geblieben ist! aber Gott im Himmel vergelt's ihm tausendmal. Es ist ein Kinderfreund und unser Herr Jesus wird's ihm segnen. Alles Geld hat er schon hergegeben und wenn wir jammern, daß ihm nichts bleibt, so vertröstet er uns auf sein Benefizium. Wahrhaftig, er ist fast so fromm, wie unser Herr Benefiziat und verdient schon, daß er auch eines hat."

So plauderte die Nusserin im Ueberwallen des dankbaren Herzens, und wiegte nun ihr Kind auf den Armen, nachdem sie die Suppenschüssel niedergestellt hatte. Die Mutter ging tief ergriffen auf Herrn Weigand zu und streckte ihm die Hand entgegen. Mein Bruder raffte sich tapfer auf, näherte sich dem Komödianten, wollte sprechen, brach aber in lautes, krampfhaftes Schluchzen aus, in welches ich sogleich einstimmte.

Was dies bedeuten sollte, wußten außer uns nur zwei Menschen: die Mutter und Herr Weigand. Der letztere bedeckte sein Gesicht mit den magern Händen; es mochte ihm wohl Alles einfallen, was er durch uns gelitten, und seine Brust hob sich. Dann aber sah er mit feuchtem Auge lächelnd auf uns und legte seine Hand auf Antons Haupt.

Unsere gute, gute Mutter kam Allen zu Hilfe. Ihr frisches, munteres Wesen brach durch den Nebel der Thränen wie ein himmlischer Sonnenblick. Sie entkorkte die Weinflasche, zog aus der Tasche den Trinkbecher, welchen sie stets bei sich führte, schenkte ihn voll, setzte das Glas an die Lippen und

rief: „Der Herr Weigand ſoll leben! und jetzt, Kinder, trinkt auf ſeine Geſundheit.“

Sie reichte uns den Becher, nicht aus Vorzug, ſondern um dem verkannten Menſchen die Ehre zu erweiſen. Tony verſtand es wohl und rief: „Der Herr Weigand ſoll leben und — mir verzeihen!“ Das letzte Wort kam etwas krampfhaft aus der Kehle und miſchte den Wein mit Salzwaſſer und ich verdünnte ihn ebenfalls gehörig damit. Dann aber füllte die Mutter den Becher von Neuem und reicht eihn dem Komödianten. Dieſer ergriff denſelben mit zitternder Hand, ſeine Lippen bebten, erwollte ſprechen — aber zum erſten Mal blieb er ſtecken in ſeiner Rolle, es war eben keine auswendig gelernte — und ſagte nur: „Gott ſei Dank!“ Jetzt bekamen Alle zu eſſen und zu trinken; als es im beſten Zuge war, ſchlich die Mutter mit uns zum „Gnadenhäusle“ hinaus.

Kaum hatten wir die Hopfengärten erreicht, ſo machte ſich Anton los von Mutters Hand und ſtürmte fort. Ich wußte ſchon wohin. —

Natürlich unterblieb das Spitzruthenlaufen auf dem Anger. Dagegen erhielt der gute Herr Weigand täglich die beſten Biſſen, welche die Ortskinder ſich abſparen konnten. Das Hinterſtübchen der Häuslerin wurde eine förmliche Speiſekammer von Kücheln, Würſten, Speck und Rauchfleiſch und der Sammelplatz der Ortsjugend. Es gab keinen Golo, keinen Jäger Robert, keinen Wenzel mehr, ſondern nur einen Herrn Weigand. Hofmillers Domini ſchleppte deſſen durchlöcherte Stiefel heimlich fort und ſtellte ſie friſchgeſohlt unter das Bett des Komödianten. Als aber am Sonntag ſein Benefiz war, d. h. die ganze Einnahme ihm gehörte, ſtrömte Alles dem Theater zu, auch das Schloßgeſinde und Nuſſers Margareth, welcher die Mutter den Eintritt mit uns bezahlte. Das Stück war Fauſts Höllenfahrt; es ſtörte uns aber nicht im Geringſten, daß Weigand den Fauſt ſpielte und zum Schluſſe in den Flammenpfuhl ſank. Anton ſagte nun ſehr energiſch: „Er kommt dereinſt doch in den Himmel, weil er das Böſe ſo abſchreckend vorſtellt, ja, er könnte es gar nicht ſo, wenn er nicht ſolch großen Abſcheu davor hätte.“

Die zwölf Edelsteine der Offenbarung Johannis.

Jaspis. Saphir. Chalcedon. Smaragd. Sardonix. Sardis. Chrysolith. Beryll. Topas. Chrysopras. Hyacinth. Amethyst.

Bearbeitet von **Caroline Beck.**

II.

Wunderkraft der Steine.

Der Mensch ist mit einer Vorliebe für alles Wunderbare geboren. Die Epoche in welche die renaissance des Diamant fällt, war auch die der Entdeckung Amerika's und Westindiens. Manche Naturgeheimnisse wurden entdeckt. Die Reichthümer an Edelsteinen, mit welchen Indien unser Europa überschüttete, wurden nicht nur als kostbarer glänzender Schmuck betrachtet, sondern man erhöhte zehnfach ihren Werth durch die übernatürlichen Kräfte, welche man ihnen zuschrieb. Die außergewöhnliche, im Magnet liegende Kraft, dem Auge unsichtbar, den Sinnen in seiner Ursache unerklärlich, aber überzeugend in seiner Wirkung, erregte den Glauben, daß andere Mineralien ebenfalls geheime und nicht weniger wunderbare Kräfte besitzen müßten.

Die Medicin jener Tage entlehnte wirksame Mittel aus dem Mineralreich, die alle berechnet waren, die Edelsteine mit den wundersamsten, natürlichen und übernatürlichen, physischen und metaphysischen Eigenschaften auszurüsten. Auch den zwölf, im 21. Kapitel Offenb. Johannis erwähnten Edelsteinen ist mehr oder minder eine Wunderkraft beigelegt.

Der blutrothe Jaspis stillte nach dem Volksglauben den Blutfluß, wenn er entweder getragen oder auf die Wunden gelegt wurde. In dem Marbod'schen Werke heißt es auch, daß ein grüner Jaspis mit der eingravirten Figur eines großen breitschultrigen Mannes, der ein Bündel Kräuter auf dem Rücken trägt, heilkräftig oder als Amulet wirken könne; ein solches Siegel solle sich der Arzt anschaffen, wenn er gut kuriren will.

Saphir. Wurde der Saphir von einer unmäßigen, ausschweifenden Person getragen, so verlor er seinen Glanz und seine Schönheit. Er theilte in dieser Hinsicht die Eigenschaft der meisten Steine, welche auf diese Weise ihren Abscheu alles Lasters bezeugten. Er flößte ferner Mäßigkeit ein, unterdrückte flatterhafte Gedanken, heilte Hautkrankheiten u. dgl. m.

Das Augenlicht zu erhalten, hatte man nur recht oft einen Saphir anzuschauen. Saphir-Pulver in Gestalt einer Pille dem Auge aufgelegt, zog Staub oder ein Insekt oder sonst eine Substanz heraus, welche möglicher Weise in dasselbe fiel, auch heilte es Augenentzündungen oder irgend einen Reiz, durch Blattern oder andere Krankheiten verursacht. Eine Zeit lang mußte jedoch dieses Auflegen fortgesetzt werden. Das in Milch eingenommene Saphir-Pulver war ein Universal-Mittel gegen Pest, Gift, Fieber und andere krankhafte Zustände. Die Wirkung des Saphirs über giftige Thiere war so mächtig, daß er, wenn über ein Glas gehalten, worin eine Spinne lebte, dieselbe tödtete.

Legte man den Saphir auf das Herz, so stillte er das Fieber und ertheilte Kraft und Entschlossenheit. Seine vom frommen Glauben ihm zugeschriebene Eigenschaft, reine und keusche Gedanken einzugeben, war auch die Veranlassung, daß er der Geistlichkeit zum Tragen anempfohlen wurde. Der heilige Hieronymus im 19. Kapitel seiner Erklärung des Propheten Jesaias führt die Meinung an, daß der Saphir dem Träger die Gunst der Fürsten erhalte, die Wuth der Feinde dämpfe, den Zauberspruch zerreiße, aus der Gefangenschaft führe und den Zorn Gottes besänftige.

Die Alten hielten den Saphir in hohen Ehren: die Opfer, welche Phöbus dargebracht wurden, waren mit Saphiren vermengt, um des Gottes Gnade für seine Anbeter zu gewinnen.

Epiphanes meint, die Erscheinung, welche Moses auf dem Berge sah, war in einem Saphir, ebenso daß die ersten Gesetztafeln, die Gott Mose übergab, gleichfalls von Saphir waren. Lapideries erklärt den tiefblauen Saphir als den männlichen, den blaßblauen hingegen als den weiblichen.

Smaragd. Wenn in manchen Ländern von Asien Einer einen Smaragdring am Finger trägt, so kann er, wie mit dem besten Passe, überall ungehindert durchgehen und von Bürgern und Soldaten alle Hülfe und Gefälligkeit verlangen, die er gebraucht. Denn dort darf nur ein Prinz oder einer, der im Namen oder im Auftrag des Fürsten reist, einen Smaragdring am Finger tragen. Und wenn daher die Leute dort an der Grenze noch so grob gegen einen wären und man hält ihnen den Smaragdring hin, so heißt das so viel als: ich bin ein Prinz oder ein Freund und Gesandter deines Fürsten — und dann werden sie gleich artig.

Der Smaragd als Amulet um den Hals oder als Fingerring getragen,

verscheuchte böse Geister und war der Hüter der Keuschheit. Er verrieth hingegen auch die Untreue, indem er sich in kleine Stückchen zerbröckelte, wenn er das Uebel nicht verhüten konnte. Er enthüllte Geheimnisse und Begebenheiten der Zukunft; begabte mit Beredsamkeit und vermehrte den Reichthum. „Derjenige, der von grünen Steinen träumt, wird berühmt werden und Wahrheit und Treue auf seinem Wege finden." (Achmet Seirim.) Fiel der Smaragd aus seiner Einfassung, so wurde es selbst noch bis auf unsere Tage als ein böses Omen betrachtet. Ein großer Smaragd fiel bei der Krönung aus Georgs III. Diadem, und Amerika ging während seiner Regierung für England verloren.

Man war der Ansicht, jeder Gegenstand nehme sich, durch einen Smaragd gesehen, vortheilhafter aus, deshalb bediente sich Nero eines Smaragdes, den Gladiatoren-Kämpfen zuzusehen.

Nicht nur allein besaß der Smaragd metaphysische, sondern auch sehr heilsame medicinische Kräfte, denn er theilte mit allen übrigen Edelsteinen die Eigenschaft, „kalter, trockner Natur" zu sein. Als Pulver eingenommen, galt er als Kur für alle giftigen Bisse, pestilenzartigen Fieber und viele andern Seuchen. Einem Kinde um den Hals gehangen, behütete er dasselbe vor der hinfallenden Krankheit. Ist er machtlos das Uebel zu heilen oder zu verhüten, so zersplittert er in Atome, als ob er sich vom bösen Geiste für bewältigt erklärte.

Der Beryll. Der Beryll diente zugleich als Schutzmittel gegen die Fallstricke der Feinde; er war wirksam in Leberleiden, Gelbsucht, Convulsionen, Krankheiten des Mundes, des Halses und des Gesichts. Pulverisirt heilte er wehe, verwundete oder gequetschte Augen. Die Zauberer betrachteten ihn als das höchste Mittel gegen Faulheit, und als einen Verstandes-Schärfer. Der Beryll oder Aquamarin schenkt dem Träger Glück auf seiner Schifffahrt und beschützt ihn vor jeglicher Gefahr, mag die Fahrt noch so lange und noch so rauh sein. Den Türken ist der große Beryll sehr werthvoll zum Griffe ihre Stilette.

Topaz. Der Topaz, der Chrysolith der Alten, strömt gleich dem Rubin, Licht in der Dunkelheit aus. Man erzählt, daß einst Hildegard, Frau des Grafen Theodorich von Holland, dem Titularpräsidenten Adelbert, einen Topaz zum Geschenke gemacht haben soll, der bei der Nacht ein so blendendes Licht ausstrahlte, daß in der Kapelle, in welcher der Juwel auf-

bewahrt wurde, die Gebete ohne Lampenschein gelesen wurden. Befand sich der Topaz in der Nähe von Gift, so verlor er seine Farbe. Er sprengte auch jeden Zauberbann, trug man ihn in Gold gefaßt am linken Arm oder um den Hals. Er stillte weiter noch den Jähzorn und die Wuth; verscheuchte die Schrecken der Nacht, verbannte die Melancholie, stärkte den Verstand, heilte die Feigheit und schärfte den Witz. Seine anderweitigen Vorzüge waren: pulverisirt in Wein aufgelöst und getrunken heilte er Asthma, Schlaflosigkeit und verschiedene andere Krankheiten.

Amethyst. Einen Siegelring mit blutrothen Punkten (Amethyst oder Karneol) soll derjenige tragen, der an Blutspeien leidet. Galenus soll einen solchen Siegelring getragen haben. — Schon im alten Rom hielt man auf den Gebrauch der Amulette große Stücke. Der Amethyst verscheuchte ebenfalls böse Gedanken, machte den Träger dieses Juwels arbeitsam und verschaffte ihm die Gunst der Fürsten. Seine Haupttugend war, daß er vor Unmäßigkeit schützte und als Heilmittel für die Trunkenheit diente.

Eine Wespe.

Historische Original-Erzählung von Dr. **Isidor Proschko.**

II.

Im Buran.

Der Winter des Jahres 1759 senkte sein weißes Bahrtuch auf die Steppen des Reussenlandes.

Ueber die beschneiten Felder der Hochkuppe des Wolgagebirges an der Grenzscheide der beiden Welttheile Europa und Asien, zog in diesem strengen Winter des eben genannten Jahres ein leichter Windhauch; die Schneekörnchen ballten sich nicht, aber silberne Streifen erhoben sich von der Ebene und stiegen immer wirbelnder als eine dunkle graue Wolkenmasse empor. Sie lag auf den höchsten Zinken des Gebirges gleich einem riesenhaften Ungeheuer der Urwelt, welches seine Arme weit hinausstreckt, unschlüssig, ob es in diesem oder jenem Welttheile niederfahren solle.

Jetzt begann der Wind zu heulen, ein furchtbarer Windstoß rüttelte die alten Eichen des Hochwaldes an der Abdachung des Gebirges und kalter Regen rauschte in den kleinen Eisnadeln auf die gleichfalls beeisten Wipfel der Bäume nieder. Schwere Wolkenmassen, welche gegen Süden und Osten heraufzogen und bis in den Zenith reichten, verdunkelten immer dichter den Horizont, aber nicht schwer wie Gewitterwolken, sondern weißgrau wie schwere Nebelmassen; denn einer der furchtbarsten Schneestürme des hohen Nordens war im Anzuge.

Die Sonne, welche an diesem Tage ohnedieß nur wie ein blutrother Ball ohne Licht und Wärme am Himmel gehangen hatte, neigte sich dem Untergange zu; schauerlich brauste der Hochwald; ferne ertönte das Rauschen des Stromes, weiße Füchse und braune Zobel schoßen durch den Forst in ihre Höhlen hinab, und das ferne Geheul der Wölfe verstummte allmählig, denn selbst das Gethier des Waldes flüchtete instiktmäßig in seine Verstecke. Jetzt wurde Alles eine dunkle dichte Masse, welche der brausende Wirbelwind erfaßte und im Kreise drehte. Dann nahm die Riesenwolke nach oben eine mehr gelbliche Farbe an, sie endete im Zenith in Haufen-Wolken mit scharfabgegrenztem hellleuchtendem Rande; am westlichen Himmel flogen größere tiefhängende Dunstmassen pfeilschnell mit dem sich jetzt erhebenden Sturmwinde aus Nordost daher.

Jetzt senkte sich die graue Riesenwolke; der letzte matte Sonnenblick erloſch — Nacht ward es im Gebirge und auf der Abdachung desſelben. Der Orkan brach los, so furchtbar und gewaltig, daß vor seinem Rasen die Eichenstämme des Hochwaldes wie dünne Strohhalme zu Boden knickten, während er aufwirbelnde Schneemassen vor sich hertrieb.

Der Pol schien näher gerückt und was Blut und Leben hatte, mußte in diesem Sturme erstarren. Es war ein sogenannter „Buran," ein Schneeorkan des russischen Nordens, welcher oft ganze Karavanen verweht.

Was der Samum für die Wüste, das ist der Buran für Asiens Steppen; seine Benennung gaben ihm die Steppennomaden Asiens; sie bezeichneten damit einen Sturmwind, welcher im Sommer den Staub, im Winter den Schnee zu Riesenwolken empor wirbeln macht. In der Regel beginnt er auf der Erde, zuweilen aber auch in hoher Luft; zuerst streicht ein leichter Windzug über die Ebene, man erblickt silberne Schneestreifen, welche sich von der Erde erheben, diese mehren sich; jetzt fängt der Wind zu sausen und zu heulen

an, die Luft ſchimmert vom Kriſtall des Schnee's und die endlich zuſammengeballte dichte Schneemaſſe trägt der Wirbelwind bis in die höchſten Stellen der Steppen empor.

Oft dauert dieſes Wüthen einen ganzen Tag, häufig beginnt der Buran bei ſonnenhellem Wetter, wenn nur das Thermometer ſich bis acht oder zehn Grade Reaumur erhebt. Seinen Urſprung ſuchen Gelehrte damit zu erklären, daß derſelbe eine Folge der gefrornen und in Schnee verwandelten Dünſte ſei, welche während des Thauwetters in der Athmosphäre ruhen. Aber wehe, wenn der Buran eine Karavane ergreift! Nicht Menſch, nicht Thier vermögen dann dem Sturmchaos zu entfliehen; jeder Richtungs-, jeder Orientirungs-Inſtinkt iſt verloren; wie im Kreiſe dreht ſich Roß und Reiter, die Thiere, welche inſtinktmäßig ihre breite Seite dem Sturme entgegenſtellen, ſtürzen oft mehrere Werſte weit fort und zerſchmettern in Klüften und Abgründen. Aber der Kirgis-Kaiſaki wirft ſich, wie der Karavanenpilger der Saharra beim Herannahen des Samums vor dem Buran auf die Erde, und rettet ſein Leben; denn nur ſo entgeht er dem Erfrieren. Im Sommer bildet ſich der Buran zuweilen aus dem Sande, welchen er himmelhoh emportreibt, gleichwie bei einer Sonnenfinſterniß trübt ſich das Tagesgeſtirn dann blutroth; aber nicht lange dauert dieſer Sommerburan; die Jahrbücher des aſiatiſchen Nordrußland erzählen von den traurigen Verwüſtungen des Burans im Winter. Im einzigen Jahre 1827 kamen in der Saratower-Steppe 10,500 Kamele, 280,000 Pferde, 13,000 Rinder und eine Million Schafe um.

Der obenerwähnte Schneeburan im Wolgagebirge hielt nun auch in ſeinem Wüthen etwas inne, und man konnte zwiſchen den vom Sturm gepeitſchten Bäumen eines großen Waldes eine ſeltſame, dunkle Maſſe wahrnehmen, welche ſich gegen die Stromgegend hinabwälzte; man hätte ſie in der Ferne für einen Heuſchreckenſchwarm, in der Nähe aber für eine Kalmückenhorde halten können, wenn die Köpfe zahlreicher geweſen wären; aber die Schaar, welche da lagerte, beſtand aus kaum hundert Perſonen verſchiedenen Geſchlechtes, welche eben von ihrer Raſtſtätte im Walde aufbrachen und den Hügelabhang hinabſtiegen, um die Richtung gegen die Stadt Kaſan einzuſchlagen.

An ihrer Spitze zu beiden Seiten und am Ende des Zuges ritten auf kleinen Pferden mit Lanzen, Pfeil und Bogen bewaffnete Männer von häßlichem, verwildertem Ausſehen. Es waren Baſchkiren mit ihren ſpitzigen

Mützen, zottigen Mänteln und ihrer eigenthümlichen, den Kalmucken ähnlichen Gesichtsbildung. Die von ihnen geleiteten gingen zum Theile frei, zum Theile aber schritten sie vorwärts an einem langen Taue, an welches die linke oder rechte Hand jedes Einzelnen gebunden war. Etliche in der Mitte des Zuges trugen sogar leichte Eisenketten.

Diese Leute waren also keine „freien Nomaden" wie sie auf ihren flüchtigen Rossen die Steppen Sibiriens durchjagen und die frischen Berglüfte trinken; es waren «Nestcastni ludi» das sind „unglückliche Leute," welche durch das strenge Wort der Czarin aus verschiedenen Theilen des russischen Reiches ihrer Verbannung entgegenzogen; die leichteren Verbrecher unter ihnen gingen frei, die schwereren an der Leine, die schwersten mit Ketten belastet.

Diese Leute hatten so eben im Walde ihr Mittagsmahl, aus Brod und Suppe und Kwas*) bestehend abgehalten, dann aber durch Trommelwirbel aufgeschreckt, von ihrem Führer vernommen, daß ein Schneeburan im Anzug sei.

Es waren also Unglückliche, welche durch das mächtige Wort der Czarin Elisabeth, die damals auf dem russischen Throne saß, aus verschiedenen Ursachen nach dem fernen Sibirien verwiesen waren. — Man würde aber sehr irren, wenn man vermeinte, daß diese Nestcastni ludi blos als „Hinausgestossene" der menschlichen Gesellschaft rücksichtslos dem Elende preis gegeben wären; vielmehr wurde von jeher ihren Familien gestattet, ihre unglücklichen Verwandten schon von den Gefängnißmauern an zu begleiten, und jene, welche Mittel dazu haben, können sich im Winter sogar einen Abocz oder Schlitten verschaffen; selbst die Ketten, welche die Verwegensten unter ihnen tragen, sind nie schwerer als vier Pfund und der Gefangene darf sie nach seinem Gefallen an den Händen oder an den Füßen tragen, zieht es aber gewöhnlich vor, die Hände und Arme frei zu haben. Der Marsch einer solchen Schaar beträgt am ersten Tage vier, später je nach der Entfernung der zur Nachtstation bestimmten Dörfer mehr, jedoch nie über sieben Stunden; auch werden ihnen die besten Häuser eines Dorfes zur Herberge bestimmt; es wird ihnen theils aus eigenen Mitteln, theils aus den

*) Ein süßes, kühlendes Getränk, welches die Tartaren aus gegohrener Pferdemilch bereiten.

milden Gaben der Einwohner jener Orte, durch welche sie ziehen, besonders der reichen Kaufleute, welche zu diesem Zwecke oft große Summen zusammenschießen, ein entsprechendes Taggeld zu ihrem Unterhalte angewiesen; ihrem Führer wird die größte Menschlichkeit anempfohlen; selten begleitet sie aber der den Zug kommandirende Offizier weiter als eine Tagreise, daher es zuweilen kommen mag, daß die späteren Aufseher gefühllos und roh mit ihnen verfahren.

Jetzt senkten sich wieder dichtere Wolkenmassen auf die Schaar der Unglücklichen; ein neuer Windstoß des in seiner ganzen Schwere austobenden Schneeburans hüllte die Caravane in eine undurchdringliche Finsterniß und schien ihr das Athmen und Leben zu nehmen. Vergebens strengten die Führer ihre Stimmen an, um den Zug in Ordnung zu erhalten; sie erstarb im Brausen des Windes; vergebens rief jetzt der Erste der Führer es möge sich Jedermann auf die Erde werfen, und den Mund an den Boden drücken, seine Worte wurden so wenig gehört, als die Flüche und Hilferufe der Geängstigten, welche, an das gemeinsame Seil gebunden, einander hin und herrießen. Jetzt war der mit Sand vermischte Schnee von einem Windstoße zur ungeheuern Höhe emporgetrieben; er drehte sich in dichten Knäueln und verschloß den von der Cyclome Ersetzten Auge und Mund, und verfinsterte die Sonne zur blutrothen Scheibe.

Das war jetzt eine unbeschreibliche Verwirrung unter den von diesem Schneeburan Ueberraschten. Das Chaos, in welchem sich Menschen, Pferde, abgerissene Kleidungsstücke, Baumstämme, Erde, Steine, Schnee, Sand und Moor herumdrehten, wuchs noch mehr, als auch von der entgegengesetzten Seite eine ungeheuere Schnee-Cyclome heranzog, welche ebenfalls eine Anzahl Menschen erfaßt hatte und vor sich herjagte.

Die Kraft der Verzweiflung hatte endlich das Seil, an welchem die unglücklichen Wanderer gebunden waren, stellenweise zerrissen, dort und da flog einer im Sturm dahin, wie ein in der Wolkenhöhe flatternder Stoßvogel.

Eine halbe Stunde hatte der Sturm getobt; jetzt schien seine Wuth allmählig abzunehmen; noch einmal rüttelte der eisige Nord die gebeugten Wipfel der Eichen; dann flogen die grauen Wolkenmassen südostwärts, dort aber an einem weiten Felsabhange, unter welchem das breite Beet der mächtigen Wolga lag und der gewaltige Strom mit den ungeheueren zusammengepreßten Eismassen, wie ein in seinem Harnische rasselnder Riese

ſich fortwälzte, bot ſich ein grauſiges Bild: ein ſchönes Roß flog mit ſeinem Reiter, der ſich vergebens anſtrengte das raſende Thier vom Sprunge in den wildtobenden Strom zurückzuhalten, dem Uferrande entgegen. — Noch ein Augenblick und Roß und Reiter mußten zwiſchen der ſich berghoch aufſtauenden Eismaſſe im Strome enden. . . .

Da — im letzten Augenblicke, der noch zwiſchen Leben und Tod des auf ſeinem Thiere wild dahinſchießenden Reiters lag, ſtürzte eine andere Geſtalt aus dem ſchnee-umwehten Waldgrunde hervor; ſie fiel dem Roſſe in die Zügel, ein gewaltiger Riß und das aus ſeinen rauchenden Nüſtern den letzten Odem ſtöhnende Thier brach am ſteilen Uferrande zuſammen und der Reiter war gerettet.

«Je Bog!»*) rief der gerettete Reiter tief aufathmend in ruſſiſcher Sprache, „dießmal ging es an der ſchwarzen Brücke zwiſchen Leben und Tod ziemlich nahe vorüber — Teufelsſohn!**) Du kamſt gerade zur rechten Friſt mir die Fahrt in die Unterwelt zu erſparen.“

Der junge Burſche ſchien die Worte des Reiters nicht zu verſtehen.

„Dorthin!“ rief er, die Worte des Letztern in deutſcher Sprache erwiedernd.

Er hatte eben noch Zeit mit ſeinem Arme nach einem großen Felſenvorſprunge zu weiſen, wo die Natur eine Art Schutzdach über einer Felſenhölung gebildet hatte, von welcher eine Eiche ihre eisbehängten Aeſte ausbreitete, ſo daß dieſe Stelle, vor dem heranbrauſenden Schneeſturme geſchützt, eine trockene Oaſe in der endloſen Schneewüſte zu bilden ſchien.

Jetzt ſchien die Windcyklome vorübergebrauſt zu haben, die heulenden und pfeifenden Stimmen der entfeſſelten Luftgeiſter verſtummten allmählig und wie durch einen ſeltſamen Zauber ſchallten jetzt den unter der erwähnten Stelle aufathmenden zwei Männern ſanfte Klänge, wie die Klagen eines weinenden Kindes entgegen.

In der That, es waren Menſchenkehlen, denen dieſe Klagetöne entglitten, während ein hinter der fliehenden Wolken-Cyclome allmählig aufſteigendes, prächtiges Nordlicht ſeine Strahlen zwiſchen dem eisverglaſten Geäſte der Eiche durchblitzen ließ, ſo daß dieſes den prachtvollen Anblick eines mit tauſend und tauſend Rubinen ſtrahlenden ungeheueren Armleuchters bot, den

*) Bei Gott.

**) Ein beliebtes Fluchwort der Koſacken, womit ſie aber keine Beſchimpfung verbinden, ſondern nur das Lob der Kühnheit des Muthes ausdrücken wollen.

der große Meister des Weltbaues an diese Stelle gepflanzt hatte, damit er auch im Schatten des Sturmes zeige, wie groß und herrlich seine Werke sind. Bei diesem die dunkle Sturmesnacht so plötzlich erhellenden Lichte warfen jetzt die zwei Männer ihre Augen herum und welch' ein seltsames Schauspiel bot sich ihnen dar. —

Zwischen den knorrigen aus der gefrorenen Eisdecke hervorragenden Wurzeln einer tausendjährigen Eiche, welche vollkommen Schutz gegen das vorbeistürmende Wetter bot, lagen ausgestreckt auf dem Schnee, blos mit einer Pferdehaut bedeckt und einen Schneeballen unter dem Kopfe neben einem kleinen Eichenstamm zwei „Eisenmenschen;" sie hatten sogar eine Art musikalischer Saiteninstrumente bei sich, von denen eines kahnförmig gestaltet mit fünf Saiten, das andere größere mit acht Saiten bespannt war. Es waren das die ostiakische Dombra und die Narnissa jucti chotning (d. h. Schwan) zu deren einförmigem Klange dann die beiden Eisenmenschen so traurige Töne hervorgurgelten, daß ihr Gesang völlig wehmüthig dem Schluchzen eines Menschen glich.

Beide hatten braune Pelze von Thierfellen neben sich liegen, Bogen und Pfeile, Spieße mit Beinspitzen und zwei lange Schneestöcke, nämlich Stöcke mit runden Brettern am untern Ende, wodurch sie das Einsinken im hohen Schnee verhinderten; an ihren Füssen hatten sie kahnartige Schnabelschuhe von Thierhäuten gebunden. Diese Eisenmenschen waren zwei Jakuten, welche von dem nördlichen Strande des Eismeeres und den Ufern der Lena in russischen Diensten in diese Gegend gelangt waren und, gleichfalls der Jagd nachgehend, im Hochgebirge das Vorüberziehen der Schneestürme abwarteten.

Die wahrhaft wunderbare Abhärtung dieser an Kälte gewöhnten Naturmenschen verschaffte ihnen bei den andern Volksstämmen Sibiriens den Namen der „Eisenmenschen;" und so lagen die beiden Jakuten auch jetzt auf den gefrornen Schnee hingestreckt, als ob sie auf Eiderdaunen schliefen.

Als der junge Bursche und der von ihm gerettete Reiter durch den noch immer in dichten Wolken aufwirbelnden Schnee den Abhang heraufstiegen, erhoben sich die beiden Eisenmenschen und riefen, indem sie sich fast bis zur Erde neigten, wie aus einem Munde: «Bog s'toboj.*)»

Es war dieß der gewöhnliche Gruß russischer Leibeigener an ihre Ge-

*) Gott sei mit Dir.

bieter. Sogleich trat der Reiter auf sie zu «Perod, Perod!*)» rief er, indem er den langen Knotenstock, den er während dem entsetzlichen Schneesturm als seine letzte Stütze aufgerafft hatte wie einen Mosesstab in die Luft hinausgestreckt hielt.

Die beiden Jakuten verstanden ihn vollkommen. Ehe er ihnen noch mit wenigen Worten deutlich gemacht hatte, daß er ihre scharfen Augen nothwendig als Führer durch die unabsehbare Schneewüste brauche, um zu den Ufern der Wolga hinabzugelangen, flogen die beiden Eisenmenschen schon mit ihren schneebedeckten Rennthierfellen auf dem Rücken wie ein paar weiße Polarfüchse auf ihren kahnförmigen Schlittschuhen über die Schneefelder dahin, während ihnen der Reiter und sein Retter mit möglichster Schnelle nachjagten.

Diese Jakuten waren sogenannte Dwornje Ljudi, das sind russische Diener, welche der Herr zu seinen persönlichen Diensten auserwählt; sie haben daher manche Begünstigung und werden weder zum Ackerbau, noch zum Soldatendienst verwendet. Sie erhalten jedoch am Hofe des Herrn keine andere Nahrung, als zu Hause, müssen sich daher ihr Brod und ihren Kwas selbst schaffen und empfangen gewöhnlich auch keine andere Kleidung, als ihre mitgebrachte, welche aus Schuhen von Lindenbast und Schafpelzen besteht. Da sie auf diese Art ihrem Herrn viel weniger kosten, als die Leibeigenen, welche auch insgemein viel träger, langsamer, widerspenstiger sind, so werden sie diesen häufig vorgezogen.

Düstere Nacht lag jetzt auf den Schneefeldern, die Kälte ward wieder empfindlicher und ohne die Luchsaugen der beiden Jakuten würden die vom Gebirge Herabsteigenden in den Untiefen des Schnees versunken sein. Jetzt wies der Finger eines der beiden Jakuten auf eine im fernen Nebel verschwindende Steinmasse, „Bolgarü! Bolgarü!“ rief er.

Bald trat ein beschneites Buschwerk hervor — Umrisse von Gebäuden bildeten sich vor dem forschenden Auge; sie wurden deutlicher und vor den fast erstarrten Wanderern lagen die uralten Ruinen von Bolgarü!

Es waren die größten Ruinen, die sich in Rußland befinden und kein Reisender läßt sie unbesucht. Unter ihrem Schutte findet man noch viele silberne und kupferne Münzen, Ohrgehänge und andere Gegenstände mit denen die Bauern dieser Gegend an die Reisenden Handel treiben; auch sollen meh-

*) Vorwärts, vorwärts.

rere tartarische Häuptlinge dort begraben liegen, daher von den Gläubigen dieser Nation häufig dahin gewallfahrtet wird. Uebrigens liegen diese Ruinen ziemlich entfernt von einander.

Die Herabsteigenden konnten jetzt einen von einem Graben umgebenen Wall wahrnehmen, welcher ein länglichtes Oval bildete und dessen Umfang etwa sieben Werste betragen mochte. Nur an der nördlichen Seite hatte der Wall eine Bresche und an einem Abhange innerhalb desselben lag das Dorf Bolgarü; an seiner östlichen Seite konnten die beiden Männer bereits die steinerne Kirche und in den übrigen Räumen einzeln und zerstreut die alten Ruinen der Wolgastadt wahrnehmen.

Wie Marksteine einer längst vergangenen Vorzeit ragten dort zwischen den vom Buran aufgethürmten Schneemassen zwei ruinenartige Thürme empor, von denen der größere cylinderförmige und an seiner Grundfläche achteckige Spuren menschlicher Bewohnung an sich trug; denn in dem untersten Geschoße dieses über siebzig Fuß hohen Thurmes leuchtete der Strahl einer Lampe und sein schneebedecktes Dach ließ stellenweise eine frische Schindeldecke wahrnehmen. Weiter abwärts aber ziemlich in der Mitte des Walles blickte aus dem weißen Schneefelde ein quadratförmiges gegen vierzig Fuß hohes Gebäude mit drei Stockwerken, dessen oberstes klein und achteckig und von einer halbkugelförmigen Kuppel mit einer achteckigen Oeffnung bedeckt war, entgegen. Die Außenseite dieses Gebäudes war von einzeln dastehenden Mauerresten einstiger Prunkgemächer umgeben, an denen sich überall die sonderbare achteckige Form kund gab.

Einige hundert Schritte abwärts erhob sich ein etwa gegen achtzig Fuß langes Gebäude, sehr verschieden von der grauen Masse des vorerwähnten Hauses.

Die beiden Männer, von den Jakuten geleitet, traten nun in dasselbe; eine kleine Thüre führte in einen länglicht großen Raum, welcher in jeder Ecke viereckig gebaute Zimmer enthielt, so daß in der Mitte eine Art breiter Kreuzgang blieb, welcher sein Licht durch eine achteckige Oeffnung in der Mitte einer Kuppel empfing, die sich über der Mitte des Kreuzganges befand. Vier andere kleine Kuppeln ragten über jedes der vier Eckzimmer mit achteckigen Oeffnungen empor. Schon die Außenwände dieser Zimmer trugen schöne, künstliche Arabesken und die Zimmer standen durch

Thüren mit dem Kreuzgange in Verbindung. Unter dem Boden klafften ſtellenweiſe Kanäle, welche unter dem mit Brettern bedeckten Boden des Kreuzganges hinliefen; ſie zeigten, wie die eiſernen Röhren, Spuren alter Waſſerleitungen an den Wänden und ließen über die wichtige Beſtimmung dieſes Gebäudes keinen Zweifel.

Schon auf dem Kreuzgange ſtießen die Ankommenden auf einen Mann; er trug ein ſchmuckloſes Käppchen, einen ſpitzigen weißen Filzhut und ein langes um den Hals und an den Aermeln bunt ausgenähtes Hemd, blaue, leinerne Hoſen und Fußlappen mit Filzſchuhen, ſomit die Kleidung der Tartaren niedriger Gattung. Er ſaß vor einer kleinen Holzbank und bereitete ſeinen Airan, das iſt eine Art geſäuerter Kuhmilch mit Waſſer.

Ihm rief der Reiter ſogleich entgegen; «Stoppi! Stoppi! Petruscha,»*) rufe dem Zurin und bringe friſchen Kumiß und Früchte und breite Teppiche auf den Boden des Zimmers."

«Si tschas Batuschka,» antwortete der Angeredete, indem er ſeine Arbeit ſogleich ruhen ließ, ſeine Arme über die Bruſt kreuzte und raſch in das linke Eckzimmer des Ganges eilte.

Aus dieſem trat im nächſten Augenblicke den beiden Männern ein anderer Bewohner des Hauſes entgegen. Es war ein Mann von langer hagerer Geſtalt mit einem geſchorenen Schädel, auf welchem ein goldgeſtricktes, enganſchließendes Käppchen, der ſogenannte Kollabuſch, ſaß. Er trug weißbaumwollene Slans, eine Art Beinkleider und bunte Saffianſtiefel mit den Baſchmaks oder Ueberſchuhen von Leder. Sein Kslman oder Hemd von weißer Leinwand ließ einen nackten Hals ſehen, doch trug er darüber einen Arſchaluck oder Rock von geſtreifter Seide mit dem bis an die Knie reichenden Kuſchak oder Shawl zuſammengebunden, über ſeinen ganzen mageren Körper flatterte noch ein violletter weiter Rock. Der Mann ſchien alſo ohne Zweifel ein vornehmer Tartar; er war vielleicht einer der Murſas, einer heimlichen Fürſtenfamilie, welche ſich ihrer jetzigen Armuth ſchämend, wenigſtens in der Kleidung zu prunken ſuchen, ſich jedoch in die letzten Reſte der einſtigen Prachtwohnung ihrer reichen Ahnen verkriechen.

Der Gang der beiden Männer war ein fortwährender Kampf mit dem mehr und mehr verwehenden Schneeſturme geweſen, ſie konnten ſich einander

*) Vorwärts, vorwärts, Peterchen.

**) Sogleich Väterchen.

auch nicht mit einem Laute verständlich machen; denn jedes ihrer Worte war im heulenden Winde verhallt, ihre Lippen waren verglast von ihrem Hauche, an ihren Haaren hingen kleine Eisnadeln.

Erst jetzt in dem gastlichen Hause angelangt, konnten sie sich einigermaßen mit einander verständigen und der junge Mann, welcher den langen, stattlichen Reiter gerettet hatte, schlug nun sein dunkles Auge empor, um sich seinen Begleiter recht zu betrachten.

Dieser warf seine russische Pelzmütze von braunem Marderfelle und seinen schwarzen Zobelpelz auf die Erde und stand in einem kostbaren reich mit Silber verbrämten Jagdrocke da; ein mit Elfenbein ausgelegter kurzer Hirschfänger hing an seiner linken Seite. Sein langes, bleiches, vom russischen Vollbarte beschattetes Antlitz trug Züge der Entschlossenheit, sein ganzes Wesen hatte etwas Vornehmes, Würdevolles. Der Tartar hob den rasch hingeworfenen Zobelpelz des Langen auf, leistete diesem mit sichtlicher Zuvorkommenheit Beihilfe, als derselbe sich auf die Polsterbank an der Wand warf und seine langen Beine gemächlich von sich streckte, dann aber sogleich die lange klimmende Tabakspfeife entgegen nahm, welche ihm der Tartar darreichte.

„Freund Zurin," rief jetzt der Lange tief aufathmend, „heute ging's Deinem Hausgenossen an das Fell und wäre nicht dieser eisenfeste und freundliche Mann mir im wüthenden Buran noch zu rechter Zeit mit Hilfe entgegengekommen, so läge ich jetzt mit irgend einer Lawine bedeckt, erstarrt in den Schluchten des Wolgagebirges; darum rasch Freund Zurin, öffne die warmen Zimmer und laß auftischen, was Deine Vorrathskammer vermag, daß sich unsere Lebensgeister wieder auffrischen."

Ein abermaliges äußerst freundliches «Si tschas Batuschka!» von Seite des langen Tartaren war die Antwort.

Das Innere des ersten Zimmers, in welches die Gäste des Tartars jetzt traten, hatte vollkommen ein europäisches Aussehen; ein Sopha statt des orientalischen Divans, Stühle, Tische und Glasschränke mit chinesischem Porzellan, zwei Spiegel an den Wänden und eine herrliche Porzellanvase auf einem Seitentische waren angenehm in's Auge fallende Einrichtungsstücke. In einem Glasschranke stand eine steinerne Schale mit Sprüchen aus dem Koran, welche von einer Wallfahrt nach Mekka herrührte. Vor den Fenstern standen Blumentöpfe, bestimmt für Orangen, Feigen und Doppelpalmgewächse, aber jetzt lagen zarte Eiskrusten auf ihnen. An der Wand hing der persische Säbel des

Tartars Saſchka genannt und ein Dolch. Auf einem Tiſche lag der Koran mit arabiſchen Lettern, einige tartariſche Gebetbücher und ein Kalender in Form eines Thierkreiſes; den Fußboden deckte ein dunkelrother, prachtvoller Fußteppich aus Perſien und über der Eingangsthüre ſtand mit großen, ſchwarzen Buchſtaben ein Vers aus dem Koran.

Die Thüre deckte grüner Saffian mit aus rothen Saffianſtreifen geſchnittenen Figuren. In dieſem Zimmer lud der Tartar ſeine ſeltſamen Gäſte ſogleich zum Niederlaſſen auf den Wandbänken ein, während Petruſcha, ſein Diener, in wenigen Minuten ſchon ein langes Brett brachte, auf welchem Honig, Meth und Süſſigkeiten, getrocknete Aprikoſen, Pinien-Nüſſe, dann Thee mit Kumiß in Porzellan-Vaſen ſtanden.

Beim Eintritt der beiden Gäſte des Tartaren aber ſprang eine Frauengeſtalt aus dem Vordergrunde des Zimmers auf und huſchte mit ſchnell übergeworfenem Schleier wie ein verſcheuchtes Reh durch die Nebenthüre hinaus. Es war Ardopia Baſſiliewa, die Frau des Tartars, welche um nicht gegen tartariſche Sitte zu verſtoßen, außer ihrem Herrn und Gebieter von keinem Manne geſehen werden durfte.

Jetzt wandte ſich der Lange zu ſeinem jungen Retter.

„Freund," ſagte er in ruſſiſcher Sprache, „jetzt ſind wir alſo vollends im Trockenen und werden unſere Lebensgeiſter bald erquicken; nimm alſo vor Allem meinen Dank und ſei verſichert, daß ich Dir dieſen Dienſt nie vergeſſen und bald nach Verdienſt zu lohnen wiſſen werde. Sag jetzt mein Sohn, wie heißt Du? und woher kommſt Du?" Der junge Mann ſchien dieſe Sprache des Ruſſen nicht zu verſtehen, — er fand aber doch aus den Worten ſo viel heraus, daß ihn dieſer um Namen und Herkunft fragte.

„Ich heiße Nikolaus Walter," antwortetete er in deutſcher Sprache; „bin von den Koſaken nach der Schlacht bei Kunersdorf im Oderbruche wider alles Recht, eben als ich meine Braut heimführen wollte, aus den Armen der Meinigen geriſſen worden, und ſollte nun mit vielen andern, wie man mir ſagt, nach Tobolk wandern, um dort Zobel für Euere Czarin zu ſchießen."

„Ach," fiel hier der Lange gleichfalls in gebrochenem Deutſch ein, „alſo ein Verſchickter — und nichts weiter als ein Kriegsgefangener! nun Freund Nikolaus, Dein guter Stern hat Dich wahrlich in die rechten Hände geführt, Du ſollſt nicht nach Sibirien wandern."

Jetzt trippelte der gute Tartar Zurin herbei: „Es wird aufgetragen, Väterchen," ſagte er vor dem Langen ſich mit gekreuzten Armen tief verbeugend.

Dieſer zog nun ſeinen jungen Retter mit ſich auf die bepolſterten Wandbänke im anſtoßenden, von ſanfter Wärme durchwehten Zimmer, wo der gaſtfreundliche Zurin zunächſt die Porſa, eine Art gut zubereiteter Fiſche, auftrug.

Dort ſaßen nun der Lange, ſein Begleiter und der junge Niklas Walter in behaglicher Ruhe beiſammen, der Tartar brachte die größten Leckerbiſſen ſeines Vorraths: prächtigen Honig, fette Milch und ſüßen Meth; für ſeinen ruſſiſchen Hausgenoſſen und deſſen Gaſt ſetzte er fettes Schweinfleiſch, für ſich aber, da den Tartaren der Genuß dieſes letzteren verboten iſt, auf einer großen mit Figuren bemalten Porzellanſchüſſel, junges ſtark gepfeffertes Pferdefleiſch auf den Tiſch; zuletzt brachte der runde Petruſcha eine lange grün und roth geränderte Holztafel mit Deſſert: wieder getrocknete Nüſſe und ſüßes Gebäck, endlich drei ungeheuere, langhalſige Amphoras, nebſt kleinen vergoldeten Schalen; in erſterer ſtand nun zur Auswahl der Gäſte, gleichſam wie in dem Extrafäßchen, friſcher Thee, Kumiß und gegohrene Stutenmilch, welche ſäuerlich fett und ein ebenſo erfriſchendes, als nahrhaftes Getränk der Tartaren iſt.

Nachdem der Tartar die Tafel alſo beſtellt hatte, entfernte er die mit den erwähnten Erfriſchungen auf und niedergehenden Diener allmählig aus dem Zimmer und ſchloß dieſes ab, während er die Nebenſtube des Schlafzimmers öffnete. Dieß bildete einen länglichten Raum, welcher eine längs der ganzen Fenſterſeite hinlaufende ſechs Schuh breite Bank als Schlafſtätte enthielt. In einer Ecke dieſes Zimmers lagen Kiſſen, Decken Matratzen und Oberdecken aufgethürmt, denn die Tartaren lieben eine weiche Liegerſtatt und decken ſich gern mit Federbetten zu.

Dieſen Kiſſen rückte nun der Tartar die mit den Speiſen beladene Rolltafel entgegen und die bisher ziemlich ſchweigſam nur mit der Befriedigung ihrer leiblichen Bedürfniſſe beſchäftigten Tafler, ſtreckten ſich jetzt in gemüthlicher Ruhe auf die Kiſſen und der erquickende Kumiß begann ihre Lippen zu benetzen.

Aber wahrhaftig naiv klang es, als der Tartar nach gewohnter Sitte jetzt vor den fremden Gäſten hintrat und mit großer Freundlichkeit, aber ernſter Miene ſich tief verbeugend entſchuldigte, daß er für dieſen Augenblick

nichts besseres bieten konnte, weil die Zeit zur Herrichtung eines stattlichen Mahles gemangelt habe.

Der Lange fuhr über diese Rede auflachend empor. „Straf mich Gott!“ rief er, „wenn ich je am Hofe der Czarin ein besseres Abendmahl eingenommen habe, als dieses war, und auf irgend einem Bette im Winterpalaste besser gestreckt lag, als auf diesen weichen Roßhaar-Matratzen. Nie hätte ich gedacht, daß diese grauen Ueberreste der Mauern so freundliche Zimmer und so reichliche Keller enthielten, und daß so große Gastfreundschaft hier zu finden sei.“

Dann ließ er sich von Neuem seine Pfeife stopfen und zog den jungen Niklas näher zu sich. „Nun wollen wir ein trauliches Wörtlein mit einander wechseln. Erzähle mir, mein Sohn, Dein Schicksal und wie es eigentlich kam, daß man Dich nach dem kalten Sibirien schicken wollte?“

Niklas Walter gab nun dem Langen eine genaue Beschreibung der obenerzählten Scene seines Wegführens durch die Kosaken. Als er geendet hatte, blickte ihm der Lange mit sichtlicher Theilnahme in's Auge. „Freund,“ sagte er, „Dir ist viel Leides geschehen, darum muß Dir jetzt viel des Guten werden. Für Deine Befreiung aus unserer Gefangenschaft kann ich vor der Hand nichts thun; denn ihre Majestät, unsere allergnädigste Czarin, hat einen starken Preußenhaß und die Verwendung für einen preußischen Kriegsgefangenen, den sie nach Sibirien wandern ließ, würde mich selbst in Ungnade bringen; aber ich will Dir in Petersburg eine Stellung geben, welche Dich in die Lage setzen soll, Dir, wenn Du sie zu benützen weißt, früher oder später Deine Befreiung und Heimkehr in Dein Vaterland zu erwirken.“

„Ihr seid wohl einer der Kammerjäger vom Hofe?“ fragte der junge Niklas Walter, indem er den Langen mit forschendem Blicke maß.

Dieser lächelte. „So etwas dergleichen,“ sagte er.

„Oder wohl einer der Trabanten im Winterpalaste?“ fuhr Niklas Walter fort? „Wie heißt Ihr denn?

„Mein Name ist,“ entgegnete der Lange, „Graf Bestuscheff, Prämierminister Ihrer Majestät der Kaiserin aller Russen. . . .“

Niklas Walter fuhr überrascht einen Schritt zurück; der Vollmond aber, welcher eben hinter den Schneefeldern draußen wie eine zitternde Riesenperle emporstieg, lachte mit seinem backigen Antlitze recht freundlich durch die run-

Digitized by Google

den Fensterscheiben hinein, als wollte er sagen: „Das war wieder einmal eine schöne Scene der Ueberraschung, wie sie nicht alle Nacht auf Erden vorkommt!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Rhein und seine Quellen.

Von G. Tobler.

I.

Der schönste und wasserreichste Strom Europas ist der Rhein. Schweizer und Deutsche nennen ihn mit Stolz „ihren Rhein,“ sowohl des reichen Wechsels und der Herrlichkeit seiner Uferlandschaften, als seines Wasserreichthums, seines Nutzens und der historischen Erinnerungen wegen, die sich an seinen Namen knüpfen. Und unstreitig entfaltet der Rhein den größten Reichthum, die reizendste Manigfaltigkeit, die meisten historischen Erinnerungen, mit einem Worte, seine ganze Pracht und Majestät gerade da, wo er nicht mehr bloßer Grenzfluß ist, sondern wo er ganz deutscher Strom wird.

Nachdem er die Alpen verlassen, die großen Hindernisse, die ihm die Bergvorsprünge, die Unebenheit des Terrains allenthalben in den Weg legten, hinter sich hat, tritt er in die herrliche, weite, einem langgestreckten Tieflande ähnliche Rheinebene, welche er auch ganz gemächlich durchströmt. Durch die vielen und bedeutenden Zuflüsse, der Ill, der Kinzig, dem Neckar zum mächtigen Strome angewachsen, stellt sich ihm, gleich nachdem er den Main aufgenommen, wieder ein Gebirge entgegen und zwingt ihn, seinen Lauf plötzlich zu ändern und westlich zu fließen. Es ist dieß der Taunus und der Westerwald, die Ausläufer des deutschen nördlichen Randgebirges, die mit dem Eifel und dem Hundsrück das Niederrhein-Plateau bilden; hier, von Bingen bis Königswinter, windet sich der Rhein durch ein wechselvolles, schönes Bergland.

Das ist denn auch die schönste Gegend dieses großen Stromgebietes; reich an geologischen Merkwürdigkeiten, prächtigen Landschaftsbildern, an köst-

lichen Weinen, an historischen Merkwürdigkeiten, kurz es ist derjenige Theil des Rheines, welcher am meisten besucht und besungen wird.

Bei Mainz fließt er dem Fuße des Taunus entlang, durch eine lachende, höchst fruchtbare Ebene, die wie besäet ist mit hübschen Dörfern und reichen Landhäusern. Dann aber bei Bingen schlägt er plötzlich wieder seine frühere, nördliche Richtung ein, trotz dem, daß der Rupertsberg ihm den Durchgang zu versperren sucht. Dieses begegnet ihm aber von nun an so oft, daß der Strom nirgends eine Stunde lang in gerader Richtung fließt.

Doch sind gerade diese Windungen, diese Bergvorsprünge, diese kleinen, und größeren Seitenthäler, was den Beschauer so sehr entzückt. Oft treten die steil abfallenden Berge so nahe an die Rheinufer, daß der eingeengte Strom seinen Lauf beschleunigt und die Straßen, in neueren Zeiten die Eisenbahnen, durch die Felsen gesprengt werden mußten. Denn wieder öffnet sich plötzlich ein Thälchen, das wohlmeinend dem mächtigen Strome sein kleines, klares Bächlein zuführt.

Schon am Taunus sind die Abhänge mit der köstlichen Rebe bewachsen, und unter der Pflege der fleißigen und geübten Winzer, werden hier die weit berühmten Johannisberger, Rüdesheimer, Asmannshäuser und andere treffliche Weine gekeltert. Jeder Abhang wird zum Weinbau benutzt, sei er noch so steil, noch so steinig. Der unermüdliche Winzer errichtet aus großen Steinen Stützmauern, bildet durch Erde, die er hinaufträgt, Terrassen, pflanzt die Rebe hinein, und muß sie oft noch mittels einer Wand von Schiefer vor der Gewalt des Regenwassers schützen.

Wie lieblich sind aber diese Weinberge! Rankt die üppige Rebe über die kleinen Mauerstöcke herab, so glaubst Du das Blumengestell an der schwarzbraunen Bauernhütte zu sehen, mit schönen herabhängenden Nelkenstöcken und andern Blumen. Und dieselben Rebenschosse bilden an der langen, den Windungen und Vorsprünge der Berge und Hügel folgenden Stützmauern die zierlichsten Festons und Guirlanden, mit denen sich der Hügel schmückt, zu irgend einem Feste. Denke Dir, lieber Leser, hiezu noch die vielen Schlangenbewegungen des Stromes, und an seinen Ufern mit den Weinbergen abwechselnd, hier die saftiggrünen, frischen Buchenhaine, dort das goldig wogende Kornfeld, die zahllosen Dörfer, die größern und kleinern Städte; hier ein Kloster, dort Thürme und Mauern aus dem ehrwürdigen Mittelalter, neuere Befestigungswerke, Fabrikgebäude mit minaretartigen Schloten; dann wieder

Kirchen, Landhäuser, Luftschlösser, Ruinen jeder Art, und Alles das bald am Ufer, bald auf den Höhen, oder in einem lachenden Seitenthale liegend.

Wie Vieles wäre zu erzählen vom wohlbefestigten, schönen Mainz, von dem schöngelegenen, berühmten Badeort Wiesbaden, von Bingen und dem ehemals für die Schifffahrt gefährlichen Bingerloch, von dem an Ruinen aus der Römerzeit so reichen Bacharach, in dessen Nähe die prachtvollen Trümmer der Wernerskapelle liegen, von St. Goar, oder von Boppart, deren Stadtmauern auf den Fundamenten der von Drusus erbauten Festung stehen; von Koblenz am Zusammenfluß der Mosel und des Rheins (Confluentes), von der gegenüberliegenden Feste Ehrenbreitenstein, das mit zwei andern Forts in Koblenz ein uneinnehmbares Dreieck bilden soll, von Andernach und von Bonn! Welche interessante, geschichtliche Momente ließen sich hier einschalten! Wer kennt nicht die rührende einfache Geschichte der heiligen Genovefa, der Pfalzgräfin, die in der Nähe von Bacherach in einem Walde gelebt, wo dann zu ihrem Andenken eine Kapelle erbaut wurde.

Mehr als dreißig Städte und Städtchen liegen malerisch an den beidseitigen Ufern, fast jeder Hügel ist mit einer Burg geschmückt, von denen die meisten nur noch in Ruinen dastehen, namentlich die, welche Rudolf von Habsburg eroberte, zerstörte und Raubritter, die in ihnen gehaust mit dem Tode bestrafte. Unter diese zählen wir auch Sonneneck, das dann viele Jahre später der Schlupfwinkel des berüchtigten Räuberhauptmann Schinderhannes wurde. Auch die Heimburg, die Burg des tapfern Franz von Sickingen, steht als Ruine da. Manche unter diesen Burgen wurden in mittelalterlichem Styl restaurirt, wie die prächtigen Schlösser Rheinstein und Stolzenfels, deren innere Ausstattung der unvergleichlich schönen Aussicht gleich kömmt.

Unter den neun und vierzig Inseln, von denen die einen mit Burgen, andere mit Dörfern, Weilern, Kirchen, ehemaligen Klöstern geziert sind, die aus dem dichten Laubwerk malerisch hervorlugen, nennen wir den Pfalzgrafenstein. Auf einem schroff aus den Rheinfluthen sich erhebenden Felsen, prangt die noch gut erhaltene Burg mit ihren Thürmen, Fallthüren, Wendeltreppen, Brunnen, Gewölben, Bogen, und andern Dingen, welche uns ganz in die erste Periode des Mittelalters versetzen.

Wie reich an Sagen ist dieses schöne Rheinland! Da steht unterhalb

Bingen ein viereckiger Thurm auf kleiner, kahler Felseninsel, der Mäusethurm genannt. Von ihm erzählt die Sage, daß zur Zeit als Hatto II. Bischof von Mainz geworden, eine große Theurung das Land heimsuchte. Die Armen und Unglücklichen suchten begreiflicherweise bei dem reichen und mächtigen Bischofe, ihrem Landesvater, Hülfe. Allein der harte, geizige und gefühllose Mann weist sie nicht nur schnöde ab, sondern überschüttet sie mit Spott und Hohn, nennt sie lästige Bettler, Mäuse, die unnützerweise das Getreide wegfräßen. Die Noth nahm aber immer zu und wurde so groß, daß sich die armen Leute nicht mehr zu helfen wußten und in ihrem entsetzlichen Elende, trotz des unchristlichen Empfangs, sich wieder an ihren Herren wandten. Da beschließt der Unmensch sich der lästigen Bettler mit einemmale zu entledigen. Er läßt sie in eine große Scheuer führen, unter dem Vorwande, ihrem Gesuche zu willfahren. Als aber die Thüren und die andern Oeffnungen der Scheune wohl verschlossen waren, befiehlt er die Scheune in Brand zu stecken. Bei dem entsetzlichen Jammergeschrei das die Unglücklichen ausstießen, ruft er höhnend aus: „Höret, wie die Mäuse pfeifen.“ Eine alte Chronik sagt dann: „Diese Gräuelthat von einem Bischof hat Gott also gerochen, daß eine unglaublich Menge Mäuß Hattonen überfallen, alle Wänd durchnagt, ihn auß eim Ort in das andere getrieben, biß er letztlich, da er nirgend vor ihnen sicher war, sich in den Thurm, der bey Bingen im Rhein stehet, und noch der Mäuße-Thurm genennet wird, salvirt. Es hat ihm aber nit helfen mögen, denn die Mäuß sind durch's Wasser geschwummen, die Mauer hinauff geklimmet, und nicht nachgelassen, biß sie ihn tod gebissen, und auf die Beine verzehrt, welches sein Gebein zu Sankt Alban begraben worden. Solches ist geschehen Anno Christi 969.“

Unterhalb dem Pfalzgrafenstein wird der Rhein durch kahle Felsen eingeengt; sein Wasser ist hier tief, wild, brausend. Der Felsen auf der rechten Seite erhebt sich steil und kahl und gibt ein wunderbares, vielfaches Echo zurück. Hier hauste, der Sage nach, die wunderschöne Wassernixe Loreley oder Lurley. Ihre Schönheit und ihr Gesang bethörte die Schiffer, daß sie den Strudel in der Nähe des Felsens nicht achteten, vom ihm erfaßt und hinab gerissen wurden. „Das hat die Loreley gethan!“

Auch das Siebengebirge ist reich an den schönsten Sagen. Noch zeigt man die Höhle, in welcher der Drache lebte, den der tapfere gehörnte Siegfried besiegte.

Dieſes Siebengebirge bildet die letzte Einſchnürung des Rheinthales. Aber dieſe Berge mit ihren Villen, Thürmen, Ruinen, bieten noch die ſchönſte Fernſicht dar am ganzen Rhein.

Der mächtige Strom hat hier alle Hinderniſſe, welche ihn ſein Bett, ſeine Umgebungen entgegenſtellten, hinter ſich; die Kämpfe ſind aus; er tritt ſeinen Unterlauf an. Breit, majeſtätiſch, einem fließenden See gleich, zieht er durch die ſich immer weiter ausbreitende Ebene hin, beſpühlt das alte ehrwürdige Köln, verſucht freundlich die Zierde dieſer Stadt, den herrlichen Dom, das ſchönſte Bauwerk, das ſeine Ufer ſchmückt, wider zu ſpiegeln, als ob er ſich der baldigen Vollendung dieſes Wunderbaues freue, der einen Beweis liefert, daß auch unſere Zeit große Opfer für fromme Zwecke zu bringen wiſſe. Dann fließt er leiſe murmelnd unter der prächtigen Gitterbrücke durch. Der Unternehmungsgeiſt der Neuzeit baute dieſes koloſſale Werk, um dem alten Schalk die Freude zu verderben, die ihn früher dann und wann ankam, mit ſeinem Eisgang die lange Schiffbrücke zu zerſtören. Das ſind freilich Streiche, wie er deren viele in ſeiner Jugend verübte. Er fließt vorbei an der alten Künſtlerſtadt Düſſeldorf, das durch die herrlichen Bilder ihrer Kunſtjünger ſo weltberühmt geworden iſt. Sein Gang wird nun langſamer, je mehr er ſich dem Meere nähert. Aber immer iſt er noch groß, majeſtätiſch, mit Schiffen und langen Flößen bedeckt, von ſchnellrudernden Dampfſchiffen durchfurcht, ſeine Ufer reizend und reich an Feldern, an reinlichen Dörfern und an gewerbthätigen Städten. Ja, es iſt noch der große, ſtarke Rhein; noch vermag er die ungeheure Waſſermaſſe, welche hunderte von Flüſſen und tauſende von Bächen ihm zugeführt, noch vermag er ſie in ſeinem tiefen, breiten Bette zu bergen. Da trennt ſich plötzlich die Waal von ihm um durch die Maas verſtärkt das Weſtdelta mit ſeinen Inſeln zu bilden. Dieſes böſe Beiſpiel lockt auch den Yſſel ihn zu verlaſſen. Dieſer fließt nach Norden in die Zuiderſee. Dann wendet ſich die Leech von ihm ab und ſchleicht dem obgenannten Delta zu, nun fließt der Rhein Alt Rhein genannt und zum kleinen, unbedeutenden Fluße geworden, faſt beſchämt in die Nordſee.

Dieſes Ende des einſt ſo rüſtigen, kräftigen, ſo ſtolzen Alpenſohnes iſt betrübend, weil es das Lebensbild ſo vieler Menſchen zeigt. Doch wir wollen hier keine Nutzanwendungen machen, dieſelben den denkenden Leſern überlaſſen und uns einem andern Bilde zuwenden.

Die treue Amme.

Von Hans Weininger.

An einer der unterſten Buchten des ſo viel geprieſenen Bodenſee's erheben ſich oberhalb des Marktfleckens Bodmann zwei Schlöſſer, von denen das jüngere entſtand, nachdem das ältere nicht mehr bewohnt werden konnte. Beide ſind nur durch eine jähe Felskluft geſchieden. Dasſelbe Zeichen, das König Dagobert auf einer Reiſe (630) oberhalb der Rheinmündung bei Monſtein einhauen ließ, findet ſich auch hier am alten Schloſſe. Es iſt ein die Hörner aufwärts kehrender Mond. Der Rebgarten des Schloſſes, in einer der beſten Lagen am See, heißt noch der Königsgarten. Kaiſer Karl der Dicke ſoll ihn gepflanzt haben und noch nennt man deſſen Rebenſaft im Schloſſe zu Bodmann den Königswein.

Unter die Ahnen dieſes Geſchlechtes gehört Caspar der 939 auf einem Turnier zu Magdeburg vorkommt und unter Kaiſer Heinrich gegen die Ungarn ſich hervor that. Ungeheuere Kraft und Größe zeichneten ihn wie ſeine nächſten Nachkommen aus. Mit Hans von Bodmann, Sohn des auf dem Turniere zu Braunſchweig 996 erwähnten Ulrich, fängt das Geſchlecht an, ſich zu ſchreiben von Bodmann und Hohenbodmann. Der von ſeiner Amme 1308 gerettete Sproſſe war Hans mit dem Beinamen der „Landſtürzer." Endloſe Fahrten voll merkwürdiger Abenteuer in die entfernteſten Länder, dann Kriegszüge da und dorthin ließen ihn nie zur Ruhe kommen.

Wenige Wappen erfreuen ſich einer ſo beruhigenden Einfachheit, wie das Bodmann'ſche. In Silber drei grüne, mit den Spitzen abwärts gekehrte Lindenblätter, als Kleinod auf dem Helm einen ſchwarzen Hut, deſſen Spitze mit einem Büſchel Pfauenfedern geziert iſt und deſſen Stulp Hermelin aufweiſt. Dazu kam als zweites und drittes Quartir erſt ſpäter in Gold der ſchwarze Steinbock. Den freiherrlichen Charakter erlangte das Geſchlecht erſt in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts.

Wie uns das ſchweizeriſche Heldenbuch von 1624 erzählt, kam im Jahr 1308 ein Schwarzkünſtler auf das alte Schloß Bodmann und verſprach zu bewirken, daß künftighin weder Nebel noch Reif den Trauben ſchaden ſollten. Während alles luſtig und guter Dinge war, ſchlug unverſehens ein Blitzſtrahl in das Schloß. Augenblicklich ſtand der ganze Edelſitz in Flammen. Sieben

Edelleute mit Knechten und Mägden gingen im Feuer zu Grunde. Der Stammhalter des Geschlechts lag damals noch in den Windeln. Dessen erbarmte sich die Amme, ergriff einen ehernen Kessel, legte das Kind mit seinen Kissen hinein, umhüllte das Ganze mit Tüchern und schleuderte die theuere Last vom Wartthurm in's Thal hinab. Die treue Amme selbst kam nicht mehr zum Vorscheine.

Von dem umstehenden Volke erkannt, wurde der junge Sprößling auferzogen, unternahm viele Reisen und Kriegsfahrten, ward zum Ritter geschlagen und ließ das Schloß Bodmann wieder aus der Asche erstehen. Aber es litt ihn nie lange da. Fehden, Turniere, Kriegsspiele aller Art, Reisen hierhin und dorthin ließen Hans den Landstürzer nie zur Ruhe kommen. Wie bei den Fürsten von Thurn und Taxis alle männlichen Nachkommen den Namen „Lamoral" führen, bei den Grafen von Walderdorff alle „Wilderich" heißen, so nennt man von diesem wunderbar erretteten Bodmann an alle „Hans."

Der Kessel war mit der Zeit in verschiedene Hände gekommen. Da erwarb ihn einer der spätern Herrn von Bodmann wieder. Ein Bauernhof soll der Kaufpreis dafür gewesen sein. Besucher des Schlosses werden gebeten, in den broncenen Kessel zu stehen und da auf das Wohl des Hauses Bodmann ein Glas Königswein zu trinken.

Zu Salmannsweiler befinden sich Gemälde mit lebensgroßen Figuren, welche den unseligen Brand des alten Schlosses darstellen. In der ehemaligen Wallfahrtskirche auf Bodmann sieht man Copien hievon.

Am meisten litt die alte Burg wohl im Schweizerkriege von 1499. Obgleich im Bauernkriege und im dreißigjährigen verschont, sank sie nach und nach immer mehr zusammen. Die bequemere Niederung gegen den See zu erwählten die Freiherrn zur Erbauung des neuen Schlosses. Die Aussicht von beiden auf das benachbarte Nellenburg, den Ueberlinger und einen Theil des Bodensee's ist in hohem Grade entzückend, voll der reichsten Abwechslung an landschaftlichen Scenerien.

Kleinigkeiten.

Von Isabella Braun.

VIII.

Kindliche Rücksicht.

Mein junger Freund Wolf hat nicht das Mindeste von seinem wilden, reißenden Namensgenossen, er ist eigentlich geradezu das Gegentheil: sehr zahm, sehr milde und gutherzig; auch heißt er gar nicht Wolf, sondern Wolfgang. Nur seine Größe hat der Mama etwas Erschreckendes, denn er wächst regelmäßig von Weihnachten bis Ostern aus seinen Kleidern hinaus.

So wild nun auch der Name des Knaben klingt, so civilisirt sind dessen Neigungen und Gewohnheiten. Er ist nemlich ein leidenschaftlicher Leser und wenn die Kameraden herumtollen und klettern, so sitzt er lieber vor seinem Buche und *liest* die Abenteuer, anstatt sie zu erleben, verdirbt auch beim Lesen in der Dämmeruug die Augen, so, daß er bereits kurzsichtig ist. Daher, und wohl auch von seinem überaus schnellen Wachsthume mag es kommen, daß Wolf in körperlicher Gewandtheit von all seinen Genossen übertroffen wird und etwas unbeholfen ihre Kunststücke nachmacht, da es nun einmal zur Zeit gehört, wo es es beinahe verzeihlicher ist, nicht *lesen*, als nicht *turnen* zu können.

Es war im letzten August, als Wolf mit seiner Mutter und Schwester die Ferien im Gebirge verbrachte und zwar in einem Orte und Hause, wo viele Fremden zusammenströmten. Daneben befand sich ein großer, schattiger Garten, der gemeinsame Kühlort in diesem überaus heißen Sommer. Es ging schon gegen Abend. Mutter und Schwester ruhten ermüdet vom Spaziergange auf dem Sopha, Wolf aber schlenderte dem Garten zu, wo sich mehrere Knaben um die Schaukel versammelt hatten. Dieselbe war jedoch ihrer eigentlichen Bestimmung entzogen und zur Turnanstalt umgewandelt worden. Zwei starke, hohe Pfeiler trugen einen Querbalken, daran hingen feste Seile herunter, eine dicke, wohl abgerundete Stange diente als Sitz. Die jungen Turner hatten Strick und Stange oftmals über den Querbalken geworfen und auf diese Weise verkürzt. Cäsar und Julius waren die Hauptturner, besonders der Erstere und es gewährte in der That einen schönen

Anblick, wenn der fünfzehnjährige, wohlgebaute Knabe in seiner bequemen, weißen Sommerkleidung den Anlauf nahm, springend die hoch hinauf gezogene Stange erreichte, sich kräftig an derselben emporhob, darüber legte, sich wie im Rade herumtrieb, auf den Querbalken stieg und droben stand wie ein Meister Blondin. Der ältere Julius gerieth bei solchen Kunstübungen in ehrgeiziges Feuer; ein Wetteifer erfaßte die Beiden und steckte sogar unsern Wolf an. Wie konnte er auch in seiner ganzen Länge daneben stehen und sich von den Zuschauern darum ansehen lassen. Bei der nächsten Aufforderung säumte er nicht, trotz der einbrechenden Dämmerung und seiner Kurzsichtigkeit. Er nahm seinen Anlauf, sprang, griff mit der rechten Hand nach der Stange, aber das Auge reichte weniger weit, als seine Kraft; er langte daneben und stürzte von der Höhe an einen Baumstamm. Rasch erhob er sich; der Schrecken und das Beileid der Zuschauer war ihm eine Beschämung. Aber all seine moralische Kraft reichte nicht hin, siegreich mit dem Schmerze zu kämpfen. Nach einigen Schritten sank er auf die Stufen des Sommerhauses, krümmte sich und konnte das Stöhnen nicht unterdrücken. Endlich versicherte er, es sei besser und eilte dem Hause zu. Als er anläutete, hielt er eine Weile inne und sammelte Kraft; denn mitten im ärgsten Schmerze hatte der Gedanke an seine kränkliche, liebe, zärtliche Mutter, die bereits durch des Vaters Tod so viel gelitten, ihn fast eben so arg gepeinigt, als das Handgelenk. „Die Mama nicht erschrecken!“ war sein einziges Verlangen. Als er zu seinem Vorhaben Kraft gesammelt hatte, sprang er polternd wie sonst über Treppe und Gang und kündete sich auf diese echte Knabenweise an. Dann trat er in die Stube und sagte in seinem gemüthlich heitern Tone: „Mama, ich habe mir beim Turnen ein wenig den Arm verrenkt und etwas weh gethan. Ich dächte, kalte Umschläge wären gut.“

Die Mutter ließ sich durch den heitern Ton ihres Knaben völlig täuschen und besorgte ruhig die Umschläge. Aber das arg geschwollene Handgelenk brachte sie allgemach zur klaren Einsicht und es wurde nach dem Arzt geschickt. Wolf setzte sich in den Lehnstuhl; doch nach zehn Minuten überzog Todtenblässe sein gutes Gesicht und er sank zurück. Der Arzt kam und erklärte das Handgelenk für gebrochen. Wolf litt unendlich viel Schmerzen bei Tag und bei Nacht. Er stöhnte nun wohl, aber wenn es nur ein wenig besser ging, sprach er in seiner alten, gemüthlich frohen Weise und half der guten Mama über diese Sorge hinüber. Die Mutter blickte mit Rührung

auf den Knaben und flüsterte oft: „Gott segne ihn! Gott erhalte ihn mir! er wird stark werden, wie sein Vater; er wird mich stützen, mein Sohn, mein Wolf!“

IX.

Sparsamkeit.

Der vierjährige Richard ging an der Hand seines Papas in der Stadt spazieren. O, wie bewundernd die großen, dunklen Augen aus dem blühenden Kindergesichte auf all die ausgestellten Spielsachen blickten! Der Papa hatte an dem Kleinen zu ziehen und das Köpfchen wandte sich so lange zurück bis neue Herrlichkeiten es vorwärts zogen. Endlich kamen sie bei einem Zuckerbäcker vorüber. Im Schaufenster lagen eine Menge gezuckerter Bretzeln und jetzt wurden Richards Augen höchst begehrlich; sie erhoben sich von den Bretzeln zum Papa und dieser verstand die stumme Bitte; er hielt in seinem Gang inne, ließ sich eine Bretzel durch das aufgezogene Fenster reichen und übergab dieselbe dem kleinen Richard.

Der Knabe umspannte mit seinen Fingerchen den dickern Theil der Bretzel, und hielt sie fest an's Herz gedrückt, während die Rechte in des Vaters Hand ruhte. „Iß nur, Richardchen,“ sagte dieser ermunternd; aber der Kleine that es nicht, ging jedoch viel schneller, als zuvor, sah nicht mehr rechts und nicht mehr links und zog nun seinerseits den Vater vorwärts. Als sie beinahe zu Hause angekommen waren, wiederholte der Vater seine Aufforderung, doch Richard schüttelte verneinend den Kopf. „Sollte es wirklich Anstandsgefühl sein, daß er nicht ißt? Hat die Mama es ihm verboten?“ dachte der Vater. Er blieb stehen, hob des Kindes Kopf in die Höhe und sprach: „Gesteh mir's jetzt aufrichtig; warum issest Du Deine Bretzel nicht, Richard?“ Der Kleine blickte ruhig in des Papas Gesicht und antwortete: „Weil ich hier die Bröseln verliere.“

Digitized by Google

Eine Dorfgeschichte.*)

Von Augusta von Gäßler.

„Die Bärbel wird nun alt und klug,
Sich selber zu verdienen
Die Suppe, ist sie groß genug,“
So spricht mit ernsten Mienen
Die Mutter, und fügt dann hiezu,
Dieweil die Bärbel lauscht in Ruh' —
„Sie soll nun Gänse hüten!“

Zwar ist die Bärbel nicht einmal
Ein Schulkind noch an Jahren, —
Kennt kaum der eignen Finger Zahl,
Ist gänzlich unerfahren
In Einmaleins und ABC,
Doch thut das nichts, klein Bärbele,
Die Gänse wissen auch nichts.

Wohlan! — Beim nächsten Morgenroth
Sieht man die Bärbel wandern,
In einer Hand das Stückchen Brod,
Den Stecken in der andern,
Drei Gänse sind ihr anvertraut,
Nun kleine Bärbel aufgeschaut,
Daß sie Dir Niemand beißen!

So Einer glaubt, der Gänse Hut
Sei eine leichte Sache,
Der irrt sich groß, 's ist Uebermuth,
Daß man darüber lache.
Du gehst, und denkst an Nichts, — o weh',
Da sind sie in des Nachbars Klee
Und in des Müllers Scheune.

Und geht's dann weiter mit Geschrei,
Geschnatter und Gewackel,
An Pfarrer's Garten geht's vorbei
Und wieder gibt's Spektackel,

*) Mit einem Bilde.

Dort freſſen ſie Salat wie Nichts,
Und dieſes thun ſie Angeſichts
Der Jungfer Köchin ſelber.

Doch wollen wir auf ihrem Gang
Klein' Bärbel nun begleiten,
Wir ſehen ſie das Dorf entlang
Mit ihren Gänſen ſchreiten,
Voran der ſchwarze Gänſerich,
Zwei Gänſe dann bedächtiglich,
Und dann die kleine Bärbel,

Bald iſt ein Wieſenpfad erreicht,
Ein Hügel überklommen,
Ein Wäſſerlein im Sande ſchleicht
Drinn' noch kein Fiſch geſchwommen,
Da wandelt ſich's erſt angenehm,
Und die Geſellſchaft nimmt bequem
Spazierend gleich ein Fußbad.

Fürwahr, der Tag iſt reizend, — wie
Gemacht zum Gänſehüten,
Der Thau, er blitzte reicher nie
Auf Blumen rings und Blüten,
Der Himmel blau, die Luft ſo weich,
Und unten im Gebüſch am Teich
Da ſingen alle Vögel.

Man wandert auch dem Weiher zu,
Das iſt ſo ganz natürlich,
Klein' Bärbel ſpeiſt ihr Brod in Ruh',
Die Gänſe, wie gebührlich,
Begnügen ſich mit ſimplem Gras
Und plaudern freundlich dies und das
Vom ſchönen, warmen Wetter.

Am Weiher bleibt die Bärbel ſteh'n,
Will ruh'n auf einem Steine,
Doch wie die Gänslein Waſſer ſeh'n,
Da recken ſie die Beine,
Da ſchnattern ſie, da flattern ſie,

Und ſind, die Bärbel weiß nicht wie,
Mit einem Mal im Weiher.

Und ſchwimmen da ſo keck umher,
Und treiben's immer bunter
Mit Flügelſchlagen kreuz und quer,
Und ſinken förmlich unter,
Die Bärbel ſchreit und ruft und lockt,
Umſonſt, die Gänſe ſind verſtockt
Und kommen nicht an's Ufer.

Schon iſt der ſchwarze Gänſerich
Bis auf den Schweif verſunken,
Ein Ruck nur, und elendiglich
Iſt er im Teich ertrunken,
Die Gänſe thu'n nicht minder wild,
Und Bärbel ſteht, ein Jammerbild,
Laut weinend vor dem Weiher.

Der Teich iſt tiefer als ein Haus,
Die Mutter ſagt es immer,
Fällt da ein Kind hinein, — heraus
Kömmt es dann ſicher nimmer,
Und drunten ſitzt die Waſſerfrau,
Und ſingt und ſpinnt und wartet ſchlau
Auf die ertrunknen Kinder.

Sie legt ſie dann in Bettlein fein
Und in kryſtallne Wiegen,
Gar viele holde Kinderlein
Bei ihr im Grunde liegen,
Sie liegen all' ſo bleich und ſtill
Und keines mehr erwachen will
Vom langen, ſchweren Schlummer.

Die Bärbel ſieht ein ähnlich' Loos
Den Gänſen ſchon bereitet,
Als, ihr zum Troſte, durch das Moos
Ein altes Weiblein ſchreitet,
Das fragt erſchrocken: „Mädel, ſprich,
Was ſchreiſt Du ſo gottsjämmerlich?
Iſt Dir ein Leid geſchehen?“

Und Bärbel thut ihr Leiden kund
Aufſchluchzend viele Male:
„Die Gänſe gehen unter, und
Erſaufen mir noch Alle,
Und komm' ich ohne Gans nach Haus
Dann jagt mich gleich der Vater 'naus,
Ich weiß mir nicht zu helfen!"

Da lacht das alte Weiblein ſehr,
Kann reden kaum vor Lachen:
„Du patſchig' Ding, ſollſt nimmermehr
Darum Dir Sorge machen.
Das iſt ja bei den Gänſen Brauch,
Die Gänſe, wiſſe, tauchen auch,
Die ſind wie halbe Fiſche."

Das leuchtet unſrer Bärbel ein,
Sie iſt ein kluges Weſen,
Setzt ruhig ſich nun auf den Stein
Den ſie zur Raſt erleſen,
Und ſchaut mit großer Seelenruh',
Den vielgeliebten Gänſen zu,
Wie ſie ſo luſtig baden.

Und läßt daheim ſich wacker dann
Die Nudelſuppe ſchmecken,
Die ſie ſo ſauer ſich gewann,
Doch von dem großen Schrecken,
Daß ihr im Teich die Gänſe dort
Ertrunken faſt, da ſagt kein Wort
Die kleine, kluge Bärbel.

Eine Weſpe.

Hiſtoriſche Original-Erzählung von Dr. Iſidor Proſchko.

III.

Im Peterhof.

Der heilige Nikolaus hing ſeinen Flockenmantel aus und man feierte in St. Petersburg an dieſem Tage (nach griechiſch-ruſſiſchem Ritus erſt den 24. November) das Feſt der heiligen Katharina und mit dieſem das Namensfeſt der Czarin Katharina, der Gemahlin Peters des III. des künftigen Thronfolgers von Rußland.

Petersburg, glich am Abende dieſes Feſttages einem großen Prunkſaale mit tauſend und tauſend Lampen erhellt, denn wer nur ein Lämpchen anzünden konnte, hatte ſein Fenſter beleuchtet, um ſeine Verehrung für die Czarin zu bezeugen, welche man als eine geiſtvolle und entſchloſſene Dame achtete, und von welcher man gar gut wußte, daß ſie von Seite ihres Gemahls keine ihrer Würde angemeſſene Behandlung erfahre.

Auch im nahen Luſtſchloſſe Peterhof, wo eben der Großkanzler Betuſcheff verweilte und mit der Czarin Eliſabeth zahlreiche Conferenzen in Staatsangelegenheiten hatte, wogte ein buntes Leben.

Man ſchmückte auch hier die großen Marmorſäle und bereitete alles zum bevorſtehenden Tagesfeſte vor.

Alles athmete hier Freude und Luſt, nur Ein Herz zitterte im ſtillen Schmerze, nur Einer Bruſt entquollen ſchwere Seufzer.

Nachdem Niklas Walter ſo glücklich geweſen war, den Großkanzler Rußlands, den allgewaltigen Grafen Betuſcheff, im Schneeburan von dem Sturze in den Strom zu retten, hatte ihn dieſer aus Dankbarkeit nach Petersburg mit- und in ſeine Dienſte als Leibkammerdiener aufgenommen.

Er hatte ihn reich beſchenkt, ihm eine ſchöne Wohnung im Peterhofe eingeräumt und ihm noch weitere Gunſtbezeugungen verheißen.

Niklas Walter war aus den Reihen der „Verſchickten“ plötzlich ein Sohn des Glückes geworden; denn ſo gut wie im Peterhofe, war es ihm ſelbſt im Vaterhauſe nicht ergangen; demungeachtet rollten jetzt ein paar große

Perlen von seinen Augen, die er vor dem übrigen Dienstpersonale verhehlen mußte, um nicht als unmännlich verlacht zu werden.

Ach! es war der Gedanke an die Heimath, es war das Gefühl der Trennung von seinen Lieben, welches ihm diese Thränen erpreßte.

Graf Betuscheff hatte ihn gleich bei der Aufnahme in seinen Dienst unterrichtet, wie die Czarin Elisabeth, seit sie einer Verschwörung auf die Spur gekommen war, welche der österreichische Gesandte Marquis Botta am Berlinerhofe gegen sie leitete*) einen tiefen und unauslöschlichen Haß gegen Friedrich II. von Preußen, den sie nur den Feodor Feodorwitsch nannte, und gegen alles Preußische hege, so wie anderseits ihr künftiger Thronfolger Peter von Hollstein Gottorp ein großer Preußenfreund war, und den König Friedrich als seinen Meisterkönig hoch verehrte.

Der Hof von Petersburg wußte auch gar wohl, daß die langsamen Bewegungen der russischen Armeen in Deutschland gegen Preußen, über welche die Czarin hoch erzürnt war, nur darin ihren Grund fanden, weil man bei ihrer Kränklichkeit, sie hatte vor zwei Jahren einen Schlaganfall erlitten, ihr baldiges Ende voraussetzte, und sicher darauf rechnete, daß ihr Nachfolger Peter den Krieg gegen Preußen sodann augenblicklich beendigen, und mit seinem „Meisterkönige" ewigen Frieden und Freundschaft schließen würde.

Bei diesem großen Preußenhasse der Czarin durfte aber Graf Betuscheff nicht einmal wagen, den jungen Niklas Walter, so hoch er sich diesem auch verpflichtet fühlte, als einen gebornen Preußen unter die Hofdienerschaft einzuführen. Die Entdeckung der Nationalität Walters konnte dem Großkanzler die tiefste Ungnade seiner Kaiserin zuziehen; demungeachtet wollte der Graf den treuen, jungen Mann, den er täglich mehr schätzen lernte und dem vielen kriechenden Sklavenvolke der eingeborenen, russischen Dienerschaft im Palaste vorzuziehen alle Ursache hatte, nicht mehr von seiner Seite lassen. Er rechnete, wie alle Uebrigen am Hofe, gleichfalls auf eine baldige Aenderung der Sachlage unter dem künftigen Czaren Peter, bei welchem er für Niklas Walter eine Beförderung auszuwirken hoffen konnte.

Nicklas Walter hatte also vom Großkanzler Bestuscheff den gemessenen Befehl, seine preußische Herkunft vor Jedermann in Petersburg strenge zu

*) Sie erhielt von der Kaiserin Maria Thereſia die Genugthuung, daß Marquis Botta auf die Festung geschickt wurde.

verhehlen, ja er durfte nicht einmal einen Brief an seine Lieben in der Heimath absenden, um sie von seinem Leben und seiner glücklichen Lage zu benachrichtigen, weil hiedurch seine preußische Nationalität am Hofe verrathen werden könnte.

Dies that dem armen Niklas gar weh, er wußte nun seit beinahe zwei Jahren nichts von seinen Angehörigen und hatte er auch in dieser Zeit die russische Sprache vollkommen erlernt, so war er doch im Herzen immer ein Preuße geblieben, und wollte sich lieber mit deutschen „Teufelseiern" begnügen, als russische „Warenia" in seine Kehle gleiten zu lassen.*)

Da stand nun der junge Mann mit nassen Augen und dachte seiner jungen Braut, seines Vaters, seiner Mutter, und wäre am liebsten, wie der vorbeifliegende Vogel, durch das vergoldete Bogenfenster des Saales über die Ostsee hinab in seine Heimath geflogen, aber in seinen Ohren widerhallten noch immer die Worte des Großkanzlers, welcher ihm auf seine wiederholte Bitte um Befreiung aus der russischen Gefangenschaft erwiedert hatte, in diesem Zeitpunkte sei es unmöglich für einen preußischen Kriegsgefangenen und Verschickten bei der Czarin die Erlaubniß zur Rückkehr in's Vaterland auszuwirken; es sei schon viel geschehen, daß Niklas Walter nicht völlig nach Sibirien abgeschickt worden, er möge ausharren, die Erlösung werde seiner Zeit sicher kommen.

Und diese Worte wiederholte Graf Bestuscheff, als er eben in den Saal trat und den armen Niklas Walter mit nässen Augen vor sich stehen sah. „Damit Du aber, mein Sohn erkennest," fuhr er mit Theilnahme fort, — „daß ich Dein heißes Sehnen nach der Heimath und den Deinigen nicht unbeachtet lasse, und Dir, soweit es in meiner Macht steht, gerne helfen möchte, so will ich heute den großen Schritt wagen, den ich schon lange vorbedacht habe."

Der Großkanzler schwieg eine Weile, dann fuhr er zu dem mit offenem Munde vor ihm stehenden und hoch aufhorchenden Niklas Walter gewendet, fort: „Wie ich Dir schon sagte, mein Sohn, nährt die Czarin den heftigsten Haß gegen alles Preußische. Ich darf es daher nicht wagen, von Deiner Freigebung und Heimsendung mit ihr zu reden. Sie würde Dich ohne Weiters, dahin, wohin Du anfänglich bestimmt warst, nach Sibirien, senden, und mich

*) Teufelseier nennt der gemeine Russe die „Kartoffeln," an deren Genuß er sich lange nicht gewöhnen konnte; Warenia ist in Zucker Gesottenes.

als Deinen Fürsprecher vielleicht dazu; denn sie wittert jetzt überall Verrath ihrer Person an Friedrich II. in Berlin; aber höre mein Sohn: Du sollst, ohne daß die Czarin Deine Nationalität ahne, bei ihr eingeführt und unter ihrem Dienstpersonale in den Vorsälen des Palastes angestellt werden, damit sich die Czarin an Dein einnehmendes Wesen gewöhne, und Dich lieb gewinne. Dem Leibkammerdiener Herrn Skurin und der Oberſthofmeisterin der Kaiserin Frau Tschoglokow, habe ich Dich bereits empfohlen, aber auch diese Beiden dürfen nicht wissen, daß Du ein Preuße bist. Wenn dann ein Jährchen herum ist, die Kaiserin Deinen Werth erkannt und Dich lieb gewonnen hat, dann magst Du der Czarin Deinen Fußfall thun, und um Deine Befreiung und Gestattung Deiner Heimkehr bitten, bis dahin aber rechne ich auf Deine Verschwiegenheit, also folge mir mein Sohn! . . ."

Am nächsten Tage befand sich Niklas Walter von dem Kammerdiener der Kaiserin, Herrn Skurin eingeführt, als einer der Hilfsdiener in den Vorsälen der Kaiserin, in den Prunksälen der mächtigen Czarin; welch ein seltsames Schicksal!

(Fortsetzung folgt.)

Der Rhein und seine Quellen.

Von G. Tobler.

II.

Der Rhein hat, wie jedem Leser bekannt ist, ein vollkommen ausgebildetes Stromgebiet. Betrachten wir dasselbe für sich allein, so bietet es uns mit seinen Nebenflüssen, seinen Bächen und Rinsel das Bild eines Baumes zur Winterzeit und zwar hier ist es eine große, starke Eiche, deren Aeste alle rechtwinklig abstehen. Die Vaal, die Issel, die Lech, der Altrhein sind die Wurzeln; der Theil, dem wir oben unsere besondere Aufmerksamkeit zuwandten, ist der Stamm und es zeigen sich an demselben schon Aeste, wie die Lippe, die Ruhr, die Lahn und die Sieg. Dann

aber kommen die großen, knorrigen Aeste durch die Mosel, den Main, und den Neckar dargestellt. Weiter oben bilden die Aare, mit der Saane, der Orbe, der Reuß, der Linth und der Rhein selbst, mit seinen Quellflüssen, den obersten Theil des Baumes, die wunderschöne Krone.

Der Gotthard ist ein bekannter, schon in uralter Zeit viel benutzter Alpenübergang. Man begreift aber unter diesem Namen auch den ganzen Gebirgsstock, über den außer dem genannten noch zwei Pässe führen: die Furka, nach dem Wallis und der Oberalp nach Bünden. Betreten wir den letztern! Die östliche Reußquelle, die Oberalp-Reuß entspringt einem kleinen See, der dem Passe den Namen gegeben. Auf der andern Seite nun geht es steil abwärts in den obersten Theil des Tavetscherthales, der Wiege des Rheins. Hier liegt der erste Wohnort am Rhein, der Weiler Tschamunt, der noch dem kleinen, naheliegenden Dörfchen Selvas pfarrgemäßig ist. Das Thal, bisher nur eine enge Schlucht, erweitert sich etwas, und indem es sich nach drei verschiedenen Seiten öffnet, sammelt es hier das Wasser von drei Quellbächen in einem einzigen Bette, im Bett des Vorderrheins. Von Norden kommt aus dem Val Val vom prächtigen Crispalt herab ein junger Rhein (Rinn), mit dem sich der vom Oberalppaß kommende Bach verbunden hat. Im Westen, in ewigen Schnee und Eis gehüllt, steht der Six Madaun Badus. Von seinem Kegel herab, aus seinen Schluchten hervor rauschen zahllose Bäche gleich Silberfaden. Bei den Alphütten Aldez, sammeln sie sich, während in einem der Kesselthäler des Badus aus dem kleinen Tomasee, der allgemein als die eigentliche Quelle des Rheinstromes gilt, ein anderer Bach fließt, der vereint mit dem Wasser der südlich gelegenen zwei Siarrasee ebenfalls nach dem Alp-Aldez eilen. Von Süden kommt endlich der Cornerarhein, genährt von Gletschern und Firnen und umgeben von einer Menge Gipfel und Hörner, die weit in den blauen Himmel hinein ragen.

Das Thal bei Tschamunt, wo diese Quellen sich vereinigen, bringt mit seiner kleinen Kapelle, mit den wenigen schwarzen, aus Lerchenholz gezimmerten Wohnungen, den zerstreut liegenden Alpenhütten nur wenig Abwechslung in den Ernst, die Stille und den wilden Charakter des mehr als 5000 Fuß überm Meer gelegenen Thales.*) Es ist umgeben von den gewalti-

*) Sieh das Bild.

gen Gebirgsmaſſen, die ſogar in ihren Vorbergen großartige Formen bieten. Zſchocke ſagt: „Wie harmoniſch mit den rieſigen Geſtaltungen der Berge, mit dieſen Streiflichtern und Abgründen, dünken mich die armen, ländlichen Hütten im Thal und am Gebirge dazuliegen, wie die Bilder menſchlicher Demuth im Schooße göttlicher Größe und Macht.

Von allen Bergen herab ſtrömen ſchäumend und brauſend hunderte von kleinen Bächen, eifrig bemüht den jungen Rhein zu vergrößern, ehe er die ſtille Wiege verläßt.

Schon kräftig und lärmend brauſt er nach Sedrun und durch das bald weitere, bald eingeengte Tavetſcherthal, bis nach Diſſentis. Hier eilt ihm aus dem Medelſerthale der Mittelrhein entgegen. Er kommt theilweiſe von Lukmanier, dem niedrigſten Alpenübergang in den Central-Alpen.

Auf der Anhöhe, über dem Dorfe und dem Zuſammenfluß der beiden Rheine gegenüber, erhebt ſich ſtolz das Kloſter Diſſentis, oder wie es romaniſch heißt, das Muſtör (Münſter monasterium). Der heilige Columban war mit zwölf treuen Jüngern von Bankor in Irland nach Gallien hinüber gekommen, von der gottloſen Brunhild verfolgt, gelangte er nach Helvetien, um dieſem Volke die Heilslehre Jeſu zu verkündigen. An dem übertriebenen Eifer ſeiner Gehülfen ſcheiterten mehrere Verſuche, feſte Niederlaſſungen zu gründen, und als ſie auch von Bregenz vertrieben worden, beſchloß Columban nach Italien zu gehen. Seine Jünger zerſtreuten ſich, und jeder ſuchte einzeln einen geeigneten Wirkungskreis. Einer dieſer frommen Männer, der heilige Sigisbert, wanderte mit ſeinem Lehrer und Meiſter bis nach Chur, wo er ſich von ihm trennte und dem wilden Rhein entlang immer höher hinaufſtieg, bis er in das einſame, wilde, ſchon oben beſchriebene Tavetſcherthal gelangte. Hier lebte er fromm und ſtill als Einſiedler in ſeiner Zelle Deſertina, um das Jahr 614. Sein Wirken war reich geſegnet. Die Landleute ſchaarten ihn um ihn und lernten durch ihn Jeſus, unſern Heiland kennen und ſeine heilbringenden Gebote lieben. Bald hatten ſich gleichgeſinnte begeiſterte Männer um ihn verſammelt, wodurch ſein Wirkungskreis vergrößert wurde, das heilige Licht des Evangeliums bis zu den Bewohnern der rauhen, wilden Thäler um Diſſentis herum und bis hinauf in's Unſernthal, auf dem Gotthard drang. So erhob ſich aus der ſtillen, kleinen Zelle ein Kloſter, das Jahrhunderte lang eine ſegensreiche Pflanzſchule für Land-

bau, Gesittung und Unterricht wurde. Durch Güterschenkungen frommer Männer und besonders durch den bekehrten Placidus, ward das Kloster zur Abtei und ihr Vorstand erlangte Titel und Rechte eines Fürsten.

Der Einfluß des Klosters auf die Umgebung und auf die politischen Verhältnisse Graubündens waren sehr wichtig und die Aebte von Dissentis spielen in Rhätiens Geschichte eine bedeutende Rolle.

Im Jahr 1799 wurde das Kloster durch die blinde Rache des französischen Kriegsvolkes ein Raub der Flammen, seither aber wieder neu aufgebaut.

Der Rhein, Vorderrhein genannt, braust, nachdem er dieses Thal verlassen, bald in selbstgewühltem, tiefem Bette, bald in einer schmalen Thalsohle bei Trons vorbei nach Ilanz, dem ersten, dem höchstgelegenen Städtchen unter den vielen Hunderten, die seine Ufer beleben. Auf dem ganzen Wege erhält er eine Menge Zuflüsse, unter denen die größten der Teniker Rhein, der Glener und die wilde Rabiusa sind. Unterhalb Ilanz windet er sich durch tiefe Schluchten um sich dann bei Reichenau mit der letzten Hauptquelle, mit dem Hinterrhein zu vereinigen.

Reichenau ist ein hübsches, modernes Schloß, in welchem während der französischen Revolution eine Erziehungsanstalt blühte. Der Herzog von Orleans, der aus seinem Vaterlande fliehen mußte, fand seinen Unterhalt in der Anstalt, indem er Unterricht in der Mathematik ertheilte, Ludwig Philipp wurde später König der Franzosen.

Der Hinterrhein entspringt im obersten Theile des Rheinwaldthales (romanisch Val Rhein). Das hohe Gletscherthor des prächtigen Rheinwaldgletscher öffnet sich, um den jungen, schon starken Bach in Gottes freie Welt hinauszulassen. Der Gletscher selbst ist ein Abfluß des weit ausgebreiteten Zapportfirns. Eine Reihe hoher Firste und Gipfel rechts mit dem Moschelhorn beginnend und links mit dem Kirchalphorn endigend, bilden einen Halbkreis um den Firn. Es ist eine ehrwürdige Gesellschaft mit weißen Häuptern und in weiße Mäntel gehüllt, welche die hehre Wiege des Rheins umgeben und in ihrer Mitte alle überragend das fast 12000 Fuß hohe Rheinwaldhorn.

In den Zapportgletscher drängt sich eine Art Halbinsel hinein, das Paradies genannt. Die Sage verweist das herrliche Eden, den Aufenthaltsort der ersten Menschen, hieher und verleiht diesem Orte alle jene paradiesische Pracht und Vollkommenheiten. Durch den Sündenfall wurde aber

Eden verwüſtet und in die jetzige eiſige, entſetzliche Steinwüſte verwandelt, faſt ganz von einer Mauer blauer Gletſcher umgeben.

Kein Fluß in der Schweiz zeigt ſo ausgebildete, ſo gleichmäßig abgetheilte Thalſtufen, wie der Hinterrhein. Das ſchon genannte Rheinwaldthal iſt die oberſte Stufe; es folgt der Längenachſe der Alpen, bildet ein einfaches, wenig verzweigtes Hochthal, deſſen ſchmale 4000—5000 Fuß über Meer gelegene Thalſohle hie und da angebaut wird mit Gerſte, Haber, Kartoffeln, Hanf und Flachs. Die Wieſen und die Thalhänge liefern würziges Heu. Hier winden ſich am ſüdlichen Abhange hinauf zwei ſchöne Bergſtraßen, welche nach Italien über den Bernhardin und den Splügenpaß führen.

Die Roffla (in Düfours Karte Rofna) bildet die erſte Thalenge. Der Rhein donnert zwiſchen wilden, grauenhaft zeriſſenen Felſengehängen von Sturz zu Sturz hinab, bis er endlich mit dem Averſer Landwaſſer zuſammentrifft. Die beiden faſt gleich ſtarken Waldbäche bäumen ſich zuerſt gleich wilden Beſtien auf, ſtürzen dann aber in einen und denſelben tiefen Felſenkeſſel, zwei prächtige Waſſerfälle bildend und eine kleine Strecke weiter unten, eilen ſie ausgeſöhnt und eins dem Schamſerthale zu. Auf dieſer zweiten Thalſtufe angelangt, ſcheint der Rhein von ſeinen Anſtrengungen etwas ausruhen zu wollen. Behaglich breitet er ſich aus, fließt, wenn auch raſch, doch in ſchlängelndem Laufe neben den hübſchen Dörfern Andeer und Zillis vorbei, bis plötzlich die hohen Pyramiden des Piz Beverin und des Muttein durch ihre Vorberge ihm den Durchgang zu verſperren ſcheinen. Es zeigt ſich nur eine tiefe Schlucht, eigentlich eine entſetzliche Spalte. Aber der Rhein ſtürzt ſich muthig hinein, brauſt, toſt, ſchäumt unter ſtarkem Falle davon, meiſtens in düſteres Halbdunkel gehüllt, und oft in ſo große Tiefe, daß man trotz ſeines Donners am Rande des Abgrundes ihn kaum hört.

Schon im Jahr 1739 wurde über den tiefſten dieſer Abgründe eine kühne ſteinerne Brücke gebaut. Man ſagt, ſie ſtehe 400 Fuß über dem Waſſerſpiegel des Rheins. Gewiß iſt, daß ein großer Stein, den man von der Brücke hinabfallen läßt, ſechs Sekunden braucht, bis er das Waſſer erreicht. Dieſe Thaleinengung heißt die berühmte Via mala, und wahrlich er verdiente dieſen Namen, der „ſchlimme Weg“ zu jener Zeit, wo er bald an ſteile Abhänge aufwärts, bald wieder hinab an den Rand der entſetzlichen Schluchten führte, wo er nun mit großen, unförmlichen Steinen gepflaſtert, nur für Fußgänger und Saumthiere gangbar war, wo ſich keine Spur von

einer Schutzmauer vorfand und nur hie und da eine an den Rand gelegte rohe Tanne dem Wanderer anzudeuten schien, daß hier neben an ein bodenloser Abgrund sich befinde. Auch glitschte vor etwa 80 Jahren, in der Nähe der oben genannten Brücke ein Saumpferd mit seiner Ladung aus und stürzte in die Schlucht. Landamman Hunger von Tusis, dem die Ladung gehörte und bei welcher sich auch ein Beutel mit 200 Thalern befand, wollte versuchen, letztere zu retten. Der tollkühne Mann ließ sich an einem Seile herunter und rettete sein Geld. Er konnte wohl mit Schiller's Taucher sagen:

„ . . . . . Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich."

Im Laufe von zehn Jahren, 1818 bis 1828, wurde die neue jetzige Kunststraße erbaut. Noch sind die nackten Felsenwände, die sich noch über der Straße gegen fünfhundert Fuß hoch erheben, noch gähnt unter der Straße der fast ebenso tiefe Schlund; allein gegen letztern sind Schutzmauern errichtet, die erstern wurden durchbohrt, zahlreiche Brücken sind erbaut und die Straße hat eine bedeutende Breite und hat ein gleichmäßiges Gefälle.

Unser Rhein hat indessen bald brausend und schäumend im zackigen Felsenbett, bald leise an den glatten Gehängen hinschleichend, die finstern Thalschluchten hinter sich und sowie er das verlorne Loch verlassen, erblickt er das schöne, fruchtbare Domleschgenthal, die unterste der drei Thalstufen.

Ist es Freude, Ueberraschung, daß er sich plötzlich entfärbt? Das brausende, in weißer Gischt schäumende, fast klare Wasser ist auf einmal dick, schlammig, fast schwärzlich geworden. Die Nolla, die aus ihrer engen, aus schwarzem Thonschiefer bestehenden Schlucht wüthend hervorbricht, hat ihr schwarzes, schlammiges Wasser dem Rheine zugeführt und diese Veränderung verursacht.

Das Thal, welches er nun betreten hat, scheint für ihn eine neue Welt zu sein. Statt der wilden, zerrissenen, nur hie und da mit düsteren Fichtenwäldern bekleideten felsigen Thalseiten, statt der mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel, breitet sich zur Linken das freundliche Grün des mit Häusern ganz übersäeten Heinzenberges, und zur Rechten schmücken eine ganze Reihe von Schlössern und Burgruinen jeden Hügel oder den Gipfel eines Vorberges.

Die erste dieser Burgruinen, die obere Schildwache des schönen Thales, steht rechts vom verlornen Loch auf einem 660 Fuß hohen Felsenkegel. Es

ist Realter oder Hohrhätien, die, wie man sagt, schon 600 Jahre vor Christi Geburt erbaut wurde. Die Thalbewohner erstürmten und verbrannten sie im fünfzehnten Jahrhundert, weil die Besitzer der Burg als herzlose Zwingherren handelten.

Unser Rhein fühlt sich ganz heimisch in dem offenen, sonnigen, an Abwechslung so reichen Thale. Es wechseln die Rebgelände mit fruchtbaren Feldern und mit saftigen Wiesen, die Dörfer sind von prächtigen Obstgärten umgeben und sogar die zahme Kastanie gedeiht am Fuße älterer und neuer Burgen.

Das ist ja im Kleinen die reizende Rheingegend von Mainz bis Cöln! Freilich haben sie viel Aehnlichkeit, wenn nur durch heftige Gewitter oder plötzliches starkes Schneeschmelzen aufgebracht, der junge Brausekopf nicht oft aus seinen Ufern träte, seine schwarzen Wogen über Wiesen und Felder hinwälzte und große Verheerungen anrichtete, und so große Strecken der breiten, fruchtbaren Thalsohle in ein Schuttland verwandelt hätte. In neuerer Zeit hat die Regierung von Bünden, unterstützt von den einsichtsvollen thätigen Bewohnern des Thales den wilden Burschen durch Dämme und durch einen geraden Lauf zur Ordnung gebracht.

Noch einmal machen die Gebirge den Versuch, ihren Liebling zurückzuhalten. Vergebliche Mühe für den, der die Roffla und die Via mala nicht fürchtete. Nachdem er sich im tiefen Tobel halb verborgen bei Rhözüns vorbeigeschlichen, stürzt er sich mit Ungestümm in die Arme seines Zwillingsbruders, den Vorderrhein. Einige Zeit noch bleiben sie sich fremd, das Wasser des Einen will sich nicht mit dem des Andern vermengen. Der Vorderrhein drückt sich bei Seite, als scheue er den schmutzigen, wilden Bruder. Allein auch das ist nun Sache der Gewohnheit. Bald betreten sie vereint und kräftig das Rheinthal und nach wenigen Stunden, obschon durch viele Krümmungen aufgehalten, erreichen sie den Bodensee, das schwäbische Meer.

Der Thurm am Rhein.

Nach einer wahren Begebenheit bearbeitet von **Arthur Lutze.**

Am grünen Rhein, vor altersgrauem Thurme
Der Meiſter herrſcht in der Geſellen Schaar:
„Verjüngt erſteh' hier aus der Zeiten Sturme,
Was ſeit Jahrhunderten zerfallen war.

„Geſellen, vorwärts drum, erſt von der Pforte
Den Mauerſchutt nun flugs hinweggeräumt!“ —
Und ſie gehorchen ihres Meiſters Worte,
Indeß er ſelber müßig ſteht und träumt,

Und Stein auf Stein ſieht er hinweg ſie heben —
Die Treppe war's, die hier einſt niederſchlug —
Da will die Frag' ihm auf die Lippe ſchweben:
Wer war's wohl, deſſen Fuß zuletzt ſie trug?

Da ſpäht er durch das freie Thor nach Innen,
Doch wie, was ſieht er? — Iſt es nicht nur Schein?
„Gott! — Ein Gerippe knieend vor den Zinnen,
Noch hüllt es ſeidne Pracht vermodert ein.

„Schnell, ſchnell die Leiter her! — hinangeklommen!
O ſieh! noch liegt ſie da, wie im Gebet.
Wie biſt du Aermſte nur hieher gekommen?
Und ach, wie haſt du wohl ſo heiß gefleht!

„Dort liegt ein Buch, in Pergament gebunden; —
Vielleicht erſtumpft' an dir der Zahn der Zeit! —
Fürwahr ſo iſt's, — die Löſung iſt gefunden! —
Wer wäre nicht zu hören gern bereit: —

* * *

„„Ich ging zur Burg, was täglich faſt geſchehen,
Die Landſchaft zeichnend, froh mich zu erlaben,
Da fand ich dieſen Thurm, ſonſt überſehen,
Er ſchien ob allen andern mir erhaben.

„„Die kleine Pforte führte mich nach Innen,
Die Wendeltreppe, ſie war bald erſtiegen, — —

Da kracht's gewaltig, — Nacht wird meinen Sinnen, —
Ich finde mich in Schutt und Trümmern liegen.

„„Das war ein ſchweres, ſchmerzliches Erwachen, —
Die Wendeltreppe war hinabgeſunken. —
Nur über mir ſah ich den Himmel lachen;
Im Herzen glimmt ein ſchwacher Hoffnungsfunken.

„„Sie werden ſuchen; — werden ſie mich finden?
Wer ahnt im Schutte noch ein menſchlich Weſen?
Wird nicht mein Ruf verhallen mit den Winden?
Bin ich zu unerhörter Qual erleſen? —

„„Jetzt wandt' ich meiner Seele Ruf nach Oben:
Du kannſt, o Herr, ſo Du es willſt, mich retten!
O, gieb mir Kraft, Dein Walten auch zu loben,
Sollt' ich verſchmachten in des Todes Ketten.

„„Da hört ich rufen! — Meines Vaters Stimme! —
Ich ſchrie ſo laut, als irgend ich vermochte. —
Man hört mich nicht: — O Hoffnungsfunken glimme!
Ein Tröpfchen Oel dem faſt erloſchnen Dochte!

„„Die Nacht brach an; die Sterne ſah ich funkeln,
Da warf ich nieder mich, mit Gott zu ringen.
O Herr, mein Licht! auch in der Nacht, der dunkeln,
Laß Deiner Gnade Strahl doch zu mir dringen!

„„O ſchenk' den armen Eltern Dein Erbarmen!
Das einz'ge Kind laß ihrem Alter leben!
Wie wird ihr Herz voll Dankesgluth erwarmen,
Wenn Du auf's Neue ihnen mich gegeben.

„„So fleht' ich lange, bis die Kraft entſchwunden,
Und ich zum Tod' ermattet brach zuſammen.
Ein tiefer Schlaf umfing mich flücht'ge Stunden,
Doch bald erweckten mich des Frühroth's Flammen.

„„Und wieder war's ein Tag voll Angſt und Zähren;
Die Nächte hab ich in Gebet durchſchmachtet.
Fünfmal ſah ich den Tag die Nacht verklären,
Jetzt lieg' ich da, vom Tod ſchon halb umnachtet.

„„Ich habe abgeſchloſſen mit dem Leben,
Die Ewigkeit fühl' ich herein ſchon ragen.
Dir, Herr, mein Gott, hab' ich mich ganz ergeben,
Du wollſt die freie Seele aufwärts tragen!““

* * *

„So ſchrieb es ihre Hand vor fünfzig Jahren. —
Du armes Kind, welch unerhört Geſchick!
O, daß der Himmel Dir's nicht wollt' erſparen!“ —
Und eine Thräne netzt des Meiſters Blick.

In Englands Erde längſt die Eltern ſchliefen;
Ihr Kind umfing das Grab am deutſchen Rhein,
Die Herzen, die ſich einſt vergeblich riefen,
Sie werden droben längſt beiſammen ſein.

Kleinigkeiten.

Von Iſabella Braun.

X.

Auf Abentheuer!

Zwei junge Herrlein zogen mit ihrer noch jüngern Schweſter und einer älteren Begleiterin auf ein Gebirgsabentheuer aus. Sie wollten „das alte, bucklige Weiblein“ aufſuchen, welches in einer unbekannten Hütte wohnte, irgendwo in der Nähe zweier Bäume, die man im weiten Umkreiſe ſieht, da ſie auf der Höhe ſtehen. In paſſendem Gebirgskoſtüm, mit ſpitzen Gebirgsſtöcken ging es alſo bergauf. —

Das vierblättrige Kleeblatt, denn es wollte dem Weiblein Glück bringen, ſteuerte auf jede einſame Hütte zu, aber beinahe jede war verſchloſſen, denn man befand ſich in der Heuerndtezeit. Endlich, ganz in Nähe der Bäume ſtand wieder ein Haus und ſeine Thüre wich dem leichten Druck. Die Begleiterin trat um Nachfrage zu halten, hinein. Niemand war zu ſehen, noch zu hören. Sie ſtieg die Treppe hinauf und trat unter eine geöffnete Thüre, wich aber erſchrocken zurück. Zwei brennende Kerzen ſtanden neben einer Todtenbahre

und ein Mann hielt mit gebeugtem Haupte und gefalteten Händen die Todtenwache, aber nicht beim „buckligen Weiblein," sondern bei seiner eigenen, jungen Frau, welche er wochenlang gepflegt hatte und dabei verarmt war.

Dies erzählte er einfach der Begleiterin, und gab auch Aufschluß, wo das Weiblein wohne, die Wiedererzählung aber ergriff die Herzen der jungen Leutchen mächtig. Die beiden Herren wendeten ihre Taschen förmlich um, kein Thaler, kein Gulden, kein Groschen, kein Kreuzer blieb zurück und es füllte eine Hand.

Jetzt trat auf einen Wink der Mann herbei, welcher wie bewußtlos unter der Hausthüre stand, wohin er der Fremden gefolgt war. Wortlos, denn die Mundwinkel und die Augen zuckten, reichte der Aeltere von Beiden dem Manne das viele Geld. Dieser sank in tiefer Bewegung auf die Knie, faltete die Hände, versuchte zu reden, aber er brach in Thränen aus und schluchzte laut. Da floßen auch die jungen Augen über, und wie sie den armen Mann auf den Knieen liegen sahen, ergriffen alle Vier die Flucht. Erst in geraumer Entfernung blickten sie zurück. Da lag der Mann immer noch auf den Knieen, aber seine Arme und Hände waren in der Richtung nach ihnen ausgestreckt, als wollten sie des Himmels Segen herabflehen. —

Sie gingen schweigend der bezeichneten Hütte zu. Die kluge Schwester hatte ihr Geld zurückbehalten und es war immer noch ein kleiner silberner Absud vom Tausendguldenkraut, das der buckligen Alten Glück bringen sollte. Wieder standen sie vor einer offenen Thüre, aus welcher aber viele heiteren Stimmen drangen. Die Begleiterin begab sich zur Nachfrage in's Haus. Um den Tisch saßen die Knechte und Mägde bei der großen Milchschüssel, mitten unter ihnen das arme, verkrüppelte Weiblein. Sie glich keineswegs den bösen Feen im Märchenbuche; obwohl sehr gekrümmt, einer Sichel nicht unähnlich, sehr alt, sehr gebräunt und gefurcht, lag doch ein wohlthuender Glanz von heiterer Zufriedenheit in ihrem Angesichte.

Erstaunt vernahmen die Vespernden, daß zwei Herrn und ein Dämchen die Alte sprechen wollten und dieselbe begab sich unter gutmüthigen Neckereien hinaus. O, sie ahnte, was ihrer harre! sie wußte aus den vorhergehenden Jahren, was der Besuch zu bedeuten habe, nur hatte sie nicht erwartet, in der neuen Wohnung aufgefunden zu werden. Ja, dies waren ihre Wohlthäter, dies waren die guten, jungen Gesichter, die ausgestreckten, milden

Hände und dies waren die funkelnagelneuen Thaler, nunmehr ihr eigenstes Eigenthum.

Beredt floß Dank und Freude vom alten Munde, aber es genügte immer noch dem Herzen nicht. Sie ergriff des Jünglings Hand und neigte ihr Gesicht darauf, um sie zu küssen. Aber tief erröthend vor dem Ueberfluß des Dankes zog er sie hastig zurück und ergriff am heutigen Tage zum zweiten Male die Flucht.

Da legte sich ein trüber Schatten über das alte Augenpaar und das Weiblein sagte mit zitternder Stimme: „O, der junge Herr ekelt sich vor mir!“ und mit dem Worte „Verzeihung“ — faltete sie die knöchernen Finger. Bei diesen Worten und Geberden kehrte der Jüngling augenblicklich um und reichte im warmen Impulse seine beiden Hände der Alten hin. Es fiel eine glückliche Thräne darauf und dann folgten Brüder und Schwester seinem Beispiele.

Sie verließen gleich darauf diese Stelle und eilten den Berg hinab. Unten angekommen blickten sie hinauf. Die Alte stand immer noch auf dem gleichen Platze, schaute nach ihnen und betete mit gefalteten Händen um des Himmels Segen für die jungen Herzen. Ich aber füge inbrünstig bei: „Ja, guter Gott, segne sie!“ —

XI.

Einfaltsvoller Patriotismus.

Der 16. Februar des Jahres 1824 war im ganzen Bayerlande ein Freuden- und Jubeltag; die Nacht aber wurde erhellt durch transparenten Farben- und Lichterglanz; das Vivatrufen klang so laut und anhaltend, daß am nächsten Morgen im ganzen Reiche Halsweh und Heiserkeit herrschte. Man feierte die fünfundzwanzigjährige Regierung des allgeliebten Königs, Vater Max Joseph genannt. Diese Festlichkeit brauchte nicht angeordnet zu werden, das ganze Volk drängte sich freudig und begeistert herzu; kein Festgesang wurde so frohlockend eingeübt, wie das Lied, dessen erste Strophe lautet:

Bayern sind wir treu und bieder,
Bayern noch von echtem Schlag;
Drum erschallen unsre Lieder
Froh an Königs Ehrentag.

Denn des Fürsten einzig Streben
Ist nur Bayerns Glück und Ruhm,
Drum bleibt unser ganzes Leben
Immerfort sein Eigenthum.

Es ist nicht meine Absicht, von dieser Festfeier eine ausführliche Beschreibung zu geben; aus den prächtigen Bildern nehme ich nur ein kleines heraus und führe meine Leser in den schwäbischen Marktflecken Illertissen, auf welchen ein stattliches Bergschloß herabschaut. Selbst von der dortigen Festlichkeit erwähne ich nur das Hauptsächlichste als Einleitung zum kleinsten Bildchen aus diesem großen Buche, worin ein ganzes Volk seinen Dank und seine Liebe mit Farbenglanz abmalte.

In Illertissen war ein eigener „Zermunielmeister," wie er sich nannte, Namens Bernhard Locherer, aufgestellt. Ich entsinne mich noch recht gut, daß er zuvor wochenlang im ganzen Orte Alles zu seinem großen Werke zusammensuchte und sich mit den Worten aneignete: „Der Herr bedarf's," und daß Jeder ihm freudig beisteuerte; es gab kein Eigenthum mehr. Aber es gelang auch wahrhaft prächtig; der gute Mann erhielt ein Belobungsschreiben seines patriotischen Eifers und seiner Geschicklichkeit halber. Triumphbögen mit Inschriften erfreuten das Auge bei Tage; ein wahrer Frühling schien bereits erstanden, des Nachts erblaßten die Sterne vor dem Glanz der Lichter und Farben. Auf dem Bergschlosse prangte in colossaler Größe der königliche Namenszug mit Schwert und Scepter, rechts und links von einem feurigen Löwen bewacht und schaute hinab in den Marktflecken, wo in Mitte des Platzes ein vier und zwanzig Fuß hoher, mit acht Hundert Lichtern beleuchteter Tempel stand und die Inschrift zeigte:

Zu des allgeliebten
grossen Königs Maximilian Josephs fünf und zwanzigjähriger
Regierungsfeier.

Dem Begründer des Königreichs
1. Januar 1806.

Dem Hersteller bürgerlicher Freiheit
26. Mai 1818.

Aber so prächtig dies war, genügte es nicht der Unterthanenliebe dieses wackern Ortes im guten, treuen Schwabenlande. Jedes Haus hatte seine

ganz eigene Beleuchtung; die ländliche Fantasie erschöpfte sich in Bildern und Inschriften; es brannten in Summe 7280 Lichter.

Doch wir wenden uns zum ärmsten Häuslein, bewohnt von einem alten Ehepaare. Der Mann hieß Mathias Gerster und sein vielgeliebtes Weiblein wurde vom Volksmunde „das Kümmernüßle" genannt, und gewiß nicht mit Unrecht, denn wahrlich, der Kümmernisse gab es genug in diesem alten Herzen.

Es ist kaum zu sagen wie armselig die Beiden lebten, nur um der Gemeinde nicht zur Last zu fallen und betteln zu müssen. Seit manchem langen Winter hatte kein Licht mehr in der Hütte gebrannt und die Leute dachten auch nicht, daß außer den zwei geweihten Todtenkerzen, welche die Alten längst bereit hielten und durch harte Entbehrungen sich angeeignet hatten, dort jemals noch ein Licht brennen würde. Aber am 16. Februar 1824 kam es doch anders. Vor dem Häuslein prangte sogar eine Pyramide und darin war zu lesen in schöner, beleuchteter Schrift:

Die zwei letzten Lichter geben wir hin,
1 Dem König und 1 Der Königin.

Während im Gasthofe zum Hirschen sich die Honoratioren, in der Krone die Bürger, Jung und Alt auf der Post, im Bräuhause und sonstigen Wirthshäusern fröhlich im Tanze schwenkten, der perlende Wein, der Punsch und der braune Gerstensaft die Begeisterung erhöhten, während durch die Straßen und Gassen rauschender Jubel schallte und der Vivatruf empor stieg zum nächtlichen Himmel: kniete Mathias Gerster neben seinem vielgeliebten Kümmernüßle und die beiden Alten beteten einen Rosenkranz mit lauretanischer Litaney um den andern, — ein Festgewinde, das sich von der niedern Erde bis zum hohen Himmel hinauf schlang, um dem Vater Max und seiner Königin da droben ein „Vivat hoch!" zu bringen.

O, diese alten einfaltsvollen Herzen machten es doch noch besser, als der Drechsler Joseph Vogt nebst seiner Ehefrau, welche vor lauter „Vivat hoch!" rufen ganz außer Fassung geriethen. Sie hatten den Ort mit Jubelgeschrei von Abends bis früh Morgens durchzogen und dabei gänzlich vergessen, ihr eigenes Transparent mit der Inschrift:

Vivat, Max Joseph!

zu beleuchten. Als sie Morgens sechs Uhr nach Hause kamen, erschracken sie

freilich nicht wenig darüber; aber sie säumten nicht, es nun zu erhellen und so leuchtete es den ganzen Tag, während sie im Bette lagen.

Das ist meine schlichte Erzählung von einfaltsvollen, patriotischen Herzen. Möge sie mit rührender Mahnung hinein klingen in unsere Gegenwart. —

XII.

Große Reue.

Unser Karlchen ist nun bald sieben Jahre alt und geht schon in die zweite Vorbereitungsschule. Wie schnell doch die Zeit vorüberfliegt und solch ein Kindchen in die Knabenhosen hineinwächst. Es gab immer viel von unserm Karlchen zu erzählen, er war von je her absonderlich geweckt, schnell fassend, aufmerksam und dabei feingliedrig, gelenk und schnell, wie ein kleines Reh. Als er drei Jahre zählte, kannte er den Weg von Donauwörth bis München mit allen Stationen sehr genau und als im Augsburger Bahnhof vor der Abfahrt der Zug etwas zurückdampfte, wie das zu geschehen pflegt, ward er im höchsten Grade besorgt, neigte sich zum Fenster hinaus und rief, indem er mit dem Arme in die entgegengesetzte Richtung zeigte: „Herr Condukteur! Herr Condukteur! dorthin geht's nach München!" Jetzt kennt er den Weg von München nach Wasserburg eben so genau und daß solch ein kluges Bürschlein in der Schule vorwärts kömmt, läßt sich doch wohl erwarten. Er merkte sich auch in der ersten Klasse schon die Artikel und Hauptwörter, auch daß die letztern mit großen Anfangsbuchstaben geschrieben werden; er brachte es sogar in Anwendung bei selbstständiger Abfassung eines Briefes an den Großpapa, worin er meldete, daß sein Brüderchen „die Arö" habe.

Lange saß unser Karlchen als Erster in der ersten Schulbank. Ueber seinen Fleiß ward keine Klage laut, desto mehr ließ sein Verhalten zu wünschen übrig. Immer wieder hatte er seinem Nachbarn zur Seite, oder dem Nachbarn des Nachbars und sogar dem zurücksitzenden Nachbarn etwas zu sagen. Natürlich entging ihm dabei, was der Lehrer sagte — kurz und schlecht — Karlchen kam von seinem Ehrenplatze auf den dritten.

Er senkte das Köpfchen und lernte nun den Ernst des Lebens kennen. Traurig schlich er nach Hause und war nur froh, daß der Papa sich im Bezirksgericht befand, die Mama aber Commissionen besorgte, wie er bei Tisch gehört hatte. Er ging sogar nicht zu seinem Brüderchen, um zu spie-

len und das Vesperbrod zu essen; er schlich sich in die Küche, setzte sich auf den Schemel, legte sein Schulränzchen nicht ab, sondern begann bitterlich, den Kopf auf die Knie geneigt, zu weinen. Er schluchzte so heftig, daß es die kleine Brust stieß und zwar keineswegs um Mitleid zu erregen, denn Niemand war da; er weinte aus tiefster Reue, aus Herzensbedürfniß.

Endlich kam die Köchin und frug den sonst so lustigen Knaben ganz erschrocken, was ihm fehle? Jetzt machte sich das Herzchen Luft und er rief schluchzend: „O, es ist schrecklich, daß ich dem Papa und der Mama solchen Kummer bereite!"

Während dieser Worte waren die Beiden unter die Küchenthüre getreten, denn die Mama hatte den Papa zum Spaziergang abgeholt und sie wollten nun auch die Kinder abholen. Beide erschracken und sahen traurig auf den Knaben. Aber Karlchens aufrichtige Reue war doch etwas Gutes; also wischte die Mama ihm das verweinte Gesicht ab und der Papa ließ sich das feierliche Versprechen geben, künftig aufmerksamer zu sein und bei aller guten Nachbarschaft doch das Schwätzen auf den Heimweg zu versparen.

Mit dem Spaziergange wurde es nun freilich nichts; man wird doch einen Knaben, der vom ersten auf den dritten Platz kam, nicht spazieren führen!

Karlchen hat seinen Fehler, so viel als möglich, wieder gut gemacht, allein zum Ersten brachte er's doch nicht mehr — nur zum zweiten und daß er den Siegespreis durch eigne Schuld verscherzte, verdarb den Eltern ein wenig die Freude an dem schönen, zweiten Platze.

Beleuchtung der botaniſchen Kunſtſprache.

Von A. Forſteneichner. *)

V.

Die Dekorationsmaler.

„Längſt über alten Schutt iſt unermeſſen
Geworfen friſcher Triften grünes Kleid;
Gleichwie ein ſtilles, freundliches Vergeſſen
Sich ſenkt auf dunkler Tag' uraltes Leid.“

(A. Grün.)

Donner und Knall! als ob die Urfundamente der Erdrinde zerborſten wären, ein raſſelnd-ſchmetterndes Krachen, ein knatterndes Geprаſſel, als ob ein tauſendzackiges Blitzbündel aus den verderbendrohenden Wolken auf einen Schlag zernichtend in die Grundpfeiler der Berge hineingefahren wäre und das Innerſte der Gebirge zerſprengt und zertrümmert hätte. — In wildeſter Auflöſung jagen Felſenblöcke und Steinſplitter, Erdſchlamm und Raſenfetzen, Geſträuchknäuel und Baumſchäfte, Alles in bald hoch aufwirbelnde, bald fallende Staubwolken gehüllt, über die Berghalde dem Goldauerthale**) zu. Ein Trümmerfragment ſchien das andere an Geſchwindigkeit überholen zu wollen — ein Wettrennen der rohen Materie. Die chaotiſch ſich häufenden Sturzmaſſen, die hetzende Schnelligkeit, die allgemeine Verwirrung wuchſen von Augenblick zu Augenblick. Hausgroße Gebirgsbrocken mit aufrecht darauf ſtehenden Tannen ſauſten, wie von dämoniſchen Fäuſten geſchleudert, frei ſchwebend, gleich fliegenden Vögeln, hoch durch die Lüfte; andere Felſenſcherben ricochettirten wie Geſchoſſe einer Rieſenkanonade, von Zeit zu Zeit aufſetzend, immer wieder in hohen Bogen emporgeſchnellt; noch andere prallten auf der Sturzbahn mit ihren Sturmesgenoſſen zuſammen und zerſpritzten wie die Funken weißglühender Eiſenſtangen unter der Wucht des Eiſenhammers.

---

*) Dieſer und die folgenden Abſchnitte ſind großentheils als unvollendete Bruchſtücke zu betrachten. Wir glauben aber, ſie den Freunden des Verfaſſers nicht vorenthalten zu dürfen.

Anmerkung der Redaktion.

**) Seite 216. Jugendblätter 1866.

Es war eine Scene aus dem Titanenkampfe, und als Opfer fielen die begüterten Ortſchaften Goldau, Buſingen und Lowerz; binnen wenig Minuten waren über hundert Wohnhäuſer und ebenſo viele Ställe und Scheunen zerſtört, 457 Menſchen fanden ein großes gemeinſames Grab unter dem Trümmerfelde.

Mehrere Jahrzehnte hindurch ſah die ganze Gegend, in welcher einſt Goldau lag, erſtorben, unheimlich-ruinenhaft, wie eine vom Fluch betroffene Stätte aus; bei Schritt und Tritt erinnerten Felſenſcherben den Wanderer auf den Rigi an den ſchaudererregenden 2. September 1806.

Jetzt hat die Zeit gemildert und die ſchmückende Hand der Vegetation jene traurigen, erinnernden Eindrücke etwas verwiſcht. Jene Trümmergeſteine ſind mit Moos und ſaftigen Saxifragen überkleidet, luſtig wuchern violblaue Kampanulen und duftender weißer Steinklee aus den Riſpengräſern und Diſtelpflanzen und ſonſtigen Unkräutern zwiſchen dem Schutt hervor, — anſtrebendes Buſchwerk und zerſtreutes Tännicht überſchatten die Felſenblöcke, und wenn kommende Generationen in das neue Jahrtauſend übertreten, werden nur undeutliche Umriſſe noch auf die große Grabesſtätte hindeuten.

(Berlepſch.)

Wie hier im Großartigen, ſo übernehmen auch im Kleinen die Pflanzen, und meiſt diejenigen, die man ſo ſchnell und wegwerfend „Unkräuter“ heißt, die Dekoration von traurigen oder unanſehnlichen, widrigen Plätzen.

Wer hätte noch nicht einige Augenblicke auf einem uralten, zerfallenen Bergſchloſſe zugebracht? Rings iſt's ſo öd und ſtill, nur ein kurzer Schrei der Weihe, die in den blauen Lüften kreiſt, trifft das Ohr, und Windeshauch zieht leiſe durch das halbzerfallne Thor, durch die hohen Fenſter und durch die alten Fichten, als wären es Seufzer der längſt geſtorbenen Burgherrn, Seufzer, daß der Sturm der Zeit all' die frühere Herrlichkeit zerſtäubt, und Seufzer über ihre ungelöſten Sünden. Schwermüthige, trübe Gedanken ziehen durch die Seele, wenn man einſam in den Ruinen ſich umſieht; mag die Sonne noch ſo ſchön vom blauen Himmel leuchten, ſo glaſtet eben nur deſto

---

Melilotus von μελι Honig und λωτος, lotus = Honigklee, weil er durch ſeinen angenehmen Geruch die Bienen anzieht und dieſe ihren Honig gern davon ſammeln; albus weiß.

heller vom alten Gemäuer eine Inſchrift im Auge des Geiſtes, die Inſchrift: „So vergeht die Herrlichkeit der Welt.“

Nur ein verſöhnender Ton zieht über das zerbrochene Geſtein, auf dem die Eidechſe ſtill ſich formt, — der Farbenton der Flora.

Ein Schlehdorn ziert die Stelle,
Wo einſt der Altar ſtand,
Gezackte Neſſeln brennen,
Wo Kerzen ſonſt gebrannt,
Der Hauch von wilden Roſen
Anſtatt des Weihrauchs weht,
Und eifrig ſpricht darüber
Ein Vöglein das Gebet.

(Pfarrius.)

Große grüne Teppiche breitet der Epheu über die kahlen Flächen, er hat vor Allem hier ſeinen Sitz aufgeſchlagen und malt in den zierlichſten Arabesken. Auf der Zinne des Thurmes wächſt Buſchwerk und ein Tannenbaum ragt empor, auf den der ſonſt auf der Erde hinſchleichende Hopfen klettert und luſtig ſeine flatternde Standarte aufpflanzt.

Der Burggraben iſt angefüllt mit Schutt; zwiſchen ſchweren, herabgeſtürzten Quaderſteinen erhebt ſich eine ſilbergraue, bartige Geſtalt — das Verbascum (Chraderi Mex.), die Königskerze, mit einem goldenen Lichte in der Hand, als habe ſie das ewige Lichtlein aus der Schloßkapelle noch gerettet, und dieſer ernſte Burgwart zündet viel hundert rothe Lichtlein an, die Weidenröslein (Epilobium) tragen es gar behutſam auf die oberſten Spitzen ihrer Stäbchen. Ehemals wenn die Nacht hereinbrach, warf das Schloß ſein Lichtgeflimmer hinab ins Thal, und bis in den Morgen hinein wurde gejubelt und getanzt und getrunken und Bachus zog zuletzt als

---

Hedera von ἕδρα Sitz, ἕδειν ſitzen: das Feſthalten des Epheus an Mauern ꝛc. ꝛc, (celt. hedea = Strick) ἑλιξ Windung.

Humulus dim. von humus Erde, hier ein Gewächs, das auf der Erde hinkriecht, wenn es nicht geſtützt iſt (humilis); lupulus Wölflein, weil der Hopfen ſich um Weiden ꝛc. ſchlingt und ihnen dadurch ſchädlich wird (Weidenwolf. Plinius).

Verbascum das veränderte barbascum, barba der Bart in Bezug auf die Behaarung der Blätter.

Epilobium von ἐπι auf, λοβιον Schote = die Blüthe ſitzt an der Spitze der Frucht.

Sieger durch die Hallen. Jetzt wenn die Nacht hereinbricht und die Lichter verlöschen, dann öffnet die Silene noctiflora ihren weißen Kelch und zieht mit ihrem Duft durch die öden Trümmer, und mich dauert, daß diese harmlose Nachtwandlerin von Silene, dem Begleiter des Bachus, ihren Namen borgen mußte.

Lustig und frisch sprang einst der Quell über den Burggraben, über Fels und Wurzeln hinab in's Thal, jetzt müht er sich arg aus dem Schutt hervor, klagt dann stille in sich hinein und sickert matt über den Abhang; da legt das Malaclium seine zarten, weichen Blätter an den Rand und die Stellaria begleitet ihn mit ihren Tausenden von kleinen Sternen bis dorthin, wo er unter hohem Gras und Gestrüpp verschwindet.

Im Schloßgarten spielten einst lachend zwischen Blumen und Blümchen die Kinder des Burgherrn, jetzt breitet sich eine große grüne Decke von Euphorbia Peplus aus.

Den Fuß der Gartenmauer zieht die Malva entlang, als wollte sie die schweren Wunden der Zeit mit ihren sanften Blättern lindern, und aus den vielen Spalten nickt der Nachtschatten, der uns über all das Geschaute einen Trost auf den Weg mit gibt: „Das menschliche Leben hat Licht und Schatten, nur über den Sternen erwartet den Frommen ewige Lichtfülle — erst bitter, dann süß!“ Verdient er nicht den Namen: „Solanum Dulcamara — Tröstet euch! Erst bitter, dann süß!“ Vom Schloß führte in Weg längs eines Buchenwaldes in's Dorf. Zwischen den Blätterleichen, aus den durchsichtigen Hecken, vom kahlen Waldrande holten wir uns im März und April unsern Blüthenbüschel von Anemonen, Himmelsschlüsseln, Veilchen u. s. w. Das ist anders geworden, seitdem das Heckenröslein

---

Silene der Begleiter des Bachus, der stets betrunken und mit Geifer (σιαλον) bedeckt dargestellt wird; mehrere Spezies dieser Gattung schwitzen nämlich ihren Stengel entlang eine klebrige Materie aus, an dem kleine Insekten hängen blieben.

Malaclium von μαλακος weich, die Pflanze fühlt sich weich und zart; aquaticus am Wasser.

Stellaria von stella, der Stern.

Euphorbia Peplus — πεπλος Decke, Vorhang, die Pflanze verzweigt sich nach allen Seiten und bedeckt die Erde auf ganze Strecken hin (wirft viel Schatten Dioscor.)

Malva vulgaris — μαλακος weich (Blätter).

Solamen Trost, Beruhigung (schmerzstillende Wirkung); dulcis süß, amarus bitter: die Stengel schmecken erst bitter, dann süß.

am Waldesſaume prangt. Einfach und ſchlicht bleibt ſie mir doch die Königin auf dem Throne. Ihr Scepter ſpitzt ſich in drei geſchloßne Knoſpen, zwei halberſchloſſne ſind ihr Buſenſchmuck, die aufbrechende Roſe ihre Krone, das Gold der Staubfäden glänzt in ihrem Haare und die Thauperlen ſind ein funkelnder Halsſchmuck. Die glänzendſten Goldkäfer machen vor ihr die tiefſten Reſerenzen, die brillanteſten Schmetterlinge umtanzen ſie und bringen ihre Huldigungen dar, während die Grillen und Heimchen auf Cymbeln und Geigen ſpielen. Die Blüthen rings legen ihre feinſten Körner in goldene Weihrauchvaſen und laſſen mächtige Duftwolken daraus emporſteigen. Und wenn gegen Dämmerung die Vaſen ſich ſchließen und alle übermüden Käferlein ſchlafen gegangen, ſo wacht noch das Johanniswürmlein und ſucht wie ein zweiter Diogenes mit ſeinem Laternchen nach den kleinen Unruhſtiftern, um ihnen die Aeuglein zuzudrücken — die Königin ſoll nicht geſtört werden.

Das iſt die Zeit, wo der Wald von einem reichen Blätter- und Blüthenkranze umſchlungen wird. Der Dornbuſch, deſſen Blüthenſchnee im April uns täuſchte, iſt jetzt ein Laſtträger geworden. Nur hie und da ſieht ein Zweig mit ſeinen noch grünen herben Früchten unter dem Gewirre von ſchlingenden und kletternden Gewinden hervor. Die kühnſten Zeichnungen flicht in dieſen Kranz die Waldrebe mit ihren weitausgreifenden Ranken, die bald vom Unterholze auf den nächſten Baum überſpringen, um dann ſcherzend wie ein Eichhorn von Aſt zu Aſt zu ſetzen um endlich müde in einem gefälligen Bogen herabzufallen.

Was hier die Clematis Vitalba flüchtig ſkizzirt, ſucht die prächtige Heckenwinde Convolvulus sepium zwiſchen den Weiden nachzubilden. Wie eine Ehrenwache ſtehen ſie links und rechts des Baches, der am Saume hinſchleicht, die Winde verſieht ſie reichlich mit Pfeilen, duftig weiße Glocken ſchwingend.

Während die Rebe und Winde ſich hoch wagen, um ihre Guirlanden zu ziehen übernimmt die Vinca cracca, die Vogelwicke, mehr die De-

---

κλημα Ranke; vitis Weinſtock, albus weiß = eine wie die Rebe rankende Pflanze mit weißen Blüthen.

Convolvere winden.

Vinca von vincire umwickeln; Cracca von κραξειν eine Pflanze, die von ſchreienden Thieren (Vögeln) gerne geſucht wird.

koration an den niedrigen Parthien, reichlich unterstützt von dem zudringlichen Klebkraut Galium Aparine und von der blauen Glockenblume C. Trachelium. Wir haben jetzt eine üppige Pflanzenfülle, die nicht mehr neben einander wächst, sondern auf- und übereinander — wie sorglos buntes Blühen und Grünen und Blätterbilden. Die Pflanzen selbst in ihren Namen rufen das in den lustigen Sommertag hinaus. Die Wiesenraute läßt sich die Grünende Thaliotrum tituliren, der Kälberkropf den Blattreichen Chaerophyllum und die Rapunzel Phyteuma, die Ueppigwachsende.

An den Wald lehnt sich das Dörflein an, in dem wir Floras Verschönerungsfleiß neuerdings bewundern müssen; gibt es doch, Unschönes mit blühendem, grünenden Leben zu umhüllen.

Der morsche Gartenzaun des armen Häuslers ist von der ragenden Nessel Urtica dioica und dem scharfbelanzten Helden Carduus verdeckt; — wer könnte wohl in wirksamerer Weise den Schutz des Gärtchens übernehmen als diese beiden? Die unsaubern Schutthaufen beleidigen nicht mehr unser Auge; das Heer der Melden mit dem dreieckigen Blatte und der Gänsefüße haben Tag und Nacht gewoben und geflochten, die düstern Ballote mit ihrer feinen, ätherischen, aber sicher treffenden Waffe steht als Wächterin vor dieser einfachen Decke, und die Dorfjugend hat an der Klette — Lappa ein Arsenal, aus dem die Wurfgeschosse geholt zum neckischen Kampfspiel.

Galium von γαλα Milch (um die Milch gerinnen zu machen, daher Labkraut); Aparine von ἁπαιρειν ergreifen: die Blätter hängen sich ob ihrer Häckchen gerne an die Kleider.

Thaliotrum von θαλλειν grünen, in Bezug auf die schöne, grüne Farbe der jungen Sprossen.

Chaerophillum von χαιρειν sich freuen und φυλλειον Blatt — blattreich.

Phyteuma von φυτευμα Pflanze (kräftige).

Urtica von urens brennend.

Carduus von arduus stachlig, das celt. ard die Spitze.

Attriplex von α sehr, triplex dreifach — die vorwaltend dreieckige Form der Blätter.

Chenopodium von χην die Gans, ποδιον der Fuß (Blätter).

Ballōta von βαλλειν zurückwerfen ob des üblen Geruchs; oder βαλλειν stecken, οὐς Ohr (bei Ohrkrankheit üblich).

Lappa das celt. lap die Hand, λαβειν nehmen: die Hacken der Kelchschuppen hängen sich an.

Zwei sehr beliebte Gartenpflanzen haben ihre schlichtere Schwesterchen hieher geschickt, um sich als Stickerinnen benützen zu lassen: die Verbena und die Reseda. Jetzt wenig berücksichtigt, galten diese zwei Proletarier in der Flora zur Zeit des Plinius und noch früher viel, man schwor bei Verbena und gebrauchte sie bei Opfern, und in der Reseda vermuthete man gewaltige Kräfte. „In der Nähe der Stadt Ariminum in Umbrien," so flüstert geheimnißvoll der Plinius „ist eine Pflanze bekannt, die die Leute Reseda nennen." Diejenigen, die mit ihr curiren, fügen folgende Worte bei: „Resede, stille die Krankheiten. . . ." Dieses sagen sie dreimal, und spucken eben so oft dann aus. Um diese Wunderdokterin gruppiren sich Heilkünstler mancherlei Art. Der eine ist erfahren in der Behandlung der Wunden, Meister Schwarzwurz Symphytem off., der andere versteht sich auf Skropheln, Scrophularia nodosa (Braunwurz), ein dritter hat seinen Ruf von der Behandlung der Geschwulste der Krampfader — Cirsium (Kratzdistel).

Noch gilt es den unsaubern Graben um die Häuserreihe des Dorfes zu verbergen. Da ist schon eine Pflanze bereit, die in ihrem Temperament viel Aehnlichkeit haben soll mit dem Thiere, das gerne in Pfützen sich ergeht, Sisymbrium Sophia, die Hauptrolle aber spielen die reichverzweigten Stöcke der Knöterichartеn mit ihren vielgegliederten Stengeln — Polygonum.

Wir verlassen das Dorf und freuen uns, daß selbst in den ausgetretenen Gassen Flora seine grünen Fußstapfen eingeprägt im Plantago major,

---

Verbena — verbum das Wort: man schwor nämlich bei diesem Kraute.

Reseda — sedare stillen.

Symphytem von *συμφυτος* zusammengewachsen; früher die Wurzel gebraucht zum Heilen der Wunden.

Scrophularia von scrophula Halsgeschwulst; nodosus knotig.

Cirsium = *κιρσος* gegen Geschwulst der Krampfader.

Sisymbrium von *συς* Schwein, *ὑμβριος* Regen Nässe, eine Pflanze, die an feuchten, schattigen Plätzen, an Pfützen, in welchen die Schweine sich erlustigen, wächst; das *σι* scheint nur Verstärkungswort zu sein; Sophia sc. chirurgorum = eine in der Chirurgie brauchbare Pflanze.

Polygonum von *πολυς* viel, *γονυ* Knie — die knieartigen Gelenke am Stengel.

Plantago von planta Fußsohle und agere ob der Aehnlichkeit der an den Boden gedrückten Blätter mit Fußstapfen (ähnlich Crepis — *κρηπις* Schuh) die Blätter ähneln einer Schusohle, meist platt am Boden liegend.

unſerm ſtillen Begleiter auf allen Wegen und Stegen — dem Wegerich. Manche Blüthe erinnert mich an ein Vöglein. Beim Wegerich fällt mir nämlich die fleißige Goldammer ein:

„Horch, ein Vöglein ſinget:
Wie hab' ich Dich lieb?
Singe, daß es klinget:
Wie hab' ich Dich lieb!“

So geht der Sang vom früheſten Morgen bis ſpäteſten Abend oft ununterbrochen fort: „'Sis, 'ſis, 'ſis, 'ſis, noch viel zu früh (zum Schlafengehen)!“ Dabei wählt das Goldvöglein eine freie Aſtſpitze und beweiſt dadurch, daß es wenigſtens den Menſchen recht liebt, denn es fürchtet ihn nicht im Geringſten und läßt ihn vertrauensvoll unter ſich hin- und hergehen, ohne ſich in ſeinem unermüdlichen Singen ſtören zu laſſen. Auch die Buben, die ihn ſpöttiſch nachäffen, können es nicht aus der Faſſung bringen. — Iſt unſer Pflänzchen nicht gerade ſo emſig?

Oliver Goldſmith.

Ein Dichterleben.

Von Dr. Friedrich Beck.

Wenn junge Leute anfangen, ernſtlicher über die Wahl ihres künftigen Standes nachzudenken, ſtellt ſich ihnen wohl meiſtens der Dichter- oder Künſtlerberuf als der beneidenswertheſte dar. Eine leicht erklärliche Täuſchung! Denn wo anders findet man dem Anſcheine nach eine ſo unabhängige Stellung, eine ſo angenehme Beſchäftigung, die mit Vortheilen und Auszeichnungen aller Art verbunden iſt? Der Krieger muß ſich unter eine eiſerne Disciplin

beugen; dem Beamten, dem Richter, dem Arzt wie dem Geistlichen sind schwere Pflichten auferlegt, selbst der Gelehrte verkümmert in Bücherstaub; nur der Dichter, der freischaffende Künstler — so schwebt der jugendlichen Fantasie sein Bild vor — bleibt unbeengt von den Fesseln eines einförmigen, geistlähmenden Berufes, und weit entfernt von Jemanden beherrscht zu werden, übt er selbst vielmehr über Tausende eine unbegränzte, gleichsam magische Gewalt.

Wie verschieden von diesem nur halbwahren Gemälde ist jenes, das uns die Wirklichkeit entrollt! Wir wollen nicht von den Vielen sprechen, welche, ohne zureichende Befähigung die dornenvolle Bahn des Literatur- oder Künstlerlebens betreten haben und mit zu später Reue zu der Einsicht gelangen, wie gefährlich es sei, Lust und Neigung mit dem angebornen Talente zu verwechseln; wir haben nur die nicht geringe Anzahl derjenigen im Auge, welche, obwohl mit ausgezeichneten Anlagen begabt, durch Noth und die sittlichen Verwirrungen eines regellosen, genialen Treibens, entweder ohne etwas Bedeutendes zu leisten, zu Grunde gegangen sind, oder im bessern und glücklichern Falle, ihr Lebenlang von Sorgen gequält, das Beste, was sie hervorzubringen fähig waren, und die Unsterblichkeit ihres Schriftstellerruhmes einem widrigen Schicksale, wie einen kärglichen Siegespreis der bittersten Erfahrungen und schmerzlichsten Kämpfe abgerungen haben.

Ein merkwürdiges und vielfach lehrreiches Beispiel hiefür bietet der Lebensgang des berühmten englischen Dichters Oliver Goldsmith, dessen reizende Erzählung: «The Vicar of Wakefield» seinem Namen auch in Deutschland große Popularität erworben hat und seit deren erstem Erscheinen (1766) nun gerade hundert Jahre verflossen sind.

Goldsmith, geboren am 10. November des Jahres 1728 zu Pallas, einer kleinen Ortschaft der Grafschaft Longford in Irland, war der Sohn eines armen Landpfarrers, der in rauher, einsamer Gegend ein altes Haus bewohnte. Der Volksaberglaube hat späterhin eben diese Geburtsstätte des Dichters, als ob sie dadurch über das Bereich des Gewöhnlichen erhoben werden solle, mit dem Gewebe einer romantischen Sage übersponnen. Nachdem es nämlich einige Zeit unbewohnt geblieben, erkoren es, nach dem Glauben der Landleute jener Gegend, Elfen zu ihrem Wohnsitze und diese verhinderten auch hartnäckig jeden Versuch, der zur Wiederherstellung des Gebäudes

gemacht wurde. Was bei Tage gemauert worden war, stürzte Nachts wieder ein; denn ein häßlicher Kobold, so hieß es, mit großen Reiterstiefeln setzte sich Abends auf den First des Daches und zerschlug mit seinen Sporen die Ziegel, daß sie polternd zur Erde fielen.

Zwei Jahre nach Oliver's Geburt erhielt sein Vater eine andere Pfarrstelle zu Lissoy, einem hübschen Dorfe der Grafschaft Westmeath. Dort bewohnte er einen ländlichen Pachthof, dessen geringen Ertrag er dazu verwendete, seiner Neigung zur Wohlthätigkeit und Gastfreundlichkeit nachzukommen, da er seinen Kindern keine andern Schätze hinterlassen wollte, als jene, die sie durch Erziehung und Unterricht von ihm erhielten. Seine Ehe war mit fünf Söhnen und drei Töchtern gesegnet. Henry, der älteste, wurde dem geistlichen Stande bestimmt und lebte später als Pfarrer zu Pallas, zwar in dürftigen Verhältnissen, doch zufrieden und in gesegneter Wirksamkeit. Der sieben Jahre jüngere Oliver zeigte als Kind nur geringe Anlagen. Sechs Jahre alt besuchte er die Dorfschule, deren Lenker, Thomas Byrne, vormals Soldat und Quartiermeister, den Kindern gerne von seinen Kriegsabenteuern und von den fremden Ländern erzählte, die er gesehen. Wie hiedurch die Reiselust des Knaben frühzeitig geweckt wurde, so erhielt auch seine ohnehin lebhafte Fantasie durch die irischen Märchen, Räuber- und Gaunergeschichten, in denen der alte Schullehrer wohl bewandert war, reichliche Nahrung. Schon jetzt begann Oliver zuweilen Verse zu machen und aufzuschreiben, die er aber gewöhnlich bald wieder vernichtete. Gleichwohl kam Einiges davon seiner Mutter zu Gesicht, welche hiedurch keine geringe Meinung von dem in ihm schlummernden Dichtertalente gewann. Sie beredete daher ihren Gatten, auch ihm, wie dem ältesten Sohne Henry, eine gelehrte Bildung geben zu lassen, wozu Jener, wenn auch im Hinblicke auf seine beschränkten Mittel nur nach einigem Zögern, seine Zustimmung gab. Man schickte den Knaben zuerst in die Schule nach Elphin in Roscomon, dann nach einer höhern zu Athlone, endlich nach Edgeworthstown, wo er sich für die Universität vorbereiten sollte. Goldsmith wurde an jenen Anstalten mit den classischen Studien vertraut, ohne sich jedoch in besonderem Maße vor Andern auszuzeichnen. Dagegen erwarb er sich überall durch Freigebigkeit, Gutmüthigkeit, Witz und Laune die Liebe seiner Kameraden, deren Anführer er bei ihren Spielen und lustigen Streichen wurde. In diese Zeit fällt ein komischer Vorfall, der sich bei einer seiner letzten Reisen von Edgeworth in die Heimath zutrug. Der Weg führte

ihn durch eine rauhe Gegend, die man zu Wagen nicht passiren konnte. Oliver miethete sich daher ein Pferd, und da ihm überdieß ein Freund eine Guinee als Reisegeld geschenkt, dünkte sich das sechszehnjährige Bürschlein wohl dem reichsten Lorde gleich. Es kam ihn die Lust an, den unabhängigen, vermöglichen Reisenden zu spielen, und statt seinen Weg ohne Aufenthalt fortzusetzen, in dem Städtchen Andagh gemächlich zu übernachten. Auf seine Frage an einen ihm zufällig Begegnenden nach dem „besten Haus im Orte," bezeichnete ihm Jener, der wohl merkte, mit wem er es zu thun hatte, in einer Anwandlung von Schalkheit allerdings das „beste Haus im Orte," doch war es keineswegs ein Gast-, sondern ein Privathaus. Ohne seinen Irrthum wahrzunehmen, stieg Goldsmith dort ab, ließ sein Pferd in den Stall führen, und bestellte das Abendessen bei dem Hausherrn, der ihn aus guter Laune in seinem Wahn bestärkte und ihn sogar selbst als Wirth bediente. Herablassend lud der junge Student diesen und seine Familie zur Theilnahme an der Mahlzeit ein und gebehrdete sich dabei mit einer angenommenen Wichtigkeit und Welterfahrung, deren Lächerlichkeit durch seine drollige Persönlichkeit (er war von kurzer untersetzter Statur, pockennarbig und in seiner Haltung ziemlich linkisch und unbeholfen) noch bedeutend erhöht wurde. Die Gesellschaft trennte sich spät und, wie sich denken läßt, in der heitersten Stimmung. Unser Oliver gab noch Auftrag ihm ein gutes Frühstück zu bereiten, legte sich zur Ruhe, und wurde erst am nächsten Morgen, als er sich verabschiedete, zu seiner großen Bestürzung und Beschämung über sein Mißverständniß aufgeklärt.

Im Jahre 1744 bezog Goldsmith die Hochschule und trat in das Trinity College zu Dublin ein. Da er wegen seiner Dürftigkeit dort nicht als bezahlender Kostgänger, sondern nur als Famulus oder „armer Student" zu leben vermochte, mußte er mit einer Dachkammer neben der Bibliothek vorlieb nehmen; er erhielt zwar unentgeltlich Kost und Unterricht, sollte aber dafür nicht blos durch vorzüglichen Studieneifer sich dankbar erweisen, sondern auch manche niedrigen Dienstleistungen verrichten. Zu diesen Obliegenheiten gehörte es z. B. Morgens die Höfe des Hauses zu kehren, Mittags die Speisen aus der Küche zu holen, den Professoren bei der Tafel aufzuwarten, und Anderes dergleichen. Dazu kam noch, daß ein grobes schwarzes Oberkleid ohne Aermel und eine Tuchmütze von gleicher Farbe auch äußerlich den armen Studierenden von dem vermöglichen in auffallender Weise unterschied.

Goldsmith unterwarf sich diesen Erniedrigungen nur mit dem äußersten innerlichen Widerstreben und hatte um so mehr dabei zu leiden, da der Lehrer, dessen besonderer Aufsicht er übergeben war, ein Herr Wilder, sehr heftig und launisch gegen ihn verfuhr, und ihn bisweilen sogar körperlichen Züchtigungen unterwarf. An Anlaß hiezu fehlte es nicht, da Wilder bloß auf die exacten Wissenschaften, wie Mathematik u. s. w., Werth legte, Goldsmith dagegen seine Geringschätzung derselben und seine Vorliebe für die schöne Literatur unverholen kund gab. Noch trauriger wurde seine Lage, als 1747 sein Vater starb. Seine Mutter vermochte ihn nicht mehr zu unterstützen, und er hätte die Universität ganz verlassen müssen, wenn nicht sein Oheim, Thomas Contarine zu Carrik, ein nicht unvermöglicher Pfarrherr, ihm von Zeit zu Zeit einige Geldspenden hätte zufließen lassen. Eine kleine Erwerbsquelle verschaffte sich Goldsmith durch seine poetische Gabe, indem er Balladen für Straßensänger verfertigte, die er heimlich in einem Buchladen für ein Geringes verkaufte. Ungeachtet seiner gedrückten und abhängigen Lage war er gleichwohl unbesonnen genug, sich mit an einem Excesse zu betheiligen, welchen einige der unruhigsten und gewaltthätigsten Studenten verübten, indem sie einen ihrer Genossen mit bewaffneter Hand aus dem Schuldgefängnisse befreiten. Goldsmith zog sich dadurch nebst Andern einen öffentlichen Tadel zu; die Niedergeschlagenheit, in welche er in Folge davon, verfiel, verwandelte sich aber bald darauf in eben so große Freude und Zuversicht, da er einen der kleineren Preise des Kollegs, freilich nur im Werthe von dreißig Schillingen, erhielt. Um dieß glückliche Erreigniß zu feiern, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als auf seinem Zimmer einen Abendschmauß mit Tanz zu veranstalten, wozu er verschiedene junge Leute seiner Bekanntschaft aus der Stadt einlud. Aber diese Lustbarkeit, die den Vorschriften des Kollegs durchaus zuwiderlief, nahm ein klägliches Ende. Goldsmith's grimmiger Tutor, Herr Wilder, vernahm den Ton der Geige, die den Tanz begleitete, stürzte wie wüthend in das Gemach, züchtigte den schuldbewußten Festgeber exemplarisch und verjagte seine vor Schrecken erbleichenden Gäste. Dieß war zu viel für Goldsmith's stolzes und empfindliches Gemüth. Schon am folgenden Morgen entwich er insgeheim aus dem Kolleg, nachdem er einige Bücher und Kleidungsstücke verkauft hatte, um sich Reisegeld zu verschaffen. Doch kam er auf seiner fluchtähnlichen Wanderung nicht weit. Nachdem er sich mehrere Tage lang in Dublin umhergetrieben hatte und seine Baarschaft

bis auf den letzten Schilling zusammengeschmolzen war, so daß er vierundzwanzig Stunden lang ohne Nahrung blieb, entschloß er sich endlich, seinem Bruder Henry Nachricht von seiner traurigen Lage zu geben. Dieser eilte auch wirklich herbei, unterstützte ihn, so weit er es vermochte und vermittelte sogar seine Wiederaufnahme in's Kolleg. Hier blieb er noch zwei Jahre, gab auch Beweise seiner glücklichen Geistesfähigkeiten und erhielt eine der ehrenvolleren Prämien der Anstalt; gleichwohl dauerte seine Abneigung gegen anhaltende, gründliche Studien und gegen die Strenge, mit welcher er behandelt wurde, unvermindert fort.

In die Zeit seines Dubliner Aufenthaltes fällt eine Begebenheit, die wir als charakteristisch für Goldsmiths leicht erregbares Mitleid und zugleich für seine unbesonnene Art zu handeln nicht mit Stillschweigen übergehen wollen. Als er nämlich einstmals, von einem seiner Studiengenossen zum Frühstücke eingeladen, nicht dabei erschienen war, suchte ihn dieser in seiner Wohnung auf. Er erstaunte nicht wenig, als er ihn noch im Bette, und zwar mit Ausnahme des Kopfes ganz und gar in Federn eingehüllt sah. Bald klärte sich Goldsmiths seltsames Benehmen auf. Er erzählte dem Freund, wie er am Abende vorher bei einem Gange durch die Stadt eine arme Frau mit fünf nothdürftig bekleideten, hungernden Kindern begegnet habe und von ihr um eine Gabe angefleht wurde. Da er wie gewöhnlich kein Geld hatte, führte er sie, ohne sich lang zu besinnen, an das Thor des Kollegs, hieß sie dort warten und brachte schnell die wollenen Decken seines Bettes und einige seiner Kleidungsstücke herab, die er der armen Frau und ihren Kindern schenkte. Da er Nachts Frost verspürte, hatte er, um Abhilfe nicht verlegen, sein Unterbett aufgeschnitten und sich in die Federn desselben bis an den Hals vergraben, um sich auf diese Art wieder zu erwärmen.

Im Jahre 1749 erhielt Goldsmith den Grad eines Baccalaureus und kehrte in seine Heimath zurück. Zwar waren seine nächsten Anverwandten nicht in der Lage, ihn, bis er eine feste Lebensstellung erringen konnte, zu unterstützen; denn seine Mutter lebte als Wittwe in Dürftigkeit zu Ballymahon, und sein Bruder Henry befand sich in nicht viel bessern Umständen. Aber sein Oheim ließ nicht ab, sich seiner nach Kräften anzunehmen. Auf sein Andringen willigte Oliver ein, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Erst einundzwanzig Jahre alt hatte er noch zwei Vorbereitungs- und Probejahre vor sich. Er brachte sie in ziemlich ungeregelter

Lebensweise theils zu Lissoy, theils zu Pallas zu, wo er seinem Bruder zuweilen in der Schule aushalf. Er studirte wenig; seine Hauptbeschäftigungen waren Spaziergänge, Lectüre und Belustigungen im Klub mit fröhlichen Gesellen. Kein Wunder, wenn ihm, als die Zeit kam, sich beim Bischof zu melden, die nöthige Vorbereitung mangelte. Und selbst bei diesem Anlasse bekümmerte er sich so wenig um die äußern Anstandsformen, daß er, wie er es denn immer liebte, sich in helle, bunte Farben zu kleiden, zur Aufwartung bei dem Bischofe, in scharlachrothen Hosen erschien! Er wurde natürlich abgewiesen, und seine Verwandten gaben alle Hoffnung für seine Zukunft auf. Nur sein Oheim verzagte nicht ganz an ihm und verschaffte ihm eine Hauslehrerstelle bei einem Gutsbesitzer in der Nachbarschaft. Doch dauerte auch hier das gute Einvernehmen nicht lange; Goldsmith entzweite sich und gab den Platz wieder auf. Kaum hatte er seinen Gehalt ausbezahlt erhalten, so erwachte auch schon auf's Neue seine Reiselust. Ohne Jemanden von seiner Absicht in Kenntniß zu setzen, verschaffte er sich ein Pferd, und entfernte sich heimlich zu einem planlosen Ausfluge in die Welt. Wochen waren vergangen, ohne daß man das Mindeste von ihm gehört, als er eines Tages ganz unerwartet und in kläglichem Aufzuge sich wieder bei seiner Mutter einfand. Die dreißig Pfund, die er bei seiner Abreise besessen, waren bis auf den letzten Schilling verbraucht. Selbst das stattliche Pferd, auf dem er fortgezogen, brachte er nicht mehr heim, sondern an dessen Stelle einen magern Pony, den er scherzweise „Fiedelrücken" getauft hatte; das mitgenommene Pferd hatte er nämlich schon in Cork verkauft, da er sich von dort nach Amerika einschiffen wollte. Zwei Wochen lang verhinderten widrige Winde die Abfahrt; als sie endlich erfolgte, versäumte sie Goldsmith in Folge der ihm eigenen Unbedachtsamkeit. Er verweilte noch einige Zeit in Cork, bis seine fast leere Börse ihn an die Rückkehr mahnte. Er erwarb den Pony „Fiedelrücken" und trabte, wie weiland Don Quixote auf seiner Rosinante, aus den Thoren Corks mit fünf Schillingen in der Tasche, die für einen Weg von hundert Meilen hinreichen sollten! Acht Meilen von der genannten Stadt entfernt, hoffte er bei einem vormaligen Universitätsfreunde Aufnahme und Unterstützung zu finden, täuschte sich aber sehr in seinen Erwartungen. Der kränkliche und zugleich knickerisch gewordene Freund, speiste den Hilflosen mit höflichen Redensarten ab, doch machte er bei ihm die Bekanntschaft eines Advokaten, der, ein menschenfreund-

licher wohlwollender Mann, ihn drei Tage lang in seinem Hause gastlich bewirthete und ihm überdieß noch einiges Reisegeld gab.

Goldsmiths Verwandte beriethen sich jetzt abermals über seine zukünftige Bestimmung. Es wurde beschlossen, er solle sich der Rechtskunde widmen. Von seinem gütigen Oheim mit fünfzig Pfund versehen, sollte sich Oliver nach London begeben, und dort im Temple die juristischen Studien beginnen. Er reiste ab, kam aber nur bis Dublin. Ein Bekannter, den er dort traf, lockte den Unbesonnenen in einen Spielerklub. Rasch hatte er all sein Geld verloren, und die Noth zwang ihn abermals zur Heimkehr.

Da es ihm so mit der Theologie und Jurisprudenz der Reihe nach fehlgeschlagen, sollte er den letzten Versuch eines Brodstudiums, und zwar dießmal mit der Arzneikunde machen. Neuerdings mit einigen Mitteln hiezu durch seine Verwandten ausgerüstet, begab er sich 1752 nach Edinburgh. Er miethete dort sogleich ein Zimmer, ließ seinen Koffer, der all seine Habe enthielt, in demselben stehen und gieng aus, um die Stadt zu besichtigen. Aber als es ihm endlich Zeit dünkte, in seine Wohnung zurückzukehren, welch neuer Schrecken, welche Verlegenheit! In seiner träumerischen Unbedachtsamkeit hatte er weder nach dem Namen seiner Miethfrau, noch dem der Straße, in der sie wohnte, sich erkundigt. Wie sollte er nun sein Quartier, von dem er sich ziemlich weit entfernt hatte, wiederfinden! Schwerlich würde ihm dieß gelungen sein, wenn nicht ein glücklicher Zufall ihn seinen Kofferträger hätte begegnen lassen, der ihm die gewünschte Auskunft gab.

Goldsmith begann nun medicinische Vorlesungen zu hören, und schloß sich einer Studentenverbindung an. Seine geistvolle Lebhaftigkeit, seine heitere Laune, sein Talent für Gesang und Erzählung machten ihn auch hier zum Lieblinge besonders seiner irischen Kameraden und verschafften ihm eine Zeitlang sogar Zutritt im Hause des Herzogs von Hamilton.

Nach Verlauf von zwei Jahren wollte Goldsmith den Continent besuchen, um dort seine medicinischen Studien zum Abschlusse zu bringen; sein Oheim gewährte ihm zu diesem Zwecke zwanzig Pfund. Goldsmith hatte vor, sich in Leith nach Holland einzuschiffen, traf aber in dieser Hafenstadt mehrere junge Leute an, die sich nach Bordeaux begeben wollten, und da ihre Gesellschaft ihn anzog, änderte er, wie immer von augenblicklichen Eindrücken bestimmt, seinen ursprünglichen Plan, um sich nicht von ihnen trennen zu müssen. Nach zweitägiger Fahrt verschlug ein Sturmwetter das Schiff nach

Newcaſtle. Goldſmith und ſeine Gefährten giengen an's Land und erluſtigten ſich in einer Schenke bis zum ſpäten Abend. Plötzlich aber öffnete ſich die Thüre, ein Unteroffizier mit zwölf Mann traten ein und überraſchten die ſorgloſen Zechbrüder. Die jungen Männer, in deren Geſellſchaft ſich Goldſmith befand, waren Schottländer, welche in Frankreich lebten und heimlich in Schottland Rekruten für die franzöſiſche Armee geworben hatten. Umſonſt betheuerte Goldſmith ſeine Unſchuld; man führte ihn mit den andern in's Gefängniß, aus dem er ſeine Freilaſſung nur mit Mühe und erſt nach vierzehn Tagen erlangte. Doch hatte die Sache ſich für ihn noch immerhin glücklich genug gewendet; denn das Schiff, auf welchem er nach Bordeaux hatte ſegeln wollen, litt an der Garonnemündung Schiffbruch, bei dem ſämmtliche Paſſagiere das Leben verloren.

Goldſmith reiſte jetzt ſeinem anfänglichen Plane gemäß nach Holland und begab ſich über Amſterdam nach Leyden, wo er ein Jahr zubrachte und chemiſche, auch mathematiſche Vorleſungen hörte. Da ſeine Baarſchaft zu Ende ging, ſuchte er ſich Einiges durch Unterrichtgeben in der engliſchen Sprache zu verdienen; auch half ihm ein Landsmann und früherer Studiengenoſſe bisweilen in ſeinen Geldverlegenheiten aus. Eben dieſer verſah ihn auch mit den Mitteln zu einer Reiſe nach Paris, damit er dort ſich noch vollſtändiger für den ärztlichen Beruf ausbilde. Auch dießmal beging er eine Unbeſonnenheit, die er zu bereuen hatte. Kurz vor ſeiner Abreiſe nämlich führte ihn der Zufall in den Garten eines Blumenhändlers. Hier fiel ihm bei, daß ſein Oheim die Tulpen ganz beſonders liebe; er glaubte daher, die günſtige Gelegenheit benützen zu müſſen, ihm durch Ueberſendung eines Geſchenkes der ſeltenſten Tulpenzwiebeln ſeine Dankbarkeit zu bezeigen. Der Kauf wurde abgeſchloſſen; doch nahm Goldſmith erſt, nachdem er den Preis bezahlt hatte, wahr, daß ihm für ſeine Reiſe eine einzige Guinee übrig geblieben ſei. Gleichwohl trat er ſorglos die beabſichtigte Wanderung an. Sein ganzes Gepäck beſtand in einer Flöte und einem Hemde, das er in der Taſche trug. Er hatte, wie ſchon erwähnt, einige muſikaliſche Kenntniß und eine erträgliche Stimme und benützte ſein Flötenſpiel und Geſangstalent, das ihm ſonſt nur zum Vergnügen gedient hatte, jetzt um ſeinen Unterhalt zu erwerben. Er ſpielte den Bauern ſeine luſtigen Melodieen vor und erhielt dafür eine gute Mahlzeit, ein Nachtlager und wohl ein Geldgeſchenk dazu. So erreichte er Paris, wo er Zutritt in einigen gelehrten Cirkeln erhielt. Nach kurzem

Aufenthalte durchzog er einen Theil von Deutſchland und der Schweiz, und wurde hierauf in Genua Reiſehofmeiſter eines jungen, reichen, aber ungebildeten und geizigen Engländers, mit welchem er bald in Mißhelligkeiten gerieth. In Marſeille löſte ſich ihr Verhältniß und Goldſmith ſetzte allein ſeine abenteuerliche Fahrt durch Piemont und einige Gegenden Italiens fort. Im claſſiſchen Lande der Muſik konnte ihm ſein mangelhaftes Flötenſpiel und ſein Naturgeſang nichts helfen; er machte daher von einem andern Talente Gebrauch, ſeiner Geſchicklichkeit im Diſputiren. Es war damals noch Sitte, daß an Univerſitäten und in Klöſtern an beſtimmten Tagen auch Fremde an den gelehrten Diſputirübungen über philoſophiſche Gegenſtände ſich betheiligen durften. Ihre Gewandtheit in jener Kunſt wurde mit gaſtlicher Bewirthung und klingender Münze belohnt. So gelangte Goldſmith als armer wandernder Gelehrter bis Padua, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß er dort den mediciniſchen Doktorgrad erhielt. Mittlerweile war ſein treuer Wohlthäter, ſein Oheim Contarine, geſtorben, und da er in der Fremde keine bleibende Stätte zu finden hoffen durfte, kehrte er nach England zurück. Im Jahr 1756 landete er zu Dover nach zweijährigem planloſem Umherſtreifen, jedoch bereichert mit mannigfaltigen Eindrücken der Natur und des Lebens.

Goldſmith wandte ſich jetzt nach London, wo er, ohne Geld und Bekanntſchaften, ſich anfangs in einer nicht viel beſſeren, vielleicht ſogar ſchlimmeren Lage, als der ärmſte Straßenbettler befand. Mit vieler Mühe gelang es ihm, eine Unterlehrerſtelle an einer Schule zu erhalten; doch blieb er kurze Zeit in dieſer Stellung, die mit Entbehrungen und Kränkungen aller Art für ihn verbunden war. Er trat hierauf als Gehilfe in das Laboratorium eines Chemikers ein, gab indeſſen auch dieſen Dienſt bald wieder auf und ſuchte ſich als Armenarzt eine kleine Praxis zu verſchaffen. Nebenbei fand er noch einigen Erwerb als Corrector in der Druckerei des Buchhändlers und Schriftſtellers Richardſon, und machte durch dieſen einige literariſche Bekanntſchaften. Da das Einkommen ſeiner ärztlichen Praxis und des Nebenverdienſtes durch Correcturen ſehr gering war, entſchloß er ſich, den Rohrſtock und die Perrücke des Doktors wieder mit dem Schulſcepter zu vertauſchen und erhielt durch Verwendung eines frühern Studiengenoſſen eine Aushilfslehrerſtelle an der Lateinſchule zu Peckham. Der Vorſtand der Anſtalt, Herr Milnes, war Mitarbeiter einer Monatſchrift, die von dem Buchhändler Griffiths

herausgegeben wurde. Dieſer lernte Goldſmith bei Herrn Milnes kennen, gewann im Geſpräch mit ihm eine günſtige Meinung von ſeinen Talenten und nahm ihn 1757 als Mitarbeiter der Zeitſchrift mit einem kleinen Gehalte, freiem Tiſch und freier Wohnung bei ſich auf. Aber auch hiedurch trat keine weſentliche Beſſerung ſeiner Lage ein; er war ja nichts weiter als ein literariſcher Miethling, und wurde von dem ungebildeten und eigennützigen Verleger auch ganz als ſolcher behandelt. Nach fünf Monaten löſte daher Goldſmith auch dieſe Verbindung wieder, die ſeinem Drange nach freier, unabhängiger Bewegung durchaus widerſtrebte. Nun arbeitete er für verſchiedene Zeitſchriften und ſetzte ſeine ärztliche Praxis, wiewohl mit geringem Erfolge, fort. In einem ſeiner Briefe an Herrn Hodſon, ſeinen Schwager, findet ſich darüber folgende bezeichnende Stelle: „Ich vermuthe, daß Sie etwas von meiner jetzigen Lage zu wünſchen wiſſen. Da ſie nichts enthält, worüber ich erröthen müßte oder was man tadeln könnte, ſo ſehe ich keinen Grund, ſie geheim zu halten. Um es kurz zu ſagen: bei einer kleinen Praxis als Arzt und einem ſehr kleinen Ruf als Dichter helfe ich mir eben ſo durch. Nichts iſt geeigneter, uns zu den Pforten der Muſen zu führen, als Armuth; aber es wäre gut, wenn ſie uns am Thor verließe; das Unheil iſt aber, ſie begleitet uns zuweilen hinein, und Mangel anſtatt anmeldender Kammerherr zu ſein, iſt öfters Ceremonienmeiſter.“ Goldſmith bemühte ſich hierauf um eine Stelle als Arzt in einer indiſchen Factorei, dann um die eines Hoſpitalgehülfen, aber beide Plane ſchlugen fehl.

Im Jahre 1759 erſchien von ihm die erſte Schrift, durch die er einiges Aufſehen erregte. Sie führt den Titel: „Eine Unterſuchung des gegenwärtigen Zuſtandes der ſchönen Wiſſenſchaften in Europa.“ Seine Verhältniſſe beſſerten ſich in ſoweit, daß er ſeine elende Dachkammer verlaſſen und eine anſtändige Wohnung beziehen konnte. Er machte jetzt die Bekanntſchaft des berühmten Kritikers und Gelehrten Samuel Johnſon, der ihm ſeine Gunſt und Freundſchaft ſchenkte und nicht wenig dazu beitrug, ſeinen Dichterruf zu erhöhen. Johnſon war es auch, welcher Goldſmith, als dieſen die Hauswirthin wegen rückſtändiger Miethe verhaften ließ, dadurch befreite, daß er ihm einen Verleger für ſein Meiſterwerk, die unvergleichlich ſchöne Erzählung: „Der Dorfprediger von Wakefield“ verſchaffte. Johnſon hatte das Manuſcript bei Goldſmith geſehen und ſogleich den hohen Werth dieſer Dichtung erkannt; dennoch ſchien der Buchhändler kein ſonderliches Vertrauen auf den

Erfolg zu haben und ließ ſie zwei Jahre lang ungedruckt liegen. So kam es, daß Goldſmith noch vorher im Jahr 1764 ein Gedicht: „der Reiſende“ veröffentlichte, die erſte poetiſche Arbeit, die unter ſeinem Namen erſchien. Die Aufnahme war ſehr günſtig und noch vor Ablauf des Jahres galt Goldſmith als der beſte engliſche Dichter ſeiner Zeit. Dieß gab ihm Muth, auch ſeine früher in verſchiedenen Zeitſchriften abgedruckten Aufſätze und Erzählungen zu ſammeln und 1765 unter ſeinem Namen herauszugeben. Auch dieſe Sammlung hatte guten Abſatz und nimmt noch jetzt eine Stelle unter den als claſſiſch geltenden Werken der britiſchen Literatur ein.

Im Jahre 1766 wurde endlich auch der „Dorfprediger von Wakefield“ veröffentlicht. Der Erfolg war ein ganz ungewöhnlicher. Dies Werk, unſtreitig Goldſmiths genialſte Schöpfung, erlebte bald unzählige Auflagen und wurde in die meiſten fremden Sprachen überſetzt. Es bereicherte den Verleger, aber der Verfaſſer, der ein für allemal die verhältnißmäßig geringe Summe von 60 Guineen dafür erhalten, blieb, bei ſeiner Sorgloſigkeit in Geldangelegenheiten und ſeiner von vielen Seiten her in Anſpruch genommenen gutherzigen Freigebigkeit, arm wie zuvor. Seine Ernennung zum Profeſſor der Geſchichte an der 1768 neu errichteten Akademie der Künſte zu London brachte ihm wohl ein Ehrenamt, aber keinen Gehalt. Er mußte fortwährend ſeine literariſchen Lohnarbeiten betreiben und konnte nur nebenbei an ſelbſtſtändige poetiſche Hervorbringungen denken. Zu letzteren gehören ſeine Luſtſpiele und das reizende, elegiſche Gedicht: „Das verödete Dörfchen,“ das 1770 erſchien; zu erſtern aber ſeine hiſtoriſchen und naturgeſchichtlichen Schriften, ſo die Geſchichte von England, die Geſchichte von Griechenland und Rom, die „Geſchichte der belebten Natur“ u. ſ. f., Werke, die, wenn ſie auch nicht aus gründlichen Forſchungen hervorgegangen ſind, doch wegen der geiſtreichen Behandlung des Stoffes und durch ihren meiſterhaften Stil immer noch Werth beſitzen.

Im Jahre 1772 war Goldſmith vom Landaufenthalte, den er gewöhnlich im Sommer nahm, um ruhig arbeiten zu können, in leidendem Zuſtande nach London zurückgekehrt. Von dieſer Zeit an wankte ſeine Geſundheit und ſeine ſonſt unverwüſtliche gute Laune ſchwand dahin. Die vielen, gegen verſchiedene Buchhändler eingegangenen Verbindlichkeiten geſtatteten ihm keine Erholung, ſeine Gläubiger drängten ihn. Alles dies verſetzte ihn in eine gedrückte Stimmung, in eine beſtändige Aufregung, von deren eigentlichem

Grunde nur wenige seiner Bekannten Kenntniß hatten. Ein schleichendes Fieber ergriff ihn, dem er nach kurzem Krankenlager im Jahre 1774 erlag.

Nach seinem Tode veranstalteten seine Freunde und Verehrer eine Sammlung zur Errichtung eines Denkmales für ihn in der Westminsterabtei. Es besteht aus dem Brustbild des Dichters und wurde in einem Spitzbogen über der südlichen Thür des sogenannten „Poetenwinkels" angebracht. Die auf einer weißen Marmortafel unter dem Bild befindliche, von Johnson verfaßte, lateinische Inschrift lautet übersetzt wie folgt:

„Dem Andenken des Oliver Goldsmith, Dichters, Naturforschers, Geschichtschreibers, hat dieses Denkmal die Liebe seiner Genossen, die Treue seiner Freunde, die Verehrung seiner Leser errichtet. In fast allen Theilen der Literatur hat er sich versucht und hat sie alle geziert; ob Lächeln zu erregen war, ob Thränen, stets ein mächtiger, doch sanfter Herrscher der Gefühle; erhabenen, lebhaften, beweglichen Geistes, im Stil groß, elegant, schön. Er war geboren im Dorfe Pallas, Kirchspiel Forney, Grafschaft Longford in Irland, am 29. November 1731 und studirte in Dublin, starb zu London am 4. April 1774."

Goldsmiths Schriftstellerlaufbahn, die wir in dieser Lebensskizze vorgeführt, gibt zu verschiedenen Betrachtungen Anlaß. Zunächst unterliegt es keinem Zweifel, daß jene hohe Dichtergabe, welche seinen Ruhm für alle Zeiten begründet hat, auch eine Quelle vieler Leiden für ihn wurde, da sie ihm zur Erlangung einer gesicherten, äußeren Lebensstellung mehr hinderlich als fördernd war. Ebenso gewiß ist es freilich auch, daß in seinem eigenen Temperamente, seinem sorglosen Leichtsinn, seinem Hange zum Spiel und lustiger Gesellschaft, seiner verschwenderischen Freigebigkeit, welche niemals Einnahme und Ausgabe in's Gleichgewicht zu setzen verstand, in seiner unsteten Wanderlust, seiner Abneigung gegen strenge wissenschaftliche Studien die Hauptursachen seiner Mißgeschicke zu suchen sind. Um so merkwürdiger aber bleibt es, daß er trotz solcher fehlerhaften Neigungen und oft in einer Lage, welche hundert Andere zur Verzweiflung getrieben oder in den Pfuhl des Lasters und Verbrechens gestürzt hätte, seinen Muth und seine Hoffnung aufrecht erhielt, seine sittliche Reinheit und einen freien, edlen Geistesschwung sich bewahrte. Diese guten, seine schlimmen überwiegenden Eigenschaften waren es auch, die ihn befähigten, späterhin die gerade in den dunkelsten und verwirrungsvollsten Perioden seines Lebens gemachten Erfahrungen in den Ge-

dichten „der Reisende“ und „das verödete Dörfchen“ und vor Allem im «Vicar of Wakefield» zu dem reinsten poetischen Glanze zu verklären. Die Frage, in welcher Zeit er den religiösen und sittlichen Gehalt, dessen er hiezu bedurfte, in sich aufgenommen, beantwortet sich nur durch die Kenntniß von seinem elterlichen Hause und seinen Jugendschicksalen, von denen wir eben darum ausführlicher gehandelt, als von seinen spätern Beziehungen zu den Literaturkreisen Londons. Mochte er auch in der Hauptstadt und auf seinen Irrfahrten durch Holland, Frankreich und Italien die Vorbilder seiner trefflichen Charakterzeichnungen aus der höheren Gesellschaft wie aus den untersten, zum Theil verworfensten Menschenklassen gefunden haben, die Originale seiner unnachahmlichen Schilderungen ländlicher Einfachheit und Genügsamkeit und des stillen Familienglückes, welches er selbst, da er zeitlebens unvermählt blieb, niemals genossen, — schwebten ihm aus den Tagen seiner Kindheit vor. In seinem Vaterhause, nicht im Getümmel eines zerstreuten Weltlebens, empfieng er die Eindrücke der unüberwindlichen Macht, welche ein festes Gottvertrauen und das Bewußtsein der Rechtschaffenheit dem Bedrängten und Unglücklichen verleihen, einer sittlichen Macht, die er mit hinreißender Wahrheit und Beredtsamkeit darzustellen wußte. Seine tiefen Gedanken über die Wege der Vorsehung, über die letzte eigentliche Bestimmung des Menschen, die Goldsmiths Dichtungen ihren eigentlichen unvergänglichen Werth verleihen, er verdankt sie seinem treuen Festhalten an den Erinnerungen seiner Kinderzeit. Ihm schwebte ja in der Zeichnung des armen Dorfpredigers Primrose das Bild seines eignen guten Vaters und seines eben so wackern Bruders Henry vor, das nämliche schöne Bild, das er auch im „verödeten Dörfchen“ von einem Landgeistlichen entwirft:

Von Städten fern führt er sein frommes Leben,
Dem Wechsel fern, der Heimath treu ergeben...
Verkündigt in der Kirch' er Gottes Wort,
So ehrt sein Wesen stets den heil'gen Ort
Mit Einfalt und mit Würde; es erschallt
Aus seinem Mund mit doppelter Gewalt
Die Wahrheit; mancher Thor zerfloß in Scham,
Und blieb zu beten, der zu spotten kam.
Doch nach dem Dienst drängt jeder Landmann sich
In Liebe um ihn her, manch Kindchen schlich

Ihm heimlich nach und zupft' ihn am Talar,
Froh wenn er lächelnd ihrer ward gewahr.
Er lächelt wie ein Vater, und ſein Herz
Erfreut ihr Wohl, ihr Leiden iſt ſein Schmerz;
So gab er der Gemeinde ſich zu eigen,
Doch ſeine ernſteren Gedanken ſteigen
Empor und ruhen dort. —
Und wie ein Vöglein in die blaue Luft
Die flügge Brut ſüß lockend aufwärts ruft,
So lockt auch er die Seinen himmelan
Zu hellern Welten auf — und ging voran. —

Es tritt mithin auch in Goldſmith's Leben die nie genug zu beherzigende Wahrheit zu Tage, daß es von unendlicher Wichtigkeit iſt, welche Eindrücke der Menſch in ſeinen Kinderjahren erhält, welches Beiſpiel ihm ſeine erſte Umgebung bietet. Wie der Same des Böſen, ſo übt noch weit mehr der Same des Guten, in ein Kinderherz gelegt, eine faſt unvertilgbare Macht, und wird die gute Saat auch oft von Dornen überwuchert, ſie drängt ſich immer wieder hervor und gedeiht, früher oder ſpäter, zu lieblicher Frucht. So hatte auch Goldſmith, der trotz ſeiner reichen geiſtigen Begabung in Folge fehlerhafter Neigungen ſich immer in einer verwirrungsvollen, der Entfaltung ſeiner Fähigkeiten hinderlichen Lage befand, endlich in dem Zurückgreifen zu ſeinen Jugenderinnerungen ſein beſſeres Selbſt wiedergefunden und im „Vikar" ſeine poetiſche Kraft zu einer Leiſtung geſteigert, welche nicht blos durch die Naturwahrheit der Darſtellung und den Glanz des Stiles Bewunderung erregt, ſondern auch durch ihren religiöſen und ſittlichen Gehalt uns mit Achtung und Liebe für den Verfaſſer erfüllt.

Das erſte Veilchen.

Von Katharina Diez.

Erſte Liebe der jungen Bruſt,
Zärtliche Glut in dem Kinderherzen,
Reich wie der Engel Himmelsluſt,
Fromm wie die Flamme der Weihnachtskerzen —

Zeigst mir der Mutter liebe Gestalt
Immer noch in verklärenden Strahlen,
Hold von Blumen und Aehren umwallt
Wie uns Künstler die Heiligen malen.

Treu mit der ersten Liebe verwebt
Ist die Erinn'rung der ersten Blüthe,
Die mit seliger Wonne gebebt
Einst in des träumenden Kindes Gemüthe.
Winterlich noch ist's im bergigten Land,
Flocken des Schnees umher noch stieben,
Nur im Kalenderchen dort an der Wand
Steht des Frühlings Ankunft geschrieben.

Ach! eine brennende Ungeduld
Hat die Seele des Kindes umfangen,
Doch wie ein Bild der Himmelsgeduld,
Müde vom Winter, mit bleichen Wangen
Sitzt die Mutter und horcht wie noch streicht
Draußen der Sturmwind, — ich knie ihr zu Füßen,
Liebend das glühende Köpfchen geneigt
Auf ihre Hände, die weißen, die süßen!

„Blühten die Veilchen erst!" flüstert ihr Mund,
„Wär' es bald Frühling! ich glaube dann würde
Froh mein Kind und die Mutter gesund,
Schwer und hart ist des Winters Bürde."
Also spricht sie, ein Seufzer hebt
Ihre Brust von Schmerzen bedrücket,
Wie eine zarte Blume erbebt,
Wenn der Sturm ihre Blätter zerpflücket.

„Blühten die Veilchen erst!" sprech' ich ihr nach,
Leise und froh in dem pochenden Herzen
Regt sich die Hoffnung und aus dem Gemach
Eil' ich hinaus in die Stürme des Märzen.
Wahrlich der Wind, so schlimm ist er nicht,
Wie er sich anhört im traulichen Zimmer,
Siehe! und dort aus der Wolke wie bricht
Freundlich ein heller, ein sonniger Schimmer.

Glaubt an ein Wunder nicht immer das Kind?
Wahrlich, es glich' einem lieblichen Wunder,
Fänd' ich ein Veilchen! doch trotzend dem Wind
Eil' ich das Thal, das beſchneite, hinunter;
Kenn' ich doch jegliches Plätzchen genau,
Welches die Sonne am erſten berühret,
Und jedes lauſchige Eckchen der Au,
Das ſich die erſte der Elfen erkühret.

Rings um mich her kein Gebüſch iſt ſo dicht,
Daß es mir kann ſeine Schätze verſtecken,
Eilig mein Füßchen, mein Auge durchbricht
Hindernde Zäune und dornige Hecken.
„Fänd' ich ein Veilchen, dann würde geſund
Meine Mutter! — o, ſprenge die Bande,
Harter Boden, thu' auf deinen Grund!
Mache nicht kindlichen Glauben zu Schande.“

Athemlos wühl' ich im kalten Schnee,
Theile die Dornen, die eng ſich verzweigen,
Thun auch die zarten Händlein mir weh;
Ha! — in die Wangen das Blut fühl' ich ſteigen,
Und einem Schrecken gleicht es beinah,
Was mich durchrieſelt, ich bin wie im Traume,
Iſt es denn wirklich ein Veilchen? — ja! ja!
Wundergleich blüht es im mooſigen Saume.

Schnell iſt's dem ſchützenden Dorn entwandt,
Jauchzend: „Ich habe ein Veilchen gefunden!“
Als Columbus entdeckte ſein Land,
Hat er wohl größere Wonne empfunden? —
Haſtig, mit pochendem Herzen zurück
Eil' ich dahin auf den ſteinigen Wegen,
O, wie ſo lieblich umglänzt ſie das Glück,
Das ich nun bringe der Mutter entgegen!

Hoch es haltend in bebender Hand
Gleich wie ein Held ſeine Siegestrophäen,
Ruf' ich: „O Mutter, ein Veilchen ich fand!
Dort an dem Raine, Du kennſt ihn, den jähen.“ —

„Schon ein Veilchen bringst Du mir, Kind?“
Spricht sie und nimmt es mit seligem Lächeln,
Streichelt das Haar mir, zerzaust vom Wind,
Liebend wie Frühlingslüfte uns fächeln.

Ach, dieser dankende Blick, dieser Strahl,
Der aus den Augen der Mutter mich grüßte!
Der mir die Stunden des Zweifels, der Qual
Später im feindlichen Leben versüßte;
Erster Trost, den mein kindlicher Fuß
Suchte der Mutter als Zeichen der Gnade,
Blühst wie ein himmlischer Frühlingsgruß
Stets als Veilchen auf meinem Pfade.

Lithauische Räthsel.

Ausgewählt von Friedrich Gill.

1. Ein blindes Täubchen flattert durch die ganze Welt.
2. Was ist süßer als Honig?
3. Was verfault nicht unter der Erde?
4. Schneid mir den Kopf ab, nimm mir das Herz heraus, und mach mich dann reden. Was ist das?
5. In einem kleinen Töpfchen eine leckere Grütze. Was ist das?
6. Es bellt und bellt ein Hündchen, husch ist es hinter der Thüre. Was ist das?
7. Zwei laufen voran, zwei folgen nach. Was ist das?
8. Ein kleines Fäßchen, ohne Dauben und Reife, innen zweierlei Bier. Was ist das?
9. Ein Dudler dudelt unter einer ehernen Brücke. Was ist das?
10. Geht's zu Walde, schaut's nach dem Hause; geht's nach Hause, schaut's nach dem Walde. Was ist das?
11. „Wohin laufst du, Krummer?“ — „Was kümmert's dich, Geschorne?“ Was ist das?
12. Was rollt nicht den Berg hinab, wenn es hingestellt ist?
13. Die Wurzel nach oben, nach unten den Gipfel. Was ist das?
14. Es glänzt bei Tag, es glänzt bei Nacht. Was ist das?
15. Ein kleines Dingelchen und doch bringen es tausend Pferde nicht über den Berg. Was ist das?
16. Was geht über's Stroh und raschelt nicht?
17. Ein Einfüßiger hat hundert Gewänder. Was ist das?

Eine Wespe.

Historische Original-Erzählung von Dr. Isidor Proschko.

IV.

Ein böses Omen.

Nach der obenerwähnten Schlacht bei Kunersdorf schien sich das Kriegsglück von dem Preußenkönig Friedrich II. ganz abzuwenden; der österreichische Feldmarschall Daun nahm bei Maxen im Sächsischen den preußischen General Fink mit 15000 Mann gefangen; im folgenden Jahre vollführte General Laudon einen ähnlichen Streich, indem er den General Fouchet mit 9000 Mann bei Landshut gefangen nahm; aber Friedrich kam und siegte bei Liegnitz; inzwischen streifte Lascy bis gegen die preußische Hauptstadt Berlin, brandschatzte diese Residenz des Königs, wo auch die Russen unter Todleben einzogen. Daun bedrohte die Mark durch seinen Marsch nach Torgau an der Elbe, der König rückte ihm entgegen und würde vielleicht die Schlacht verloren haben, wenn nicht Daun verwundet das Commando einem weniger glücklichen General hätte überlassen müssen. Im folgenden Jahre 1761 übernahm Feldmarschall Laudon die Festung Schweidnitz in Schlesien; König Friedrich befand sich somit gerade im Jahre 1761 in der allergefährlichsten Lage und eine größere Thätigkeit der russischen Generäle konnte diese Gefahr bis zum äußersten Höhenpunkte treiben, denn Kaiserin Elisabeth, die nordische Semiramis, war, wie bereits erwähnt, eine unversöhnliche Feindin des streitbaren Königs, dessen gekröntes Haupt somit der russische Aar mit drohendem Auge umschwebte.

Es war am Tage Habakuk des Propheten, das ist am 2. Dezember des Jahres 1761 nach griechisch russischem, oder am 14. Dezember nach unserem Ritus.

Durch die hohen Bogenfenster des prachtvollen Vorsaales des großen Winterpalastes in St. Petersburg sandte die hinter der Newa versinkende Wintersonne ihre letzten Strahlen; sie fielen auf die trüben Augen eines jungen Mannes, welcher wehmuthsvoll durch eines dieser Fenster zu den vom Nordwinde nach Südwest gejagten Wolken heraufblickte, als wollte er ihnen zurufen: „O laßt mich mit euch in meine Heimath ziehen!“ Niklas Walter der

junge Preuße war's, welcher in dieſem Vorſaale des Palaſtes als Trabant der kaiſerlichen Leibwache und Unterdiener des Palaſtmeiſters und kaiſerlichen Kammerdieners Herrn Skurin zum erſtenmale ſeinen Dienſt thun ſollte.

Endlich dröhnte die größte der Thurmuhren des Palaſtes die zehnte Abendſtunde; ihr antworteten wie durch einen Zauberſchlag ſämmtliche Uhren im Innern des Palaſtes; harmoniſch und lieblich erklang ein ſanftes Glockenſpiel, welches in langſam zitternden Tönen ein frommes Lied durch die Lüfte ſandte. Dann ſchallten Achtungsrufe der Gardewachen in den untern Räumen, Trommeln wirbelten, die hohen Flügelthüren des großen Saales, in welchem Niklas Waltern ſtand, wehten entzwei und herein trat eine hohe, ſtark gebaute Frau, von etwa zwei und fünfzig Jahren, deren faſt fahles, breites Geſicht Züge der Würde, aber auch des körperlichen Leidens trug.

Auf dem hochgekämmten Haare trug ſie ein in zahlreichen Brillanten blitzendes Diadem; ihren ſtarken Körper umhüllte ein weißer Zobelpelz, ihre Füße ſtacken in goldgeſtickten Schuhen, ihre Rechte ſtützte ſie auf die Schulter einer bejahrten Dame, in der Linken hielt ſie ein Bündel Schriften, ihre dunklen Augen leuchteten von einem ſeltſamen Glanze; auf ihren gelben etwas eingefallenen Wangen brannten ein paar Fieberroſen, welche wie das unmerkliche Zittern ihrer Lippen andeuteten, daß der ganze Körperzuſtand dieſer Dame ein krankhafter ſei. Hinter ihr ſtand ein langer, hagerer Mann mit einem feingeſchnittenen Geſichte und kleinen Augen; ſeinen beweglichen Körper deckte ein feiner Marderpelz, unter welchem eine Atlasweſte nach franzöſiſchem Zuſchnitt mit einer ſchweren Kette umhangen, hervor blitzte; ſeine dürre Rechte hielt eine braune Phiole, an ſeiner linken Seite hing ein langer Staatsdegen, in ſilberner ciſelirter Scheide. Rückwärts ſtand ein kleiner, ähnlich gekleideter Mann, in deſſen blaſſem Antlitze die dunklen Augen wie ein paar Feuerräder herum rollten.

Als die genannte Dame in den Saal trat, erhoben ſich die in den Fenſterniſchen und auf den bepolſterten Bänken dort und da ſitzenden oder lehnenden Pagen und dienſtthuenden Kammerherrn in ihren grünen und goldverbrämten Pelzröcken und verbeugten ſich, zu beiden Seiten weichend, tief; denn dieſe Dame war Eliſabeth, die erlauchte Tochter Peter des Großen, die Czarin und Selbſtherrſcherin aller Ruſſen.

Der Mann hinter ihr mit der braunen Phiole in der Hand war ihr

Günſtling und Leibarzt, der Franzoſe l'Estocq und ſein Nebenbuhler Herr la Chetardie, franzöſiſcher Geſandter am ruſſiſchen Hofe. Hinter beiden ſchritt ein ſtark gebauter Mann in einen ſchwarzen Sammetmantel gehüllt, auf ſeinem bleichen Antlitze malte ſich Todesruhe und eiſerne Kälte; der Mann war Fürſt Niklas Trubetzkoy, der Oberſtaatsanwalt und erſter Marſchall des Palaſtes.

Die Czarin war kaum in ihr Kabinet getreten, als ſie dasſelbe abzuſchließen befahl. Sie ſtand jetzt in ihrem geheimſten Zirkel und ließ ſich in den größten der vergoldeten Lehnſeſſel nieder, indem ſie die in der Hand befindlichen Papiere auf den Marmortiſch vor ſich hinwarf, dann aber wie erſchöpft in ihrem Lehnſeſſel lag und ihre dunklen Augen ſtarr und unbeweglich auf das lebensgetreue Bildniß ihres großen Vaters Peter I. richtete, als wollte ſie ſeinen Geiſt von jenſeits herüber beſchwören, um ſich Rath bei ihm zu holen.

Tiefe Stille herrſchte im Gemach, nur von dem eintönigen Picken der Wanduhr unterbrochen. Eine Minute lange Pauſe. . . .

Jetzt ſchien das Leben in den Leib der marmorbleichen Selbſtherrſcherin wiederzukehren. Sie fuhr plötzlich empor, ihr Auge flammte, ihre Lippen zitterten. «Monsieur la Chetardie!» rief ſie; „wiederholt mir Euere Anklage!"

Der geſchmeidige Franzoſe trat einen Schritt vor und verbeugte ſich ſchier bis zum Boden. „Ich kann Eurer Majeſtät nur wiederholen," ſagte er mit halbleiſer Stimme, „was in dieſem Briefe ſteht, den ich Eurer Majeſtät bereits behändigt habe und der heute Morgens durch den im Solde ſtehenden Leibzwerg Seiner Hoheit des Großfürſten Peter, der Kammerfrau der Großfürſtin, der Katharina Iwanowa Scheregorodskaja, geſchickt entwendet wurde, als ſie ihn im Auftrage der Madame Lapuſchkin an die Großfürſtin überbringen ſollte. Der Brief iſt, wie Euere Majeſtät ſelbſt zu leſen geruhten, von der Hand des Königs Friedrichs des II. aus ſeinem Lager datirt an den Großkanzler Eurer Majeſtät Herrn Beſtuſcheff und zeugt für deſſen Zuneigung zur preußiſchen Politica."

„Weiter!" befahl die Kaiſerin, deren Antlitz jetzt alle Farben ſpielte.

„Es unterliegt keinem Zweifel," fuhr der franzöſiſche Geſandte fort, „daß dieſes langſame Vorſchreiten der Feldherrn Eurer Majeſtät auf preußiſchem Gebiete eine Art derſelben Politica des Großkanzlers iſt, welcher" — hier hielt der Franzoſe inne.

„Welcher sammt dem Großfürsten und seinem Anhange auf meinen baldigen Tod rechnet," fiel die Czarin mit Heftigkeit ein, „und dann mit dem Feodor Feodorowitsch Frieden schließen will, ist's nicht so Marquis?"

„Man will sogar wissen," fuhr la Chetardie in gleicher Weise fort, „daß der Herr Großkanzler Eurer Majestät allerhöchst Dero geheiligte Person und allerhöchst Ihre Umgebung im Interesse seiner Pläne zu Gunsten Preußens so fest im Auge behalte, daß er —"

„Nun?" frug die Czarin, — „daß er," fuhr der Franzose fort, „selbst in diesen innersten Gemächern Eurer Majestät seine Späher unterhalte."

Die Czarin fuhr empor, kein Laut entfloh ihren bleichen Lippen, aber diese hingen fest an dem Munde des schlauen Sprechers. Jetzt nahm Monsieur l'Estocq, der Leibarzt, das Wort. „Diese Unterredung scheint die Nerven Eurer Majestät zu sehr aufzuregen," sagte er sich achtungsvoll nähernd, „meine erlauchte Gebieterin geruhe die Verhandlung dieses unangenehmen und aufregenden Gegenstandes auf eine andere Stunde zu verschieben, und lieber ein paar Tropfen dieser beruhigenden Arzenei" —

„Mit nichten!" donnerte die Czarin, sich nunmehr in stolzer Haltung aufrichtend, „wir wollen sogleich wissen, was Monsieur la Chetardie mit seiner Rede meine? er rede offen bei meiner Ungnade!"

„Eure Majestät befehlen und ich gehorche," entgegnete der Franzose, „Mein kleiner Zwerg des Großfürsten hat ausgewittert, daß Graf Bestuscheff der Preußenfreund" —

Bei diesen Worten flammte das Auge der Czarin von Neuem, „daß Graf Bestuscheff, der Großkanzler," fuhr la Chetardie fort, „einen jungen Preußen, den er am Ufer der Wolga im Schneesturme fand, als man diesen Menschen eben nach Sibirien escortiren wollte, mit sich nahm und ihn als sein gefügiges Werkzeug, seinen treuen Kundschafter mit Hilfe des Kammerdieners Skurin in die Vorsäle Eurer Majestät postirte, wo er lauschen und spähen soll, auf daß der preußisch gesinnte Großkanzler jeden Schritt erfahre, den Euere Majestät gegen den Feodor Feodorowitsch unternehmen wird."

Monsieuer la Chetardie, der Feind des Großkanzlers Bestuscheff, sprach jetzt als Organ des russischen Grafen Schuwaloff und Woronzoff, des österreichischen Gesandten Esterhazy und des französischen Marschall l'Hopital,

welche sämmtlich gegen Bestuscheff waren, weil dieser sich mehr zur Allianz Rußlands mit England, als zu der mit Frankreich neigte.

Aber die Kaiserin trat jetzt einen Schritt vor; ihr ganzes Wesen schien wieder mehr ruhige Würde einzunehmen.

„Genug!" fiel sie ein, „ich will wissen, woran ich bin; ist der Großkanzler schuldig, so falle er noch heute!"

Die Selbstherrscherin der Russen ergriff jetzt eine silberne Glocke auf dem Marmortische und läutete; ein Kammerherr trat ein.

„Wir befehlen," donnerte ihm die erzürnte Czarin entgegen, „daß sich, Niemand aus unseren Vorsälen bis auf Weiteres entferne!"

Dann wandte sie sich zu ihrem Günstling l'Estocq. „Man rufe uns den Großkanzler! aber sendet einen von Euren Leuten, Monsieur l'Estocq, damit sich, wie wir bereits befohlen haben, Niemand aus dem Vorsale entferne."

In diesem Augenblicke trat ein Edelknabe in das Kabinet: „Großkanzler Graf Bestuscheff" meldete er.

Der Gemeldete folgte ihm auf dem Fuße.

„Ihr kommt zu gelegener Stunde," sagte die Czarin mit dem ihr vom Marquis la Chetardie übergebenen Brief des Königs von Preußen an Herrn Bestuscheff auf diesen zugehend. „Hier ist ein Schreiben des Feodor Feodorowitsch an Euch angelangt." —

Mit diesen Worten überreichte die Czarin ihrem Großkanzler das Schreiben und ihr Blick brannte auf seinem erbleichenden Antlitze.

Er schwieg.

„Nun, so lest doch Graf," mahnte die Kaiserin und eisige Kälte malte sich auf ihrem Gesichte.

Eine furchtbare Pause trat ein.

Jetzt aber brach die Czarin, die ihre innere Aufregung nur mühsam bekämpft hatte, los: „Ich kenne Eure Politica, Graf, o ich weiß, wie Ihr stets mit einem Auge nach Berlin hinüberschielt und nur ein halbes für den Rhum und die Ehre Eurer Kaiserin habt. Graf Bestuscheff, gesteht es, Ihr seid ein Preußenfreund, ein Freund des Feodorowitsch, den sie in Deutschland bereits den Großen nennen, und da Ihr und Euere Kreaturen meinen Lebensfaden schon im Ablaufen begriffen wähnt, so wollt Ihr die

Actionen meiner siegreichen Armee in Deutschland so lange als möglich hemmen, bis mein designirter Nachfolger, der tolle Peter von Holstein Gottorp, meinen Thron bestiegen haben wird; dann werdet Ihr rasch unsere Armeen aus Preußen zurückziehen und dem großen Friedrich neben der Statue des großen Peter ein Monument bauen, ob auch die todte Czarin sich in ihrer Gruft darüber umdrehe. Oder ist's nicht so, Graf Bestuscheff?"

Der Graf, dessen innerste Gedanken die Czarin wohl aufgedeckt haben mochte, schlug seine Augen zu Boden; aber er wollte kein Verläugner seines eigenen politischen Glaubensbekenntnisses werden.

„Ihre Majestät," sagte er mit schwankender Stimme, „hat meiner Politik stets Vertrauen geschenkt."

„Das Ihr schmählich mißbraucht habt," fuhr die Czarin dazwischen. „Ihr wußtet Graf, daß ich aus Prinzip eine Feindin Preußens bin, und es bleiben werde, so lange ich lebe; daß ich so Manche nach Sibirien jagte, weil sie mit Preußen gegen mich konspirirten. Dasselbe Schicksal kann auch Euch werden und noch mehr, je größer das Vertrauen, desto größer die Strafe, für dessen Täuschung!"

Graf Bestucheff stand lautlos vor seiner Gebieterin, eine derartige Aeußerung ihrer Ungnade hatte er noch nicht erfahren; er begriff augenblicklich, daß hier seine Gegner am Hofe im eigenen Interesse und in dem fremder Höfe gegen ihn cabalirt, daß sie ihr Spiel gewonnen, er aber das seinige verloren habe. . . .

Aber die erzürnte Czarin fuhr in gleichem Tone fort. „Eure Frechheit ist in der That unerhört und erstreckt sich, wie man mir sagt, sogar auf die Einführung Eurer Kundschafter und Kreaturen in meine Vorsäle."

„Majestät!" rief der Großkanzler auffahrend.

Die Kaiserin wandte sich jetzt an den Herrn la Chetardie. „Wie heißt doch der junge Preuße," fragte sie mit Betonung, „welcher seit einigen Tagen auf den Befehl des Großkanzlers unserem ersten Kammerdiener Skurin zum Hilfsdienste beigegeben ist?"

„Niklas Walter, aus dem Oberbruche bei Bischofsheim," entgegnete der Franzose in seinem Taschenbuche lesend.

„Man rufe ihn sogleich!" befahl die Czarin.

Niklas Walter trat ein.

„Du biſt ein Preuße?“ fragte die Kaiſerin raſch auf den jungen Mann zugehend, der zum erſten Male der mächtigen Gebieterin gegenüberſtand und ihr mit einiger Befangenheit, aber doch ruhig aus ſeinen klaren Augen entgegenblickte, jetzt aber einen Seitenblick auf den Großkanzler werfend, unſchlüſſig war, was er antworten ſollte, da ihm Graf Beſtuſcheff verboten hatte, ſeine preußiſche Nationalität zu geſtehen.

„Du biſt ein Preuße?“ donnerte die Czarin wieder und ein furchtbarer Blick aus ihren glühenden Augen lag auf dem Munde des Gefragten.

Niklas Walter, von Jugend auf an Wahrheit gewöhnt und der Lüge völlig fremd, glaubte jetzt ein leiſes Nicken des Grafen Beſtuſcheff, der ſeine Sache ſelbſt verloren gab, wahrzuehmen.

„Er gibt mir die Erlaubniß zu reden, wie es Wahrheit iſt,“ dachte er bei ſich. —

„Ja Euere Majeſtät,“ ſagte er laut und mit klangvoller Stimme.

„Man hat Dir wohl nicht geſagt,“ fuhr die Czarin jetzt mit einer Anwandlung von Mitleid, welches ihr die einnehmende jugendliche Geſtalt des mit reiner Stirne und offenen ehrlichen Zügen daſtehenden jungen Mannes einzuflößen ſchien, fort, „man hat Dir wohl nicht geſagt, daß kein Unterthan des Feodor Feodorowitſch meine Schwelle jemals betreten dürfe.“

Niklas Walter ſchwieg. — „Du ſcheinſt mich nicht zu verſtehen,“ fuhr die Czarin wieder aufgeregter fort, „alſo rede! wußteſt Du, daß ich alles haſſe, was preußiſch iſt?“

Eine lange Pauſe, dann erhob der junge Walter ſein offenes, klares Auge. „Ja, Eure Majeſtät,“ antwortete er.

„Und ließeſt Dich dennoch in dieſe meine Säle einführen, und zum Werkzeuge des Horchens und Spähens verwenden?“ eiferte die Selbſtbeherrſcherin der Ruſſen weiter.

„Nein, Eure Majeſtät!“ rief Niklas Walter und eine dunkle Gluth übergoß plötzlich ſeine Wangen. „Niklas Walter iſt ehrlicher Leute Kind aus der Mark,“ fuhr er fort, „er hat von Jugend auf Gott fürchten und die Wahrheit lieben gelernt und läßt ſich nie zum Spione gebrauchen; ich will Eurer Majeſtät alſo ſagen, wie es kam, daß ich in dieſe Säle gebracht wurde, wo mich ohnehin das Heimweh, bei allen Herrlichkeiten, die mich umgeben, bald verzehrt haben würde. Ich. . . .“

„Schweig Elender!“ donnerte die Czarin — „was will der Wurm zum Löwen reden!“

Dann wandte sie sich an den Oberstaatsanwalt Fürsten Trubetzkoj. „Der preußische Spion da bekommt heute die Knute,“ entschied sie, „und morgen laßt ihn auf eine Kibitke schnallen und zum Zobelfange nach Irkutzk abgehen, wohin er ohnedieß bestimmt war, wenn ihn nicht,“ setzte sie mit einem brennenden Seitenblicke auf den schweigend dastehenden Großkanzler hinzu, „das uneigennützige Mitleid dieses Mannes da in unsere Vorsäle spedirt hätte...“

Nach russischer Sitte wurde Niklas Walter sogleich in Gegenwart der Czarin in den Vorsaal gestoßen und in einer Ecke desselben seiner kaiserlichen Livrée entkleidet, um in den groben Juchtenrock „der Verschickten,“ welchen man sofort herbeiholte, gehüllt zu werden.

Dann wandte sich die Czarin wieder zu dem Fürsten Trubetzkoj. „Schreibt es nieder, Oberstaatsanwalt!“ donnerte sie, „der Oberstkanzler Graf Bestuscheff ist von diesem Augenblicke an seiner Würden und Aemter entsetzt, verliert seine Orden und wird kassirt. Man lasse ihn vorläufig in Haft setzen und seine Kreaturen, die Preußenfreunde, an meinem Hofe mit ihm; ob ich ihn nach Sibirien schicke, darüber soll eine Kommission, welche ihr Herren bilden werdet, nach Recht und Urtheil entscheiden. Meinen Generälen in Preußen,“ schloß die ergrimmte Selbstherrscherin, „will ich aber Beine machen und ihnen Jurten*) am Ob und Jenisey anweisen, wenn sie noch länger zögern ihre Siege gegen den Spreekönig Feodorowitsch zu verfolgen!“

Damit erhob sich die Czarin und verließ auf die bei dem großen Lärm, den dieser Auftritt verursachte, besorgt in den Saal stürzende Oberhofmeisterin Gräfin Tschoglokow gestützt, das Kabinet, um sich in ihr anstoßendes Schreibgemach zu begeben.

Draußen aber in der Ecke des Vorsaales stand jetzt Niklas Walter mit dem Juchtenrocke des „Verschickten“ angethan, wieder ein Canditat für die Schneefelder Sibiriens.

Zwei Trabanten standen nun an seiner Seite um ihn aus dem Prunksaale der Kaiserin in das stallähnliche Gefängniß für grobe Verbrecher zu führen.

Da fiel sein Blick auf die runden Scheiben der hohen Bogenfenster, durch welche eben der aufsteigende Abendstern recht freundlich hereinblickte und die

*) Hütten der Samojaden aus Seehundsfellen.

zarten Flügelchen einer Weſpe beſtrahlte, welche durch die Stubenwärme vom Winterſchlafe erwacht, auf dem feinen Glaſe der Fenſtertafel ſaß, jetzt ſich erhob und gegen die Thüre des kaiſerlichen Kabinets zuflog.

Niklas Walter warf einen Blick auf das kleine Inſekt und wie ein lichter Strahl der Hoffnung zog es über ſeine reine Stirne.

„Vater! Vater!“ liſpelte er im Abgehen vor ſich hin, indem ſeine Gedanken der Heimath zuflogen, „ſagteſt Du nicht am letzten Tage unſeres Beiſammenſeins, wenn der große, allmächtige Gott will, ſo genügt ein ſo winziges Weſpchen in ſeiner Hand, um alle unſere Feinde auseinander zu ſtäuben; darum Vertrauen und Muth! Gottes Hand reicht auch in Sibiriens Eisgefilde.“

Niklas Walter wurde abgeführt. Die gewaltige Czarin aller Ruſſen raſte aber in ihrem geheimen Schreibkabinet auf und nieder, bis ſie endlich in ihrer höchſten Aufregung ſich an den Schreibtiſch ſetzte.

Dort riß ſie ein Blatt Papier heran und ſchickte ſich an, mit eigener Hand einen ebenſo ernſten als ſtrengen Befehl an ihre Generäle in Preußen zu entwerfen, wodurch dieſe bei Vermeidung der höchſten Ungnade ihrer Gebieterin und bei Androhung der ſtrengſten Ahndung von Seite der erzürnten Majeſtät, angewieſen wurden, mit Mann und Roß mit fliegenden Fahnen und rollenden Wägen gegen den Erbfeind der Czarin, den König von Preußen vorwärts zu ſtürmen, ſeine Armeen zu vernichten und nicht Halt zu machen, bis ſie ihm die Krone vom Haupte — da hielt die zornglühende Czarin mit einem furchtbaren Schrei plötzlich inne, und wies, als Frau Tſchoglokow die Oberhofmeiſterin herbeiſtürzte und bis zum Tode erſchrocken nach der Urſache dieſes Jammerrufes fragte, auf eine kleine Weſpe, welche wahrſcheinlich aus dem Vorſaale hereingeflogen war, und die mächtige Czarin in die Hand geſtochen hatte, jetzt aber in das Tintenfaß fiel, wo das Thierchen ſeinen Tod fand.

Das war ein böſes Omen; die Czarin ſchleuderte ihre Feder zur Erde, ſie wollte und konnte in dieſem Augenblicke nicht mehr weiter ſchreiben, und die Ordre an die Generäle blieb unausgefertiget; denn eine tiefe Ohnmacht folgte jetzt durch dieſen Zufall mit der Weſpe veranlaßt, der langen und ungewöhnlichen Aufregung der Gewaltigen.

Die Ordre blieb auch in den folgenden Tagen unausgefertiget; denn die Czarin erholte ſich nicht wieder und am Tage der Urväter, als man nach

griechisch-russischem Ritus den 29. Dezember des Jahres 1761 schrieb, verbreitete sich die große Kunde in St. Petersburg, daß auch die Selbstherrscherin aller Russen zu ihren „Urahnen“ und „Ahnen“ hinübergegangen sei.

Ihr legitimer Nachfolger war Peter III. von Holstein Gottorp: der große Freund Preußens.

Die russischen Armeen hatten sich inzwischen mit gewohnter Langsamkeit bewegt, weil sie auf den nunmehr eingetretenen Tod der kränkelnden Czarin gerechnet hatten und Peters Abneigung gegen den Krieg mit Preußen kannten. Friedrich II., welcher sich damals in einer sehr bedrängten, vielleicht in der bedrängtesten Lage seines Lebens befand, war für den Augenblick und bei dem später wechselnden Kriegsglücke für immer gerettet.

„Eine kleine Wespe,“ gehörte also wie ein Geschichtschreiber Rußlands sagt*) mit unter die Ursachen, durch welche der berühmte Preußenkönig Friedrich II. glücklich aus seinen Gefechten hervorging und durch welche — wie groß ist Gott der Allmächtige auch im Kleinen! — das ganze Königreich Preußen damals von seiner Zertrümmerung gerettet wurde.

(Schluß folgt.)

Die zwölf Edelsteine der Offenbarung Johannis.

Jaspis. Saphir. Chalcedon. Smaragd. Sardonix. Sardis. Chrysolith. Beryll. Topas. Chrysopras. Hyacinth. Amethyst.

Bearbeitet von **Caroline Beck.**

III. Geographie der Edelsteine.

Es bleibt nun noch ferner zu erzählen, woher denn dieses herrliche Naturprodukt stamme, welche Erde und welches Klima sie dem Menschen darreicht.

Die allererste Entdeckung ist in die Nacht der Jahrhunderte verloren; weder die Geschichte noch Reisebeschreibungen überlieferten uns irgend einen Anhaltspunkt. Viele Schriftsteller des Alterthums erwähnen der Edelsteine bezüglich ihrer verschiedenen Eigenschaften, doch keiner hinsichtlich ihrer geographischen Lage. Die Phantasie der Dichter ersetzte, was die Naturphilosophen übersahen. Die Ursache, daß die alten Völker so gänzlich die Ge-

*) Aguſt L. Hermanns Geſchichte Rußlands. 3. Bogen Seite 105.

burtsstätte der Edelsteine verschwiegen, mag in der Eifersucht zu suchen sein, welche die Handel treibenden Nationen gegen einander hegten.

Das Mittelalter enthüllte gleichfalls nicht das schwebende Geheimniß. Die Venezianer, die ersten Ostindiensegler, verheimlichten die Quelle, woher sie so reiche Beute bezogen. Unter den wenigen Reisenden, welche im 17. Jahrhundert einigen Aufschluß über die Lage der Edelsteine ertheilten, ist der Juwelenhändler Johann Baptist Tavernier der zuverlässigste. Ostindien betrachtete man bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts als das einzige Land, das Edelsteine liefern könne. Den Geologen der Neuzeit allein verdanken wir die genauen Nachrichten über die geographische Lage dieser kostbaren Mineralien.

Den schönsten braunen Jaspis findet man in Aegypten, z. B. bei Kairo, überall auf den Feldern herum; überdieß trifft man Jaspisbrüche in Suez, Spanien, Tokay in Ungarn und bei Constantinopel. Den ausgezeichnetsten, der vorzüglich gut zu Ornamenten sich verarbeitet, liefert Sibirien. Aus der Wüste Kobi oder Baktriana, sagt Theophrast, kommen diejenigen, welche als Schmuck getragen werden.

Von dem Saphir erzählt Tavernier, daß diese Krystalle von Pegu, Ava und der Insel Ceylon eingeführt, und in einem Berge Namens Capillan im Königreiche Pegu, etwa zwölf Tagreisen nordöstlich der Residenzstadt Siren gefunden werden. Aus diesem Berge gewinnt man Rubine, gelbe Topase, blau und weiße Saphire, Amethyste u. s. w. Unmöglich war es, zu Lande zu diesen Minen zu gelangen, da wilde Thiere die Wälder bevölkerten, welche zu durchreisen waren. Die folgenden Mittheilungen sind aus der Feder des Herrn Crawfurd, eines Reisenden der Neuzeit. Die Edelsteine, welche im Territorium von Bermus gewonnen werden, sind hauptsächlich Saphire und Spinell-Rubinen. Man findet sie in nicht sehr entfernten Orten, in Mogaut und Kyatpean, fünf Tagereisen von der Hauptstadt entfernt in ost-süd-östlicher Richtung. Man erlangt diese Edelsteine nicht auf dem gewöhnlichen Wege des Minirens, sondern durch das Graben und Waschen des Sandes in dem Bette kleiner Flüßchen oder kleiner Bäche. Alle Sorten des Saphirs vereinigen sich hier, sowie der Spinell und mit ihnen eine bedeutende Masse von Corundum. Die beglaubigten Gattungen sind: der orientalische Saphir, der orientalische Rubin oder Rothstein, der in vielen Farben spielende Rubin oder der Katzaugen-Rubin, der Stern-Rubin, der grüne, gelbe oder weiße

Saphir und der orientaliſche Amethyſt. Der gewöhnliche Saphir iſt der häufigſte, doch mit dem Rubin verglichen wird er von den Bermudianern nur wenig geſchätzt. Crawfurd brachte mehrere von anſehnlicher Größe mit; der größte wog 3630 Gran oder 907 Karat. Der Spinell-Rubin (zebugaong) iſt in Ava nicht ſelten, iſt aber von den Eingebornen gleichfalls faſt unbeachtet. Auch von dieſen nahm der Reiſende einen 22 Karat wiegenden mit nach England, ein Prachtexemplar ſowohl an Farbe als an Reinheit. Die Saphir- und Rubin-Minen ſind im Beſitze des Königs, d. h. er beanſprucht jeden Stein, der dem Werthe eines gewiſſen Maßes Silber oder Gold gleichkömmt. Der Bergmann weiß ſich aber in dieſem Falle zu helfen und zerſchlägt die großen Steine. Nichtsdeſtoweniger befinden ſich in der königlichen Schatzkammer Prachtexemplare beider Arten. Ein Jahr vor Crawfurds Beſuche erhielt der König einen Rubin aus den Bergwerken 124 Gran ſchwer. Weder Fremde noch ſelbſt die in Ava wohnenden Chineſen und Muhamedaner dürfen die Bergwerke beſuchen.

Chalcedonier. Der ſchöne Stein, welcher ſeinen Namen aus Karthago erhielt, kam aus dem Innern der afrikaniſchen Berge in das Land der Garamantes, wohin die Karthagener zogen, ihn zu holen. Dieſen Stein nennt man auch bis zum heutigen Tag manchmal „Karbunkel," der unter den Onyxen den erſten Rang einnimmt.

Der ſchönſte Smaragd findet ſich in Süd-Amerika und Oberägypten, von wo man ihn von Alters her gebracht hat. Auch in Salzburg im Heubachthale findet man welchen, der aber nicht ſehr ſchön iſt. Der ſyriſche Smaragd ſoll in Goldminen gebettet geweſen ſein, welche von zwei blutdürſtigen Greifen bewacht wurden, die ununterbrochen in den Eingeweiden der Berge wühlten. Gewöhnliche Sterbliche konnten den Stein nicht finden, noch die Thiere bezwingen, es ſei denn mit Hülfe der Arimaspes, einer Nation Cyclopen, welche bewaffnet auszogen, mit den Greifen zu kämpfen. Die Thatſache, daß unter den geſchnittenen Steinen der Griechen und Römer, ferner unter den Gaben, die den Kirchen geopfert wurde, wie unter den Schätzen der Könige kein einziger Smaragd ſich vorfand, führte zur Vermuthung, daß dieſer Stein vor der Entdeckung Amerika's in Europa noch gar nicht bekannt war. Andere jedoch können bei unſerer mangelhaften Kenntniß über die Bergkunde der Griechen und Römer keinen Beleg dafür finden. Laſſen wir die obenerwähnten Zweifel ganz bei Seite und tröſten wir uns mit der

Gewißheit, daß zweiunddreißig Jahre vor der Eroberung Peru's der Smaragd in Europa bekannt gewesen sein mußte, da ein solcher in Papst Julius II. Tiara prangte. Der letzte Zweifel ist jedoch durch die neueste Entdeckung der berühmten Smaragdschichten im Berge Zebarah in Arabien gelöst. Der beharrliche Mineralog Caillaud fand diese Minen beinahe in demselben Zustande, wie sie zu Zeiten der Ptolomäer gewesen sein mußten. Eine ansehnliche Zahl von Aushöhlungen, unterirdische tiefe Gänge, welche etwa vierhundert Arbeiter zuließen, bewiesen den Umfang jener Bergwerke. Seile, Körbe, Hebel, Schleifsteine, Vasen, Lampen und andere Werkzeuge und Geräthschaften lagen in einer Weise umher, als ob die Bergleute, über deren Asche Jahrhunderte verstrichen, sie erst gestern verlassen hätten. Strabo führt an: „Auf diesem Isthmus (der das rothe Meer vom Nile trennt) liegen die Smaragd-Minen und andere kostbare Steine, welche die Araber auf tiefgehenden Gängen herausholten." Sieben Meilen vom Berg Zebarah entdeckte Caillaud viel größere Smaragdbrüche. Bis zum heutigen Tage bewahren die Araber den Aberglauben, daß böse Geister in jenen Bergen hausen und jeglichen Einbruch in denselben rächen. Dieses Mineral ist auf dem Markt von Kairo oder Constantinopel wohl bekannt; man benützt es zu Ohrringen und zur Verzierung der Sättel der Sultan'schen Pferde. Der Smaragd kann in allen Ländern gefunden werden, wo Granitfelsen sich befinden. Plinius erwähnt Scythia als dasjenige Land, wo die besten Smaragde gewonnen wurden. Die Tyroler Alpen in der Nachbarschaft von Ried sind reich an Smaragden von seltener Schönheit. Bayern bearbeitet jedoch diese Bergwerke nicht, obwohl man vermuthet, daß sie von den Römern gekannt waren. Die Steine liegen zwischen zwei hohen, senkrechten Bergen, so steil, daß der Zutritt zu diesen Schatzgruben nur dem kühnsten Muthe Einiger gelingt, die dann an Seilen gebunden, über einer schrecklichen Kluft hängen, in welcher Stellung sie den Edelstein losmachen. Diese Arbeit nennt man dort „abseilen." Unter den wenigen Personen, die diese Arbeit wagten, war eine Frau.

Eine ungeheure Menge Smaragde fiel in die Hände Pizarro's; einer soll so groß wie ein Taubenei gewesen sein. Der Sonnentempel strotzte von solchen Juwelen. Unglücklicherweise war ein Dominikaner-Mönch, der die Expedition begleitete, der Ansicht, der Smaragd sei unzerbrechlich. Die Ar-

beiter nun, um ihre Echtheit zu prüfen, behandelten die herrlichen Steine erbarmungslos mit Hammer und Ambos.

Seit den zwei letzten Jahrhunderten warfen Santa Fe und das Junka-Thal in Peru die einzigen Smaragde ab. In der Provinz Quito floß der sogenannte Smaragdstrom, welcher seinen Namen von den Smaragdbrüchen erhielt, die an seinen Ufern lagen. Eine Zeit lang betrachtete man die peruanischen Minen für erschöpft, vor zwanzig Jahren etwa erhielt Herr Mention in Paris so herrliche Exemplare von Süd-Amerika, daß der Smaragdhandel auf's Neue energisch begonnen wurde.

Den orientalischen Sardonich gewinnt man in Indien, Aegypten, Arabien, Armenien und Babylonien. Die alten Römer schätzten den Sardonix sehr hoch, weil sie auf demselben die herrlichen Cameen einschnitten, die heut zu Tage noch unsere Sammlungen zieren. Ihre Sardonix-Minen sind noch nicht entdeckt. Im 1. Buch Moses 2, 12. heißt es: „Und des Landes Gold ist köstlich und da findet man Bedellion und den Edelstein Onix." Der Onyx, ein halbdurchsichtiger Agat, dessen Name vom Griechischen abgeleitet ist und „Nagel" bedeutet, gehört zur Familie der Feuersteine. Trier, das altberühmte, einst in der römischen Kaiserzeit das zweite Rom genannt, birgt unter seinen Kostbarkeiten den fast unvergleichlichen Codex aureus (das goldene Buch) mit uralten Prachtminiaturen und einem Deckel aus Goldblech, der besonders durch die antike Camee in Mitte ausgezeichnet ist. Sie wird für den größten Onyx der Welt gehalten und stellt eine römische Kaiserfamilie zwischen zwei Adlern vor. Der Schatz befindet sich auf der städtischen Bibliothek von Trier.

Man findet den Chrysolith, der in der heil. Schrift unter dem Namen Topaz angeführt ist, in Nubien und Oberägypten, von wo ihn auch der große Nilstrom mit sich gebracht hat, aus dessen Sande man öfters um Cairo und Alexandrien welchen aufliest. Brasilien erzeugt gleichfalls zwei Gattungen Chrysolithe; der eine gleicht in Farbe dem falschen orientalischen Smaragd (Peridot), nur daß er ein wenig in's gelbliche schimmert und etwas dunkler ist. Er ist minder hart als der Peridot und läßt sich nicht so fein poliren. Der andere brasilianische Chrysolith ist strohgelb mit zartem Grün schattirt; er ist sehr hart und schleift sich auf's feinste. Ein Prachtexemplar dieses Edelsteins besitzt Rio Janeiro. Weiter liefern Ceylon, Pegu und Brasilien Chrysolithe. Häufig wird der Chrysolith auch im Breisgau, Hessen, Bayern,

Steiermark, Sachſen u. ſ. w. gefunden. Eine ſehr eiſenreiche Art vom Kaiſerſtuhl hat man Hyaloſiderit oder Eiſenchryſolith genannt.

Beryll. Auf der Londoner Ausſtellung wurde ein dunkler Rieſenberyll von Nordamerika, 80 Pfund wiegend, gezeigt und das britiſche Muſeum hat einen ähnlichen aufzuweiſen. Es gibt zwei Arten von Beryllen; den morgenländiſchen und den abendländiſchen. Am ſchönſten findet er ſich in Sibirien, einzelne werden auch im Erzgebirge gegraben.

Topaz. An der ſächſiſchen Grenze, nach Böhmen hin, gibt es einen ganzen Berg, der voller Topaſen iſt. Den hat Einer entdeckt, der landesflüchtig werden mußte, weil er im Trunke, bei einer Hochzeit, auf ſeine Obrigkeit geläſtert hatte. Er wurde aber nachher begnadigt. In Braſilien gibt es noch viel ſchönere Topaſe als in Sachſen. Der Name Topaz iſt von einer Inſel im rothen Meere abgeleitet, woher die Alten dieſen Stein bezogen. Sie benannten jedoch mit „Topaz“ ein ganz anderes Mineral, als was wir Topaz nennen. Unſere Topaſe nannten ſie Chryſolith. — Der Topaz auf Ceylon geht gewöhnlich unter dem Namen „der weiße und der Waſſer-Sapphir.“ Er iſt meiſt weiß, bläulich und gelb. Vollkommene Exemplare ſind äußerſt ſelten.

Der Criſopras findet ſich im Serpentin zu Koſewitz und Baumgarten in Schleſien.

Der Hyazinth wurde auch ſchon manchmal in Böhmen gefunden, am ſchönſten aber doch in Oſtindien.

Der Amethyſt kommt auch auf unſern Gebirgen vor. Der orientaliſche Amethyſt iſt ſo ſelten, daß der reiche Finanzmann Mr. d'Augny vor der Revolution von 1789 die einzige Privatperſon war, die einen vollkommen ſchönen Amethyſt beſaß. Der Werth des europäiſchen Amethyſt wird nach ſeiner Größe, Schönheit oder Farbe geſchätzt.

Carteſius und der Anſchlagzettel.

Von Anton Forſteneichner.

Carteſius*) war im Anfange des 17. Jahrhunderts wohl der größte Philoſoph und der erſte gründliche Reformator der geſammten Philoſophie und nebenbei ein großer Mathematiker, Aſtronom und Phyſiker. Er machte ſchon als Knabe ſeinem Vater viel zu ſchaffen, er wollte von allen Dingen die Urſachen erforſchen, und da ging es denn an ein unaufhörliches Fragen und Wiederfragen, bis Vater und Sohn müde waren. Den kleinen Philoſophen ſchickte der Vater in das Jeſuitencollegium nach la Fleche, nachdem ſich des Carteſius ſchwacher Körper etwas gekräftigt hatte. Bald ſehen wir den talentirten Zögling in allen Disciplinen an der Spitze ſeiner Kameraden, und doch war er höchſt unzufrieden mit ſeinen errungenen Kenntniſſen, als er 1612 nach Vollendung ſeines Kurſes über die ſcholaſtiſche Philoſophie la Fleche verließ. Wohin treibt es nun den Jüngling voll Feuer und voll Geiſt? Wäre nicht Paris der Ort, wo es Neues zu ſehen und zu hören gibt? Dorthin eilt er, er will den Ton der großen Welt kennen lernen, und ſo als Weltmann ſein Glück verſuchen; er iſt des anſtrengenden Denkens ſatt; wie ein Falter ſchwebt er gierig von einem Honigtropfen der Luſt zum andern, und was er früher geflohen, wurde ihm jetzt zur Leidenſchaft — die Spielſucht. Sollte ein ſolcher Geiſt durch ſolch geiſtloſe Zerſtreuung auf die Länge gefeſſelt werden können? Unmöglich! überdrüſſig dieſer Lebensart ſuchte er die Bekanntſchaft der Gelehrten, floh die großen und lärmenden Straßen von Paris, und war ein paar Jahre zwiſchen ſeinen Büchern ſehr glücklich in ſeinem einſamen Kämmerlein an den äußerſten Enden der Pariſer Vorſtadt St. Germain. Doch bald ſollte Carteſius aus dem Studirſtübchen aufgeſchreckt werden. Einer ſeiner ehemaligen Geſellſchafter entdeckte ihn in ſeiner Einſiedelei, das Geſpräch fiel bald auf die Politik, der phantaſievolle zwanzigjährige Jüngling ſchlägt zum zweiten Male die Folianten zu, er will auf den Kampffeldern Hollands ſich Lorbeeren holen — über kurz, und Carteſius führt nicht mehr die zarte Feder, das Schwert funkelt in ſeiner Rechten, er ficht in Holland unter dem Prinzen Moritz.

*) Geboren aus einer angeſehenen adeligen Familie zu la Haye in der Provinz Touraine in Frankreich, geſtorben 1650 in Stockholm.

Wer hätte wohl geahnt, daß dieſer junge Soldat an einer Straßenecke von Breda die frühe Berühmtheit ſich holen würde, die auf ſein weiteres Leben von großem Einfluße war. Carteſius durchwanderte eines Tages die Straßen, in tiefes Nachdenken verſunken wahrſcheinlich über die Schwierigkeit, ſtatt philoſophiſcher Syſteme Schlachtenpläne zu entwerfen; da fällt ſein emporgerichtetes ſchönes Auge auf einen Anſchlagzettel an einer Mauerecke. Neugierig wie immer, wünſchte er den Inhalt zu erfahren, doch die Unkenntniß der flamändiſchen Sprache vereitelte ſein Anſinnen. „Was ich nicht vermag, kann vielleicht ein Anderer“ — er dreht ſich um und ſieht Einen haſtig vorübereilen. Noch haſtiger fliegt Carteſius ihm nach mit der Bitte, ihm doch den Inhalt des Zettels zu erklären. Derſelbe enthielt ein mathematiſches Problem und die Aufforderung an die ganze Welt, es zu löſen. Der um die Ueberſetzung Gebetene war aber Profeſſor Beckmann, der Urheber des Problems, und dieſer forderte, nachdem er dem jungen Krieger den Sinn der Ankündigung erklärt hatte, denſelben ſcherzhaft auf, das Problem zu löſen. Der junge ſtrebſame Geiſt ließ ſich dieſes nicht umſonſt geſagt ſein und überbrachte dem Profeſſor in kurzer Zeit die Löſung des Problems. Dadurch ward Carteſius Beckmann's Freund und trat mit demſelben in einen lebhaften Briefwechſel, aus dem ſpäter wichtige Fortſchritte in der Wiſſenſchaft hervorgingen. Von dieſer Begegnung an fühlte der Mathematiker, ſein Feld ſei die Wiſſenſchaft; er entſagte der militairiſchen Laufbahn*) und ſchuf theils in Paris, theils in Holland die literariſchen Werke, durch welche er ſich ſelbſt für immer das ſchönſte Denkmal geſetzt hat.

*) Von Holland aus trat er noch in bayriſche Dienſte, woſelbſt er zu Neuburg an der Donau intereſſanten phyſikaliſchen Verſuchen oblag, dann in kaiſerliche Dienſte, und nochmals ſehen wir ihn bei der Belagerung von Rochelle.

Onkel Tom.

Von C. Saleſius.

I.

„Meiſter! Meiſter Proctor! Hier iſt ein Brief an Euch!“ polterte einer der Londoner Poſtboten, indem er gleichzeitig die Thüre jener armſeligen Kellerwohnungen aufſtieß, wie ſie leider nur in zu großer Anzahl in der Nähe von Tottenham court Road zu finden ſind.

„Was nicht gar! ein Brief für mich — zu dumm!“ war die Erwiederung eines maſſiv gebauten, alten Mannes. „In der That, mein Lieber, Ihr müßt im Irrthum ſein. Wüßt' wahrhaftig nicht, wer mir einen Brief ſchreiben ſollt, hat mir ſchon lange Niemand mehr die Ehr' angethan.“

„Mag ſein,“ erwiederte der Ueberbringer, „hier ſteht deutlich genug geſchrieben: Mr. Proctor Nr. 10, Giles Alley, Tottenham Court Road. Vielleicht hat Euch Einer ſein Vermögen hinterlaſſen; aber nehmt Euern Brief, ich kann nicht länger warten.“

So ſprechend ließ er das Schreiben in den Händen des Adreſſaten und verſchwand zwiſchen den Häuſerreihen der nächſten Straße; jener aber blieb noch einige Zeit wie feſt gebannt, drehte den Brief hin und her, ſchaute und ſchaute wieder auf die Adreſſe, und konnte ſich kaum bereden, daß wirklich *er* gemeint ſei.

„Gut denn,“ ſagte er nach gründlichem Beſinnen, „angenommen, daß ich der rechte Empfänger bin, wer könnte mir wohl geſchrieben haben? Mit Ausnahme meines Bruders, der ſchon vor ſechs Jahren geſtorben iſt, beſitze ich keine Verwandten auf der Welt. Vielleicht iſt's von ſeiner Frau?“ Während dieſem Selbſtgeſpräche hatte der Alte ſeine Augengläſer hervorgezogen und das Siegel erbrochen. Aus dem Inhalte des Briefes erfuhr er, daß die Schreiberin eine Schweſter von der eben verſtorbenen Frau ſeines Bruders ſei, und daß ſie die Anfrage, oder vielmehr Bitte ſtelle, ob er ſich nicht der Doppelwaiſe, des einzigen Kindes ſeines Bruders annehmen wolle. „Das arme Ding,“ ſagte die Schreiberin, „iſt ganz verlaſſen; mit Ausnahme meiner und ihrer Großeltern, hat ſie keinen Menſchen, der ſich ihrer annehmen könnte, und wir ſind ſehr, ſehr arm, zu arm, als daß wir etwas Erhebliches für ſie zu thun vermöchten. Wenn Ihr ſie aufnehmen wolltet, würde ich, nach-

dem ich eine bejahende Antwort erhalten, das Kind bringen; wenn nicht, so fürchte ich, müssen wir uns um einen Platz im Arbeitshause umsehen."

Der Rest des Briefes enthielt nur detaillirte Nachrichten über die letzte Krankheit der Schwägerin, worauf aber Proctor wenig Acht gab; er dachte nur an das Kind, oder vielmehr an die Möglichkeit oder Unmöglichkeit, es anzunehmen. Langsam und nachdenkend kehrte er, den Brief noch in der Hand haltend, in seine Kellerwohnung zurück; das dunkle Gewölbe mit einem einzigen, scharfen Blicke messend, sprach er halblaut vor sich hin: „Nein, wahrhaftig das ist kein Aufenthalt für eine junge, weibliche Person." Und der Alte schien nicht so ganz Unrecht zu haben, wenn er seine Wohnung nicht sonderlich einladend fand. Das düstere, schwach beleuchtete Gewölbe war mit Ziegelsteinen gepflastert, deren Naturfarbe roth gewesen sein mochte, die sich aber jetzt wenig von der natürlichen „Erdfarbe" unterschieden. Die feuchten Wände waren wohl seit Menschengedenken nie mehr geweißt worden; eine wurmstichige Bettstätte lehnte wie ein halb Besinnungsloser an der Mauer, nebenan hing in windschiefer Stellung eine invalide Schüsselrahme, deren Inhalt nicht sonderlich kontrastirte, ein paar irdene, nicht ganz schartenfreie Schüsseln, zwei bis drei Kochtöpfe bildeten den ganzen Küchenhausrath, während das eigenthümlich geformte Messer, das zugleich Löffel und Gabel vertrat, wohlbehalten in des Besitzers Hosentasche stack.

Nicht besser sah es mit der Kleiderordnung aus. Ein Schrank wäre als übertriebener Luxus erschienen. Das Gewand wurde eben nicht oft gewechselt, und es störte den Alten wenig, seine Lumpen auf dem dreibeinigen Stuhl, oder der hölzernen Pritsche liegend zu finden. Vor wem hätte er sich auch geniren sollen? kam ja Niemand hinein, als die Bewohner, die das Licht der Welt in dieser Dunkelheit erblickten: Fliegen, Spinnen und anderes Geziefer.

Nachdem wir im Geiste mit dem Eigenthümer dieses Gemach aufmerksam besehen, können wir nicht umhin seinen halblauten Ausruf: „Wahrhaftig, das ist keine Wohnung für eine junge, weibliche Person," zu bestätigen. „Und doch — das Arbeitshaus! es ist ein gar zu trauriger Ort," sinnirte Proctor weiter, „aber ich kann sie auch hier nicht glücklich machen. Was soll ich anfangen? Und sie kömmt erst noch von einer Schul', schreibt man! Aber ein Arbeitshaus — ein klein wenig besser ist meine Wohnung doch noch! Was gilt's? ich schreib ihr, daß sie kommen soll."

Gedacht, gethan! Proctor zieht ohne Verzug den Staatsrock an, ſetzt den Hut auf, und geht vor Allem in ein Kramlädchen, wo er einen Bogen Papier kauft und ſich gleich die Erlaubniß erbittet, den Brief hieſelbſt ſchreiben zu dürfen, da er zu Hauſe weder Tinte noch Feder hatte. Dieß Geſchäft abgemacht, ſiegelt er ſofort und trägt das Schreiben zur Poſt. Heimgekehrt denkt er von Neuem daran, den Aufenthalt etwas wohnlicher und einladender zu machen. Neben ſeinem Salon findet ſich noch ein Zimmer, dem erſten ähnlich, nur noch kleiner und düſterer, und aller Einrichtung baar. Dem guten Alten hatte bis jetzt ſein Appartement vollſtändig genügt; darum hatte er auch das Kämmerlein unbenützt gelaſſen; nun aber ſchien es ganz paſſend für ſeinen Zweck. Mit raſcher Hand ging es an ein Möbliren und Tapeziren. Proctor beſaß, wie erwähnt, nur eine wurmſtichige Bettlade, er konnte ſie entbehren, weil er bei ſich in wahrer Herzensgüte den Schluß gefaßt, mit der Pritſche neben dem Ofen vorlieb zu nehmen; er ſchob alſo ſorgfältig das ziemlich loſe Brettergeſtelle an ſeinen neuen Beſtimmungsort, klaubte die nach allen Richtungen zerſtreuten Lumpen zuſammen, und pfropfte ſie theils in, theils unter die Bettſtatt, damit Alles, wie er ſich ausdrückte, aus dem Wege ſei. Ein zweiter Tiſch fand ſich wohl nicht, doch aber ein Mittelding, das Tiſch und Stuhl zugleich vertreten konnte.

Nach vollendeter Arbeit ſchaute der gute Mann ſelbſtzufriedenen Blickes in die Runde, und beglückwünſchte ſich über die Nettigkeit und die geſchmackvolle Einrichtung des Gemaches. „Gar ſo ſchlecht iſt's mal doch gewiß nicht," ſagte er wieder halblaut für ſich, „nur Eines fehlt noch, ein luſtiges Feuer; dann kann mein Bäschen ſchon ordentlich auskommen! Will ſehen, wie es ihr bei mir gefällt? Aber, meiner Treu, jetzt rührt ſich auch mein Magen. Heda, alter Kamerad, ſollſt nimmer rumoren, wofür hätte ich auch mein Stück Käs und Brod?" So ſprechend ſetzte er ſich hin, nach allen Regeln der Bequemlichkeit, und aß mit einem Appetite, der nur den Thätigen eigen iſt.

Unterdeſſen wollen wir Proctors Perſönlichkeit ein wenig näher in's Auge faſſen. Sein erſter Anblick macht den Anblick eines Sonderlings. Seine Größe ragt nicht über das Mittelmäßige, die Geſichtsfarbe wettergebräunt, doch ſo friſch wie ſie in London eben ſein kann. Die Haare bereits in's Weiß übergehend, fallen in geringelten Locken über die Schultern. Seine Haltung iſt mehr vorwärts gebeugt, wie überhaupt bei allen Perſonen, die

ein Geschäft gleich ihm betreiben, sein Geschäft aber ist das eines Schuhmachergesellen, der seit unfürdenklichen Zeiten bei einem und demselben Meister arbeitet. Sein Blick hatte etwas Eigenthümliches, bei dem ersten Anblicke schien er viel Zerstreuung und Geistesabwesenheit zu verrathen, schaute man ihm aber tiefer in das dunkle blaue Auge, so eröffnete sich ein Ocean von Herzensgüte und treuem aufrichtigem Wohlwollen gegen Alle, mit denen er in näherem Verkehre stand. Seit vierzig Jahren kannte er keine andere Heimath, als seine Kellerwohnung, und er hatte sich so sehr an dieselbe gewöhnt, daß er ganz wohl zufrieden war, wenn auch nicht blos die Bequemlichkeit, sondern zuweilen die unumgänglich nothwendige Reinerhaltung fehlte. Er ließ es zwar geschehen, daß eine alte, bekannte Frau, die sich aus Theilnahme anbot, ihm manchen kleinen Dienst zu erweisen, sich derselben annahm, aber diese war vor mehreren Monaten schon gestorben, und Proctor hatte ganz darauf vergessen den Verlust zu ersetzen. Er war auch in der That äußerst vergeßlich, und hätte er sich nicht so sehr mit Vorbereitungen für die Ankunft seiner Nichte beschäftigt, so wäre ihm auch dieses entfallen; ja es war ihm gewissermaßen schon entfallen, denn als er sich am Abend dieses ereignißvollen Tages müde und schlaftrunken zu Bette begeben wollte, suchte er einige Minuten vergeblich nach der Liegerstätte, die er so opferwillig für das Mädchen zubereitet hatte.

II.

Die Herbstsonne sendete ihre milden Strahlen über Berg, Thal, Flur und Wald; die Blätter der Bäume veränderten bereits ihr saftiggrün Gewand in ein feurig Roth und Gelb, das aber trotz seiner Schönheit einen melancholischen Eindruck auf den Menschen macht, besonders dann, wenn ohnehin ein wehmüthiges Gefühl an die zarten Saiten der Seele greift. Ein ähnliches Wehmuthsgefühl hatte sich unverkennbar über eine Gruppe Mädchen, wovon alle ziemlich gleichen Alters schienen, gelagert, denn traurig, ernst und was sonst bei Kindern ungewöhnlich ist, schweigend saßen sie unter einem schattigen Baume. Die Hauptrolle spielte ein in Schwarz gekleidetes Kind von ungefähr zwölf Jahren, aber hochaufgeschossenem Wuchse. Sie barg ihr Antlitz zwischen den Händen, und Thränen perlten gleich großen Thautropfen durch die Finger zur Erde.

Nach ziemlich langer Pause begann endlich ein Glied der kleinen Gesell-

ſchaft mit den Worten zu tröſten. „Sei ruhig, Marie, wir ſehen uns ja wieder, ich weiß es gewiß, denn ich habe meine Eltern gebeten, daß ich Dich zu uns in die Weihnachtsfeiertage einladen darf; bis dorthin ſind nur noch drei Monate.“

„Und Du wirſt uns öfter ſchreiben!“ fiel eine Andere in die Rede, die der erſten Sprecherin ſo ähnlich ſah, daß man ſie im Augenblicke als Schweſtern erkannte. „Du haſt mir ja ſchon verſprochen, dieſes wenigſtens alle vierzehn Tage zu thun, nicht wahr? Auch wir ſchreiben Dir recht oft.“

„Ach,“ entgegnete Marie, „ich weiß nicht, ob es mein Onkel geſchehen läßt, ich fürchte mich ſehr vor ihm. Aber liebe Helene! Du nimmſt Dich meines Kanarienvogels an, ich bitte Dich darum.“

„Herzlich gerne!“ antwortete die Angeſprochene, „aber willſt Du ihn denn nicht mitnehmen?“

„Nein, Mrs. Dean ſagt, es ſei beſſer, wenn ich es nicht thue, bis ich meinen Onkel etwas näher kenne,“ ſprach Marie; dann neuerdings ihr Geſicht in den Händen bergend, ſagte ſie ſchluchzend: „Ach, was ſoll ich thun, wenn ich nicht mehr bei Euch ſein kann?“

„Der liebe Gott wird es auch weiter recht machen!“ ſagte eine dazwiſchen kommende ältliche Dame; „ſei getroſt Marie, und ergib Dich ruhig in Dein Schickſal. Komm in Gottesnamen! Der Wagen ſteht bereit.“ Schweigend ſtand Marie Proctor auf, und folgte der Führerin, die ſie mit einem: „Gott ſegne Dich, mein Kind! Lebe wohl!“ in den Wagen hob, nach dem noch Umarmungen und Abſchiedsküſſe zwiſchen den Freundinen gewechſelt waren. Endlich ſchrillte der Pfiff und die einſame Marie fuhr traurig der neuen Heimath in der beſchriebenen Kellerwohnung zu.

Armes Kind! Bisher war ſie der Stolz einer zärtlichliebenden Mutter geweſen, die Alles was ſie war und hatte auf die Erziehung ihres einzigen Töchterleins verwendet, und welche ſie in der Abſicht in das Inſtitut der Madame Dean gegeben, damit ſie ſich fähig machen ſollte, dereinſt die Stelle einer Erzieherin zu übernehmen. In der That hatten auch ihr aufgeweckter Verſtand und ihre freundlichen ſanften Manieren ihr bereits die Liebe Aller erworben, die mit ihr umzugehen hatten; die beſten Freundinen jedoch fand ſie in zwei Schweſtern, Henriette und Helena Chalons, von denen ſie ſich ſo eben ſchmerzlich getrennt. Ihre Inſtitutszeit war in jeder Beziehung für ſie, eine ſchöne und glückliche geweſen. Die Direktrice hatte Marie ſo ſehr

liebgewonnen, daß, hätte sie des alten Proctors Verhältnisse gewußt, sie gewiß trotz ihrer beschränkten Mittel das Mädchen bei sich im Hause behalten haben würde. Uebrigens dürfen wir auch nicht verschweigen, daß Marie für das Wissenschaftliche nicht sonderlich viel Talent zeigte, wohl aber frühe schon eine leichte Fassungskraft und außerordentliche Gewandtheit für Handarbeit und häusliche Geschäfte entwickelte. Ihr Benehmen hatte etwas Anmuthiges und ihr ganzes Figürchen war dazu angethan, daß man bald mit Liebe und Theilnahme auf sie schauen mußte. Ihre schönen blauen Augen und gelockten Haare erinnerten an eine Engelserscheinung und sie war ganz und gar nicht die Persönlichkeit, die in Proctors Kellerwohnung gepaßt hätte. Und doch, sie war bereits auf dem Wege dahin; wie wird es ihr ergehen? Niemanden beschäftigte dieser Gedanke mehr als eben sie, die Betreffende. Kaum bemerkte sie, wie ihr Fuhrwerk stille stand, und eben jene Tante, die zu ihren Gunsten den Brief an den Onkel geschrieben, ihr grüßend die Hand zum Willkomm entgegenstreckte, dann sofort sich an ihre Seite setzte, da sie ja versprochen hatte, sie an Ort und Stelle zu bringen. Mariens trübes Antlitz heiterte sich bald auf, es währte nicht lange, bis eine Unterredung zwischen Beiden im vollsten Gange war, wozu die Einleitung zärtliche Vorwürfe über allzulanges Nichterscheinen der Tante bildeten. „Mein Kind!“ lautete die Erwiederung, „wüßtest Du nur, wie leid es mir selbst war, Dich diesen Weg so allein machen zu lassen; aber sieh, ich konnte nicht früher abkommen, und bin überdieß genöthigt, mit dem Abendzuge schon wieder zu Hause einzutreffen, indem die Großmama etwas unwohl ist.“

„Die arme Großmama!“ rief Marie schmerzlich überrascht aus, „was fehlt ihr denn? Ach warum führst Du mich nicht noch zu ihr, bevor wir zu Onkel Proctor gehen?“

„Aengstige Dich nicht, mein Kind,“ begütigte die Tante. „Das Unwohlsein ist nicht bedeutend, es ist nur ein kleiner Chatarrh. Daß ich Dich nicht zu ihr bringen wollte, hat den Grund darin, daß Du ja ohnehin an Weihnachten zu uns kommen darfst. Ich glaubte also, es wäre besser, wenn wir zuerst mit Onkel Proctor Bekanntschaft machen wollten.“

„Tantchen!“ erwiederte Marie, „Du kannst kaum denken, was es mich kostet, zu Fremden gehen zu müssen. Schau! es bricht mir fast das Herz, Dich und die gute Frau Dean zu verlassen; zudem kann ich mir gar keine

günſtige Vorſtellung von dieſem Onkel und ſeiner Wohnung machen. Was für ein ſonderbarer Aufenthalt in dieſer verrufenen „Gilles Alley.“

„Ich war niemals dort, mein Liebling; aber ich habe Deinen Vater ſagen hören, es gebe kein beſſeres, treueres Herz, als dieſer Onkel Tom eines in ſich trägt.

„Frau Dean,“ antwortete Marie, „hat mir geſagt, es gäbe kein ſchmutzigeres Gäßchen in ganz London, als dieſe „Gilles Alley.“

„Frau Dean iſt wahrſcheinlich ſelbſt noch nicht hingekommen und kennt es nur aus irgend einer Schilderung; aber weißt Du, mein Kind, ein Geſchäftsmann kann ſich nicht die ſchönſten Straßen und Gebäude zu ſeiner Wohnung ausſuchen, und wir dürfen nicht vergeſſen, daß bei guten Menſchen, ſo arm und dürftig ihr Aufenthalt iſt, und wäre er ſelbſt ein einfach in die Erde gegrabenes Loch, der heilige Schutzengel ihr Gefährte und beſtändiger Begleiter iſt. Nicht die Palläſte und die Häuſer der Reichen ſind es, in denen das meiſte Glück, die höchſte Zufriedenheit wohnt. Wahrhaft glücklich iſt nur der Gottesfürchtige, mag er nun in der „City“ oder in der „Giles Alley“ wohnen. Sollte aber Onkel Tom wirklich eine armſelige Kellerwohnung haben, ſo läge es in Deiner Gewalt, ſie lieblich und angenehm zu machen; denn man ſagt, wenn ein Mädchen den rechten Geiſt hat, iſt ſie im Stande aus einem Stalle einen Palaſt, und eine bequeme Wohnung aus einer unterirdiſchen Höhle zu machen.“

Kaum hatte die Tante in mütterlich liebevollem Ernſte ihre Rede vollendet, erſcholl der Ruf: „Waterloo!“ — „Waterloo!“ wiederholten Beide aufſtehend, und ihr kleines Handgepäcke in Ordnung bringend, um gleich bei Oeffnung des Schlages herausſpringen zu können.

Einige Augenblicke ſtanden die Frauen rathlos, dann ſagte die Tante: „Es wird wohl das Beſte ſein, wir nehmen uns einen Fiaker, denn mit einem Omnibus kann man kaum in dieſes Gäßchen dringen.“

Geſagt, gethan! in wenigen Augenblicken rollte der Wagen nach der ihm bezeichneten Richtung, und hielt endlich an einem in der That nicht ſonderlich einladenden Hauſe.

„Wohnt hier Herr Proctor?“ fragte die Tante, ohne vorher auszuſteigen.

„Ja! Proctor wohnt hier,“ ſagte eine Frau, welche, da die Miethkutſche vor ihrer Ladenthüre hielt, ſogleich heraustrat um nach der Urſache dieſes Beſuches zu forſchen.

Sofort ſtiegen die Ankömmlinge aus und folgten der freundlichen Einladung, in den Laden hineinzukommen, wo ihnen die Beſitzerin erklärte, daß Tom Proctor in einer Kellerwohnung dieſes Hauſes wohne, daß er aber vor fünf Uhr kaum zurückkehren werde, indem dieß die gewöhnliche Stunde ſeines Heimkommens ſei.

„Was ſoll ich anfangen?“ rief bei dieſer Nachricht die Tante von Schrecken überraſcht aus. „Was ſoll ich nun thun? Dieß Kind iſt ſeine Nichte, er hat mir geſchrieben, daß ich ſie hieher bringen dürfe, er wolle ſich ihrer annehmen. Er weiß, daß wir heute kommen, und hätte uns deßhalb doch erwarten ſollen.“

„Wahrſcheinlich hat er darauf vergeſſen, denn ſein Gedächtniß verläßt ihn zuweilen. Aber, wenn Sie hier bei uns bleiben wollen, können Sie ruhig ſeine Heimkehr abwarten.“

Der gütigen Frau dankend, nahmen Beide das Anerbieten um ſo lieber an, je größer die Verlegenheit war, in der ſie ſich befanden. Mariens Gedanken wurden aber trüber, und bald ergoß ſich ihr Schmerz in heißen Thränen, indem Vergangenheit und Zukunft in ſolchem Contraſte vor ihr ſtanden. Die Wohnung, die ſie verlaſſen, war ſo angenehm, ſo ſchön; die Bewohner ſo gut und lieb. Sie hatte an Frau Dean eine Art Mutter, an deren Zöglingen Freundinen gefunden, die ſie ſo zärtlich liebten, mit denen ſie ſo ſchöne Tage verlebte, und nun was wartete ihrer anſcheinend jetzt. Eine Spelunke, ein vielleicht grämlicher Onkel, ein Leben ohne Freude, ohne Glück. Marie hatte bisher guten Unterricht genoſſen, ihre Anlagen waren nach Verhältniß kultivirt, ihr Geſchmack verfeinert, ihre Phantaſie ausgebildet worden; darum hielt ihr dieſelbe ein ziemlich geordnetes aber äußerſt düſter gehaltenes Bild vor. Die Einbildung iſt aber gar oft eine Lügnerin und in allen Fällen, im Glücke wie im Unglücke, trägt ſie die Farben greller auf, als ſie wirklich dem geläuterten Auge erſcheinen. Das Kind hatte bisher in der Theorie gelebt, nun ſollte es an eine Praxis gehen, aber an eine ganz andere, als ſie gedacht. Doch, die Vorſehung lenkt Alles zum Beſten derer, die ſich ihr ruhig überlaſſen.

Nachdem die Kleine Herz und Geiſt faſt zum Uebermaße ermüdet und reichliche Thränen vergoſſen hatte, ward ſie allmählig ruhiger, und ſich feſt an die Tante ſchmiegend, als ob ſie nicht von ihr laſſen könnte, wäre ſie vielleicht eingeſchlafen, wenn nicht die Eigenthümerin des Ladens, die ſchon

inmitten ihrer mancherlei Beſchäftigung ihnen doch ein und anders Wort zu ſagen wußte, endlich ein freies Stündchen erobernd, ſich zu ihnen geſetzt, und einen längern Diskurs angefangen hätte.

„Ich glaub's wohl, Sie finden es hier ein bischen düſter und trüb. Vielleicht kommen Sie, wie mir ſcheint, gar von einem Landhaus außerhalb der Stadt, dann wird's Ihnen noch komiſcher vorkommen. Man gewöhnt das aber nach und nach. Ich war früher auch recht ungern in London, jetzt iſt's mir ganz gleichgültig. Es darf auch der Kleinen nicht ſonderlich ſchwer fallen, wenn der Onkel nicht gleich ſo iſt, als ſie ſich ihn vorgeſtellt hat, und wenn ſeine Wohnung wenig Einladendes bietet. Er iſt ſo ſchrecklich vergeßlich, daß er kaum weiß, was für eine Ordnung, oder vielmehr Unordnung er vor ſich hat; übrigens hat er das allerbeſte Herz, das man in dieſer böſen, verdorbenen Welt nur immer finden kann."

„Kennen Sie ihn ſo genau?" fragte die Tante.

„Ihn kennen? das wollt ich meinen," antwortete die Frau lächelnd: „Es ſind jetzt fünfzehn Monate, daß ich und mein Mann, und meine beiden Kinder zu gleicher Zeit am Typhus ſchwer krank darniederlagen. Da kam der alte Proctor, der ſonſt nie unſere Schwelle übertrat, außer wenn er eine Kleinigkeit einzukaufen hatte, was äußerſt ſelten geſchah. Da kam er, ach, und mit welcher Liebe. Er pflegte und wartete unſer, wie eine Mutter ihre Kinder zu verſorgen pflegt. Da vergaß er nichts. Es war wirklich wunderbar, daß ihm bei ſeinem doch ſchon etwas vorgerückten Alter Alles ſo möglich wurde; Nacht um Nacht ſaß und wachte er an unſern Betten und während des Tages ſchleppte er herbei, was er nur auftreiben konnte: ſtärkende Speiſen, ſelbſt Wein. War das nicht ausgezeichnet? O, das werde ich nie vergeſſen, nie bis zu meinem letzten Athemzuge! Ich hätte wahrhaftig nie geglaubt, daß in einem ſolch wortarmen Querkopf, als den wir ihn vorher anſahen, ſo viel Geſchick und Verſtand, und in dieſem einſamen Herzen ſo viel Liebe wäre."

Nur ungerne ließ ſich die gute Frau durch Ab- und Zugehen ihrer Kunden in ihrer Lobrede irre machen, ſtrömte ſie ja auch aus dankerfülltem Herzen, und dieſe Quellen ſind nicht ſelten unerſchöpflich. Als ſie nun doch durch Fremde verhindert, abbrechen mußte, flüſterte die Tante der Kleinen zu: „Wenn das ſo iſt, und es läßt ſich kaum bezweifeln, ſo darfſt Du Dich vollkommen beruhigen, denn Du kommſt in gute Hände. Es läßt ſich nun

einmal nicht anders machen. Gott weiß es, wie gerne ich Dich bei mir behalten hätte, aber es ist mir ja kaum möglich, meine zahlreiche Familie spärlich zu nähren. Doch, wenn Du es bei dem Onkel gar nicht aushalten könntest, so sage es mir an Weihnachten, und wir wollen sehen, was zu thun ist. Sieh, meine Liebe, Deine Erziehung war eine viel bessere als die meinige, denn mir war in meiner Jugend nicht so viel Gelegenheit geboten mich auszubilden, aber ich habe mich deßhalb nie unglücklich gefühlt; ich meine im Gegentheile, ein Mädchen, das sich ernstlich mit allen Pflichten ihres Geschlechtes befaßt, überall thätig anzugreifen weiß, müßte weit glücklicher und zufriedener sein, als ein anderes, welches die Arbeit im häuslichen Kreise unter seiner Würde hält. Aufrichtig gestanden, liebes Kind, als Dich Deine Mutter zu Frau Dean in Unterricht gab, habe ich mir manchmal gedacht: Ach, unsere liebe Marie ist für uns verloren, sie wird, wenn sie so feine Erziehung bekömmt, sich unser schämen, wird nichts mehr mit uns zu thun haben wollen."

„Ach Tantchen! Tantchen! niemals in meinem Leben hätte ich das gethan," unterbrach sie das Kind lebhaft, „Niemals! Niemals!"

„Und doch hätte es so kommen können," lautete die Entgegnung. „Viele, die in Deinem Alter vielleicht eben so dachten, haben später ganz anders gehandelt." In solchen und ähnlichen Gesprächen verfloß allerdings die Zeit schnell, wohl schneller als es Beiden lieb war, denn mit einer Art von Aengstlichkeit bemerkte die Tante, daß der Stundenzeiger die Zahl fünf bereits überschritten hatte, und um sechs Uhr ging der letzte Zug. Was war zu thun? „Wenn ich nicht heimkomme," sprach die Tante, geht es an den armen Großeltern aus. Großmama ist ohnehin in das Bett gefesselt, und es ist Niemand, der ihr die Abendsuppe bringt. Großpapa kann ohne meine Hilfe die Treppe nicht hinansteigen, es hilft nichts, ich muß gehen."

Marie zögerte einen Augenblick, dann aber sagte sie entschlossen: „So geh denn, in Gottes Namen! Ich weiß zwar, daß Du um meinetwillen schon den Onkel gerne gesehen hättest, aber ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß die lieben Großeltern meinetwegen eine Entbehrung haben sollten. Geh denn in Gottes Namen, geh und nimm meinen innigsten, kindlichen Dank mit Dir, und das Versprechen, mich so gut als möglich in meine neue Lage zu schicken, so schwer es mich auch ankommen mag."

Zufällig war die Hausfrau Zeugin wenigstens des Schlusses dieses

Zwiegespräches; sehr erfreut über das dankbare Herz des Kindes, sprach sie zur Tante: „Liebe Frau! wenn Sie uns das junge Frauenzimmer anvertrauen wollen, werde ich Sorge für sie tragen, und sie dem Onkel übergeben. Ich will ihr auch ein Bett zurecht richten, denn ich weiß, daß der gute Alte nur Eines hat, und zwar sein eignes, wahrscheinlich denkt er auch gar nicht an diesen Artikel bis es Zeit zum Niederlegen ist. Glauben Sie mir, daß es keine geringe Freude für mich ist, dem guten Mann eine kleine Gefälligkeit erweisen zu können."

„O, ich danke Ihnen herzlich," antwortete die freudig überraschte Frau. „Theueres Mariechen," sagte sie zu dem Kinde gewendet — „hast Du gehört! Sieh doch, diese gütige Frau nimmt sich Deiner so liebevoll an. Du darfst bei ihr bleiben bis der Onkel kommt. Ich danke, ich muß gehen." Mariens Antwort waren Thränen und wieder Thränen; denn obgleich sie sich vorhin so edelmüthig gezeigt, so fühlte sie doch den Schmerz der Trennung überaus tief und hatte noch nicht gelernt, sich zu bemeistern. Noch ein Kuß, ein Händedruck und die Tante riß sich mit Gewalt los, Marie zurücklassend unter den Händen der wohlwollenden Frau Forster, wie sich die Ladenbesitzerin nannte, deren erstes Geschäft war, den Ankömmling in das Zimmer zu führen, wo ihre Familie eben beim Thee saß; so sehr aber sich Alle bemühten, den Schmerz des Abschiedes zu mildern, so schien doch dieses kleine Herz ziemlich unzugänglich für jeden Trost; endlich sank sie vor Müdigkeit überwältigt auf das Sopha hin, und verfiel in tiefen Schlaf. Frau Forster deckte sie sachte zu, übergab ihrem Manne die Sorge für den Laden und richtete ein Bett für das Mädchen zurecht.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Fußreise im Jahr 1819 und 1865.*)

Von G. Tobler.

II.

Altdorf ist ein Flecken von 2400 Einwohner und der Hauptort des kleinen Kanton Uri, der auf 19½ Quadrat Meilen nur 14700 Einwohner

*) Mit einem Stahlstiche.

CASCADE DE LA CHAUDIÈRE.
Dessin d'après nature.

zählt. Man darf aber dabei nicht vergeſſen, daß nur ein kleiner Theil des Landes bewohnbar iſt. Mehr als drei Viertheile ſind Felſen, Firne, Runſen Steingerölle, verwüſteter Thalboden oder Alpen, welch letztere nur im höchſten Sommer benutzt werden können.

In Altdorf wird Mittag gemacht. Der erſte Gaſthof iſt bald aufgefunden. Er iſt wirklich einer der ſchönſten in der Welt und war es ſchon lange vor 1819. Man weiſet unſern Freund in einen hohen prächtigen Saal. Welch herrlich dekorirte Wände! Die zur Linken ſtellt eine ſchöne Kirche dar und hinter derſelben an dem ſteil anſteigenden Abhange ein dunkler, ſchöner Wald. Rechts kühne Felſenkegel, deren Abhänge bald bewaldet, bald mit lieblichem Wieſengrün bekleidet ſind und der Hintergrund des Saales bildet ein unvergleichlich ſchön geformter Pyramidenkegel, der von zahlreichen ſchneebedeckten Spitzen umgeben iſt, halb verſchleiert in zarte Nebel. Die Decke iſt reinſtes, Lichtſtrahlendes Blau.

Alles iſt ſo ſchön, ſo unvergleichlich treu, daß man meint, man höre die Bäche rauſchen, ſehe die Wolken dahin ziehen und die Vögel fliegen. Hier läßt ſich unſer junger Freund nieder und verlangt Suppe, Braten, Fiſch, Gemüſe, Torte u. ſ. w. Hier ſoll auch ſchäumender Champagner getrunken werden.

Ho, ho! junger Geſelle! Wo denkſt Du hin mit Deinen drei Kronenthalern und dem bischen Münze? Dein Beutelchen wird heute noch leer, denke daran!

Beruhige Dich, lieber Leſer, ſo ſchlimm iſt es nicht, wie es ausſieht. Freilich iſt es der ſchönſte Gaſthof, in den er eingetreten; der Speiſeſaal iſt der prächtigſte, den man ſehen kann. Es iſt der Hauptplatz in Altdorf, mit dem düſteren Bannwald, der vom Butzli überragt, die linke Dekorationswand bildet; während gegenüber des mächtigen Uri Rothſtocks Vormauer die ſchöngeformten Scharti-Gitſcher- und Giebelſtöcke das Thal begrenzen, an deren Fuß ſich das hiſtoriſch merkwürdige Attinghauſen und Seefeld ausbreiten. Den Hintergrund aber bildet der unvergleichlich aufgebaute Briſten, mit ſeinen erhabenen Gefährten.

Das laſſe ich mir gefallen, ſagſt Du mein junger Leſer; aber Suppe, Fiſch, Braten und — —. Nun, nun das Alles repreſentirt ein Zweikreuzerbrödchen und den ſchäumenden Champagner liefert der ſprudelnde Brunnen,

an dem unſer junger Freund viel vergnügter ſitzt, als der reichſte Touriſt an der prächtigſten Table d'hôte.

Während ſeine Reiſegeſellſchaft ihren Kram von Haus zu Haus feil trägt, ſchlendert unſer Freund im Flecken und deſſen Umgebung herum.

Heute iſt Altdorf ein recht hübſcher Ort. In der freundlichen Kirche zieht ein Altargemälde: „Die Weihnacht von Van Dyk" und ein anderes: „die Grablegung von Carracci," die Aufmerkſamkeit des Kunſtkenners auf ſich. Das ſchöne Spitalgebäude und manch ſtattlich ſteinern Haus umgeben den Platz und zieren einige längere Straßen. Die meiſten Häuſer ſind von blumenreichen Gärten umgeben. Der Ort iſt ſehr belebt durch die vielen Fremden, welche von Nord und Süd hier zuſammenſtrömen.

Damals aber, im Jahr 1819, ſtunden noch viele Ruinen von Häuſern und Kapellen da, als Zeugen der ſchrecklichen Feuersbrunſt, von welcher ſich der Hauptort noch nicht erholt hatte. Es war am 5. April 1799 als ein verderbenbringender Föhn in Verbindung mit dem entfeſſelten Element den ſchönen Flecken faſt ganz in Aſche legte. Um das Maß des Unglückes voll zu machen, wurden die faſt obdachloſen Bewohner durch ſchwere Einquartierung heimgeſucht. Oeſterreich und Rußland führten Krieg gegen Frankreich und hatten das arme Ländchen zu ihrem blutigen Kriegsſchauplatz gemacht.

Oben am Berg ſteht das Kapuzinerkloſter, das erſte, welches in der Schweiz erbaut wurde, berühmt durch ſeine herrliche Ausſicht. Ein ſteiler Weg, einer Treppe ähnlich, führt zu dem Vorplatz, der von einem ungeheuren Nußbaum beſchattet iſt. Das Kirchlein iſt durch ſehr ſchöne, werthvolle Altargemälde geziert. Ein Mönch führt unſern Freund in den Garten, der auf einer ſchmalen Terraſſe hinter dem Kloſter angelegt iſt. Da liegt unter Dir der freundliche Flecken von Gärten und zahlreichen Baumpflanzungen umgeben. Dort die Reuß, der wilde Bergſtrom, der in zahlreichen Windungen dem nahen See zueilt und nur allzu oft anſchwillt und dann große Verheerungen in der breiten Thalſohle anrichtet. In neuer Zeit hat man dieſen wilden Ausbrüchen ein Ende gemacht, indem die Urner den Lauf des Fluſſes regelten, ſteinerne Dämme aufführten und ihn ſo zwangen, ſein Geſchiebe direkt in dem See abzulegen. Jetzt prangen Wieſen, Baumgärten, Felder da, wo 1819 noch Steine und Schutt die halbe Thalebene zu einer Wüſte machten.

Weiter oben raſt der wilde Schächenbach daher. Auch er, im Hauptthale angelangt, verheerte alles und verſuchte faſt alljährlich mit ſeinen Verwüſtungen die Reuß zu überbieten. Oft bedeckte er die ſchönſten Obſtgärten in der Nähe des Fleckens ſelbſt mit mehrere Fuß hohem Schutt und Geſchiebe. Doch auch ihm hat die Neuzeit Zügel angelegt.

Hinter dem Kloſtergarten liegt der ſchöne dunkle Tannenwald, Bannwald genannt. Seit undenklichen Zeiten wurde er gebannt, d. h. es war ſtrenge verboten, in demſelben Holz zu ſchlagen, ja nicht einmal Aeſte und Geſtrüpp zu holen. Er ſoll das Dorf vor Lavinen und Steingeröll ſchützen.

Wir wollen nicht all der hübſchen Ortſchaften erwähnen, die das ziemlich breite Thal bis hinauf nach Silinen enthält; nicht den herrlichen Kranz hoher Berge nennen, den das Thal umgibt. Wer möchte es unternehmen, die Ausſicht nach dem See hinab zu ſchildern, mit den bald wilden, bald lieblichen Ufern, mit den tiefen Schluchten, den Klippen und Felswänden mit majeſtätiſchen Kämmen und Gipfeln, die ihn umrahmen. Bleibt ja ſelbſt das trefflichſte Gemälde weit hinter der Pracht und dem Zauber der Wirklichkeit zurück.

„Haſt Du den Thurm auf dem Platz in Altdorf auch geſehen?“ fragte der freundliche Mönch, der ſtill und ſinnend hinausgeſchaut hatte in die großartige Landſchaft und in das Treiben und Leben unten im Flecken.

„Ja freilich,“ antwortete unſer junger Freund; „er iſt viereckig und ſcheint ſehr alt zu ſein. Man ſagte mir unten, er ſtehe an der Stelle, wo der Knabe geſtanden, als der Vater Tell den Schuß thun mußte.“

„Es iſt nicht ſo, mein Freund. Jene berühmte Linde war weiter vorn. Sie ſtund noch im Jahr 1567 und an ihre Stelle wurde der Brunnen geſetzt.“

„Der Tellenbrunnen?“

„Ja derſelbe, und der andere, welcher noch weiter abwärts ſteht, bezeichnet die Stelle, wo Tell geſtanden.“

„Mir ſcheint aber doch, die Entfernung von einem Brunnen zum andern ſei zu groß für einen Armbruſtſchuß.“

„Keineswegs! Wir haben hier in Altdorf eine Armbruſt-Schützengeſellſchaft, deren Scheiben in gleicher Entfernung vom Stand aufgeſtellt ſind, wie die beiden Brunnen, und Armbruſtſchützen, hat es noch manche, die Schuß um Schuß das Schwarze treffen.“

Mit herzlichem Dank ſchied unſer Freund vom Kapuziner und nachdem

er im Dorfe nochmals die Gemälde an dem alten Thurme betrachtet, eilte er hinaus nach Bürglen.

Wer, der Tell's Geſchichte kennt, wünſcht nicht deſſen Geburtsort zu ſehen?

Eine kleine halbe Stunde von Altdorf, da wo das Schächenthal ſich öffnet, liegt auf einer kleinen Anhöhe das freundliche Bergdörflein, an das ſich ſo viele geſchichtliche Erinnerungen knüpfen.

Auf dem Saume des Hügels ſteht ein freundliches Kirchlein; rechts von demſelben, gegen Norden, zwei Thürme, welche die Meier von Bürgeln bewohnten, die Vögte des Frauenſtiftes zu Zürich. Vor dieſen Thürmen, im Schatten mächtiger Nußbäume, ſteht ein einfaches, kleines Bethaus, deſſen Aeußeres Gemälde von Tells Thaten ſchmücken. Hinter einem hölzernen Gitter, im Innern der Kapelle, iſt der hübſch geſchmückte Altar. Noch zur Zeit unſerer Reiſebeſchreibung wallfahrteten hieher, alljährlich, namentlich zur Herbſtzeit, viele fromme Urner, Schwyzer und Unterwaldner zum Andenken an den Retter des Landes.

Dieſe Kapelle wurde 1522 an der gleichen Stelle erbaut, wo früher das Wohnhaus Wilhelm Tells ſtand: ein einfaches, aus Baumſtämmen zuſammengezimmertes Haus. Wenige Fenſter erhellen die Stube und die Kammer daneben. Die Fenſterladen werden aufgezogen und herabgelaſſen und gewähren trefflichen Schutz gegen die Macht des Windes und des Schneegeſtöbers. Das faſt flache Dach iſt mit großen, dicken Schindeln gedeckt, auf denen große Steine liegen, um zu hindern, daß Wind und Wetter ſie davontragen. Nußbäume beſchatten das Haus und eine Wieſe mit einigen Obſtbäumen dehnt ſich hinab bis an den Schächenbach, den man heute dienſtbar gemacht.

Auf dieſes Haus ſchreitet ein hoher, kräftiger Mann zu, wie man deren heute noch thalaufwärts manche ſieht. Es iſt Wilhelm Tell, eine blühende, von Kraft ſtrotzende, wahrhaft herkuliſche Geſtalt; einfach gekleidet in währſchaftes Tuch, zu dem das fleißige Weib und die Mägde die Wolle geſponnen und den Stoff gewoben. Trotz der ſchweren Gemſe, die er an einem Stocke über der Achſel trägt, iſt ſein Gang leicht, elaſtiſch und ſicher. Er kommt aus dem oberen Schächenthal.

Kaum hat er die „obere Gaſſe" von Bürglen betreten, als zwei Buben lautjubelnd ihm entgegenſpringen. Der jüngere faßt die Hand des geliebten

Digitized by Google

Vaters, sobald der ältere die herrliche Armbrust in Beschlag genommen hatte. Gerne überläßt ihm der Vater die köstliche Waffe, weiß er doch, daß der Knabe wohl damit umzugehen versteht.

Die Armbrust Tells besteht aus einem einfachen, geraden Schaft, der nur am untern Theil etwas abgeplattet ist, um beim Zielen die Wange bequemer anlegen zu können. Am obern Ende ist der Bogen mit Schnüren festgemacht. Dieser Bogen ist in der Mitte fast armsdick, gegen die Enden etwas verdünnt. Er besteht aus zusammen gepreßtem Horne und ist mit Schnüren eng umwunden. Die starke Sehne kann nur der starke Tell von freier Hand spannen. Andere brauchen hiefür ein eigenes, doch sehr einfaches Instrument.

In der Nähe des schönen Hauses angelangt, tritt den Nahenden die schöne Hausfrau entgegen, den geliebten Mann mit aufrichtiger Herzlichkeit willkommen heißend. Dann treten alle durch die einfache Küche, wo auf dem Herde ein munteres Feuer prasselt, in die schwarzbraune, aber rein gehaltene Stube.

Bald steht auf dem eichenen Tische ein nahrhafter Imbiß und während sich der Vater labt, hat der ältere Knabe schon die Waffe des Vaters sorgfältig abgetrocknet, geputzt und an ihren Ort aufgehängt; die Federn der Pfeile sind wieder geordnet und die Spitze ist frisch geschärft, nachdem er das Gemsenblut, das daran klebte, entfernt hatte. Nun tritt er an den Tisch, legt vertraulich die Hand auf des Vaters breite Schulter und fragt, wo er den großen, schönen Gemsbock geschossen?

„Ich war auf der Niedernalp, die unten am prächtigen Griesgletscher sich ausbreitet, und wollte dort nach unserer jungen Waare sehen.*)"

„Letztes Jahr war ich mit Dir dort oben. Du, Aerni, wenn Du ein wenig größer bist, nimmt Dich der Vater auch mit. Gelt Vater? Denk aber, es ist viel weiter als Winterschwanden. Denn von dort geht es noch mehr als eine halbe Stunde steil aufwärts bis Spirigen, wo ein liebes Kirchlein bei einigen hübschen Häusern steht. Dann führt der Weg

*) Der Aelpler, in den innern Schweizerkantonen, nennt die Kälber und die Rinder oder junge Kühe, die noch nicht gekalbt haben und die er entweder für den eigenen Gebrauch aufzieht, oder um sie nach Italien zu verkaufen, seine junge Waare. Im Sommer wird dieselbe unter dem Schutze von einigen Sennen auf einer der weniger wilden Alpen zur Weide (Sämmerung) gelassen.

über Wieſen und Weiden auf der Höhe hin. Unten brauſt der Schächen im tiefen Abgrund. Am Wege, ungefähr in der Mitte, ſtehen gewaltige Ahorn; der Vater ſagt, man finde ſelten größere. Vier Männer umſpannen kaum den untern Theil des Stammes. Als ich das letzte Mal dort war, bin ich recht erſchrocken. Es löſte ſich von der gegenüberſtehenden Wand, die ſich unter dem Spizi hinzieht, ein großes Felſenſtück los und ſtürzte über den ſteilen, mit Geröll bedeckten Abhang hinab; das war ein Krachen, ein Donnern. Der Felſenblock war ſchon beim erſten Fall in viele Stücke geborſten, die nun in fürchterlichen Sätzen in die Tiefe ſprangen. Ich hatte große Angſt, es möchte ein Stück zu uns herüberſpringen. Aber der Vater blieb ruhig und da wußte ich gleich, daß keine Gefahr für uns war. Die Sprünge hätteſt Du ſehen ſollen und den Staub, der hoch aufwirbelte, wenn ſie den Boden berührten und die Steine zermalmten und dann donnernd in den Schächen ſtürzten. Von den Ahorn geht es wieder abwärts nach Unterſchächen."

„Ganz recht, Willi! Bei Unterſchächen mündet das wilde Brunithal. Als ich den Weiler hinter mir hatte, kletterte ich links den Abhang hinan und war dann bald auf der Niederalp, wo ich unſere Rinder und die Kälber ganz munter traf."

„O, wie freue ich mich," ſagt Aerni, „das hübſche „Bläßle" wieder zu ſehen. Gelt, Vater, das behalten wir, Du verkaufſt es nicht an die Italiener?"

„Wollen ſehen, Kind! Nachdem ich hier meine Geſchäfte mit dem Sennen abgethan, ging ich über den Griesgletſcher. Biſt ja auch dort geweſen, Willi!"

„Ja freilich. Ich war mit Dir, Vater, auf dem weiten prächtigen Schneefelde mit den dunkelblauen Spalten. Im Hintergrund ſteht der kahle Kegel, den man das Schneehorn nennt, und der durch zerklüftete, große Felſenwände mit dem ſchönen Glariden verbunden iſt."

„An ſeinem untern Theil," fuhr der Vater fort, „entfließt ihm der Stäubibach. Weiter unten ſtürzt er über eine Felſenwand und bildet den prächtigen Stäubifall. Ich gelangte nach ſehr beſchwerlichem und gefahrvollem Klettern auf eine mir wohlbekannte Stelle, wo von Eis und Schnee umgeben, würzige Kräuter ein grünes Plätzchen bilden. Es iſt ein beſuchter Waideplatz der Gemſen. Auf einer ganz ſchmalen Felſenkante, von einem ſcharfen Vorſprung gedeckt, ſtand ich auf der Lauer. Der Wind blies mir

ſcharf in's Geſicht, denn es iſt da oben luftig genug. Bald kamen Gemſen, ein alter Bock voran, vorſichtig mit weit offenen Naſelöchern herum ſchnuppernd. Er ſchien aber beruhigt, denn er fing an, einige Kräuter zu weiden, worauf die kleine Heerde, die ſich ſeiner Obhut anvertraut hatte, ruhig zu weiden anfing. Ich nehme nun den prächtigen Bock auf's Korn, der Pfeil ſchwirrt und das Thier liegt regungslos im Gras. Mein Pfeil hat ihn ſicher und gut getroffen. Und nun bin ich da!"

„Gott und der heiligen Jungfrau ſei es gedankt," ſagt die Mutter.

Welch ein Jubel, als dann der Vater die Waidtaſche ergriff und den Knaben ſchöne Kriſtalle, bunte Steine ſchenkte. Selten kam er heim ohne ſeinen lieben Kindern etwas mitzubringen.

Wie ganz anders, als an jenem traulichen Abend, mag es in dieſem Hauſe ausgeſehen haben an jenem Abend, im Spätherbſt 1307, als, begleitet von mehreren Freunden Tells, der greiſe Walter Fürſt ſeiner armen Tochter den muthigen Willi zurückbrachte. Der Knabe war ein würdiger Sohn des Helden. Nicht nur hatte er des Vaters feuriges, dunkles Auge, ſondern ſein ganzes Weſen zeigte den Tell, wie er als Knabe geweſen. Der Vater war aber auch ſein Eins und ſein Alles. Er kannte des Vaters Kraft, aber auch ſeine Mäßigung und ſeine Güte, kannte ſeinen Muth, aber auch ſeine Ruhe und Selbſtbeherrſchung; kannte des Vaters Kunſt und Sicherheit, aber auch ſeine Menſchlichkeit, ſein warmes, weiches Herz, ſeine Beſcheidenheit und ſeine Opferfreudigkeit, wo es galt zu helfen. Darum zeigte er auch den unerſchütterlichen Glauben in des Vaters Kunſt, den Heldenmuth, mit dem er dem daherfliegenden Pfeil entgegenſah, ohne zu zucken.

Die Kunde von dem, was in Altdorf geſchehen, war ſchon an der armen Mutter Ohr gedrungen und der glückliche Schuß, dann die Gefangennehmung des Gatten, hatte ſie, die treue Gattin, die liebende Mutter, bald mit Entſetzen, mit Wonne, dann wieder mit namenloſer Trauer erfüllt.

Sie brachten ihr den lieben Knaben unverſehrt, aber ach, ohne den Vater! Mit welchen Gefühlen umſchlang ſie das Kind, wie innig herzte ſie es! Das begreift nur derjenige, dem ein theures Weſen, das er verloren glaubte, wieder gegeben iſt.

Doch wir kehren zu unſerm Reiſenden zurück. Er ging eine Strecke

hinauf, tiefer in's Schächenthal. An der steinernen Brücke bei Loreto, setzte er sich nieder. „Stand vielleicht hier jene hölzerne Brücke?" fragt er sich.

Mancher unsrer Leser wird kaum wissen, von welcher Brücke hier die Rede ist.

Der Schächenbach schwillt bei heftigen und anhaltenden Gewitterregen und namentlich während der Schneeschmelze im Frühjahr, so entsetzlich an, daß er dann großen Schaden anrichtet an Brücken, Sägen, Mühlwerken.

Im Jahr 1357 war Tell schon ein bejahrter Greis. Sieben und vierzig Jahre waren schon verflossen, seit er sein Land befreite. Der Schächen war durch Thauwetter ungewöhnlich angeschwollen und wuchs von Minute zu Minute. Sein schwarzbraunes Wasser stieg immer höher und war schon allenthalben ausgetreten, wo nicht eine Schlucht das Bett bildete. Mächtige Felsblöcke rollt er donnernd abwärts, Holz, Trümmer von Ställen, von Wohnungen, von Stegen und Brücken, ja ganze Bäume, die er entwurzelt, tanzen auf seiner Oberfläche und werden bald emporgeschleudert, bald in die Tiefe gerissen.

Tell, trotz seiner Jahre ist immer noch der Erste da, wo die Noth am größten, die Hülfe am nöthigsten ist. Ein Haus an der Brücke, ob dem Dorfe, war in großer Gefahr, Tell ist schon da und mit Rath und That bei der Hand.

Da wälzt der zum Strom angeschwollene Bach einen Baum an den mittlern Pfeiler der einfachen, hölzernen Brücke; andere Holztrümmer vergrößern das Hinderniß; das Wasser schwillt an und die Brücke kracht in ihren Fugen. Jeden Augenblick muß sie zusammenstürzen. Da schreitet ein Kind über dieselbe.

„Um Gott! Uli! zurück, geh nicht über die Brücke!" ruft man hüben und drüben. Allein der Kleine will zur Mutter und hört nicht auf Warnung und Bitte und in demselben Augenblick wird die Wucht des Wassers Meister; die Brücke kracht zusammen und das Kind an einem Balken festgeklammert, wird vom wilden Strom fortgerissen.

Tell, der betagte Greis, hat es kaum gesehen, so ist er schon in den empörten Fluthen, ergreift mit starkem Arme den Knaben, hebt ihn, mit den wilden Elementen kämpfend, empor und wirft ihn in die ausgestreckten Arme der am Ufer Stehenden. Das Kind ist gerettet, Tell aber, der Retter ist verschwunden.

„Und eben ſchritt ein And'rer
Zur Brücke da ſie brach;
Nicht ſtutzt der greiſe Wand'rer,
Wirft ſich dem Knaben nach,
Faßt ihn mit Adlerſchnelle,
Trägt ihn zum ſichern Ort:
Das Kind entſpringt der Welle,
Den Alten reißt ſie fort."

(Uhland.)

So ſühnte Tell in edelſter, ſchönſter Weiſe durch die Rettung eines Kindes, den Schuß in's Herz des Unterdrücker des Vaterlandes.

Am Abend erſt traf unſere Reiſegeſellſchaft in Schadorf, eine halbe Stunde ob Altdorf zuſammen, und gelangte Nachts nach Klus, oder Klauſen, wo ſie in einem kleinen, aber höchſt ſchmutzigen Wirthshauſe übernachteten.

Am folgenden Morgen früh kamen ſie bei der wohlerhaltenen Burg, derer von Silinen vorbei, einem Geſchlechte, das in der Geſchichte Uris eine große Rolle ſpielt. Nachdem ſie einen Hügel umgangen, auf deſſen Gipfel die Ruinen von Zwinguri ſind, waren ſie in Amſtag.

Bis hieher iſt das Thal meiſtens breit und fruchtbar. Prächtige Obſtbäume, üppige Reben, bekleiden die freundlichen, braunen Wohnungen; die Ebene voll gut angebauter Felder, die ſanftern Abhänge ſind fette Wieſen. Allein nachdem die Reuß den wilden Kerſtelenbach aufgenommen, der aus dem heute vielbeſuchten Maderanerthal kommt, treten die Vorberge ſo nahe zuſammen, daß die Reuß faſt immer in einer tiefen Schlucht zu fließen gezwungen iſt. Hier beginnt die eigentliche Gotthardſtraße.

Heute führt eine prächtige ſteinerne Brücke auf die linke Seite der Reuß, die erſte von den acht Brücken bis Andermatt. Damals aber mußten unſere Reiſenden gleich vor dem Dorfe über eine hölzerne, gedeckte Brücke, die über den Kerſtelenbach gebaut iſt. Noch ſahen ſie hier zahlreiche Spuren von Kanonen- und Flintenkugeln aus dem Gefechte, welches hier zwiſchen den Franzoſen und den Oeſterreichern, im Jahr 1799 ſtattgefunden hatte. Die Franzoſen ſollten den Gotthard beſetzen. Allein Suwarow, der berühmte ruſſiſche Feldherr, war ihnen zuvorgekommen, die Franzoſen mußten der Uebermacht weichen und zogen fechtend ſich nach Waſen zu-

rück. Zu gleicher Zeit rückte eine österreichische Division aus dem Maderanenthal heran und drohte die Franzosen einzuschließen. Als Lecourbe, der Befehlshaber der letztern, nach Amstag kam, hatten die Oesterreicher schon das Dorf und die Brücke besetzt und dem General blieb nichts übrig, als die Brücke zu stürmen und sich so einen Ausweg zu erzwingen. Er befahl den Angriff mit dem Bajonnet, seine Leute wurden aber mit Kartätschen empfangen und mußten weichen. Dreimal wurde der Angriff erneuert und immer mit dem gleichen Erfolge. Schon zögerte, wankte seine tapfere Mannschaft, als Lecourbe einem seiner Grenadiere das Gewehr entriß und auf die Brücke zuschritt. Die Grenadiere eilen ihm nach, reißen ihn zurück und die Brücke ist gewonnen, die Franzosen der Gefahr entronnen.

Als unsere Reisenden diese Brücke hinter sich hatten, mußten sie gleich einen steilen, sechs bis acht Fuß breiten, mit großen Steinen gepflasterten Weg hinan, dann wieder hinunter in eine tiefe Runse, die vom Bristen herab einer großen Lavine als Bett gedient hatte. Mühsam kletterten sie über die Schneeschollen weg, welche man noch nicht alle beseitigt hatte, denn die Lavine war erst vor zwei Tagen niedergestürzt. Das war eine ernste Mahnung für unsere Reisenden hier nicht lange zu säumen. Die Masse war so groß, daß nicht nur die tiefe Schlucht damit ganz ausgefüllt, sondern auch die Reuß überdeckt war, ähnlich einer ungeheuren Brücke.

Von hier ging es wieder steil aufwärts, immer auf der rechten Seite der Reuß. Bei einer kleinen Kapelle, welche den Reisenden auffordert, sich dem Schutze des Allmächtigen und seinen Heiligen zu empfehlen, bot sich ihnen ein eigenthümlicher Anblick dar. Hunderte von Arbeitern waren auf dem gegenüberliegenden Abhang beschäftigt eine neue Straße zu bauen.

Seit vielen Jahrhunderten ist die Gotthardsstraße die berühmteste und war auch die bequemste gewesen, welche über den hohen Alpenkamm führte. Tausende von Pferden und Maulthieren und viele Tausend Reisende zogen alljährlich herüber und hinüber, von und nach Italien. Noch zur Zeit, in der unser junger Freund diese Straße zog, war es ein malerischer Anblick, wenn eine lange Reihe Saumthiere den schmalen, sich im Zickzack emporwindenden Weg heraufzog oder herabkam. Die Pferde oder Maulthiere trugen einen breiten Tragsattel, auf dem gleichmäßig auf beide Seiten vertheilt, ein bis ein und ein halb Zentner Waare aufgepackt war. Baumwollenballen, die damals in großer Menge von Italien nach der

Schweiz und nach Deutschland geführt wurden, bildeten eine hohe Ladung; kleiner war die aus Wein und Südfrüchten bestehende. Die Ladung war mit einer bunten Wachstuchdecke, meist roth und gelb, gegen Regen und Schnee geschützt. Jedes Thier trug einen Maulkorb, damit es nicht in Versuchung gerathe, am Rand des Weges zu grasen, denn leicht hätte das Thier wegen der schweren Last beim Weiden das Gleichgewicht verlieren können und wäre dann mit sammt der Ladung in den Abgrund gestürzt.

Der Zug wird von einem großen Pferd angeführt, das ein Halsband mit großen, laut tönenden Schellen trägt. Das Geschirr ist mit hellglänzenden Messingschnallen und Ringen besetzt und der Zaum mit kleinen weißen Muscheln geziert; auf dem Kopfe wallt ein Federbusch. Das ist das „Vorroß" und wie die sogenannte „Heerkuh" *) bei einem „Sennthum," so läßt auch dieses kein anderes Pferd voran. Der Säumer, der Besitzer der Saumthiere, hört an dem lauten Schellen, ob der Zug im Gang, oder ob eine Störung eingetreten ist. Wahrlich, ein ungemein anziehender Anblick, wann diese 20 bis 40 Thiere, mit ihren bunten Decken und geleitet von einem oder zwei Säumer in der kleidsamen Tracht der italienischen Thalbewohner langsam aber sicher vorwärts ziehen und bald am Rande eines schauerlichen Abgrundes, bald über eine schmale Brücke gehen, oder im dunkeln Wald verschwinden. Heut weist die Alpenstraße dieses eingenthümliche Leben nicht mehr. Da fahren schwer beladene Frachtwagen mit vier bis sechs Pferden bespannt, oder es rollen schwere Postwagen dahin, die im Innern, im Coupé, auf dem Bock und oben und hinten eine ganze Karavane aufgenommen haben.

Der frühere Betrieb der Straße war freilich malerischer, allein der Transport der Waaren war auch mit viel mehr Unkosten verbunden. Als in den Jahren 1802 bis 1806, Napoleon eine prächtige, breite, fahrbare Straße über den Simplon bauen ließ, als Bünden und Oesterreich in den Jahren 1818 und 1819 begannen, die Wege über den Splügen und den Bernhardin fahrbar zu machen: so mußte auch Uri daran denken, die alte, holperige Straße, die weder Schutz gegen Abgründe, noch gegen Lavinen und Steine bot und die in keiner Weise befahren werden konnte, durch eine neue, zeitgemäße Straße zu ersetzen. Ohne das lief das Ländchen in Gefahr, den ganzen, bedeutenden Waarendurchzug zu verlieren und zu ge-

*) Im Berner Oberland „Teichlekuh" genannt.

wärtigen, daß auch die Reisenden andere, bequemere Wege einschlugen und den alten, ehrwürdigen Gotthard vereinsamt ließen.

Die Kantone Uri und Testni, unterstützt von reichern, beim Transit durch diese Gegend interessirten Orte, unternahmen muthig das Riesenwerk und eben in dem Jahre, in welchem unser junger Freund seine Reise machte, hatte man die Arbeit auf vielen Punkten in Angriff genommen.

Es handelte sich darum, eine allenthalben gleichmäßige Steigung zu erhalten, so daß ein Pferd ohne große Anstrengung, zehn Centner aufwärts ziehen mochte. Bei den vielen steilen Abhängen konnte das nur durch mehrfache Windungen, durch Verlängerung der Wegstrecke erreicht werden. Die zahlreichen, kleinen Bäche, mit ihren seitwärts gehenden Thaleinschnitten, sind hiefür ganz besonders geeignet um die Neigung in natürlicher Weise zu mildern. Oft müssen kleinere Erhöhungen abgetragen und Vertiefungen mit der Erde und dem Gestein der ersten ausgefüllt werden. An andern Stellen aber, wo der Felsen senkrecht ins Thal abfällt, wird der Weg in denselben eingepflanzt, oder er wird durch Maueransätze, gegen den Abhang hin, erweitert. Endlich sind Mauern aufzuführen, einerseits um auf der Bergseite die Straße vor Nachrutschungen zu sichern, anderseits zum Schutz gegen den Abgrund. Zahllose Brücken über Runsen und Bäche müssen erbaut werden; da wo Lavinen oder Steinstürze gewöhnlich sind, errichtet man Schutzgallerien; d. h. man überwölbt die Straße.

Hiefür verwendete man Hunderte von Arbeitern. Die Einen tragen die Erde ab vom steilen Abhang, um dem Wege die gehörige Breite von zwanzig Fuß zu geben; andere machen Bohrlöcher, schütten dann Pulver hinein, bringen einen Zunder oder Brander und füllen hierauf den übrigen Raum des Bohrlochs mit Stein und Mergel. Nun wird ein Zeichen gegeben. Die Arbeiter, welche in der Nähe beschäftigt sind, eilen so schnell als möglich einer gesicherten Stelle zu. Einer aber hat indessen Feuer geschlagen, den Zünder in Brand gesteckt und beeilt sich nun, daß er ebenfalls in Sicherheit gelange. Der Schuß geht los. Ein dumpfer Knall, dann eine dicke Rauch- und Staubwolke, über der große Felsstücke hoch in die Luft geschleudert werden und nach allen Seiten hin abfallen.

Plötzlich stehen Alle stille, zeigen nach der gegenüberliegenden Felswand. Da sitzen zwei Männer auf einem starken Prügel, der an einem Seile befestigt ist. Man läßt sie langsam über eine Felswand herab und wie sie so

zwiſchen Himmel und Erde hängen, beginnen ſie ganz gelaſſen ihre Arbeit. Der Eine ſetzt die Bohrſtange an den Felſen und der Andere ſchlägt, gewaltig ausholend, mit einem ſchweren, eiſernen Hammer auf das Eiſen los, um das Bohrloch zu machen. Die Männer arbeiten ſo ruhig fort, als ſtünden ſie auf feſtem Boden, bekümmern ſich nicht um den mehr als hundert Fuß tiefen Abgrund unter ihnen, nicht um das ſchwache Seil an dem ſie hängen, denken nicht an den Tod, welcher die unvermeidliche Folge der leichteſten unvorſichtigen Bewegung wäre. Wahrlich eine harte Arbeit, ein ſauer verdientes Brod!

Bei Mitſchlingen baute man an einer neuen, gewölbten Brücke über die Reuß und nun trafen unſere Freunde auf viele Männer und ſelbſt Frauen, welche hie und dort neben der alten Straße an der Herſtellung der Neuen arbeiteten. Die Leute waren meiſtens Italiener, die als Straßenarbeiter ſehr geſucht ſind. Sie leben äußerſt ſparſam, erlauben ſich kaum das Allernothwendigſte um zu leben, Alles das, damit ſie im Herbſte das mühevoll Erſparte in ihrer Hütte, drüben über dem Gotthard, mit ihrer armen Familie theilen können. Ihre Hauptnahrung iſt die Polenta, eine höchſt einfache und wohlfeile Nahrung, die ſie ſelbſt zubereiten. Zu dieſem Zwecke wird aus einigen großen Steinen ein Herd erbaut, ein Keſſel mit Waſſer über das Feuer geſetzt und wann das Waſſer ſiedet, ſchüttet einer der Arbeiter ganz langſam grobes Maismehl hinein; ein Anderer rührt, während dem Kochen, mit einem großen Stock den Brei ſo lang, bis er ganz dick und feſt geworden iſt. Das iſt ihre Polenta, welche ohne irgend eine Zuthat das Frühſtück, das Mittag und Abendbrod dieſer Leute ausmacht.

Das Thal iſt etwas weiter geworden, die Reuß aber ſcheint ganz verſchwunden; nur ein dumpfes Toſen verkündet noch ihre Gegenwart. Sie fließt nemlich in einer tiefen Schlucht, und an einer Stelle, wo die beiden Felſenränder ſo nahe ſtehen, daß es nur eines tüchtigen Schwungs bedürfte, um über ſie hinüberzuſetzen, hat man eine ſchöne Bogenbrücke gebaut. Sie iſt ſehr alt und war 1819 nicht breiter, als der Saumweg überhaupt. Man konnte aber die gleiche Brücke auch für die neue Straße benutzen, indem man ihr durch Granitplatten mehr Breite gab.

Der Blick von ihr in die Tiefe iſt Schauder erregend. Tief unten wird die waſſerreiche Reuß zum ſchmalen Bach zuſammengedrängt und toſt dort

in weißem Schaum aufgelöst davon. Es machte unsern Freunden große Freude, Steine hinunter zu werfen, die dann nach einigen Sekunden erst in der Gischt des Wassers verschwanden. Schon waren ihre Gefährten beinahe oben im Wasen, als sie sich endlich von der Brücke entfernten.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinigkeiten.

Von Isabella Braun.

XIII.

Das einsame Grab.

Der letzte Oktober; kein Wölklein, kein Nebel trübt die Luft; leuchtender Sonnenschein spielt um die Vergoldung der Kreuze des ländlichen Friedhofes und zeigt mit langen Streifen auf die Inschriften der Denkmale, als stünde auch hier neben jedem Grabe ein Engel und spräche: „Was sucht ihr den Lebendigen bei den Todten? Weinet nicht; blickt vielmehr empor zum Himmel!"

Die Häuser des kleinen Ortes stehen beinahe leer; Jeder hat ein Geliebtes auf dem Gottesacker; morgen und übermorgen wird ihr Fest gefeiert, welches an die Stelle des Geburtstages getreten ist, wo man ehedem Blumenkränze wand. Aber die Liebe reicht über das Grab, also windet man auch jetzt noch Kränze und schmückt die kleinen Hügel, darunter sie schlafen. Kinder, Mütter und Greise sind damit beschäftigt und dabei hält das Herz zärtliche, sehnsüchtige Reden, voll Dank, voll Wiedersehenshoffnung, bisweilen auch voll Reue und Abbitte.

Der kleine Hans ist auch mit der Mutter hinausgegangen und hat ihr treulich geholfen beim Grabe der Großeltern und als er ihre Thränen fließen sah, sprach er: „Weine nicht, Mama; weißt Du, sie schlafen so fest und sanft; aber nur der Leib, die Seele, hat der Pfarrer gesagt, ist im Himmel und sieht herab. O, Mama, wie gut wird ihnen dieser blumige Hügel gefallen."

Als die Mutter ihren Knaben küßte, kamen ihm vor Rührung selber die Thränen und er lief fort, um sie zu verbergen. Er lief in den einsamen Winkel des Friedhofes und sah nicht zur Erde, sondern empor zum Himmel,

ob er in all dem Glanze vielleicht einen selig Verklärten, der eben herabschaue, entdecken könne; Hans zählte erst sieben Lebensjahre und besaß noch seine ganze, kindliche Einfalt. Da strauchelte er, denn der Boden war uneben und wie er niederblickte, gewahrte er einen mit welkem Gras überzogenen Hügel, der früher auch ein Grab gewesen sein mußte; jetzt befand sich kein Kreuz, kein Zeichen des Andenkens und der Liebe darauf. Dieses that dem guten, weichen Knaben sehr weh, so weh, wie der Anblick eines Bettlers an der Kirchenthüre, wenn Alles schön angezogen dahin strömte, und dem er oft seinen Sonntagskreuzer mitleidsvoll geschenkt hatte. Das fiel ihm jetzt freudig ein. Er eilte zum Grabe der Großeltern zurück, wo der Korb mit den übrigen Blumen stand. Er schaute nach der Mutter um, aber sie besuchte die Gräber ihrer Freunde und war nicht in der Nähe. Da nahm er den Korb, Schaufel, Hacke und Rechen und eilte zum leeren Grabhügel zurück. Nun grub und hackte er den zertretenen, festen Hügel auf, dann rechete er die graue Erde hübsch zusammen und dann steckte er ringsherum einen Kranz von Astern und zuletzt, weil er kein Kreuz hatte, bildete er von Blümlein ein liegendes Kreuz.

Als er damit fertig war, kam auch die Mutter dazu, welche ihren Knaben gesucht hatte. Sie verstand die warme Seele ihres Kindes, und wie er nun vor dem Grabe niederkniete, die Hände faltete und betete, that sie das Gleiche; beim Schlusse sagte sie laut und Hänschen stimmte ein: „Herr, gib ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm; Herr laß ihn ruhen in Frieden. Amen.“ Die Mutter nahm ihr gutes Kind an die Hand und drückte dies Händchen zärtlich. Dann packten sie ihre Sachen zusammen und verließen schweigend den Friedhof. Als Hänschen am andern Morgen nach dem Gottesdienste den Friedhof besuchte, ging er auch dahin, wo er Tags zuvor so fleißig gearbeitet hatte, und sieh, die Erde war viel dunkler und die Blumen glänzten von Wassertropfen; es hatte kurz vorher ein klein wenig geregnet und Hänschen sagte jubelnd: „O, der liebe Himmelvater hat ihm selber den Weihbrunn gegeben!“

Viele Menschen aber besuchten das vergessene, einsame Grab und beteten dort ein Vaterunser. O, Dank, gutes Hänschen, für Deine wahrhaft christliche Liebe! —

XIV.

Auch ein Wiederſehen.

Eine gar traurige Stimmung herrſchte, aller Gewohnheit zuwider, eines Tages im Blindeninſtitute. Eliſabeth, der allgemeine Liebling, hatte Abſchied genommen und kehrte ſoeben in das Elternhaus zurück. O, wie traurig war dies für die Geſpielinnen; welche große Lücke entſtand! Sie konnten nicht mehr die liebe, gute Hand faſſen, nicht mehr den luſtigen Klang ihres Lachens und Plauderns, den melodiſchen Geſang ihrer lieblichen Glockenſtimme hören; es fehlte ihnen Allen dies warme, liebende Herz, das zur Nachahmung ſpornende Beiſpiel des ausdauernden Fleißes, des Gehorſams, der Friedensliebe und der Gefälligkeit. Es fehlte auch den Lehrern und Lehrerinnen das runde Geſichtlein mit der friſchen Blüthe, den dicken Backen, den Grübchen darin, dies Bild der Zufriedenheit und Glückſeligkeit in der Schule des Unglücks; es fehlte ihnen das klare Köpfchen, das ſo helle Verſtandesaugen hatte und ſich in heitern Erinnerungen aus den neun Lebensjahren vor ihrer Erblindung erging.

Eliſabeth fuhr in einem Omnibus der Heimath zu. Man hätte ſie durch die halbe Welt allein ſenden können. Es gibt unter einem Dutzend Menſchen meiſtens beinahe das volle Dutzend, oder, wenn zufällig nicht, immer Mehrere, welche ſo ein blindes, allein reiſendes Mädchen liebevoll beſchützen. Ich wenigſtens glaube daran und frage jeden meiner Leſer einzeln, ob er etwa die blinde Eliſabeth nicht freundlich beſchützt hätte? —

Mit neun Jahren merkt man ſchon ſehr viel von dem, was man ſieht und hört; ſolche Erinnerungen begleiten uns nicht ſelten durch's ganze Leben. Der Greis erzählt davon; er ſchildert Orte und Gegenden mit lebhaften Farben; vor ſeinem Auge blüht noch jener Schlehdorn, unter dem er als Knabe ſeinen Katechismus gelernt; er erblickt noch das Vogelneſt in den Zweigen der knorrigen Eiche dort, wo die beiden Waldpfade auseinandergehen; Alles, Alles aus jener längſt verfloſſenen Zeit ſieht er noch ganz deutlich. So ging es auch unſerer Eliſabeth. Sie hatte früher wenigſtens Einen Theil des Weges öfters zurückgelegt, jede Hütte, jeden Wald, jeden Hügel, jedes Bildſtöckchen beachtet, ſie hatte in echter Kinderweiſe nach Allem gefragt. Als ſie nun bei ihren Mitreiſenden ſaß, wurde ſie bald mit Jedem vertraut; ſie unterſchied an den Stimmen die Alten von den Jungen, die Männer von den Frauen und ſogar den Prieſter und ſie knüpfte daran ein Bild; ſie plauderte es aus, daß alle lachten und Einzelne errötheten ob der

treffenden Aehnlichkeit. Dann, als sie jene Gegend erreicht hatten, welche ihr von früher bekannt war, als sie die Ortsnamen hörte und sich zurecht fand mit ihrer Erinnerung, da wurde sie Allen ein offenes Reisehandbuch. Sie rief, nachdem Einer die Namen des Wegweisers abgelesen hatte: „Jetzt kommt links ein kleiner Berg, droben steht ein Kirchlein; o, wie schön, wie schön! unten aber der Weiher, es spiegelt sich darin; die Thurmspitze sieht abwärts; wie tief muß der Weiher sein! die Spitze ist nicht einmal auf dem Grunde. Und die Binsen, wie sie hin- und herschwanken." —

Alle blickten hinaus und der Geistliche nahm den Hut ab, dort stand ja das Kirchlein.

Eine Weile später sagte sie: „Jetzt kommen wir in's Städtlein." — Ja, es stieß und holperte auf dem schlechten Steinpflaster. Elisabeth sprach, in herablesendem Tone: „Balthasar Eber, Spezerei- und Langwaarenhandlung" — und ein Paar Frauen schauten aus nach den bunten Kleiderstoffen, welche faltenreich am Fenster hingen. Elisabeth wandte sich zur Linken; die Rößlein zeigten Lust, anzuhalten, und jetzt rief sie: „Grüß Gott! Ochsenwirth!" Dann begrüßte sie den heiligen Ritter St. Georg, der seinen Spieß in den Rachen des Unthiers bohrte, während neben der Brunnensäule die Mägde wuschen. Als sie aus dem Thore gerasselt waren, sagte sie unter tiefem Athemholen: „Nur mehr ein winzig kleines Stündchen, dann bin ich daheim!" — sie legte dabei die Hand auf das pochende Herzlein und ein seliger Glanz verbreitete sich über das Gesicht.

Jetzt, jetzt traten hervor die Plätzchen seliger Kindheitserinnerungen: — dort, links — der Wald, am Saume die Heerde; rechts das gebogene Brücklein und der sich durch blumigen Wiesengrund lieblich hinschlängelnde Weg; hier der alte Eichbaum mit dem Muttergottesbilde zwischen den Zweigen, ein Knie- und Sitzbänkchen davor. Klappert nicht das Mühlrad? O, wie das Wasser schäumt und später doch so ruhig im Bächlein fließt und am Rande die blauen, großen Vergißmeinnichtlein. „Und läuft nicht bellend der schwarze Hund heran? O, er thut nichts, er ist nicht böse. Hektor! Hektor! ich bin's!"

Jetzt springt Elisabeth empor; sie streckt die Hände aus: „Ade, Ade, Ade! Kommt nicht die Mutter entgegen?" — Alle Mitreisenden schauen zum Fenster hinaus. In nächster Nähe liegt das Dörflein; dort, mitten im Wege steht eine Frau; sie beschattet die Augen mit den Händen. Jetzt geht sie zur Seite und läuft dem Wagen entgegen; sie telegraphirt dem Kutscher zu — der Wagen hält — Elisabeth steht bereits am Schlage — Alle steigen aus — heben sie herab und sie liegt im Mutterarme, am Mutterherzen. Sie drückt beide Hände an das Antlitz der Mutter, sie fühlt die tiefgezogenen Furchen auf der Stirne; ein leiser Schatten fliegt über das Gesichtlein, aber

gleich wieder kommt der helle Sonnenschein des frohen Wiedersehens und sie jubelt: „Nun hab ich Dich wieder! o, wie glücklich werden wir sein!“ —

Die Mitreisenden langen das kleine Gepäck aus dem Wagen, auch das Handkörbchen, welches Elisabeth selbst geflochten, und Mancher legt heimlich ein Silberstück hinein. Dann besteigen sie wieder den Wagen, er rollt von dannen, Elisabeth winkt ihm nach. Drinnen aber fährt manche Hand über die feucht gewordenen Augen und der Geistliche faltet die Hände, leise sprechend, wie zu sich selbst: „Sie haben Augen und sehen nicht! Aber die Kleine hat heute mehr gesehen, als wir Alle und ein helleres Licht der Zufriedenheit leuchtet ihr, als uns! O Gott, erhalte es ihr im dunklen Leben; laß es immer leuchten voll Klarheit bis hinüber zur Urquelle des Lichtes.“ — Alle neigten das Haupt und flüsterten: „Amen!“

XV.

Unser Tony bringt Alles zu Ende.

„Unser Tony“ das heißt so viel, als der Knabe meiner Schwester war der allgemeine Familienliebling. Jedes beanspruchte ihn als Eigenthum und somit gehörte er nicht nur seinen Eltern, sondern uns Allen. Seine Augen besaßen einen innigen treuherzigen Ausdruck, sein netter Mund konnte wahrhaft kinderselig lächeln und lächelte so oft und so gerne. Es war ein freundlicher, hübscher, gemüthlicher und vor Allem gehorsamer Knabe; man mußte ihn lieb haben.

Unser Tony verbrachte seine erste Vakanz bei mir. Des Morgens, wo mein Beruf mich außerhalb des Hauses beschäftigte, mußte er sich selbst unterhalten und er that es ohne Murren, ohne Eine Klage, denn er war verständig genug, um die Nothwendigkeit einzusehen und wußte auch, daß mein ganzer Nachmittag ihm gehöre. Um das Kind vor Langweile zu schützen, kaufte ich einige Bilderbögen nebst einem Farbenkästchen und Pinseln. Wenn es bisweilen am Nachmittag regnete, half ich ihm auch bei dieser seiner Lieblingsbeschäftigung. Es war am Morgen nach solch einem trüben Nachmittage, der jedoch bereits wieder im Sonnenschein lächelte, daß ich Alles am Tische für ihn zurecht machte und als er nun vor einem Bilderbogen mit Soldaten saß, sagte ich mit freundlich-ermahnendem Ernste: „Tony, mein Herzensknabe, wirst Du auch gewiß hübsch malen und sitzen bleiben, bis ich wieder zurück komme? Willst Du mir Deine kleine Hand darauf geben und mir's geloben?“

„Ja, Tante!“ rief er und streckte mir die Hand entgegen; dabei lag in seinem Gesichtlein solch heiliger Ernst, daß ich vollkommen beruhigt war.

Ich hatte nämlich einen sehr triftigen Grund für dieses Verfahren. Mein Dienstmädchen war bei der Wäsche beschäftigt und konnte an diesem Morgen über den Knaben keine Aufsicht halten. Nun aber lief an meiner

Wohnung ein langer Gang hin, wo sich ein Aufzug befand, dessen fensterartige Lucke bis zum Boden herabreichte. Wie leicht hätte Tony dahin gehen, sich hinausbücken und hinabstürzen können. Durch obiges Verfahren konnte ich ganz beruhigt meinen Geschäften nachgehen, denn, wie schon gesagt, es war ein gehorsames Kind.

Nachdem ich meinem Liebling noch Rathschläge für das Coloriren ertheilt hatte, küßten wir uns zärtlich und schieden. — Schlag zwölf Uhr, nach drei vollen Stunden kehrte ich zurück. Als ich in die Stube trat, saß der liebe Knabe noch unverrückt auf dem Stuhle, den Kopf auf die Hand gestützt, sein Werk betrachtend. Ich beugte mich darüber und sagte: „Aber wie fleißig Du gewesen bist; und so schön gemalt, kein Pinselstrich daneben."

„O, ich bin schon seit einer Stunde fertig, Tante;" antwortete er.

„Fertig?" frug ich und deutete auf mehrere weiß gelassene Stellen.

Tony verstand meinen zweifelnden Ausruf sogleich und erwiderte: „Ja weißt Du, Tante, ich meinte nicht mit dem ganzen Bilderbogen; aber ich konnte nicht Alles malen, es fehlte mir die gelbe Farbe."

„Die kann doch nicht weit sein, wir malten gestern ja damit das Aehrenfeld und die Muschel war beinahe voll. Vielleicht liegt sie dort in der Tischlade, oder im andern Zimmern. Warum hast Du sie nicht gesucht, Dollpatsch!"

Auf diese meine Rede sah mich der Kleine ganz verwundert und ernsthaft an, indem er entgegnete: „Aber Tante, Du hast mir befohlen, sitzen zu bleiben, und ich hab Dir's versprochen. Wie konnte ich da die Farbe suchen?"

Ich neigte mich zu meinem Herzenslieblinge und küßte ihn, während eine Thräne der Rührung mir die Augen feuchtete. Dann sagte ich: „Nachmittag wollen wir recht vergnügt sein und in den englischen Garten zum Kaffee gehen. Jetzt packe Deine Sachen zusammen; es gibt etwas Gutes zu essen."

Tony that, wie ich ihm befahl, sagte aber dabei: „Tante, wann bringen wir den schönen Bilderbogen zu Ende? Du weißt, man muß Alles fertig machen, sagt der Papa. Machen wir's nicht fertig vor dem Spazirengehen?"

„Nein, nein, ein anderes Mal, Kind! Heute bist Du schon genug gesessen. Du sollst Nachmittags springen und lustig sein."

Während dieser Antwort nahm ich mir vor, den Knaben künftig nie mehr allein zu lassen zur Belohnung seines rührenden Gehorsams. Ich machte selber Ferien und genoß mit meinem Gaste die lieblichen Herbsttage meist im Freien, indem wir schon Morgens hinauseilten und oft den ganzen Tag nicht heimkehrten. So verstrich die Woche, die Zeit der Abreise kam, die Bilderbogen waren unvollendet, ich packte sie nebst den Farben in Tony's kleines Ränzchen und am nächsten Morgen kehrte er zu seinen Eltern zurück.

Ich sah unsern Tony erst nach zwei Jahren wieder, als ich gleichfalls in die große Stadt zog, wo seine Eltern wohnten. Er war herangewachsen,

bereits neun Jahre alt, aber sein liebes Gesicht trug noch den gleichen, herzinnigen, unschuldigen, heitern Ausdruck; ich freute mich unbeschreiblich über den Knaben. Bald jedoch verwandelte sich meine Freude in Trauer. Unser Tony verfiel in eine lange und schwere Krankheit. Er litt geduldig, nahm seine bittre Arznei, verzog wohl den hübschen, kleinen Mund, aber dieser Mund hatte nur liebe Worte, sein altes herziges Lächeln und behielt es zum Gruße auch dann noch bei, als er vor Schwäche kaum mehr reden konnte. Wir sahen es wohl, unser Liebling reifte dem Himmel entgegen, er war auch der Liebling Gottes und seiner Engel.

Der Arzt hatte jede Hoffnung abgesprochen; aber plötzlich tauchte sie uns von Neuem auf. Der kleine Kranke begehrte zu essen, er zeigte sich kräftiger, wollte im Bette aufgerichtet sein, sprach wieder mit frischerer Stimme und seine Augen leuchteten fröhlich, er empfand gar keine Schmerzen mehr. Die Besserung hielt an, er konnte in der Nacht schlafen und fühlte sich auch am Morgen kräftig genug, um wieder in seinem Bette aufrecht sitzen zu können.

Plötzlich sagte er: „Papa, wo sind meine Bilderbogen und Farben? Weißt Du, die ich von der Tante mitbrachte. Du hast sie aufgehoben, — dort in Deinem Schreibtische. — Papa, suche sie hervor, ich will sie fertig malen."

Der Vater suchte die Bilderbogen hervor. Man legte eine Mappe über die Bettdecke, man tauchte seinen Pinsel in die gelbe Farbe, „wie sie leuchtete," Himmelsglanz von Engelsflügeln warf seinen Widerschein in die gelbe Farbe. Unser Tony malte mit ungewöhnlicher Hast und sprach dabei — kurzathmend, rasch, in Absätzen: „Nicht wahr, Papa, es ist garstig, etwas nicht fertig zu machen? Der liebe Gott will haben, wir sollen alles Angefangene zu Ende bringen. So, ich muß es fertig machen, ehi muß Alles zu Ende bringen und dann wieder etwas ganz Neues anfangen; nicht wahr, Papa?"

So plauderte er und hatte mit seiner zitternden, hastigen Hand bald die weißen Punkte ausgefüllt. Er blickte selig lächelnd darauf und sank dann ermüdet auf sein Kissen zurück. Aber die Bilderbogen mußten liegen bleiben und wer ihn besuchte, mußte sein Werk bewundern, das er so schön „zu Ende gebracht hatte."

Am andern Morgen brachte unser Tony, unser Herzensliebling — Alles zu Ende, Alles, Alles — nämlich sein kurzes Erdenleben, und Engel halfen ihm dabei, denn er sank an die Brust seiner Mama mit dem müden Haupte, blickte zu ihr empor, versuchte zu lächeln — aber es war sein Todeslächeln, welches auch noch auf dem Gesichte lag, als der Athem entflohen und die Seele in den Himmel zurückgekehrt war.

O, mein Liebling, wie schön und herrlich hast Du Alles zu Ende gebracht!

Eine Wespe.

Historische Original-Erzählung von Dr. **Isidor Proschko.**

V.

Lang geborgt ist nicht geschenkt.*)

Der schöne Lenz des Jahres 1762 küßte die bräutliche Erde. Ueber die waldigen Höhen bei Kunersdorf in der Mark Brandenburg goß der aufsteigende Tagesstern sein reines Gold und zertheilte allmählig die zarte Nebeldecke des Thales.

Prangend wie ein Paradies lag unten das prachtvolle Wiesengrün einer vom auftauchenden Sonnenstrahle vergoldeten Fläche vor dem Blicke. Tausend und Tausend Thaudiamanten vom reinsten Wasser zitterten auf den Halmen und wie bunte Edelsteine blitzten die blauen, rothen violetten Wiesenblümchen zwischen ihnen; der Günster streckte seine lange, gelbe Pyramide empor, die Glockenblume und der Rittersporn zierten mit ihren wunderlichen Blüthen diesen Teppich und aus dem reizenden Bild unten im Thale schossen, wie allmählig auftauchende Kristallsterne, Häuser und Thürme gleich Luftschlösser hervor; leise, dann lauter schwammen durch die Lüfte die Töne des fernen Glockengeläutes der Kirche; das Glöcklein einer Menschenkehle anwortete ihnen vom Bergrücken, wo die altersgraue bemooste Kapelle mit dem schönen Glasgemälde „Moses vor dem brennenden Dornbusche" stand.

Dieser sanfte Morgengruß an den allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde kam aus der Brust eines schönen Greises von achtzig Jahren.

Der alte Traugott Walter, der Schulze von Bischofsheim war's, welcher auf derselben Waldhöhe bei der kleinen Kapelle saß, wo vor zwei Jahren sein armer Sohn Niklas durch die streifenden, russischen Musketire dicht an der Schwelle des Glückes von seiner Seite gerissen worden war.

Ach, der arme Greis hatte seither nicht die mindeste Kunde mehr von seinem Sohne erhalten; der Krieg hatte fort gewüthet, jeder Verkehr mit dem fernen Rußland war abgesperrt und dem armen Schulzen von Bischofsheim, welchem überdies nach der Schlacht bei Kunersdorf von raubsüchtigen Nachzüglern sein kleines Haus niedergebrannt worden war, waren fortan nur trübe Tage beschieden. Er sah seinen Liebling, die junge Braut Petronella

*) Mit einem Bilde.

des verſchollenen Sohnes Niklas, an ſeiner Seite im ſtillen Schmerze dahin welken; denn das Mädchen hatte ihn ſeither nicht mehr verlaſſen, und führte mit Bewilligung ihrer Eltern ſein Hausweſen, immer noch hoffend von ihrem Niklas Kunde zu erhalten.

Der alte Traugott Walter glaubte, das Ende des Krieges, welches nun doch einmal kommen mußte, abwarten zu müſſen, dann wollte er ſeinen letzten Pfennig zuſammenraffend, nach Berlin pilgern und ſich durch die Verwendung eines bei den dortigen Gerichten angeſtellten Verwandten geeignete Nachforſchungen in Rußland vermitteln, durch welche ihm vielleicht über das Schickſal ſeines Sohnes Auskunft gegeben werden konnte.

Jetzt hatte der alte Traugott ſein ſchönes Morgenlied an den Schöpfer beendet und ſein Blick fiel auf die Thüre des bemooſten Kirchleins auf der Bergſpitze. Ein tiefer Seufzer entſtieg ſeiner Bruſt, er dachte der Stunde, in welcher ſein Niklas hochzeitlich geſchmückt mit der ſchönen Petronella vor dieſem Kirchlein ſtand.

Dann ſchweifte ſein Blick in das Himmelsgewölbe zu ſeiner Rechten: „Dort ſinkt der Morgenſtern bleich und trübe hinab," ſagte er halblaut zu ſich ſelbſt, „ſo geht auch meine Hoffnung zu Grabe, ich werde ihn nicht wieder ſehen, den ich liebte wie meinen Augapfel."

„Aber der Morgenſtern der Erde" — fiel hier eine ſanfttönende Stimme ein, „iſt zugleich der Abendſtern der Erde; ſinkt er auch jetzt bleich und trübe hinab, ſo wird er doch den Abend wieder mit neuem Glanze erhellen und je dunkler die Nacht iſt, deſto ſchöner leuchten ihre Sterne."

Der Greis blickte auf, ſein Blick begegnete dem edelſchönen Antlitze eines bejahrten Mannes im dunklen Kleide eines Prieſters des Herrn.

Es war der Pfarrherr von Biſchofsheim, ein alter Bekannter des Traugott Walter, mit deſſen traurigem Schickſale er wohl vertraut war.

Er kam mit ſeinem Diener, dem kleinen Anſelmus, den Waldpfad herauf und blieb vor dem Alten ſtehen. „Ei guten Morgen Vater Walter," ſagte er, Ihr habt Euch heute gar früh aufgemacht, um die Berge zu beſteigen."

„Ach Herr Pfarrer," entgegnete der Alte, „heute vor zwei Jahren habe ich an dieſer Stätte meinen Niklas verloren, den die ruſſiſchen Musketiere mit ſich geriſſen haben; da wollten ich und ſeine arme Braut, die gute Petronella, welche bald auch den Berg heraufkommen wird, ein frommes Vaterunſer an dieſer Stelle für ihn beten und Gott bitten, daß er ihn wieder in

meine Arme zurückführe, wenn er nicht schon unter den Eisfeldern Sibiriens schläft."

„Seht, Vater Traugott!" sagte der Pfarrer: „das Gebet kann ja Berge versetzen, und wenn Ihr dem nachlebt, was Euer Name sagt, so wird auch der barmherzige Gott, dem Ihr so fest vertraut, Euch nicht zu Schanden werden lassen, und Euch euern Sohn wieder in die Arme führen."

Der Alte schüttelte traurig sein schönes Haupt. „Aus der Gefangenschaft dieser Barbaren ist noch kein Preuße wiedergekehrt," es wäre denn verkrüppelt und gebrochen an Muth und Kraft durch die entsetzlichen Leiden einer solchen Gefangenschaft. Herr ich werde meinen Niklas nie wider sehen!"

In den großen, blauen Augen des Alten standen jetzt ein paar helle Perlen, er konnte vor innerem Schmerze nicht mehr weiter reden.

Der Pfarrer blickte ihn mitleidig an, „Armer! armer Alter!" sagte er endlich, „glaubt mir: Gott der Herr legt keinem mehr auf, als er tragen kann, er wird auch Eurem Schmerze ein Ziel zu setzen wissen. Darum Geduld Alter. Jetzt aber schaut Euch ein wenig um; seht dort einen alten Bekannten, der Euch in Bischofsheim in Eurem Hause aufsuchen wollte; da er Euch aber nicht fand und zufällig mit mir auf der Straße zusammentraf, ersuchte er mich, ihn zu Euch zu führen; er sagt: er habe eine alte Schuld an Euch abzutragen; nun Alter, kennt Ihr den Herrn nicht mehr?"

Bei diesen Worten wies der gute Pfarrer auf einen mittelgroßen Mann von sieben oder acht und vierzig Jahren, welcher in einen grauen Ueberrock gehüllt, ohnweit im Gebüsche stand und mit einem seltsamen Lächeln Waltern entgegen blickte, während ein kleinerer Begleiter des Grauen in einiger Entfernung an einer Tanne lehnte.

Der alte Traugott Walter blickte diesem Manne kaum in das Auge, als er ihn auch schon erkannte. Es war jener Graurock, welcher im Erntemonate des Jahres 1759 nach der blutigen Schlacht bei Kunnersdorf mit seinem ihm auch jetzt folgenden Begleiter denselben Waldabhang heraufgestiegen, dann aber vor den russischen Scharfschützen rasch in das Dickicht hinabgeflüchtet war, wonach diese den armen Niklas mit sich schleppten.

Jetzt stand der Graurock also wieder vor dem gebeugten Greise; er hatte aber dießmal weit weniger Eile, als damals, er trug dießmal auch nicht mehr jenen trüben Schleier der Sorge und Beklemmung auf seinem ebenmäßigen An-

gesichte; gar heiter blickte er heute darein. Er streckte dem Vater Traugott seine Rechte entgegen. „Na Alter," rief er, „da sind wir halt wieder."

Vater Traugott schlug mechanisch in die dargebotene Hand. „Ei Du guter Gott," rief er, „woher kommt denn Ihr, Ihr seid ja...."

„Dein Gevatter, Alter," fiel der Graurock ein, „ich sehe, Du erkennst mich wohl; nun das ist schön; es sind ja kaum zwei Jahre herumgerollt, daß uns die russischen Musketiere auf dieser Höhe da auseinander stäubten, da ich eben Deinem jungen Paare als Beistand dienen wollte. Nun, lang geborgt ist nicht geschenkt, heute pfeifen keine russischen Kugeln im Umkreise; denn dem preußischen Adler sind wieder die Schwingen gewachsen, und so wollen wir heute vollenden, was wir vor zwei Jahren unterbrechen mußten. Vorwärts Alter zur Kirche'"

Aber Traugott blickte traurig zur Erde. „Herr," sagte er, „Euer Scherz schneidet mir tief in die Seele! ach Ihr wißt nicht, was sich gleich nach Euerm Verschwinden von dieser Höhe ergeben hat."

Der Alte berichtete nun mit kurzen Worten das Schicksal seines theuren Sohnes und endete seine Rede tief bewegt mit den Worten: „Ihr seht also, guter Herr, der Gevatter ist da, die Braut auch, aber die Hauptperson fehlt, der Bräutigam; der," setzte er mit vom Schmerze fast erstickter Stimme hinzu, „der ruht wohl unter irgend einer Schneedecke Sibiriens in seinem letzten Schlafe...."

Der Graurock betrachtete jetzt den alten Mann mit tiefer Rührung. „Traugott Walter!" sagte er, indem seine weiße Hand, auf deren Mittelfinger ein goldener Ring blitzte, auf ein Wespchen wies, welches eben auf dem Blatte einer nahe stehenden Haselstaude rastete. „Traugott Walter, weißt Du denn nicht, wenn der große, allmächtige Gott will, so genügt ein solch winziges Thierchen in seiner Hand, um die Schicksale eines ganzen Volkes damit zu lenken."

„Herr!" rief der Alte, „das waren meine Worte, die ich vor zwei Jahren auf demselben Platze zu Euch sprach, aber...."

„Sieh Alter," fiel der Graue ein, „tief beschämt steht jetzt der einstige Spötter Deines festen Glaubens vor Dir. Ich will es Dir gestehen, daß ich damals, als Du vor mehr als zwei Jahren auf derselben Stelle mit so festem Vertrauen von der Allmacht des Ewigen sprachst, in dessen Hand das kleinste Insekt genüge, um ganze Heere von Kriegern auseinander zu stäuben,

Deinen Köhlerglauben im Stillen belächelte; denn der Unmuth über mein damaliges Schickſal erfüllte meine Bruſt, in welcher nie ein ſo feſter Glaube gelebt hat, wie der Deine. Aber ſieh, Alter, der Zweifler kommt nun dem Manne des Glaubens abzubitten; denn wenn der Finger der Gottheit ſo klare Zeichen ſchreibt, daß ſie auch der größte Zweifler nicht verkennen kann, da iſt es doppelt Pflicht zu glauben, und ſo laß uns denn feſt glauben Alter, daß der allmächtige Gott Dir heute noch Deinen Sohn geben kann, wenn er will, ob Du ihn auch tauſend Meilen von Dir entfernt wähneſt. Da ſchau mal Alter, was dort für ein ſchönes Pärchen vor dem Altare ſteht, mir ſcheint, ſie warten eben auf den Gevatter, um die Hände ineinander zu legen."

Jetzt deutete der Graurock durch die offene Thüre der kleinen Kapelle auf den Altar, ob welchem die durch das Bogenfenſter hereinſtrahlende Morgenſonne das Antlitz des Propheten Moſes vor dem brennenden Dornbuſche ſo herrlich verklärte, als riefe noch einmal eine Stimme vom Himmel: „Ziehe Deine Schuhe aus, denn dieſer Ort iſt heilig!!!"

Traugott Walter aber ſtand ſprachlos. Sein leuchtendes Auge flog nach jener Stelle, „Herr, Gott, in Deinen Höhen," rief er, „mein Sohn! mein Sohn! mein einzig wiedergefundener Sohn Niklas!"

Der Alte lag jetzt ſprachlos in den Armen ſeines Sohn Niklas, welcher wie durch ein Wunder vor ihm ſtand und an deſſen Arme wie eine friſch aufblühende Lilie, deſſen Braut, die bleiche Petronella, hing.

Wie ein Traum ging dieſes Alles an dem alten Traugott Walter vorüber; er wußte nicht wie ihm geſchah, er wußte nicht, wie es kam, daß er ſo plötzlich ſeinen lange vermißten Sohn wieder gefunden hatte. Er begriff nichts von allem dem Wunderbaren, was ihn hier umgab, er ſah und hörte nur und weinte und lachte und konnte nicht ſprechen und wußte nicht ob das alles Wirklichkeit war, was er eben erlebte.

Der Graurock aber ſtand mit leuchtenden Augen und beſah ſich die Gruppe mit ſo zufriedener Miene, als wollte er ſagen: „Dank Dir, guter Gott, das haſt Du recht gemacht!"

Als der Rauſch des erſten Entzückens vorüber war, da trat der Graurock auf den Vater Traugott zu. „Alſo heute Alter," ſagte er heiter, „muß es endlich zur Trauung kommen, und ich meine, da der Gevatter auch den Pfarrer mitgebracht hat, und das kleine Kirchlein da offen iſt, ſo können

wir sogleich hineintreten und das junge sich wiederfindende Paar zusammengeben, meinst Du nicht Alter?"

Und wie der Graurock sagte, so geschah es, der alte Pfarrer sprach den Segen über das junge Paar.

Jetzt stand der kleine Anselmus, der Diener des Pfarrers, vor dem Grauen und seinem Begleiter, welcher als zweiter Beistand der heiligen Handlung beigewohnt hatte.

Anselmus hatte aus seiner Ledertasche Schreibgeräthe hervorgeholt und hielt nun nach altem Herkommen und Gebrauche das Buch dem Graurocke unter die Nase.

„Was soll's?" fragte dieser.

„Nun den Namen des Herrn Gevatters," bat der kleine Anselmus, „und —

„Richtig," sagte lächelnd der Graurock, indem er in die Tasche griff und drei Goldstücke auf das Buch legte, daß ihm der kleine Anselmus mit blitzenden Augen nachfolgte, als wollte er sagen, „so etwas ist bei uns noch nicht vorgekommen;" dann ergriff der Graurock die Feder und zeichnete mit großen Zügen in das Buch seinen Namen „Friedrich."

Der Kleine hielt ihm wieder das Buch entgegen.

„Nun! noch etwas?" fragte der Graue.

„Den Zunamen, Herr Gevatter," mahnte der Kleine.

„Ach richtig!" rief der Graurock, „den Zunamen."

„Und den Stand," ergänzte der Kleine.

„So schreib ihn selbst dazu," sagte der Graue lachend, „er lautet: Friedrich, der Zweite."

„Was?" fragte der Kleine.

„Friedrich der Zweite," wiederholte der Graurock mit Betonung, „Stand: König von Preußen."

Der kleine Anselmus prallte einen Schritt zurück, die ganze Gruppe bis auf den Begleiter des Graurocks und den Pfarrer, welcher still vor sich hinlächelte, stand sprachlos, aber aller Blicke leuchteten, als ob ihnen der heilige Christ einen neuen Weihnachtsbaum voll seltener Gaben beschеert hätte.

In der That, es war Friedrich der Zweite, der König von Preußen, welcher hier dem jungen Brautpaar zu Gevatter stand, jener König, welcher bekanntlich mit den Freigeistern gar vielen Umgang hatte, dießmal aber von der Macht des Glaubens besiegt, dem Herrn die Ehre gab.

Jetzt war es dem alten Traugott Walter plötzlich klar, warum ihm die Gestalt des Graurocks gleich Anfangs so viel Bekanntes in den Zügen hatte.

Er stand keines Wortes mächtig voll innerer Rührung seine Thränen zurückhaltend, als jetzt der König eine Rolle Goldes als Gevattergeschenk auf seine Hand legte und die Rechte des Alten schüttelnd, das kleine Kirchlein mit den Worten verließ: „Alter, jetzt hat der Gevatter sein Wort gelöst, vergiß nicht beim Hochzeitsschmause auch ihn leben zu lassen."

Und beim Hochzeitsschmause im Häuschen zu Bischofsheim erfuhr nun der alte Traugott Walter die merkwürdigen Erlebnisse seines Sohnes in Rußland und wie König Friedrich II. sich seiner Begegnung mit Traugott Walter und dessen Familie auf der Waldhöhe bei dem kleinen Kirchlein erinnert und in Folge eingezogener Erkundigungen die traurige Abführung des armen Niklas Walter in die russische Gefangenschaft erfahren; wie er sich gleich nach dem Regierungsantritte Peter III. von Rußland verwendet habe, wie er denselben sich in Potsdam habe vorstellen lassen und hierauf mit ihm selbst ungekannt nach Bischofsheim gekommen sei, um nach getroffener Verabredung mit dem wackern Pfarrer, die erzählte Scene des Wiedersehens von Vater und Sohn zwischen dem alten Traugott und seinem wiedergefundenen Niklas bei dem Waldkirchlein nunmehr herbeigeführt; endlich wie der König auch versprochen habe für die Familie Walters ferner zu sorgen und dem jungen Niklas Walter demnächst die Bestallung als Aufseher der Gärten von Sanssouci zukommen lassen werde.

...Und so schloß der greise Pfarrer seinen Bericht an den alten Traugott Walter mit der umständlichen Erzählung, wie dieß alles so gekommen und wie der allmächtige Herr des Himmels und der Erde, so groß im Kleinen sei, daß er, dessen Hand von Himmel zu Himmel reicht, zur Herbeiführung des Friedens zwischen den gewaltigen Nationen, zwischen Rußland und Preußen, sowie zur glücklichen Wendung des Schicksals der kleinen Familie Walters, sich eines scheinbar ganz geringfügigen Geschöpfes bedient hatte, einer kleinen Wespe....

Eine Fußreiſe im Jahr 1819 und 1865.

Von G. Tobler.

II.

Das war ein genußreicher Tag für unſern Freund. Hier das rege Leben arbeitender Bauleute, dort das Donnern und Knallen losgelaſſener Minen; dann wieder die Stille einer einſamen oder öden Gegend, plötzlich unterbrochen durch das luſtige Schellengetön eines bunten Zuges von Saumthieren oder einer Heerde weidender Kühe und Ziegen. Und dann der reiche Wechſel landſchaftlicher Bilder, wie ſie keine andere Bergſtraße in dem Grade aufzuweiſen hat. Bald entſetzliche Wildniß, bald freundliche Hütten am wilden, dort am romantiſchen Bache; die einen Häuſer ſtehen einzeln, andere ſind gruppirt unter dichtbelaubten Bäumen halbverborgen. Da fließt die Reuß ſanft durch lieblichen Wieſengrund, um eine kleine Strecke weiter ſchäumend über Felstrümmer hinzuſtürzen, oder ſich in ſchwindelerregenden Abgründen zu verbergen.

Selten bietet ein Punkt in dieſer Hinſicht einen überraſchendern Ueberblick, als der Kirchhof von Waſen, der mit ſeiner Kirche und dem Dorfe auf einem Vorberge liegt, am Ausgang einer Schlucht, aus welcher der ſchäumende Mayenbach hervorbricht, um ſich gleich nachher in die Reuß zu ſtürzen.

Von hier an wird nun die Gegend immer wilder, immer öder. Noch geht es durch einen Wald auf der rechten Seite der Reuß. Mehrere kleine Bäche fließen durch denſelben und Felſenſtücke, welche den ſteilen Abhang herabſtürzten, riſſen breite Wege in den dunkeln Forſt. Zahlreiche Kreuze am Wege bezeichneten die Stellen, wo Wanderer durch ſolche Ereigniſſe oder durch Mord unerwartet den Tod fanden. In frühern Zeiten ſoll dieſe Gegend unſicher geweſen ſein. Die nahen Abgründe, der düſtere Wald, die wilde Reuß waren ganz geeignet für das Verbrechen und der Paß zog überhaupt viel Geſindel herbei.

Mit jeder Stunde, die man höher hinaufſteigt, nimmt die Vegetation ab. Unten in Altdorf noch die prächtigſten Nußbäume und die dunkle Rebe als Bekleidung von Hütten und Häuſern; in Meitſchligen noch ſchöne Obſtbäume, mächtige Ahorn; hier noch ein Wald, einem Urwalde gleich,

deſſen prächtige Stämme mit wucherndem Geſträuch umwachſen ſind. Bis hieher allenthalben noch ſchöne Wieſen oder ſehr kleine Felder, auf denen der fleißige Landmann Gerſte, Haber, Roggen und Kartoffeln baut. Bald aber verſchwindet jeder Baumwuchs, oder er tritt nur in Zwerggeſtalt auf; immer ſeltener werden die kleinen Felder, die Wieſen immer ſchmaler und machen mehr und mehr den Stein-Rüfenen, kahlen Felswänden, oder rieſigen Felsblöcken Platz, mit denen die Gegend wie überſäet iſt.

Wenn heute noch die großartige Gebirgswelt, mit all ihren Wundern, mit ihrem Grauen und ihrem Zauber die gleiche geblieben iſt, wie ſie es vor 45 Jahren war, ſo hat ſich dagegen Manches nicht nur hinſichtlich der Gotthardsſtraße geändert, ſondern auch in Beziehung auf das Volk und ſeine Verhältniſſe. Noch iſt der Urner derſelbe kräftige, treuherzige, einfache, aber verſtändige und freiheitliebende Mann, allein er iſt ärmer geworden. Aermer durch den Verluſt ſo mancher Erwerbsquellen, welche in Folge der Anlage der neuen Straße für ihn verſiegten. Laſtträger, Säumer, Unterhändler, Schiffer, Wirthe und viele Andere, die vom großen Waarentranſit ſich nährten, ſind ohne Verdienſt und haben nicht, wie in andern Ländern, in Benutzung ihrer außergewöhnlichen Waſſerkräfte, durch Errichtung von Manufakturen einen Erſatz geſucht.

Der Urner iſt genügſam, vielleicht nur zu genügſam; allein man muß ſeine Arbeitſamkeit, ſeine Ausdauer bewundern. Man trifft in unſern Tagen zehnmal ſo viel angebaute Stellen, als vor 45 Jahren.

Siehſt Du jene „Rüfe"?*) Mitten in derſelben hat der fleißige Urner, trotz der Steine, die von Zeit zu Zeit herunterdonnern, trotz dem wüthenden Waſſer, das bei Gewittern verheerend durch dieſelbe tost, einen kleinen Acker angelegt. Er hat die großen Steine zur Seite gewälzt und mit denſelben nach unglaublicher Mühe eine Mauer, einen Damm aufgeführt, der oben in eine Spitze zuläuft. Hier ſoll ſich die Wuth des Waſſers brechen und kleinere Steine abgewieſen werden. Auf dieſe Weiſe iſt ein dreieckiger Raum entſtanden, in welchen der thätige Mann Erde getragen und ſeine Kartoffeln gepflanzt hat. Und wenn auch der Wildbach ſeinen Damm durchbrochen,

*) Ein ſteiler, mit Felsſtücken und Steinen bedeckter Abhang. Die Steine kommen entweder von einer verwitterten, ſich nach und nach abbröckelnden Felswand her, oder ſie ſind das Geröll eines Runſenbaches. Die „Rüfe" iſt gewöhnlich oben ſchmal und unten gegen die Thalſohle breiter und bildet ſo ein langes Dreieck.

ſeine der Steinwüſte abgerungene Pflanzung wieder zerſtört hat, ſo läßt er den Muth nicht ſinken, gibt ſich nicht einem nutzloſen Jammer hin. Nein, im Vertrauen auf Gott fängt er von Neuem an; und im nächſten Jahr blüht und reift die nahrhafte Kartoffel an der gleichen Stelle.

An einem andern Orte iſt ein großer Felſenblock, den er ſich zur Pflanzſtätte auserleſen. Der Block gehört ja Niemanden, darum ſpricht er ihn an, trägt auf die oft nicht mehr als zwei Quadrat-Klafter haltende obere Fläche Erde und hat hier ein Feld angelegt, das ihm wenigſtens für eine oder zwei Wochen Nahrung liefert. Bei Geſchenen ſteht ein ſolcher Felſen mitten in der Geſchenen-Reuß, welcher in gleicher Weiſe in einen Gemüſegarten umgewandelt wurde.

Doch wir haben unſern Reiſenden ganz aus den Augen verloren. Seine Gefährten hatten ſich, ihres kleinen Handels wegen, in Waſen aufgehalten. Er aber wanderte indeſſen weiter und ſchloß ſich einem Säumer an, der mit dreißig Pferden und Maulthieren eine Parthie Waaren über den Gotthard nach Bellinzona zu bringen hatte.

„Biſt nicht müde, mein Freund?“ fragte der Säumer.

„Das kann ich nicht ſagen. Die herrliche Gegend läßt mir nicht Zeit, an ſo etwas zu denken.“

„Ja, ja! 's iſt ſchön, aber wild hier! Sollteſt mit mir hinüber in's Liviner- und weiter hinunter in's Rivierathal. Dort iſt es ſchön! Ganz anders ſieht es dort aus! Kaſtanienwälder, Rebberge, Maulbeerpflanzungen, Feigenbäume und alles Getreide ſo üppig, ſo ſchön! hier kaum Gras, nichts als Stein und Schnee und Waſſer. Hör' Bürſchli! faſſe das Roß da beim Schweif, 's geht leichter und der „Bläß“ thuts nichts; er hat nit ſchwer.“

Mit Dank wurde das Anerbieten angenommen und höchſt praktiſch gefunden.

„Das Thier geht ſehr ſicher,“ ſagte unſer Bekannter zu dem Säumer.

„Freilich. Die Thiere ſind's halt gewohnt, laufen ſchon manches Jahr da hinauf und hinunter. Denke, ſie kennen jeden Stein, wenigſtens treten ſie immer auf den gleichen auf; ſind darum ſo ausgetreten.“

Bei Geſchenen führt eine Brücke über den gleichnamigen Bach, der aus einer engen Schlucht hervorbraust. Hier wurde ein Zoll entrichtet und der Zug des Säumers machte Halt. Man gab den Thieren etwas Brod

und Waſſer. Unſer Freund ging etwas vorwärts nach der Geſchenen-Schlucht, die voll mächtiger Felstrümmer iſt, Schellengetön mahnte ihn aber zur Rückkehr.

„'s iſt ein wildes Thal, das Geſchenenthal," ſagte der Säumer. „Schade, daß Du nicht Zeit haſt, in das Hochthal ſelbſt zu gehen. Ein wenig bekanntes, aber ein recht ſchönes Thal. Bin dort aufgewachſen."

„Sind denn Wohnungen dahinter? Ich glaubte, es ſei nur eine Alp, wohin im Sommer das Vieh getrieben wird."

„Nein, dahinten wohnen Menſchen, gute, einfache, fromme Menſchen," erwiderte mit Ausdruck wahrer Rührung der Mann. „Wenn man eine Strecke weit in der Schlucht dort fortgeſchritten," fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, „ſo ſtürzt rechts der Voralpbach aus einem engen Thale hervor und gleich nachher ſcheint ſich das Geſchenenthal ſelbſt gänzlich zu ſchließen. Nur durch eine ſchmale Spalte dringt das ſchäumende Waſſer. Da hat auch der Menſch einen Weg gefunden. Kommt man dort hindurch, ſo iſt man ganz erſtaunt über den ſchönen Anblick, der ſich vor einem aufthut. Da ſind ſchöne, grüne Matten, mit all den lieblichen Bergblümlein geſchmückt. Ach, wie ſchön waren die Tage, wenn, wie jetzt Mitte Mai, der Schnee geſchmolzen, die Lavinen zu Thal gedonnert und Alles ſich des warmen Sonnenſcheins freute; wenn wir Buben und Mädchen am Bach und an den Felſenrändern die Erſtlinge des Frühlings pflückten! Uns waren ſie zugleich die Vorboten des Sommers, denn da hinten haben wir keinen Frühling. Die Italiener wiſſen nicht, wie ſchön ihr Land iſt. Und doch...."

„Nun, lieber Mann, und doch...."

„Und doch würde ich nicht tauſchen. Sobald ich kann, gebe ich das ewige Wandern auf und kehre zurück in das ſtille, einſame Thal dahinten. Es liegt dort auf dem Wieſenplan ein weißes, freundliches Kapellchen und darum herum, wie die Lämmer um den Hirten, eine Gruppe hübſcher, ſchwarzbrauner Häuſer. Ringsum ſaftig grüne Alpenwieſen mit den würzigen Kräutern, die wir nur einmal im Jahr einheimſen. Weiter oben am Felſen, holen wir von den Grasſäumen das köſtliche Wildheu. Und weiter oben ſtehen prächtige Berge in ihre Schneemäntel eingehüllt, von denen große Gletſcher bis hinab in's Thal reichen."

„Aber, da das Thal ſo hoch liegt, ſo muß es wohl auch rauh und kalt ſein dort?"

„Ja, ja! der Winter iſt lang, ſehr lang und oft ſind wir Wochen lang von den übrigen Menſchen ganz abgeſchloſſen.“

„Was treibet Ihr dann?“

„Es wird allerlei Geräth gemacht oder ausgebeſſert. Gabeln, Rechen, Karren, Schlitten, und wenn's Wetter es zuläßt, ſo holt man Holz. Das müſſen wir vom Gwueſt unten, auf gefährlichem Wege, mit großer Anſtrengung heraufziehen oder tragen.“

„Es hat alſo kein Holz in der Geſchenen-Alp?“

„Nein, ſie hat keinen Holzwuchs mehr. Nur eine alte halbverwitterte Arve iſt Zeuge, daß in früheren Zeiten hier noch Waldung ſtand. Wir ſind halt dahinten an ein einfach, ſtilles Leben und an mannigfache Entbehrungen gewöhnt. Hier im Hauptthal kömmt es mir vor, ich ſei in einer großen Stadt. Einſt, es war ein ſtrenger Winter, ich war damals zwölf Jahre alt, da fiel ungewöhnlich viel Schnee. Der Vater mußte mit dem älteſten Bruder den ganzen Tag ſchaufeln, um nur einen ſchmalen Gang bis zum Viehſtall herzuſtellen. Da wurde die Großmutter unwohl. Es war eine liebe alte, herzgute Frau, die gar viel von den guten alten Zeiten zu erzählen wußte. Von einem Arzte konnte da keine Rede ſein; man mußte zu Hausmitteln greifen, aber ſie halfen nichts. Vielleicht hätte auch der Arzt nicht helfen können; ſie war ſchon über 75 Jahre alt, als ſie ſtarb. Und wir konnten ſie nicht beerdigen.“

„Warum denn nicht?“

„Der Schnee machte es unmöglich, ſie nach Waſen, wohin wir pfarrgenöſſig ſind, in die geweihte Erde zu tragen.“

„Allein, was thatet Ihr denn?“

„Wir legten ſie in einen Sarg, den der Vater ſelbſt gefertigt hatte und vergruben ſie in den Schnee, bis nach ſechs Wochen der Weg offen und wir nach Waſen konnten. Der Leichenzug wäre auf dem Wege nach Geſchenen beinahe von einer Lavine verſchüttet worden.“

„Iſt es wahr, daß man in Eurem Thale Kriſtalle findet?“

„Ja wohl! Mein Vetter war ein eifriger und glücklicher Kriſtallſucher. Rechts von unſerm Weiler entdeckten die Kriſtallſucher eine Höhle, in der ſie mehr als tauſend Centner ausbrachen und gut verkauften. Es hatte auch ſchwärzliche darunter.“

„Ich kenne ſie. Rauchkriſtall nennt man ſie.“

Unterdeſſen war der Zug in den Schöllenen angelangt, dem intereſſanteſten Theile des ganzen Straßenzuges. Der Weg iſt immer ſteiler geworden. Zwei Brücken hatten die Karavane zuerſt auf die rechte, dann wieder auf die linke Seite der Reuß geführt. Die ſenkrechten Gneiswände (eine Art Granit) treten immer näher und näher zuſammen. Da iſt keine Thalſohle mehr; das Thal iſt eine Schlucht geworden, in deren Tiefe die Reuß in ſtark abfallendem Bette von einem Felſenblock über den andern herabſtürzt. Bald wirbeln die weißen in Schaum aufgelöſten Waſſer von verſchiedenen Seiten in einen gemeinſchaftlichen tiefen Keſſel, erheben ſich wüthend und hoch aufſteigend, eilen aber ſogleich weiter, die Einen dahin, die Andern dorthin, zwiſchen Steinthoren hindurch, um gleich nachher das gleiche Spiel zu erneuern. Dabei machen ſie einen Lärmen, daß man ſein eigen Wort nicht hört, trotzdem daß die Schlucht unter dem Wege immer tiefer wird.

Kleine Höhlen ſind an den Felswänden eingeſprengt als Schutzorte, da die Straße hier nicht ſicher iſt vor Lavinen und Steinſtürzen. In neuer Zeit wurde an der gefahrvollſten Stelle die neue Straße auf eine Strecke von mehreren hundert Fuß künſtlich überwölbt. An manchen Stellen wurde der Weg in die Felswand eingehauen; an andern führte man Mauern auf, ſo daß das Sträßchen wie angeklebt auf kleinen Brückenbogen, längs der glatten Gneiswand ſich hinzieht.*)

Das Donnern der Reuß wird immer ärger, die Gegend immer rauher, wilder; die Schlucht tiefer nach unten, enger nach oben und endlich ſcheint das Thal ſich ganz zu ſchließen, ein weiteres Vordringen unmöglich. Nur aus einer engen, tiefen Spalte drängt ſich die Reuß hervor und ſtürzt unter enſetzlichem Donner in den tiefen, gähnenden Schlund, über dem der Wanderer ſteht. Er fühlt ſich beengt, unwillkürlich befällt ihn eine gewiſſe Bangigkeit, wenn er auf der Brücke ſteht, die ihn auf die andere Seite der Reuß führt. Dieſer Bau iſt ſo kühn, hatte mit ſo viel Schwierigkeiten zu kämpfen, die Umgebung iſt ſo ſchaurig, daß man glaubte, die Brücke ſei nur mit Hülfe dämoniſcher Kräfte zu Stande gekommen.

Der Säumer erzählte, als ſie den ſteilen Weg auf der andern Seite hinaufſtiegen: „Vor uralten Zeiten führte kein Weg die Schöllenen hinauf.

*) Neben der alten, untern Brücke ſteht rechts noch ein Reſt eines ſolchen Bogens. Auch an der neuen Straße, die weiter oben angebracht iſt, zeigt das Bild ſolche Bogen.

Rechts von der Häderlibrücke stieg man nach dem Felsenkamme, der den linken Rand des Schöllenenthales bildet. Dort, wo die Reuß durch die enge Spalte hervorbricht, hatte man ganz oben am Rande zwei Ketten von einer Felsenwand zur andern gespannt, dieselben mit Planken belegt und das war die Brücke."

„Ein gefährlicher schwankender Uebergang, möchte nicht hinüber!"

„Ja wohl schlimm genug! Es brauchte jedenfalls ganz schwindelfreie Leute. Einst wollte ein Bäuerlein nach dem Unsernthal. Er hatte einige Ziegen bei sich und schlug nicht den Weg nach der Kettenbrücke ein, sondern der Reuß nach hinauf. „Wo die Ziegen durchkommen, da komm ich auch fort," sagte er. Es ging auch, allein nicht ohne manchen gefährlichen Sprung. Aber hier unten angekommen, da war nichts mehr zu machen. Sogar die Ziegen blieben mäckernd stehen.

„Wollte der Teufel hätte da eine Brücke gebaut!" ruft der Mann aus, um so ärgerlicher, als er wohl einsah, es bleibe ihm nichts übrig als wieder umzukehren. Kaum waren seine Worte ausgesprochen, als der Schwarze mit dem Pferdefuß erscheint. „Sollst eine Brücke haben, und dazu eine schöne, wenn Du mir versprichst, daß der erste, der hinüber schreitet, mein sein soll." Der sonst muthige Mann war doch sehr erschrocken bei dem plötzlichen Erscheinen des Bösen, doch faßt er sich bald und sagt kurz entschlossen: „Es bleibt dabei, ich versprech es." Und nun geht der Schwarze an's Werk, wälzt ungeheure Felsen herbei, die das Fundament bilden; reißt andere von der Felswand herunter, die sich im Nu schön zusammenfügen. Rasch ist der schöne, kühne Bogen gewölbt, bald sind die Randstücke aufgesetzt. Während dem sitzt unser Aelpler ruhig auf einem Felsenvorsprung und sieht gelassen und schmunzelnd dem Riesenbau zu.

So wie der Schwarze fertig ist, ruft er höhnisch grinsend: „Nun, Mannli, kannst hinüber gehen!" „Soll geschehen," antwortet der, und geht, seine Ziegen vor sich hertreibend hinüber. Da will der Schwarze, der drüben lauert, nach ihm greifen; er aber weicht ihm aus und ruft: „Nicht doch! Der Bock da vornen ist der Erste, der hinüberging, den kannst nehmen." Und dann machte er sich auf und davon. Ganz verblüfft, daß ein schwaches Menschenkind ihn überlistet, steht der Schwarze eine Weile regungslos da. Dann aber reißt er wüthend einen ungeheuern Felsblock los, hebt ihn auf seine Schultern und eilt dem Flüchtigen nach. Unten bei Geschenen angelangt,

ſteht ein Kreuz am Wege; da kann er nicht weiters. Das lähmt ihn, der Stein fällt zu Boden und der Schwarze verſchwindet. Man zeigt dort unten noch den Stein, und die Leute nennen ihn den Teufelsſtein."

Seit unſer Reiſender zum erſtenmal des Weges ging, haben die Urner über der alten, eine neue, prächtige und breite Brücke gebaut.

Nach mühesamem Steigen, den ſteilen Kirchberg hinauf, gelangt man zu der obenerwähnten engen Schlucht. Hier wurde ſchon 1707, durch einen gewiſſen Moretini, das Urnerloch, einer der älteſten Tunnel, durch den Felſenkegel geſprengt. Er iſt zweihundert Fuß lang, und war damals ſo breit und hoch, daß zwei beladene Saumthiere neben einander durch konnten.

Noch ganz betäubt vom Donnern der Reuß, noch erfüllt von der großartigen, wilden Natur, betritt unſer junger Freund den Gang. Es iſt ſtille und dunkel geworden, und nur in der Mitte iſt eine Oeffnung, durch die etwas Licht hereindringt und durch welche man die Reuß ſieht, wie ſie davonſchießt, um einige Schritte weiter unten ſich in die Tiefe hinabzuſtürzen. Am Ende des Tunnels winkt der Sonne Licht. Raſch eilt er demſelben zu und ſteht wie gebannt in Entzücken und Bewunderung.

Wie mit einem Zauberſchlag iſt die ganze Landſchaft verändert. Da liegt eine ganz andere Welt vor ihm. Statt der engen, tiefen Schlucht, breitet ſich ein ſchönes, ebenes Wieſenthal vor ihm aus. Grüne Alpentriften umgeben dasſelbe und weiter oben bilden die ſchönſten Gebirgsformen mit ihren Firnen und Schneefeldern einen majeſtätiſchen Kranz um eines der ſchönſten, bewohnten Alpenthäler, um das Unſernthal. Die Reuß iſt ganz verwandelt. Still, ſittſam ſchlängelt ſie ſich durch den Wieſengrund. Statt dem Toſen und Brauſen ertönt das Jauchzen der Hirten, und die freundlichen Schellen weidender Rinder und Ziegen. Dort liegt das hübſche Andermatt; etwas weſtlich davon Hoſpenthal mit dem Thurm, dem Sitze eines berühmten Geſchlechtes. Neben dieſen windet ſich die Gotthardsſtraße empor nach dem Hoſpiz, wo der müde Reiſende von frommen Geiſtlichen aufgenommen und gaſtfrei verpflegt und erfriſcht wird.

Schon war der Säumer, dem ſich die übrigen Reiſegefährten angeſchloſſen hatten, faſt in Andermatt als unſer Freund endlich ſich losriß von dem entzückenden Anblick, und raſchen Schrittes die Karavane einholte, als ſie eben in Hoſpenthal einzog. Nachdem er von dem freundlichen Manne

dankend Abſchied genommen, begab er ſich in die einfache, aber gute Herberge. — Wie glücklich war er! Heute hatte er die ſchöne, berühmte Gotthardsſtraße geſehen in ihren ſchönſten Parthien und vom reinſten Himmel begünſtiget; hatte in vollen Zügel genoſſen, was der Weg an romantiſchen, lieblichen Gegenden, was er an Pracht und Majeſtät, an ernſten, ſogar düſtern Bildern bietet. Und jetzt ſteht er, bei untergehender Sonne im Unſernthal, der Wiege der Reuß. Wie ſehr übertraf die Wirklichkeit alles, was er ſich von dieſen Gegenden geträumt hatte!

In dieſem 4500 Fuß über dem Meer liegenden Thale, kommen die drei Quellen der Reuß zuſammen. Die mittlere, oder Gotthardsreuß entſpringt rechts vom Hoſpiz, in einem Seitenthale in dem Lucendroſee liegt und ſtürzt in tauſend und tauſend Fällen hinab nach Hoſpenthal. Von Oſten kommt aus dem Oberalpſee eine andere von den Drillingsquellen, und die Realp Reuß, die dritte eilt von der Furka herab. Allein vereinigt, verweilen ſie nur kurze Zeit im Heimatthal. Faſt unvermerkt gelangt die junge Reuß zu jener Schlucht und ſtürzt mit unbegreiflicher Haſt hinab in den tiefen Abgrund. Iſt es Jauchzen oder Klage, ihr Donnern und Toſen, ihr Schäumen ihr Aufſpritzen in den Schöllenen? Die Menſchen legen ihr diejenigen Worte in den Mund, die ihrer eigenen Stimmung entſprechen.

Am andern Morgen frühe, wollten unſre Reiſenden in's Wallis über die Furka und an den Rhonegletſcher.

Onkel Tom.

Von C. Saleſius.

III.

Es war bereits 7 Uhr Abends, als Proctor zurückkehrte, ohne bei ſeinen Hausleuten einzuſprechen. Herr Forſter hörte das Knarren ſeines Schlüſſels, und rief ihm mit einer wahren Stentorſtimme zu: „Ich ſag' Ihnen, Herr!“ —

Der Alte blickte verwundert um; der Sprecher aber wiederholte: „Ich

ſage Ihnen, Herr, Ihre Nichte iſt gekommen — und ſchläft im Zimmer meiner Frau."

„Meine Nichte... iſt gekommen... ſchläft... im Zimmer Ihrer Frau..." lautete die von einem Kratzen hinter den Ohren begleitete, gedehnte Antwort. „Was für eine Nichte? Ich habe nicht gedacht, daß ich ſo ein Ding hätte. Wer iſt ſie? Wo kommt ſie her?"

„Das iſt mir eine ſonderbare Geſchichte. Ich habe geglaubt, ſie ſei die Tochter Ihres Bruders."

„Ei, ei, ei! Jetzt geht mir ein Licht auf!" erwiderte Proctor. „Ich erinnere mich, daß ſie kommen ſoll — wo iſt ſie? Ich habe ganz darauf vergeſſen."

„Wollen Sie nur in unſer Zimmer gehen," antwortete der Krämer, „da werden Sie ſelbe ſchlafend finden; ſie iſt ein hübſches Ding, wir konnten aber die Thränen des Abſchiedes von der Tante nicht ſtillen."

Der gute Alte ſah kurios darein, nahm aber gerne das Anerbieten an und folgte leiſen Trittes in das Zimmer, wo die kleine Schläferin lag. Ihr Lockenköpfchen mit den geſchwollenen Aeuglein ruhte auf dem rechten Arme, die linke Hand hielt die Falten ihres ſchwarzen Merinokleides und das zierliche Händchen zeigte zur Genüge, daß die Eigenthümerin noch nicht viel Gebrauch zu häuslichen Arbeiten gemacht haben mußte.

Der Onkel betrachtete ſie einige Augenblicke ſchweigend, dann aber lenkte er ſeine Schritte langſam und gedankenvoll einem Armſtuhle zu, der in der Nähe eines Kamins ſtand, wo Forſter eben im Begriffe war, ein kleines Nachteſſen zu bereiten. Durch die in der Erzählung bereits erwähnten Liebesdienſte gegen die Forſter'ſche Familie hatte er ſich eine Art großväterlichen Rechtes erworben, darum benützte er ungenirt den „Sorgenſtuhl", um auch über ſeine neuen Sorgen und Gedanken zu brüten — wenigſtens ſaß er da in tiefſtem Schweigen und einem Ernſte, der ihm ſonſt nicht in dieſem Grade eigen war. Der hie und da unbemerkt und theilnahmsvoll nach jener Seite ſchielenden Frau Forſter entging es nicht, daß eine Thräne über ſeine wettergebräunten Wangen rollte.

Nachdem die Hausfrau ihre Küchengeſchäfte ſo weit gefördert hatte, daß nun das Feuer das Uebrige thun mußte, nahm ſie eine kleine Handarbeit, rückte einen Schemel in die Nähe des Lehnſtuhles, den ſich Proctor für jetzt ſtillſchweigend erborgt hatte und begann mit ziemlich leiſer Stimme, fürchtend

das Kind vom Schlaf zu erwecken: „Meiſter Proctor, ſeid Ihr mit Euern Gedanken noch nicht im Reinen?“

Wie aus tiefem Traume erwachend, erhob der Alte ſchwerfällig ſeinen Kopf und ſchaute die Fragende mit etwas ſtarrem Blicke an, ohne ſogleich zu antworten.

„Ich dachte mir,“ fuhr Frau Forſter fort, „falls es Euch nicht möglich iſt, das Mädchen in Eurer Wohnung ordentlich unterzubringen, wird es Euch vielleicht erwünſcht ſein, wenn ich für ein Bett ſorge.“ —

Mit dieſen Worten ſchien ſich Proctors Zunge zu löſen, und er antwortete in äußerſt mildem Tone: „Danke, danke! Es iſt wahr, ich habe hin und her gedacht, und bin in gräßlicher Verlegenheit, ſo daß ich gar nicht weiß, was ich eigentlich anfangen ſoll. Liebe Frau! Ich will Ihnen meine Geſchichte erzählen — ſie iſt ſehr traurig. O, ich hatte eine ſo liebliche, ſchöne Heimath — wenn ich die jetzt hätte, wär's ganz anders — oder wenn ich ſelbſt noch der Mann wäre, der ich früher geweſen bin, ſo wäre ich keinen Augenblick in Verlegenheit, was ich mit dem kleinen Ding da anfangen ſoll; aber ich ſehe wohl ein, in einem Keller kann ſie nicht leben.“

„Es ſcheint,“ erwiderte Frau Forſter, „das Mädchen iſt etwas fein erzogen; aber das iſt noch kein Grund, daß ſie nicht noch eine treffliche Hausfrau werden könnte. Doch“ – fuhr ſie nach einigem Beſinnen fort: „warum müßt denn auch Ihr gerade in dieſem Keller leben? Gibt es denn nicht genug beſſere Wohnungen?“

„Ja, ja,“ antwortete Proctor, „ich glaub faſt, ich werd' noch ausziehen müſſen. Schau, ſchau, hätt's nicht geglaubt, daß mich dieß in meinen alten Tagen noch trifft. Meinen lieben Keller verlaſſen — es kommt mich wirklich ſchwer an. Sie werden ſich darüber wundern, liebe Frau Forſter, aber ich will Ihnen meine Geſchichte erzählen, und Sie werden es erklärlich finden. Ich bin in Reading geboren, in einem ſo ſchönen Häuschen, wie ich ſeitdem ſelten eines traf. Nichts iſt traulicher, als unſer Wohnſtübchen es geweſen. Trotzdem, daß wir Kinder uns oft und viel darin aufhielten, war doch Alles, wenn gleich einfach, ſo doch zierlich und rein. Der große Eichentiſch war immer ſpiegelblank geſcheuert, darüber warfen die reihenweiſe aufgeſtellten Zinnteller, die buntgemalten Theeſchälchen, und die Theekeſſelchen einen ordentlichen Glanz durch die Stube. Ein breites Bett ſtand ſauber überzogen mit blau und weiß gewürfeltem Baumwollenzeug, und ein feines, reines Betttuch,

mit altmodiſchem Spitzenband verziert, war zur Hälfte übergeſchlagen. Eben ſo hing immer ein blendend, weißes Handtuch vor der Thüre, über welcher mit friſcher Kreide geſchrieben die Anfangsbuchſtaben und Zahlen der Wochentage ſtanden. Am Fenſter dufteten in der Regel die friſcheſten und ſchönſten Geraniumſträuche, und an der Wand hing ein künſtlich geflochtener Vogelkorb."

Frau Forſter blickte erſtaunt auf den Erzähler, denn es dünkte ſie einerſeits wunderbar, mit welcher Treue des Gedächtniſſes er den Aufenthalt in ſeiner Kindheit ſchilderte, anderſeits konnte ſie nicht umhin, während des Erzählens einen Vergleich zwiſchen dem in Rede ſtehenden Stübchen und der gegenwärtigen Kellerwohnung zu machen; allein ſie ließ ihren Gedankengang nicht ahnen, ſondern zeigte um ſo größeres Interreſſe, je geneigter der Erzähler ſchien, ihre Neugierde zu befriedigen.

„Wir hatten auch," fuhr der Greis in ſeiner Erzählung fort, „einen hübſchen, wohlgepflegten Garten vor dem Hauſe, hinter demſelben aber breitete ſich ein großes Feld aus, nebſt einer Wieſe, die nach unſerer Meinung, ebenfalls unſer Eigenthum war; doch verhielt ſich die Sache nicht ſo, wir waren nur Pächter, und nährten uns kümmerlich von dem Ertrage, wie ich ſpäter wohl einſah. Als der Vater ſtarb war ich der Aelteſte, ein ſtarker für mein Alter von zwölf Jahren hochaufgeſchoſſener Junge, dann kam mein ſechs Jahre jüngeres Schweſterchen Marie, und zuletzt unſer nur ein paar Monate zählendes Brüderchen Karl. Meine Mutter war eine Frau, wie ich mir die lieben Heiligen vorſtelle. Das Erſte, deſſen ich mich aus früheſter Jugend von meiner Mutter recht deutlich erinnere iſt, daß ſie mich lehrte, mich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes zu bezeichnen, die Hände zu falten, das Vaterunſer und den engliſchen Gruß zu beten. Sie ſagte mir die Gebete vor, ich ſchaute nach ihren Lippen, und ſprach ihr nach; ich erinnere mich noch ſehr deutlich meiner großen Freude, als ich zum erſtenmal neben ihr kniete, und dieſe heiligen Gebete fertig und ohne Fehl mit ihr ſprach. Jetzt noch, wenn ich bete, iſt es mir oft, als ſchaute ich nach ihren Lippen, und ſpräche ihr nach. Doch ſo fromm meine Mutter war, ſo arbeitſam war ſie auch; ich habe ſie niemals müßig geſehen. Ihr war aber auch von dem Vater die größte Sorge für uns überlaſſen, er befand ſich ſelten zu Hauſe, und wenn es geſchah, ſo ſchien er ſich wenig um uns zu bekümmern; doch war ſein Tod für uns Alle ein großer Verluſt, denn mit ihm verſiegte die hauptſächlichſte Quelle des Unterhaltes für die ganze

Familie. Kaum hatte man ihn in das Grab geſenkt, kam ſchon der Eigenthümer und erklärte der Mutter, daß ſich wenigſtens für Feld und Garten bereits ein anderer Pächter gemeldet habe, die Wohnung jedoch dürfe ſie behalten, unter der Bedingung, daß ſie die Wäſche für ſeine Familie beſorge. Die Aermſte, nicht wiſſend, wo ſie mit ihren Kindern ein Schlupfwinkelchen finden könnte, nahm das Anerbieten mit Dank an, hoffend, daß ſie ſich durch ihre Geſchicklichkeit im Nähen Einiges verdienen könne, um wenigſtens die nöthigſten Bedürfniſſe zu beſtreiten; mich aber rief ſie zu ſich und ſagte: „Tom! Du biſt bereits zwölf Jahre alt, und es iſt Zeit, daß wir daran denken, Dich zu einem brauchbaren und nützlichen Gliede der menſchlichen Geſellſchaft zu bilden. Beſinne Dich daher, wozu Du Neigung zu haben glaubſt, damit ich ſorgen kann, Dich bei einem Meiſter in die Lehre zu bringen.“

„Bei dieſen Worten ſchwoll mir der Kamm gewaltig. Ich durfte, ja ich ſollte dem Wunſche der Mutter gemäß mir einen Beruf wählen; das war keine kleine Aufgabe, mir däuchte, ich wäre jetzt ſchon ein überaus wichtiges Individuum. Die ganze folgende Nacht konnte ich nicht ſchlafen, der Wirbel der Gedanken war allzugroß. Ein Handwerk zu lernen, konnte ich mich ſchon ganz und gar nicht entſchließen, dieſer Weg ſchien mir viel zu langſam und beſchwerlich den Gipfel des Glückes zu erreichen. Meiner Anſicht nach ſchien es das Beſte nach London zu gehen, in ein Handlungshaus zu treten, mir das Vertrauen meines Prinzipals zu erringen, und zuletzt ſelbſt Prinzipal werden. Vollſtändig von dem Gelingen meines Planes überzeugt, konnte ich kaum den Morgen erwarten, der Mutter meine Gedanken und Hoffnungen mitzutheilen. Mein erſtes Wort, als ich ihrer anſichtig wurde, lautete: „Mutter! Ich gehe nach London in ein Handlungshaus!“

„Zu meiner größten Ueberraſchung gewahrte ich, daß ſich auf dem Antlitze der Mutter nicht blos keine Freude über dieſe Mittheilung ausdrückte, ſondern daß ſie vielmehr in Angſt und Schrecken zu gerathen ſchien. „Nach London!“ rief ſie aus, „aber mein Kind, warum willſt Du nicht lieber bei uns auf dem Lande bleiben? Wie würde es Dir in der Stadt ergehen?“ Ich bot nun meine ganze Beredſamkeit auf, ſie mit meinen Plänen vertraut zu machen; aber ſie ſchien taub für meine Muſik und ſchüttelte den Kopf, ſo oft ich ihr ein neues von meiner lebhaften Phantaſie gemaltes Bildchen vorlegte.

„Ich fing nun an zu bitten, zu weinen, sie zu beschwören, sie wolle mir doch die Erlaubniß geben; da wurde sie endlich erweicht, und sagte zu, wenn auch mit blutendem Herzen, fügte aber ausdrücklich bei, daß ich gleich wieder heimkehren solle, wenn es mir nicht ganz gut gehen würde. Kaum hatte ich die so sehr gewünschte Erlaubniß, so fiel ich ihr um den Hals und küßte sie, gar nicht bemerkend, wie gezwungen und ungerne sie nur ihre Einwilligung gab. In London, dachte ich, muß ich einen guten Platz finden, muß in Bälde reich werden. Hätte es bei mir gestanden, ich wäre sofort aufgebrochen, allein die Mutter erkärte, so schnell ginge es doch nicht, sie müsse erst meine Garderobe zusammenrichten.

„Es wollte mir vorkommen, als ob es ihr weniger pressirte, als mir, denn ein Tag um den andern verstrich, ohne daß etwas vorwärts ging. Kam ich von der Schule heim, von der ich übrigens seit meinen großartigen Plänen nicht mehr viel profitirte, da meine Gedanken weit öfter in London als in Reading bei den Schulbüchern waren, so erkundigte ich mich vor Allem bei der Mutter, was denn eigentlich noch an meiner Ausstaffirung fehle; hatte sie mich losgebracht, nahm ich mein Schwesterchen zu mir, lehrte sie die Buchstaben und redete mit ihr von der schönen Zeit, wo ich ein reicher Herr sein werde. Natürlich versprachen wir uns goldene Berge. „Mariechen," hieß jedesmal die Schlußrede, „muß meine Haushälterin werden, die Mutter muß die schönste Haube und das schönste Kleid haben, und darf gar nichts anders mehr thun, als den ganzen Tag in einem grünsammtnen, weichgepolsterten Lehnstuhle sitzen, damit sie ausruhen könne von allen Plagen und Arbeiten, die sie mit uns hatte." Unser Gespräch rief nicht selten ein wehmüthiges Lächeln auf dem bleichen Antlitze der Mutter hervor, sie legte wohl auch zuweilen ihre Arbeit bei Seite, strich mir das Haar, zog mich an sich, und nannte mich ihren lieben, schwärmerischen Tom.

Endlich erschien der heiß ersehnte Tag, der mich an die Pforte des künftigen Glückes führen sollte. Sie brauchte nicht sonderlich weit zu sein, denn mein Ränzchen war sehr dünn und schmal, der Vorrath an Kleidern und Leibwäsche gering, geringer noch das Sümmchen, die Hälfte des ganzen mütterlichen Vermögens, das sie mir als Zehrpfennig mitgab. So sehr ich mich hinaussehnte in die große, weite Welt, so schwer fiel mir jetzt der Abschied von Mutter und Geschwistern. Ach, es ist mir, als sähe ich sie jetzt noch mit Karlchen auf dem Arme, und Marie sich an ihr einhaltend, wie sie mir

nachblickten. Ich sage Ihnen, es durchschnitt mir die Seele, aber ich wollte mirs nicht anmerken lassen, stellte mich äußerlich vergnügt und heiter, wendete mich oft nach ihnen um und winkte mit dem Taschentuche so lange wir uns sehen konnten. O meine Mutter! Ich sah sie niemehr, aber ich kann ihren letzten Blick nicht vergessen."

Proctors Lippen bebten, er verbarg sein Antlitz in seine Hände und machte eine lange Pause, ehe es ihm gelang, seiner Gefühle Meister zu werden. Endlich fuhr er wieder fort: „Nachdem der erste Abschiedsschmerz überstanden war, beschleunigte ich meine Schritte um vor Abend die Wohnung eines Vetters zu erreichen, von dem ich wußte, daß er mich freundlich aufnehmen würde.

„Ich täuschte mich nicht, denn er behielt mich nicht blos gerne über Nacht, sondern gab mir auch ein Empfehlungsschreiben für ein Handlungshaus in London. Bald zeigte sich aber, daß ich für dieses Geschäft weder genug Vorbildung, noch sonderlichen Beruf habe. Gott fügte es aber, daß es gute Leute gab, die sich meiner annahmen, und trotz der hohen Ideen ließ ich mich endlich überzeugen, daß Handwerk einen goldenen Boden habe, und daß es zuletzt denn doch am besten sein werde, bei irgend einem Meister als Lehrling unterzukommen.

„Da ich mich nothgedrungen um eine Wohnung umsehen mußte und meine Geldmittel sehr unzureichend waren, erbarmte sich Herr Forster, Ihr Schwiegervater, meiner, und nahm mich für ganz geringe Miethe in die Kellerwohnung auf.

„Im ersten Jahre ging Alles so ziemlich gut, ich erhielt oft Nachrichten von Hause, die im Ganzen tröstlich lauteten, ja in mehr als einem Briefe war die Hoffnung ausgesprochen, daß mich die Mutter mit den beiden Geschwistern besuchen wolle. Ach, welch schönes Bild malte ich mir auch jetzt wieder. Aber, eines Tages erhielt ich einen Brief, der nicht von der Hand der Mutter, sondern von einer gutherzigen Nachbarin geschrieben war, und die Nachricht enthielt, daß die Mutter schwer krank sei. Schreckliche Tage und Stunden folgten dieser Nachricht. Zu meiner größten Betrübniß konnte ich keine Erlaubniß erhalten, meine Lehrzeit zu unterbrechen, anderseits mußte ich gewärtigen, wenn ich ohne Erlaubniß fortginge, würde ich meinen Platz verlieren, und damit auch eine Summe Geldes, deren ich so nothwendig bedurfte. Ich bat wenigstens um letztere und noch einen klei-

nen Vorschuß, dann verkaufte ich auch Alles, was mir nicht unumgänglich nothwendig war, und sendete die geringe Baarschaft der Mutter zu, ich selbst begnügte mich mehrere Wochen lang mit Wasser und Brod. Ungeachtet all dessen, erhielt ich einmal von der barmherzigen Nachbarin, die mir von Zeit zu Zeit Nachricht gab, einen Brief, an welchem von Maries schwacher Hand die Worte beigefügt waren: „O Tom! schicke doch mehr Geld, mich hungert's so!" Sehen Sie! Frau!" sagte Proctor, indem er ein altes Taschenbuch hervorzog, aus dem er einen vergilbten Brief nahm, der diese Worte in Kinderhandschrift enthielt. „Gut! dieser Brief kam zu einer Zeit, wo ich selbst hungrig war, denn ich hatte den Tag über noch nicht's gegessen, es war Samstag, und ich hatte den ganzen Lohn der vorigen Woche bereits nach Hause geschickt.

„In meiner Verlegenheit ging ich zu meinem Meister, klagte ihm meine Noth und bat ihn um meinen Lohn. Diesesmal war ich zu einer guten Stunde gekommen; er ließ mich nicht lange bitten, zahlte mir sogleich, und gab mir noch etwas darüber. Hocherfreut lief ich nach Hause, vollendete und siegelte meinen Brief und trug ihn nebst dem Gelde zur Post, lief aber in vollster Eile wieder zurück um keine Zeit von meiner Arbeit zu versäumen. Aber mein Herz war schwer gedrückt, und ich konnte es nicht verbergen. Da erbarmte sich der gute Meister abermals meiner, und machte mir den Antrag, daß ich, wenn im nächsten Briefe keine besseren Nachrichten kämen, auf einige Tage nach Hause dürfe, und daß mir deß ungeachtet der Wochenlohn ausbezahlt werden solle. Wer war glücklicher, als ich? Ich hätte dem guten Meister in der Freude meines Herzens um den Hals fallen mögen; doch, mein Glück dauerte nicht lange, der nächste Brief brachte mir die Trauerbotschaft von dem Tode meiner Mutter. Ich machte mich sofort auf den Weg, allein da ich die Heimath erreichte, schlummerte die Theuerste bereits im stillen Grabe. Das Häuschen war in andern Händen, und meine Geschwister befanden sich bei der Mutter Schwester, die sich der Waislein angenommen hatte. Auch mich empfing sie liebreich und bot Alles auf, mich zu trösten und zu beruhigen, was keine sonderlich leichte Aufgabe für sie war. Nach einigen Tagen kehrte ich wieder zu meinen Berufsgeschäften zurück, doch vorher gab es noch einen schweren Strauß zu bestehen. Mariechen, die mich immer so lieb gehabt, wollte sich durchaus nicht von mir trennen. Da ich vergeblich meine ganze Beredsamkeit aufgeboten hatte, sprach ich mit der Tante, ob sie

nicht doch meine, daß ich das Kind mitnehmen könne, indem ich eine Wohnung, wenn auch eine ärmliche, für mich hätte; meine gutherzige Hausfrau sagte ich, würde sich auf mein Bitten ihrer schon ein wenig annehmen, und dieß um so wahrscheinlicher, da sie selbst ein Mädchen ähnlichen Alters habe. Die Tante willigte nicht ungern ein, und versprach mir für Karlchen zu sorgen, ihn ordentlich erziehen und unterrichten zu lassen. Der liebe Gott fügte es so, daß ein achtungswerther Mann unserer Bekanntschaft persönlich eine Angelegenheit in London zu besorgen hatte, diesem wurden wir von der Tante auf das wärmste empfohlen und er war so freundlich, uns bis zu meiner Wohnung zu begleiten. Die Hausfrau machte allerdings große Augen, als sie das schwächliche Mariechen sah, und war nahe daran, mich einen tollen Jungen zu schelten; als ich ihr aber die Verhältnisse auseinandersetzte, gewann das Mitleid die Oberhand, sie erbot sich, für die Bedürfnisse der Kleinen unentgeldlich zu sorgen. Gewiß hat der liebe Gott den guten Willen der herrlichen Frau hoch angeschlagen und reichlich belohnt; doch Mariechen konnte nicht lange von dieser Güte Gebrauch machen, indem sie den Keim der Krankheit, an der die Mutter starb, ebenfalls in sich trug und nur zu bald erlag. Ach, wie liebte ich dieses Schwesterchen so innig, so zärtlich, daß ich längere Zeit glaubte, ich könnte nicht mehr ohne sie leben; und jetzt noch, wenn ich an sie denke, durchschneidets mir die Seele.

Tante war glücklicher mit Karl. Sie schrieb mir wiederholt, daß er prächtig wachse und gedeihe, und lud mich ein, auf einige Zeit zu ihr zu kommen. Jahr um Jahr verging, ehe ich mich entschloß, die Einladung anzunehmen, denn so lieb mir die Heimath war, so wehmüthig stimmte mich die Erinnerung an die geliebten Eltern, von denen ich keines mehr wiedersehen konnte. Endlich nach ungefähr achtzehn Jahren trat ein Ereigniß ein, das mich zu einer Reise nach Reading zu nöthigen schien. Karl war nämlich, Dank der liebreichen Fürsorge der Tante, zu einem verständigen, gebildeten, jungen Mann herangewachsen, der sehr frühe eine einträgliche Stelle erhielt, und sich ganz prächtig einen selbstständigen Haushalt gründen konnte. Hatten wir uns so lange nicht gesehen, so erachtete ich es um so nothwendiger, seiner Einladung zur Hochzeit entsprechen zu sollen. In froher Zuversicht und Freude begab ich mich an Ort und Stelle, fand aber bald, daß ich als armer Handwerker nicht in diese Familie passe, besonders war es meine neue Schwägerin, die mich vom ersten Augenblicke etwas nach der Seite an-

ſah, und mir nicht undeutlich merken ließ, daß ſie ſich von dem „Londoner Schwager" etwas anderes vorgeſtellt hatte. Unter ſolchen Umſtänden währte mein Aufenthalt nicht lange; blutenden Herzens ging ich wieder hin, wo ich hergekommen war, um eine traurige Erfahrung reicher. Eine Art Bitterkeit, die ich voher nie gekannt hatte, zog in meine Seele ein, und bereitete mir manchen ſchweren Kampf; ich fühlte mich einſamer und verlaſſener auf der Welt als je, und faſt menſchenſcheu zog ich mich in mich ſelbſt zurück; erſt die Krankheit in Euerm Hauſe hat mein faſt erſtorbenes Gefühl wieder erweckt, und indem ich mich Euer annahm, hat der liebe Gott ſich wieder kräftiger meiner angenommen. Ich liebe meinen alten Keller, und möchte ihn freiwillig um keinen Platz in der Welt vertauſchen."

Die Lippen des Greiſes zitterten, eine Thräne rollte über das gebräunte Antlitz, auch Frau Forſter hatte mit ſo inniger Theilnahme und Rührung der Erzählung zugehört, daß Beide nicht bemerkten, wie ſich in der Perſon der Nichte noch eine zweite Zuhörerin fand, denn das Kind war unterdeſſen aufgewacht, und hatte mit Spannung zugehört; als aber Proctor bei den Worten, daß er ſeinen Keller freiwillig mit keinem andern Platze der Welt vertauſchen wollte, ſo lange innehielt, ſprang Marie von dem Sopha auf, ſchlang ihren Arm um des Onkels Hals und rief: „Nein, nein, Du darfſt den Keller nicht verlaſſen, Onkel! Du mußt bleiben und ich will die Stelle Deiner kleinen Schweſter Marie vertreten! das heißt, wenn Du willſt," fügte ſie plötzlich ſich ein wenig zurückziehend bei, denn es befiel ſie eine kleine Verlegenheit, da ſie merkte, wie ſie ſich vom Gefühle hatte hinreißen laſſen. Onkel Tom aber war nichts weniger als unangenehm von dieſem Gefühlsausbruche überraſcht, auch er ſeinerſeits nahm ſie herzlichſt bei der Hand, zog ſie väterlich an ſich und ſagte: „Ja, Du ſollſt meine liebe, kleine Marie ſein, aber nicht im Keller, das iſt keine Wohnung für Dich."

Meiſter Proctor!" fiel Frau Forſter ein, „das könnt Ihr Alles morgen mit einander ausmachen. Kommt jetzt, daß wir eſſen, und dann ſoll das müde Kind ſich ordentlich niederlegen und die Strapatzen verſchlafen."

IV.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß einer der erſten Morgengedanken Mariens ſich auf den Keller bezog; — ſie wollte demnach bald möglichſt erfahren, wie denn eigentlich dieſe Wohnung ausſehe. Nachdem ſie ſich

angekleidet und ihr Morgengebet verrichtet hatte, trat sie die „Entdeckungsreise“ an.

„Die Wohnung ist ein Keller — folglich heißt es abwärts steigen,“ vernünftelte, sie schon im Begriffe, nicht ohne scheue Vorsicht, eine Thüre zu öffnen; da öffnete sich unterdessen eine andere, und ein kleines Lockenköpfchen guckte hervor und rief: „Marie! Marie! komm zum Frühstück. Mutter hat mir aufgetragen, daß ich ihr's sagen muß, wenn Du aufgestanden bist.“ Marie folgte der freundlichen Einladung und sah sich wieder in dem Zimmer, in welchem sie gestern gewesen, und das nur durch eine Glasthüre vom Laden getrennt war. Das Frühstück stand schon in Bereitschaft; die Kleine, von der sie gerufen ward, und die kaum neun Jahre zu zählen schien, führte sie zu demselben hin und sagte: „Sieh da, die Mutter hat mir erlaubt, daß ich Dir den Kaffee einschenken darf, da ist warmes Brod und frische Butter dazu — und ich bekomme, was übrig bleibt.“

„Ach nein,“ antwortete Marie, „Du sollst nicht auf das warten, was übrig bleibt, „Du mußt gleich jetzt mit mir essen.“

„Nein, das darf ich nicht,“ entgegnete die Kleine, „ich muß die Mutter rufen, aber ich will Dir zuerst sagen, daß ich auch Marie heiße, nur nennen mich Vater und Mutter immer „Polly,“ ich weiß nicht warum. Aber jetzt muß ich's der Mutter sagen, sie ist in der Wohnung des alten Proctor und räumt zusammen; ich glaube, ich darf ihr auch noch helfen. Willst Du nicht ebenfalls?“

„O gewiß, gewiß, wenn ich darf!“ erwiederte Marie.

„Ich will für Dich bitten,“ antwortete Marie Forster, schon im Fortlaufen begriffen. Die Hausfrau kam bald. Freundlich streckte sie dem Ankömmlinge die Hand entgegen und wünschte ihr einen guten Morgen mit der beigefügten Frage, wie sie denn geschlafen?

„O prächtig!“ lautete die Entgegnung. „Und das gute Frühstück, das Sie mir bereitet haben. — Wie kann ich Ihnen genug danken? Aber nicht wahr, jetzt darf ich auch mithelfen bei dem Aufräumen der Wohnung des Onkels?“

„Nicht doch,“ erwiederte die Angesprochene. „Ich meine, Du sollst heute noch einen Vakanztag haben. Polly hat einige Gänge in der Stadt zu machen, da kannst Du sie begleiten, und zugleich die schönsten Plätze Londons ein wenig ansehen. Polly kennt sich schon aus in Regent street, Picadilly

und dergleichen Plätzen. Nimm also schnell Deinen Hut. Es bleiben Euch jetzt noch zwei Stunden vor und drei nach Tische, da könnt Ihr Euch nach Herzenslust herumtummeln."

Der Vorschlag war so liebevoll gemacht und so wohl gemeint, daß die Annahme nicht die geringste Schwierigkeit hatte. Die Kinder benützten ihre Freiheit und sahen es gar nicht ungerne, daß die Mutter auch noch für den nächsten Tag einige Ausgänge gemacht wissen wollte. Frau Forster hatte aber ihre besondern Absichten dabei. Erst um die Frühstückszeit des dritten Tages lud sie Marie Proctor ein, sie in die Wohnung des Onkels zu begleiten. Letztere hatte schon mehrmals gebeten, den „Keller" sehen zu dürfen, allein immer ward sie durch Ausflüchte mit ihrem Ansuchen abgewiesen; — jetzt aber ward ihr die Freude sogar angeboten. Gestachelt von Neugierde, folgte sie klopfenden Herzens der Frau Forster, die sie in ein zwar kleines, aber ganz reinliches, blendend weiß getünchtes Gemach führte, das halb Zimmer, halb Küche vorstellte.

Hier traf sie die ganze Familie, den Onkel an der Spitze, zum Frühstück versammelt. Frau Forster nahm sofort den großen Kaffeetopf vom Herde, Polly deckte den Tisch und trug Brod und Butter herzu. Marie wußte kaum wie ihr geschah, als Proctor ihr sogleich beim Eintritte entgegenrief: „Guten Morgen! Willkommen in der neuen Heimath! Sieh nur, ich habe eine ganze Gesellschaft Dir zu Ehren eingeladen."

„Aber Onkel," rief das Mädchen in vollster Verwunderung aus. „Onkel, wie kommt es denn — ich habe geglaubt, Du wohnest in einem Keller?"

„Es ist so, mein Kind. — Sieh, das ist der Keller! Schau nur, die gütige Frau Forster hatte den gesegneten Einfall, meine bisherige Wohnung in einen kleinen Palast umzuwandeln."

Marie sah freudig dankend zur Nachbarin auf und es brauchte wohl nicht lange, daß sie sich an eine so liebevolle Umgebung gewöhnte und alle Befangenheit und Furcht ablegte. Nach der kleinen Mahlzeit begab sich Jedes an sein Geschäft; bevor sich jedoch Proctor zum Fortgehen anschickte, sprach er: „Marie! Du bist hier Herrin und Gebieterin! Thue, was Dir gefällt."

„Ach," antwortete sie in die Hände klatschend, „das ist zu schön! zu schön!" Das Gefühl, daß das Plätzchen gewissermaßen ihr Eigenthum sei, goß einen Zauber darüber, der gewiß keines andern Menschen Auge so blendete, als

das ihrige geblendet ward. Doch muß auch zum Lobe der Frau Forſter geſagt werden, daß durch ihre edle Bemühung die armſelige Kellerwohnung eine ſehr vortheilhafte Umänderung erlitten. Die alte Einrichtung war theilweiſe durch neue praktiſche Möbel erſetzt, theils war das Schadhafte ausgebeſſert und ordentlich hergeſtellt. Statt der zerbrochenen irdenen Schüſſelchen ſtand eine Reihe von weiß und rothen Porzellantellern und Schüſſeln da, auch etliche Gläſer in verſchiedener Form und Größe zierten das Geſtell. „Das iſt noch nicht Alles," ſagte Frau Forſter zu dem hocherfreuten Kinde; „ſieh nur die nette Waſchküche." So ſprechend öffnete ſie die Thüre zu dem uns bekannten Nebenkämmerchen, in welchem Proctor das Lager für die Nichte bereiten wollte, und das nun prächtig zum erwähnten Zwecke paßte. Hingegen fand ſich durch Frau Forſters Güte ein kleines Zimmerchen in ihrer eigenen Wohnung, das nämliche, in welchem ſie das Bett für die erſte Nacht bereitet hatte. „Du ſchläfſt hier, mein Kind," ſagte ſie freundlich zu Marie, als ſie ihr ſelbes anwies; „ſollte Dir etwas fehlen, ſo haſt Du gleich Hülfe bei der Hand. Doch geh jetzt und reinige das zur Bereitung des Frühſtücks gebrauchte Geſchirr, ich werde unterdeſſen mich bereit machen, auf den Markt zum Einkaufen zu gehen, wohin Du mich begleiten darfſt, damit Du nach und nach lernſt, was in und für eine Haushaltung zu lernen nothwendig iſt. Du willſt ja Deinem Onkel das Leben angenehm machen, nicht wahr?"

„O," entgegnete das Mädchen, „das will ich, das will ich von ganzem Herzen, bitte Sie aber, daß Sie mich anleiten, denn Sie können wohl denken, daß ich noch ein ungeſchicktes, unerfahrenes Kind bin."

„Wird ſchon gehen — mit Zeit und gutem Willen kann man Alles lernen. — Alſo in einer guten Viertelſtunde holſt Du mich ab!"

Marie brauchte keine volle Viertelſtunde zur Beſorgung ihrer kleinen Geſchäfte, denn Eifer und Neugierde ſtacheln und ſpornen. Lächelnd empfing Frau Forſter ihre kleine Gefährtin und führte ſie zu Covent Garden, wo Fleiſch, Fiſche, Gemüſe, wo überhaupt alle möglichen Lebensmittel auf die lockendſte Weiſe zum Einkauf bereit lagen. Nur Schade, daß unſere beiden Käuferinnen nicht mehr bedurften, als was das frugale Mahl einer einfachen Bürgersfamilie erheiſchte. Aber Eines konnten ſie ſich nicht verſagen, nämlich die Erwerbung eines blühenden Roſen- und Geraniumſtöckchens für das Fenſter.

Da man, wie Frau Forſter ſich ausdrückte, mit Zeit und gutem Willen

Alles lernen kann, so hatte die kleine Hauswirthin der älteren einen Kunstgriff um den andern abgelernt, und ziemlich bald die häuslichen Pflichten erfaßt; aber nicht so leicht war es, dem ersten Eifer treu zu bleiben, denn das beständige Einerlei ermüdet den Menschen, der seiner Natur den Wechsel liebt — dem ja auch er unterworfen ist.

Nachdem einige Wochen verflossen und der Reiz der Neuheit vorüber war, begann das nach größerer Thätigkeit verlangende Mädchen sich in ihrem Palaste zu langweilen, was natürlich dem Onkel nicht entgehen konnte. Eines Tages, da er sie bei seiner Heimkehr besonders mißstimmt sah, sprach er: „Mein Kind! warum bist Du so unthätig?"

„O," entgegnete Marie, „was soll ich auch thun? Die Hausarbeit ist besorgt, zu Nähen und zu Flicken habe ich eben auch nichts — ach... ich wünschte, ich hätte ein Piano."

„Ein Piano!" rief der Alte verwundert aus. „Du meine Güte, hier wäre gerade der rechte Platz für ein solches Ding."

„Ich weiß es," antwortete die Kleine verdrießlich, „aber, habe ich denn das Klavierspielen deßhalb gelernt, daß ich jetzt wieder Alles vergesse?"

„Unnützes Zeug!" sprach Proctor für sich hin; „aber," fuhr er nach kurzer Pause zum Kinde gewendet fort, „wie kommst Du doch auf solche Gedanken? Hast Du wirklich keine Arbeit? So komm denn mit mir, wir wollen einen kleinen Spaziergang machen."

„Einen Spaziergang? Aber ist es denn nicht schon zu spät?"

„Es ist fast ein wenig zu spät, aber das macht nichts."

So schnell der Entschluß gefaßt ward, so rasch wurde er auch ausgeführt. Ziemlich ernst und schweigend schritten die Beiden durch einige der engern Gäßchen, bis sie endlich Oxford Street erreichten.

Marie folgte maschinenmäßig, wurde aber doch um so neugieriger, je klarer sie merkte, daß der Onkel ein bestimmtes Ziel im Auge habe. So war es auch. Von der belebten Straße abbiegend, führte Proctor seine Nichte an der Hand durch einen engen dunklen Gang, und blieb zuletzt vor der halbgeöffneten Thüre eines unansehnlichen Hauses stehen. Noch bevor er Zeit hatte, sich durch den Klopfer zu melden, trat eine Frau heraus, grüßte ihn freundlich und sagte: „Kommen Sie nur herein, Herr! Frau Inglword befindet sich heute gar nicht wohl." Sofort führte sie die Beiden in ein über zwei Treppen gelegenes Zimmer, in dem ein lustiges Feuer brannte.

Der Möbel gab es nicht viele, aber es war Alles reinlich und nett und bot einen keineswegs unfreundlichen Anblick. Zuerſt meinte Marie, dieſes Zimmer ſei unbewohnt, ward aber bald eines Andern überzeugt, als ſie in einer Ecke ein blaſſes junges Mädchen vor einem mit blendend weißen Vorhängen umzogenen Bette ſitzen ſah. —

Proctor lenkte ſogleich ſeine Schritte dorthin und ſagte mit weicher Stimme: „Wie geht es Euch, meine Lieben?“

„O, Sie ſind es, Herr Proctor,“ lautete die Entgegnung. „Sie ſind aber nicht allein — hör' ich recht? —“

„Allerdings bin ich nicht allein — ich habe meine Nichte Marie bei mir, von der ich ſchon erzählte, ſie möchte Euch auch gerne ſehen.“

„Wie gütig ſie iſt — ich will ihr ſogleich einen Stuhl bringen.“ So ſprechend, bewegte ſich das junge Mädchen vom Platze, und Marie bemerkte mit Erſtaunen, daß ſie blind ſei; gutherzig, wie ſie war, eilte ſie ihr zu helfen, ſah aber bald, daß ihre Hülfe entbehrlich war, indem ſie ſich ganz ſicher und ſchnell da und dorthin bewegte. Wäre aber auch übel geweſen, wenn ſie dieſe Fähigkeit nicht beſeſſen hätte, denn die „blinde Agnes“ war die einzige Pflegerin ihrer armen Mutter, die ſchon ſeit drei Jahren an das Bett gefeſſelt war. Es brauchte nicht viel, Mariens Intereſſe zu erregen, darum war ſie gleich ſehr neugierig, einige Details über dieſe ihr bis jetzt unbekannte Familie zu erfahren. Vor Allem erkundigte ſie ſich, ob denn Agnes bei ihrem armſeligen Zuſtande nicht zuweilen lange Weile empfinde.

„O nein,“ entgegnete die Gefragte. „Wenn ich der Mutter die nöthigen Dienſte geleiſtet habe, dann ſinge oder nähe ich.“

„Was?“ fragte Marie erſtaunt, „Sie können nähen?“

„O ja, ſehr gut; aber ſingen noch beſſer!“

Die Blinde ließ ſich gar nicht darum bitten, ſie begann mit ſo klarer, glockenheller Stimme zu ſingen, daß Onkel und Nichte ganz hingeriſſen waren. Hierauf zeigte ſie ihre Handarbeit, die in der That gar nicht ſchlecht war. „O,“ flüſterte Agnes vor ſich hin, „wir ſind ſo glücklich miteinander, Mutter und ich — und verdanken Alles dem guten Herrn Proctor.“

„Sind Sie immer blind geweſen?“ forſchte Marie weiter.

„O nein,“ erwiederte Agnes, „ich bin es erſt ſeit fünf Jahren. Damals ſtarb mein guter Vater und mit ihm verloren wir unſer ganzes Ver-

mögen. Die Mutter zog mit mir in diese Wohnung und nährte uns Beide von der Arbeit ihrer Hände. Leider wurde sie nur sehr schlecht bezahlt. Ich half ihr zwar nach meinen Kräften, richtete aber wenig aus, obgleich ich mich so sehr anstrengte, daß ich ein Fieber bekam, welches sich nach Kurzem auf die Augen warf und mich blind machte. Meine arme Mutter bekümmerte sich sehr darüber, sie verdoppelte ihre Anstrengungen und gönnte sich fast keine Ruhe mehr. Eines Abends da sie vollendete Arbeiten austrug, gerieth sie unglücklicherweise zwischen die Räder eines Fuhrwerkes und zog sich eine so starke Verletzung zu, daß man sie besinnungslos nach Hause tragen mußte. Sie kam zwar wieder zu sich, konnte aber seitdem nicht mehr allein vom Bette aufstehen. Der heilige Schutzengel führte eben Herrn Proctor vorüber, als der Mutter der Unfall begegnete, und er war es auch, der sie in unsere Wohnung tragen half. Da er unsere traurige Lage sah, erbarmte er sich unser, und verschaffte uns eine Pension. Woher oder von wem er sie erhielt, hat er immer als Geheimniß bewahrt. So fristen wir unser Leben und danken Gott für seine reichen Gnaden, besonders auch für jene, daß er mir immer den frohen, heitern Muth erhält und mir noch Lust zum Singen gibt, wo vielleicht Andere weinen würden."

„Ach," fiel Marie der Sprecherin in die Rede, „ich möchte auch gar gerne singen lernen — es ist eine so angenehme Unterhaltung für sich und Andere."

„Und so leicht zu lernen," antwortete Agnes; „ich kann natürlich keine Noten sehen, aber wenn ich eine Arie singen höre, muß ich sie unwillkührlich wiederholen; es macht mir dies manchen Zeitvertreib."

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen war fast unbemerkt ein Stündchen verflossen. Herr Proctor, der sich unterdessen mehr mit der kranken Frau unterhalten, mahnte mit Hinweisung auf den späten Abend zum Aufbruche. Die beiden Mädchen, bereits im besten Zuge gute Freundinnen zu werden, verabschiedeten sich unter herzlichem Händedrucke und dem Versprechen einer bald zu wiederholenden Zusammenkunft. Die Wolke des Unmuthes, mit der Marie ihre Wohnung verlassen, hatte einer ungewöhnlichen Heiterkeit Platz gemacht; wovon ihr Herz voll war, von dem auch floß der Mund über. Der Onkel, die günstige Stimmung seines Pflegekindes bemerkend, benützte geschickt die Gelegenheit, sie von ihrem thörichten Wunsche, ein Piano zu haben, abzubringen, indem er sagte: „Also Dir gefällt Agnesens Stimme und auch ihre Singlust? hättest nicht etwa Du auch so ein Talent? Ich

weiß es nicht, habe aber immer gehört, daß eine gut ausgebildete menſchliche Stimme alle Inſtrumente an Schönheit übertrifft. Ich wäre freilich nicht im Stande, Dir ein Klavier zu kaufen, aber ich ging doch mit dem Gedanken um, ein ſolches zu miethen, da ſich ſelbes in Deinem Zimmerchen ſchon ſtellen ließe. Aber ſieh, liebes Kind, wenn ich dieſe Ausgabe mache, muß ich das Geld von der angeblichen Penſion für Agnes und deren Mutter nehmen."

„Was," fiel ihm die Nichte erſtaunt in die Rede, „Du ſelbſt gibſt ihnen die Penſion?"

„Ja," antwortete Proctor, „aber das bleibt unter uns. — Da ich das Sparen ſchon früh lernen mußte und auch ſo glücklich war, meine Kreuzer ſehr gut verzinst zu bekommen, da ich überdies für mein eigenes Bedürfniß wenig brauchte und auch nicht daran dachte, daß ſich noch ein Geſchöpfchen auf der Welt fände, das meine Liebe und Sorge ſo in Anſpruch nehmen würde, als mein kleiner Liebling es thut, verwendete ich Alles, worüber ich verfügen konnte, für dieſe arme Familie. Weil ich aber erachtete, daß es ihnen, die unſtreitig dem höheren Stande angehörten, ſchwer fallen müßte, von mir eine Unterſtützung anzunehmen, ſo beredete ich mich mit einem edlen Manne, welcher mir behülflich iſt, die Bedauernswerthen auf eine unſchuldige Weiſe zu täuſchen, indem er ſie glauben macht, daß ſie die Penſion von einem Unbekannten beziehen."

„O geliebter Onkel!" unterbrach ihn Marie, mit dem Ausdrucke innigſter Zärtlichkeit ſeine Hand erfaſſend, „wie edel! wie gut biſt Du! Nein, nein! ich verzichte gerne auf meinen Wunſch, thue nur auch in Zukunft, was Du bisher gethan haſt. Ich weiß gewiß, der liebe Gott wird für uns ſorgen."

„Ja, das wird er!" antwortete mit vollſter Zuverſicht der Alte. „Doch laß uns noch einmal auf unſer Thema zurückkommen. Du möchteſt alſo von Agnes das Singen erlernen; hiefür könnteſt Du ihr aber einen andern Dienſt erweiſen, wenn Du ihr täglich einige Zeit in unterhaltenden oder erbaulichen Büchern vorleſen würdeſt. Dann auch weil, wie Du ſagſt, Deine Haushaltung etwas gar klein iſt, und nur wenig Zeit erfordert, um das Nöthige zu thun, könnteſt Du ihr hie und da in etwas behülflich ſein. Willſt Du?"

„Ach freilich!" lautete die Entgegnung, „das iſt ja ganz ſchön. O wie angenehm werden uns die Stunden dahinfließen!" —

Beleuchtung der botaniſchen Kunſtſprache.

Von A. Forſtenceichner.

Die lieben Sonderlinge.

Droben auf jenen Felſenköpfen, die vom Thal geſehen für den menſchlichen Fuß unerreichbar ſcheinen, dort wo die kleinen maigrünen Raſenpolſter an den ſenkrechten glatten Fluhwänden hangen und die zerriſſenen Zackenlinien des todten Geſteins mildernd überkleiden, dort, wo man höchſtens die Horſte des Adlers und des Lämmergeiers ſucht, iſt der Ernteplatz für den Wildheuer.

Man denke ſich eine Felſenwand mehrere hundert Fuß faſt lothrecht über der darunterliegenden üppiggrünen Alpen-Terraſſe aufſteigend und hoch droben auf dem Felſengerüſt die Wildheu-Plangge. Dieſe ungeheure Strebemaſſe, gegen welche der größte Münſter, das rieſigſte Bauwerk der Erde Spielzeug zu ſein ſcheinen, beſteht aus emporgerichteten, gleichſam auf die Kanten geſtellten Schiefer-, Kalk- oder Dolomit-Schichten. Die Verwitterung hat in verſchiedener Höhe einzelne Lagen abgeblättert, gebrochen und zu Thal geſtürzt, ſo daß, gleichſam terraſſirt, horizontal geneigte Bruchkanten an der gewaltigen Front wie Geſimſe an einem Gebäude hinlaufen. Wenige Zoll oder Fuß breit ſchauen ſich jene Felſenbänder, oder wenn ſie bewachſen ſind, jene Grasbänder vom Thale aus wie dünne, zarte, grüne Litzen, welche die graue Felſenfront überſpinnen.

Das ſind die Pfade des Gemſenjägers und des Wildheuers. Rechts wächst die Wand jäh, glatt, ſenkrecht in die Lüfte empor bis zum nächſten Raſenband oder bis zu den Gipfelzacken, links ſinkt ſie ebenſo ſteil in die Tiefe nieder. Dazwiſchen liegt der Felſenweg, abſchüſſig, ſchlüpfrig, bröcklig, oft nur wenig Spannen breit. Frei kann das Auge über das große Thalbild hinſchweifen, wenn der Kopf ſchwindelfrei und an die gewaltigen Eindrücke gewöhnt iſt; ein unſeliger Blick in die erblauende Tiefe, hinab auf die Gipfelpyramiden der Tannenwälder, die zu Moosdecken zuſammengeſchrumpft zu ſein ſcheinen, reißt den Mann mit magnetiſcher Kraft zum Todesſturz.

Und wenn erſt die Elemente ſich zum Kampfe und zum Sturme rüſten

gegen den Verwegenen! Wenn ſich Steine von den Felſen abbröckeln und in die Tiefe donnern, wenn die hochjagenden Wildwaſſer zu durchwaten, wenn jäher Schneefall die ſchmalen Felſenbänder binnen wenig Minuten dermaßen überdeckt und verkittet, daß über ſie hinabzuſteigen faſt unmöglich wird!

Welch' armſelig Leben! Welch' mühſames Tagewerk voller Entbehrungen, ſtets mit einem Fuße auf der Grenzlinie ſchreitend zwiſchen Leben und Tod!

(Berlepſch.)

Und trotzdem lebt und webt der Wildheuer in dieſem Elemente wie die Forelle im Bergbache und er würde ſich unheimlich fühlen in einem ſtattlichen Palais der Hauptſtadt. Und der Bub des Wildheuers freut ſich auf den Tag, wo er zum erſten Male mit dem Vater bergan klimmen darf. Schreitet er auch dießmal etwas befangen längs den Abgründen, hält er ſich am Geſteine feſt und läßt mit Herzklopfen, in bangender Neugier den Blick niederſinken auf die Waldnacht in den Tobeln, auf den tief drunten rauſchenden Bergbach oder auf die ſilberblinkenden ſteinbeſchwerten Schindeldächer der Sennhütten — das zweite Mal geht's um ſo fröhlicher.

Wie der Wildheuer an ſeinen öden, ſtillen, einſamen Felſen mit ihren gewaltigen Schreckniſſen hängt, ſo kleben viele Pflanzen an beſtimmten Oertlichkeiten, und wenn dieſe auch noch ſo karge Nahrung bieten und noch ſo unfreundlich und kalt den zarten Gebilden entgegenkommen.

Den Wildheuer, um gleich in Geſellſchaft dieſer liebgewonnenen Perſönlichkeit zu bleiben, begleitet in die ödeſten Reviere, dorthin, wo nur der nackte Felſen hinauf- und hinabſtarrt, in mehreren Arten ein herziges Pflänzchen Saxifraga*), der Felſenbohrer, der Steinbrech. Seine Händchen (Würzelein) ſind ſo zart und doch ſpaltet er damit die harten, ritzigen Felſen, und bei dieſer Arbeit fühlt er ſich am wohlſten und gedeiht am üppigſten. Man muß die herrlichen, mannigfachen Blätterroſetten und die daraus aufleuchtenden Blüthenſterne da oben geſehen haben und dann wunderts einen nicht mehr, wenn die Bergmännlein (Wichteln, Heimchen) ſich damit ihre breitkrempigen Hütchen decoriren neben der Edelraute und dem Edelweiß.

Beim Vollmond magſt Du das eine oder das andere davon an den ſteinbrechgeſchmückten Wänden hinhuſchen und klettern ſehen, bis ſie endlich reichverziert Halt machen an einem Felſenvorſprung. Von da ſingen ſie ihre Trutzlieder in's Thal hinab und das hallt und klingt ſo wunderſam, weil

*) saxum, Stein, Fels und frangere zerbrechen.

eine Bergwand den aufgefangenen Schall der andern zurückwirft, und es entſteht jenes wunderbare Thalklingen, das man fernhin durch die ſtillen Nächte melodiſch ſchauern hört und nicht weiß, von wannen es kommt.

Dort, wo der Wildbach wie eine aufgeſchreckte Schlange hinunterziſcht und brauſt, bilden ſich vom verwitterten und fortgeſchwemmten Geſtein Kalkinſeln ab und auf dieſen weißen Eilanden blüht ein neuer Sonderling, die Gypsophila repens*), die kriechende Kalkfreundin.

Eine Frühlingsmitternacht auf einſamer Heide mit ihrer ärmlichen Pflanzendecke — dem Haidekraut! Aus nicht zu weiter Ferne heult und klagt eine Ohreule, jetzt ſpinnt ein Ziegenmelker an ſeinem Nachtgeſange, einzelne Käfer ſchwirren und ſummen vorüber. Da erhebt ſich die nimmermüde Haidelerche wie träumend vom Boden und ſingt hell und klar durch die ſtille Nacht und trillert und flötet und jubelt und ſteigt, wie am Tage zur Sonne, zu den funkelnden Sternen auf, vom Liederdrang in ihrem Herzen getrieben und das Herz folgt dahin, wohin das Auge ihr nicht mehr folgen kann.

Die ſtille Mitternacht, die faſt beängſtigende Ruhe über Waldſtrecken, aus der man nur aufſchreckt durch das Klagen der Eule — und dieſes Lied. Unwillkührlich frägt man hinauf zum Sternenhimmel: „Vöglein! biſt du emporgeſtiegen, um mich Einſamen, Verlaſſenen da unten zu erfreuen durch deine Nähe, mich zu grüßen und zu erheben zu deinem und meinem Schöpfer?...“

Die ſtille, einſame Bergwelt, das Klagen und wieder das Lärmen und Toſen des Wildbaches, der mit Felsblöcken und Baumſtämmen ſpielt und daneben die Gypsnelke, vom zürnenden Giſcht gekühlt.

Die ſchäumenden Waſſer ſind von einem mächtigen Felſendamme eingeengt, den ſich das wilde Bergkind in eigenſinniger Conſtruction aufgeworfen. Hier ſtürmt muthig bald in gelber, bald in blauer Tracht das Aconitum**), der Felſenfreund, auf und ab, eine eigenthümliche Wacht von unverwüſtlichem Humor, der durch den unwirthlichſten Poſten nicht vertrieben werden kann; möchte man doch glauben, daß hie und da nicht einmal Staub als Nahrung könne geboten werden. Verirrt ſich der Sturm- oder Eiſenhut auch in die Wälder hinein, ſteigt er thalab oder wird er dorthin verſchlagen, am

*) γυψος Gyps der Alten oder Kreide, φιλειν lieben; repens kriechend.

**) ακονιτον aus α ohne und κονις Staub d. h. eine Pflanze, die auf nackten Felſen wächſt. Unter dem Namen Acona wird bei Theophraſt ein felſiger Diſtrikt bei Heraklea in Bithynien am Pontus erwähnt, wo dieſe Pflanze häufig vorkommen ſoll.

heimlichſten fühlt er ſich an den kühlen, ſteinigen Bergabhängen und Bergwaldwildniſſen, wo's etwas zu kämpfen gibt mit den Hochgewittern und ihrem wilden Gefolg.

Mit dem Sturmhut haben wir uns ſchon etwas in den Bergwald verirrt; thut nichts. Wie maleriſch windet ſich die Linie des Fußſteigs durch das Dickicht. Horch! wie Alles ſummt und athmet, ſpinnt und webt! Die Sträucher bilden dunkle Gänge. Sie faſſen Dich mit grünen Fingern, hauchen Dir entgegen, hauchen Dir nach, rühren Dir die Schulter und Du blickſt um halb erſchreckt, als rufe Etwas hinter Dir. Da liegt eine bunte Feder; dort fliegt ein Vögelein vom Neſte auf. Hier ſtehen ein Paar Pilze, die ſich viel wiſſen mit ihren ſpitzen Mützen. Hüte Dich! es iſt die Ehrenwache irgend eines Koboldkönigs, ſie werden Dich weglos immer tiefer in's Zauberverließ locken. Hüte Dich! ruft das warnende Vögelchen. Aber Du biſt gefangen, ehe Du's noch weißt.

Bis jetzt war der Wald gemiſcht aus Laub- und Nadelbäumen und durch manche Lichte ſpielte der Sonnenſtrahl und herzte mit den ſtillen Blüthen und den Wellen des Bergbächleins und dem Falter, der, ſich kühlend, darüber flog. Von nun ſchlagen die Tannen ihr dunkles Dach immer zackiger zuſammen, immer grandioſer ſchwingen ſich ihre ſchlanken Leiber hinauf und wie um alte Thurmzinnen ſchlingt hie und da der Epheu die Ranken hinan. Der freundliche Blüthenteppich iſt verſchwunden, nur die Neottia*) zeigt ihr fahles Hexengeſichtchen und webt, weil in den Wipfeln die Neſtchen immer ſeltener werden, aus ihren Wurzeln im Erddunkel ein Vogelſtübchen — iſt's Hohn? iſt's Langeweile?

Es wird von Schritt zu Schritt immer ſtiller und einſamer und zuletzt hörſt Du nichts, als aus der Waldestiefe das geiſterhafte Hämmern des Spechtes, über Dir das Knarren eines Aſtes und noch höher den ſcharfen Ruf eines Raubvogels.

Hier lebt am liebſten am Fuße der Tannen die Monotröpa**), die

*) *νεοττια* das Neſt (nidus avis); die Wurzelfaſern ſind ſo in einander verflochten, daß ſie das Anſehen eines Vogelneſtes haben.

**) Monotröpa aus *μονος* allein und *τρεπειν* wenden; die Blumen rollen ſich von einer Seite her auf, die ganze Pflanze iſt anfangs abwärts geneigt, ſpäter aufgerichtet; auch iſt die Bedeutung von „ſonderbar" (das eigenthümliche Ausſehen) oder von „für ſich lebend" (nur im Waldesdunkel) platzgreifend; — Hypopitys von *ὑπο* unter und *πιτυς* die Fichte, wächſt ſchmarotzend auf deren Wurzel.

Einſiedlerin ihr ſchüchtern Leben, und es vergehen einige Tage, bis ſie ihr blaſſes (gelblich-weiß) Köpfchen aufrichtet und vom niedlichen Mooswalde ein wenig durch die Tannenreiſig zum blauen Himmel ſchaut.

Es ließen ſich noch manche Sonderlinge finden, deren Name wenigſtens die Lieblingsplätze verräth: Origänum*), der Bergſchmuck, Alsine**), die Hainliebende, Anthriscus***), die Heckenblüthe, Arabis†), die Wüſtenblüthe, aber der Abend ruft heimwärts. —

Im Thale treffen wir beim Mondenglanze auf eine Blüthe, die an die Nachtigall erinnert — auf die Hesperis tristis††), Nachtviole. Einfach, ja faſt ſchwermüthig iſt ihre gelbe, mit dunkelrothen Adern geſtreifte Blüthe, aber ihr Duft entſchädigt vollkommen.

Wenn die Nacht hereinbricht, wenn der Mond ſein Zauberſpiel treibt mit Blättern und Blüthen, wenn alle andern Vögel längſt in den Banden des Schlafes liegen, wenn kein Lufthauch die Stille der Nacht unterbricht, dann tritt die Nachtigall auf mit ihrem Himmelsklang und ihrer Himmelsdichtung — ſo duftet die Nachtviole, wenn längſt tauſend und tauſend Blüthen ihre Vaſen geſchloſſen. Solche Sonderlinge der Zeit mögen wir uns gefallen laſſen.

Die zwölf Edelſteine der Offenbarung Johannis.

Jaſpis. Saphir. Chalcedon. Smaragd. Sardonix. Sardis. Chryſolith. Beryll. Topas. Chryſopras. Hyacinth. Amethyſt.

Bearbeitet von Caroline Beck.

IV. Geſchichtliche Juwelen.

Juwelen ſpielten zu allen Zeiten im Leben der Großen als Andenken, als Symbol, als Träger von Freude oder Leid, eine wichtige Rolle. Ringe geſellten ſich ganz beſonders zu den Lebensverhältniſſen der Menſchen, in

*) Origänum von ὄρος Berg, γάνος Schmuck.

**) Alsine von ἄλσος Hain.

***) Anthriscus von ἄνθος Blüthe und ῥύγχος Hecke.

†) Arabis die trockene, ſteinige Orte liebende (die arabiſchen Wüſtenblüthen), was durch Arabien ausgedrückt (ähnlich Arenaria die Sandliebende — arena Sand).

††) ἑσπερα Abend: die Blüthen riechen Abends viel ſtärker als am Tag; tristis traurig.

welcher Stellung ſie auch immer geweſen ſein mögen. Unter den vielen Sagen, mit welchen die Orientalen die Lebensgeſchichte Salomo's ausſchmückten, war eine von des Königs Zauberring, der ihm Macht ertheilte, böſe Geiſter zu bezwingen und zu erfahren, was er von Himmel und Erde wiſſen wollte. Als er einſt in's Bad ſtieg, zog er ihn ab. Eine Furie raubte ihn und ſchleuderte ihn ins Meer. Ganz außer ſich über dieſen Verluſt, ſchwur er nicht eher den Thron wieder zu beſteigen, als bis er ſeinen Talisman wiedergefunden hätte. Nach vierzig Tagen endlich wurde dem Monarchen ſein koſtbares Gut im Bauche eines Fiſches aufgetragen.

Das Hindu-Gedicht Ramajana dreht ſich ebenfalls um einen Ring. Als Sita von dem böſen Geiſte Rhevan entführt wurde, wußte der Affe allein von ihrem Vergungsort. Ueber das Meer in den Garten Rhevans ſpringend, brachte er der weinenden Sita Botſchaften ihres untröſtlichen Gemahls Rama. Aber Sita hörte ungläubig den Worten des Affen zu, bis ſie endlich durch einen Ring Rama's, den Sita zurückließ, überzeugt wurde. Seitdem wird der Affe von den Hindus in großen Ehren gehalten.

Wem iſt Schiller's Ballade „der Ring des Polykrates" fremd? Plinius, der den Juwel ſah, verſichert, daß es ein Sardonix geweſen ſei.

Frankenberg bei Aachen, der Lieblingsaufenthalt Karls des Großen, birgt eine ähnliche Sage. Die ſchöne Faſtrade, mit der er dort Hof hielt, ſtarb. Ihr Tod ſtürzte den Kaiſer in einen ſo gefährlichen Tiefſinn, daß die Räthe des Reiches beſorgt wurden. Erzbiſchof Turpin von Rheims konnte endlich das obwaltende Geheimniß enthüllen; denn ein Traumgeſicht verrieth ihm, daß nur allein der Ring, welcher in die Haare der abgeſchiedenen Kaiſerin geflochten war, die Kraft beſaß, ihren Gemahl noch an dieſe zu feſſeln. Mit feſtem Entſchluß, den Herrſcher von ſeinem traurigen Wahnſinn zu befreien, trat er eines Morgens in das Gemach, wo Karl auf einige Augenblicke in Schlaf verfallen war, öffnete leiſe den Sarg und nahm den Ring aus Faſtradens Locken, den er ſchnell in ſein Gewand verbarg und ihn ſo den Augen des Kaiſers entzog. Staunend ſah dieſer umher, ſah auf die Leiche, die ſchon in Verweſung überging und fiel ſchaudernd und weinend dem Erzbiſchof um den Hals. Verſchwunden war die Zauberkraft; Karl betrauerte zwar die ihm entriſſene Gattin, jedoch mit hellem Geiſte.

Trotzdem, daß Tradition und Geſchichte ſo unzählige Sagen über Juwelen aufbewahrte, ſo ſind doch viele geſchichtliche Erzählungen verloren ge-

gangen. Auch einige der schon besprochenen Edelsteine sind mit der Sagenwelt verwoben.

Zuerst wieder vom Jaspis. Im Cölner Dom steht ein prachtvoller Sarkophag aus Jaspis, der die Ueberreste der drei Weisen aus Morgenland enthalten soll. Der Sarg ist übersät mit Perlen und kostbaren Steinen, die Weisen sind in Lebensgröße, eine reich mit Edelsteinen besetzte Krone auf dem Haupte.

Da der Jaspis eine so ausgezeichnet schöne Politur annimmt, so wird er auch häufig zu Vasen, Schnupftabakdosen und andern Ornamenten verarbeitet.

Eine bedeutende Rolle spielt der Smaragd. Der größte Smaragd, welcher je in Peru gefunden wurde, war so groß wie ein Straußenei und von den Peruvianern unter dem Namen „die Göttin" angebetet.

Bei den Mexikanern bedeutet „Noh" ein Zeichen im Thierkreis und galt als Symbol der Vernunft, des Verstandes, der Intelligenz und der Gelehrsamkeit. König Yukub-Noh-Cuvatapeah trug dieses „Noh" auf einem Smaragd, als das passendste Abzeichen seines königlichen Ranges. „Votan" — das Herz des Himmels — war in seinem Haupthimmel als eine gefiederte Smaragd-Otter von außerordentlicher Größe dargestellt. Er wurde im Himmel „Chalchiluelitt" — Stein des Duldens und der Selbstverläugnung genannt.

Der Smaragd war bei den Juden so heilig gehalten wie bei den amerikanischen Indianern. Das Juwelen-Siegel, das die Priester beider Völker am Arme trugen, sowie der große Ring am ersten Finger der rechten Hand, war ein Smaragd.

Fray Francisco Nunez de la Vega, Erzbischof zu Chiapas, entdeckte eine Höhle, „das dunkle Haus" genannt, das die Schatzkammer Votans barg. Diese Reichthümer bestunden in thönernen und steinernen Vasen und Töpfen reich mit Smaragden und Edelsteinen besetzt. Für uns ist die Höhle, wie sie der ehrwürdige Priester sah, abermals entschwunden. Vasen, Bilder, Handschriften mögen zwar verbrannt sein, doch liegt es keinem Zweifel unterworfen, daß die Gold- und Edelstein-Gegenstände noch vorhanden sein müssen.

Der Mantel Montezuma's war mit einer reichen Schließe aus Smaragd versehen und seine ganze Person strotzte von Smaragden. Der Eiferglaube der ersten Missionare zerstörte manche kostbaren Gegenstände aus Smaragd,

die dem Votan geweiht waren. Die herrlichen Edelsteine wurden zu Pulver zerrieben und den Winden als Ueberreste eines blinden Heidenthums übergeben.

Unter der Beute, welche Fernando Cortez in der Provinz Goldkastilien machte, befanden sich fünf Smaragde von unschätzbarem Werthe. Der erste stellte eine Rose mit Blättern vor; der zweite ein Jagdhorn; der dritte einen Fisch mit goldenen Augen; der vierte eine Glocke, dessen Schlegel eine Perle war, an dem Rande der erstern waren in spanischer Sprache die Worte eingegraben: „Gesegnet sei derjenige, der dich gemacht hat;" der fünfte endlich, der prachtvollste von allen, stellte eine Tasse auf goldenem Gestelle dar, durch vier feine Goldkettchen an eine Perle befestigt, an welche der Schmuck beim Tragen angehängt wurde.

Ein Wunderwerk eines Smaragds von außergewöhnlicher Größe ist die genuesische Schüssel «Sacro Catino,» die aus einem Stück besteht. Aus ihr soll Christus das letzte Mahl genommen haben. Dieses kostbare Gefäß des heiligen Gral wurde von den Kreuzfahrern unter Wilhelm Embriaco bei der Einnahme von Cäsarea im 12. Jahrhundert genommen. Bei der Vertheilung der Beute fiel diese Schaale den Genuesern zu, die sie in der Kirche des heil. Lorenzo aufbewahrten, ihr eine Ehrenwache der Ritter Clavigeri beigesellten und sie alljährlich zur Verehrung von Millionen und Millionen aussetzten. Bei der Eroberung Genua's durch die Deutschen im Jahr 1522 wurde das Kleinod nur durch den edeln Frundsberg vor der Beutelust seiner Landsknechte gerettet. (S. Jugendblätter 1857, S. 288.)

Die Franzosen, in deren Hände dieser Schatz später fiel, unterwarfen ihn in Paris der Prüfung einiger Mineralogen, die die berühmte Smaragd-Schüssel für nichts anderes, als ein Stück grünes Glas erklärten. Viktor Emmanuel, König von Sardinien, bestand 1815 darauf, das heil. Gefäß zurückerstattet zu bekommen, um es der Kirche des heil. Lorenzo, der Obhut der Ehrenritter und der Verehrung der Menge mit der Versicherung zurückzugeben, daß diese Smaragd-Schaale wirklich und wahrhaftig der Sacro Catino sei, welche die Königin von Seba mit andern Juwelen dem König Salomo zum Geschenk machte, von dem sie dann in den Tempel geopfert, später aber zu noch höherm Dienst geweiht wurde. Die Untersuchung in Paris erklären die Italiener dahin, daß die Franzosen von dem Castellan, der das heil. Gefäß aufzubewahren hatte, angeführt worden seien. Dieser

habe nicht die echte Schaale, ſondern eine nachgemachte aus grünem Glas herausgegeben.

Ein Reiſender aus der Neuzeit erzählt von einem Smaragd, den er in dem Tempel Buddha zu Siam ſah. Dort ſoll ein Götze, zwei Fuß hoch aus einem Stück ſtehen, als Augen glänzen zwei feurige Diamanten.

Plinius verſichert, daß der Smaragd ein ganz beſonders glänzendes Licht ausſtröme und führt dafür einen Beleg an aus dem Grabe eines unbedeutenden Königs, Hermias von Cypern. Auf ſeinem Grabe lag ein Löwe mit Smaragdaugen, deſſen feuriger Schein ſo gewaltig war, daß die von dem funkelnden Lichtmeer erſchreckten Fiſche weit in das Meer hinausſchwammen, zum großen Entſetzen der Fiſcher. Sobald die Fiſcher die Urſache ihres mangelhaften Fiſchfangs ergründet hatten, wußten ſie bald Hülfe, denn ſie fürchteten ſich nicht vor den ſtrahlenden Löwenaugen.

Als das Grab Karls des Großen geöffnet wurde, fand man den mächtigen Kaiſer im kaiſerlichen Ornate ſitzend, die zweifache Krone des deutſchen und des fränkiſchen Reiches auf dem Haupte, ſein gutes Schwert «Joyeuse,» mit dem er einen Ritter in vollem Waffenſchmuck entzwei ſpalten konnte, an der Seite. Seine Füße ruhten auf dem goldenen Schilde, dem Geſchenke Pabſt Leo's, und um ſeinen Hals hing der Talisman, der ihn überall ſiegen machte und welcher in einem Stückchen aus dem wahren Kreuze Chriſti, von der Kaiſerin Irene zugeſandt, beſtand. Ein großer Smaragd an einer langen goldenen Kette ſchloß ihn ein.

Die Königin Eliſabeth von Spanien, Philipps II. Gemahlin, eine Fürſtin, welche die Pracht liebte, erhielt einſt von ihrem königlichen Gemahl einen ſehr koſtbaren Salat zugeſchickt, nämlich eine Schüſſel voll Edelſteine. Die Topaſen bedeuteten das Oel, die Rubinen den Eſſig, Perlen und Diamanten das Salz, die Smaragden den grünen Salat. Der Salat war nicht bitter!

Topas. Kaiſer Maximilian, von dem erzählt wird, daß er mit der Fauſt einem Pferde die Zähne ausſchlagen und mit ſeinem kaiſerlichen Fußtritt des Pferdes Lenden zerbrechen konnte, zermalmte zwiſchen ſeinen Fingern den Topas zu Pulver. Was auch immer der Edelſtein geweſen ſein mag, dem die alten Römer dieſen Namen verliehen, ſo konnte er gewiß nicht der Kryſtall Carindon geweſen ſein, den wir heut zu Tage ſo nennen, ſelbſt wenn der Kaiſer die Stärke des Thraciſchen Goliath beſeſſen hatte.

Der Amethyst ist endlich derjenige Stein, welcher in die Ringe der Bischöfe gefaßt wird. Der aus Westen kommende Amethyst wird nicht nur zu persönlichem Schmuck, sondern zu Bechern u. dergl. verarbeitet.

Skizzen aus dem Künstlerleben.

Von K. Rheineck.

II.

Michelangelo Buonarotti.

Am 17. Februar 1563 starb zu Rom Michelangelo Buonarotti, der geachtetste unter den damaligen Künstlern. Durch seinen Tod entstand eine so gewaltige Lücke, daß dieß hinlänglichen Beweis von seiner Größe gibt; denn mit ihm sank gleichsam die letzte Stütze der ächten Kunst, die von da ab unfehlbar ihrem Verfall entgegeneilte. Michelangelo allein hielt diesen noch auf, aber kaum war er nicht mehr, so brach das Gebäude, das sein Geist geschaffen und das der Grundstein für alle spätern Epochen der Kunst hätte werden sollen, in sich selbst zusammen. Die Werke des Meisters aber haben ihn und diesen Ruin überdauert; sie sind beredte Zeugen seiner Geisteskraft und seines Genie's, und so wollen wir denn an ihrer Hand zurückblicken auf ihren Schöpfer, und uns in einem kurzen Abriß ihn und diese seine Werke vorüberführen.

Michelangelo's Vaterstadt war Florenz, wo er im Jahre 1474 seinem Vater geboren ward, der wenig bemittelt war und sich daher gezwungen sah, seine Kinder so bald als möglich in die Welt zu schicken, damit sie sich ihr Brod selbst verdienten. Michelangelo kam in die gelehrte Schule des Francesco von Urbino, beschäftigte sich hier jedoch mehr mit Zeichnen als Studium, bis sich sein Vater endlich entschloß, ihn zu Dominico Ghirlandajo, einem sehr geschickten Maler, in die Lehre zu thun. Der vierzehnjährige Knabe machte hier so bedeutende Fortschritte, daß er es wagen konnte, eine Zeichnung des Meisters zu verbessern, gewiß ein großes Wagniß für ihn, aber auch zugleich ein ehrendes Zeugniß für seine Kunst. Verschiedene Blätter von allen Meistern kopirte er damals so treu, daß man einen Unterschied zwischen Original und Copie nicht mehr entdecken konnte; zudem räucherte,

färbte und beſchmutzte er letztere ſo täuſchend, daß er die Originale für ſich behalten konnte, und ſeine Nachbildungen für dieſe galten.

Lorenzo von Medici gab damals dem Bildhauer Bertoldo den Auftrag, eine Schule zu gründen, damit tüchtige Meiſter herangebildet würden, und in dieſe Schule ward Michelangelo auf Empfehlung des Dominico Ghirlandajo aufgenommen. Auch hier ließen ſeine Leiſtungen die künftige Größe nicht verkennen, denn ſchon nach kurzer Zeit bildete er den Kopf eines antiken Faunes in Marmor nach; und obwohl er nie Marmor und Meißel unter den Händen gehabt hatte, ſo gelang ihm ſein Werk doch ausgezeichnet, und er hatte außerdem noch den Mund, den das Vorbild geſchloſſen zeigte, geöffnet. Dieſe Arbeit hatte ihm ſo ſehr die Gunſt des Herzogs verſchafft daß er ihm ein Zimmer in ſeinem Palaſte anweiſen ließ, ihn zu ſeinem Tiſche zuzog und viel mit ſeinen Söhnen zuſammenbrachte. Erſt der im Jahre 1492 erfolgte Tod Lorenzo's löſte das Verhältniß.

Mit dem Eintritte in Bertoldo's Schule war die künftige Richtung Michelangelo's entſchieden; denn obwohl er in der Architektur und noch viel mehr in der Malerei ſo Vorzügliches leiſtete, ſo war doch die Bildhauerkunſt das Fach, in dem er ſich nach ſeinem eigenen Ausſpruche am meiſten bewundert. Darum wollen auch wir ihn zuerſt hier aufſuchen und erſt dann auf ſeine Werke in der Malerei übergehen.

Gewaltig iſt der Eindruck, den die Schöpfungen Michelangelos auf den Beſchauer machen, und nur wenige ſind wohl im Stande, die ganze Größe die volle Seelenkraft, die in ihnen liegt, auf den erſten Blick zu verſtehen. Das Geſchwätz, das mancher darüber verführt, beruht ja ſo häufig in der Thorheit, die Mode mitmachen zu wollen; und da es jetzt gerade Mode iſt, zu den Verehrern Buonarotti's zu gehören, ſo hebt man ſein Verdienſt bis in den Himmel, ohne zu wiſſen, daß er es auch in vollem Maße verdient. Dem, der mit unbefangenem Auge Michelangelos Bildwerke betrachtet, machen ſie zuerſt eher einen abſtoßenden Eindruck, und erſt bei genauerem Studium vermag er ſie zu faſſen, ſie und ihren Meiſter lieb zu gewinnen, der, ſo einſam er durch das Leben ging, ebenſo einſam, aber wahrhaft großartig in ſeinen Schöpfungen vor uns ſteht. Hat man ſich aber in ihn und ſeine Weiſe hineingefunden, ſo vermag man ſeine volle Erhabenheit zu erfaſſen und wird mächtig ergriffen von der tragiſchen Größe, welche uns in ſeiner Seele entgegentritt und uns ihr Innerſtes enthüllt.

Schon in seinen frühesten Arbeiten entwickelte sich sein Genius, indem er sich von dem damals herrschenden Naturalismus losriß und zu einer idealeren Auffassung fortschritt. So in dem Reliefbild einer Madonna, in dem Hochrelief Herkules im Kampf mit den Centauren, einer Bachusstatue (in den Uffizien zu Florenz) und seiner Pietas, der Madonna, welche über den Leichnam ihres Sohnes trauert, einer Marmorgruppe von wunderbarem Aufbau und ergreifendem Ausdruck der Köpfe. Mit diesem im Jahre 1499 vollendeten Werke schließt die Periode seiner Jugend; jetzt brach er mit der Tradition und begann diese Richtung, in welcher er sich nur von seiner Phantasie leiten ließ, mit der Colossalstatue des David, die er aus einem verhauenen Block arbeitete. In seltsamem Widerspruch stehen hier die ungeheuren Verhältnisse mit dem vom Meister angenommenen Knabenalter.

Pabst Julius II. berief im Jahre 1503 Michelangelo nach Rom, und beginnt damit dessen Periode der vollendeten Meisterschaft. 1504 entwarf Buonarotti jenes Grabmal für den genannten, kunstliebenden Papst, das leider nie in den riesigen Dimensionen, wie er es gewollt hatte, zur Ausführung kam. Die erhaltene Handzeichnung gibt Zeugniß, wie er es verstanden, die Architektur zur Trägerin der Plastik im vollen Sinne des Wortes zu machen. Da sind an den Pilastern gefesselte Gestalten, Personifikationen der vom Papste wiedereroberten Provinzen und der durch sein Hinscheiden in ihrer Thätigkeit gehemmten Künste; dann andere Gestalten in Nischen und auf Postamenten, darunter Moses und Paulus, alles Figuren, die in ihrer großartigen, harmonischen Zusammenwirkung ein Riesendenkmal moderner Skulptur geschaffen hätten. Erst 1545 gelangte ein zusammengeschrumpftes, widersinnlich componirtes Grabmal zur Aufstellung, an dem das Meiste Arbeit der Schüler ist. Vom Meister selbst aber ist die sitzende Kolossalfigur des Moses, ein wahrhaft dämonisch gewaltiges Werk.

Aus dem Jahre 1527 ist ein auferstandener Christus und ein unvollendeter Apollo; im Jahre 1529 begann Michelangelo die Grabmäler des Giuliano und Lorenzo von Medici in San Lorenzo zu Florenz im Auftrage des Papstes Leo X. In Nischen sitzen die Statuen der beiden Fürsten, und unterhalb derselben ruhen bei Giuliano die Gestalten des Tages und der Nacht, bei Lorenzo die der Morgendämmerung und des Abends. Als die beste ist wohl die Nacht zu bezeichnen, über der eine wunderbare Ruhe ausgegossen ist; die Figuren sind fast sämmtlich an einem Theile unvollen-

det, die Anordnung des Ganzen ſchlicht und frei, nur bei einigen iſt eine unangenehme Gezwungenheit bemerkbar.

In der gleichen Kapelle wie die genannten Denkmale befindet ſich eine unfertig gebliebene, ſitzende Madonna mit dem Kinde, in den Uffizien zu Florenz ein ſterbender Adonis, im Dom daſelbſt eine Kreuzabnahme und im Conſervatorenpalaſt zu Rom ſein Selbſtporträt, eine der gelungenſten Arbeiten in dieſer Art. In Florenz fertigte Michelangelo einſt einen ſchlafenden Amor, dem er künſtlich ein altes Ausſehen gegeben haben ſoll, und der auch mit vollem Rechte für eine Antike gelten konnte; eine andere Statue ſoll er ſeinen Freunden gezeigt, und als dieſe ihre höchſte Bewunderung nicht verſagten, eine danebenſtehende Antike aufgedeckt haben, um ſo den geringen Werth ſeiner Arbeit darzuthun. Und wenn auch dieſe dadurch unbedeutender erſchien, ſo iſt dieß doch ſchon ein Beweis für ihre Tüchtigkeit, daß er es wagen konnte, einen Vergleich mit der Antike auszuhalten.

Mit Pabſt Julius II. hat ſich Michelangelo mehrmals überworfen; da aber Einer für den Andern unentbehrlich war, kam immer wieder eine Verſöhnung zu Stande. Ein ſolcher Zwiſt endete damit, daß der Pabſt Buonarotti den Auftrag gab, eine fünf Ellen hohe Statue Sr. Heiligkeit zu arbeiten. Als das Thonmodell fertig war, beſichtigte es der Beſteller, und als der Pabſt fragte, ob er mit ſeiner ſtolz erhobenen Rechten Fluch gebe oder Segen, antwortete der Meiſter: „Sie mahnt das Volk von Bologna, weiſe zu ſein.“ Michelangelo hielt ſich nämlich damals gerade zu Bologna auf, wohin er ſich vor dem Zorn des Papſtes geflüchtet hatte, und der bei deſſen Charakter ſchon Anlaß zur Beſorgniß geben konnte. Als der Meiſter die Anſicht ausſprach, er wolle dem Standbild ein Buch in die Linke geben, ſagte ihm der Papſt: „Gib mir ein Schwert, ich bin kein Gelehrter!“

Außer dieſen genannten, hauptſächlichſten Bildwerken Michelangelo's kennen wir noch eine große Anzahl anderer, die er aber größtentheils nur halb vollendet ließ. Der gewaltige Genius, der in ihm ſchlummerte, konnte es nicht erwarten, bis die Feſſeln des Marmors gefallen ſeien, und ſo verdarb er manchen Block durch ſeine Ungeduld; andere plaſtiſche Arbeiten mußte er wegen der Maſſe von Aufträgen, die er bekam, liegen laſſen. Anders verhält es ſich mit ſeinen Gemälden; die großartigen Freskomalereien, die von ihm herrühren, hat er ohne fremde Beihülfe zu einer Stufe der Gedie-

genheit emporgehoben, die uns bei der wenigen Uebung, die er in der Malerei hatte, wahrhaft bewundernswerth erſcheint.

Kleine Staffeleibilder zu malen war nicht Michelangelo's Sache; es war ihm zuwider ſeine Gedanken auf einen ſo kleinen Raum einſchränken zu müſſen. Der Auftrag der florentiniſchen Stadtgemeinde, im Wetteifer mit Leonardo da Vinci im großen Saale des Palazzo Vecchio ein Schlachtbild zu malen, kam ihm deßhalb ſehr erwünſcht. Er wählte den Moment vor dem Kampfe, in dem die ſorgloſen Soldaten, die eben baden, vom Feinde überraſcht werden, vollendete den Carton im Jahre 1506 und zeigte darin in kühnen Gruppen, daß er das gründliche Studium des menſchlichen Körpers wohl zu verwerthen wußte. Die Arbeit iſt leider durch die Bosheit und den Neid ſeiner Zeitgenoſſen vernichtet worden.

Ungern und mit Widerwillen, nur durch die eiſerne Willenskraft Julius II. bewogen, übernahm es Buonarotti, die Decke der Sixtiniſchen Kapelle zu malen und begann damit gegen 1508. In der unglaublich kurzen Zeit von zwanzig Monaten war das Werk beendet; ohne jede fremde Beihülfe entſtand es, und zwar zeigte es eine ſolche Vollendung in Technik und Compoſition, daß man des Meiſters Ausſpruch, er ſei hauptſächlich Bildhauer, für unrichtig halten möchte. Er gliederte die Decke willkürlich und doch wunderbar harmoniſch, indem er in acht abwechſelnd ſchmäleren und breiteren Bildern die Hauptmomente der Geneſis, von der Schöpfung bis zur Sündfluth darſtellte. Auf den Dreieckfeldern der Wölbung ſind die Geſtalten der Propheten und Sibyllen angebracht, auf den vier entſprechenden Eckräumen die viermalige Errettung des Volkes Iſrael, und zwar die eherne Schlange, Goliath, Judith und Eſther. Außerdem ſieht man noch die Vorfahren der Maria, die dem Erlöſer entgegenharren, und viele grau in grau gemalte Figuren, die dem Ganzen reiches Leben geben, ohne die Totalwirkung zu zerſtören. Es iſt nicht möglich, hier genauer in dieſe Schöpfung Michelangelos und ihre Einzelheiten einzugehen; nur kurz ſei erwähnt, daß die Größe und Erhabenheit des Geiſtes, die den Meiſter bei ſeinen Bildwerken geleitet, auch hier in unendlichem Maaße vorhanden iſt; auch hier hat er einſam die gewaltigen Ideen, mit denen ſeine Seele gerungen, wiedergegeben. Seine Feinde, die in der Hoffnung, Michelangelo werde ſeiner Aufgabe nicht genügen können, den Papſt zur Ertheilung des Auftrags an Buonarotti vermocht hatten, mußten mit Beſchämung ſehen, wie er hiedurch ſeinen Ruhm nur bedeutend vermehrt hatte.

Als Michelangelo schon in hohem Alter stand, schuf er von 1534—1544 auf Wunsch des Papstes Paul III. in derselben Sixtinischen Kapelle sein jüngstes Gericht, und wie seinem Geiste die Innigkeit der Chöre der Engel und Seligen auf den früheren Darstellungen dieses Stoffes wenig zusagte, so wählte er hier den Augenblick, wo mit erschütternder Macht: „Weichet von mir ihr Verdammten" vom Weltenrichter gerufen wird. Auch Christus ist hier nicht der milde, thronende Erlöser, sondern er gleicht eher dem Zeus, der die Titanen mit furchtbarer vernichtender Gewalt in den Abgrund schleudert. Erbarmungslos erreicht das Geschick die Gerichteten, so daß auch die Gottesmutter scheu verstummt und ihr sonst so mildes Antlitz zitternd abwendet. Trotz der ungeheuren Menge von fallenden, schwebenden und aufsteigenden, in allen Verkürzungen meisterhaft gezeichneten, verworrenen Gestalten, zeigt das Ganze eine vollendete Harmonie und Klarheit, die auch die spätere theilweise Uebermalung und der vom Weihrauchsdampfe angesetzte Ruß nicht zu verwischen vermochten. In dem 60 Fuß hohen Bilde zeigte Buonarotti, daß seine Kraft mit dem Alter eher wuchs als abnahm, wenn auch die weihevolle Stimmung jener Deckenbilder einer dämonischen Kraft gewichen ist.

Wie erwähnt, war Michelangelo auch Architekt, und groß wie in der Bildhauerei und Malerei war er gleich groß in der Baukunst. Von seiner Hand entworfen ist die unvollendet gebliebene Façade für San Lorenzo in Florenz, der Plan zum Forum in Rom, und vor allem leitete er den Ausbau der Kuppel von St. Peter. Bramante begann 1506 den Neubau der riesigen Kirche in Form eines griechischen Kreuzes mit großartiger Kuppel, dann übertrug man ihn auf Rafael, der den Entwurf in ausgedehntes Langschiff umänderte, und hernach auf Peruzzi, der auf den vier Ecken kleinere Kuppeln hinzufügte. 1546 übernahm der zwei und siebzigjährige Buonarotti unentgeldlich die Bauführung; er kehrte zu dem Plane Bramante's zurück und zeichnete für die Kuppel ausführliche Pläne, nach denen der Bau nach seinem Tode zu Ende geführt wurde. Die reiche Gliederung, die gut vertheilten Fenster, die schöne Schwingung der Kuppel und die schlanke Laterne erzielten eine prachtvolle Wirkung, die leider durch die von Carlo Maderna beigesetzte Verlängerung des Schiffes wieder zerstört wurde. Bernini fügte 1629 die prachtvolle Vorhalle an und gab durch die Doppelkolonnaden, welche den Platz vor der Kirche umfassen, der ganzen Anlage den Abschluß.

Fast neun und neunzig Jahre alt starb der Meister, unverheirathet;

er war allein durch's Leben gegangen,*) wie er auch seit Rafaels Tod allein auf der Höhe der Kunst gestanden war; und allein schuf er seine Werke und mochte es nicht leiden, wenn er bei der Arbeit gestört wurde. Um auch Nachts nicht müßig gehen zu müssen, construirte er sich auf seine Mütze eine Lampe, bei deren Licht er fleißig meißelte.

Daß ein so hervorragender Künstler viele Schüler und Nachahmer hinterließ, ist wohl natürlich; die meisten davon sind aber bei schülerhafter Copie seiner Manier oder bei unverständiger Nachahmung seiner Fehler stehen geblieben. In der Plastik zählen dazu: Niccolo Pericoli und Benvenuto Cellini; in der Malerei Fra Sebastiano del Piombo, Jacopo Carucci, Marcello Venusti und Daniele da Volterra. In der Baukunst studierte zwar Keiner unter Buonarottis persönlicher Leitung, der Bau der Peterskirche diente aber vielfach zu dessen mehr oder weniger veränderter Nachahmung.

*) Nur in seinen späteren Jahren bildete sich zwischen ihm und der Marquisa Colonna ein inniges Freundschafts-Verhältniß, das in der gleichen Höhe des Geistes, worauf sie mit ihm stand, und in dem Verständnisse ihrer ebenbürtigen Seelen beruhte.

Auflösungen zu den lithauischen Räthseln.

Ausgewählt von Friedrich Gill.

1. Der Brief.
2. Der Schlaf.
3. Der Name.
4. Die Feder.
5. Die Haselnuß.
6. Die Zunge.
7. Die Räder des Wagens.
8. Das Ei.
9. Das Feuer und der Kessel.
10. Die Axt.
11. Der Bach und die Wiese.
12. Die Egge.
13. Ein Eiszapfen am Dache.
14. Das Fenster.
15. Das Knaul.
16. Der Schatten.
17. Der Kohlkopf.

Onkel Tom.

Von C. Saleſius.

V.

Schon am folgenden Tage wurde der Beſuch erneuert und beiderſeitig beſchloſſen, daß er alle Tage ſtattfinden ſolle. Ein Theil der Zeit ward gewiſſenhaft auf Lektüre verwendet, ein anderer auf Erlernung des Singens, in welcher Kunſt Marie unter Agneſens Anleitung bald ſolche Fortſchritte machte, daß ſie ſang wie ein Vögelein auf dem Aſte. Sie ſtand aber auch frühmorgens mit der Lerche auf, bereitete Onkels Frühſtück, das ſie natürlich mit ihm theilte, brachte die Wohnung in Ordnung, ſorgte für das Mittagsmahl, pflegte ihre kleinen Lieblinge, die Blumen u. ſ. w., bis es faſt unmerklich Zeit wurde, die Freundin zu beſuchen, was, wie ſie ſich ausdrückte, immer den ſchönſten und angenehmſten Theil des Tages bildete. So verſtrich Tag um Tag, Woche um Woche und ſchon nahte die freundliche Weihnachtszeit, die auch Mariens Köpfchen mit allerlei Plänen erfüllte, denn ſie wollte um jeden Preis dem guten Onkel eine kleine Ueberraſchung bereiten. Eines Tages ſaß ſie, emſig deſſen grobe wollene Socken ſtopfend, in ihrem Kämmerchen, da wurde ſie plötzlich in ihren Gedanken durch ein ſtarkes Pochen geſtört. Verwundert über das ungewöhnliche Ereigniß lief ſie ſogleich zur Thüre, um ſie zu öffnen, und zu ihrer größten Ueberraſchung erblickte ſie ihre vormalige Inſtitutsfreundin Henriette Chalons. Ein Freudenſchrei entrang ſich ihren Lippen, ſie umarmte und küßte ihre liebe Gefährtin und Eine konnte der Andern nicht genug Liebe erweiſen. Nachdem Henriette ſich etwas näher in dem ärmlichen Zimmer umgeſehen hatte, ſprach ſie: „Aber was haſt Du doch für eine unbequeme Wohnung? Komm doch gleich mit mir, das iſt wahrhaftig kein Aufenthalt für Dich!“

Marie erröthete und ihre Gluth ſtieg noch höher, als ſie das ſtattliche Seidenkleid der Freundin und den modernen, befederten Hut betrachtete, damit ihren einfachen Rock und die baumwollene Schürze verglich. Jetzt erſt fühlte ſie ſich niedergeſchlagen und beſchämt.

Henriette fuhr mit prüfendem Blicke und etwas ſchneidendem Tone fort: „Dieſe großen, groben Strümpfe werden doch nicht Dir gehören? wie kannſt Du Dich denn, um Himmelswillen, zu ſo gemeiner Arbeit verſtehen? Wir

ſind auf einen Monat hieher nach London gezogen, komm mit mir, ich werde für einen angemeſſenen Platz und eine, Deinen Kenntniſſen und Fähigkeiten beſſer anſtehende Beſchäftigung ſorgen; Hausmagds-Arbeit iſt doch einmal nichts für Dich. Wahrſcheinlich haſt Du auch Dein Clavierſpielen und andere ſchöne Künſte, die wir mitſammen gelernt, theilweiſe wenigſtens vergeſſen; iſt doch jammerſchade!"

„Ich hatte keine Gelegenheit," antwortete Marie ſchüchtern und verlegen, „das Klavierſpielen fortzuſetzen; aber dafür habe ich ſingen gelernt."

„Wer iſt Dein Geſanglehrer?" fragte Henriette neugierig.

„Lehrer habe ich keinen. Es iſt ein junges Frauenzimmer, das ſo gütig iſt, mich zu unterrichten."

„Gut! Du gehſt mit mir, dann kannſt Du auch von unſerm Muſiklehrer profitiren; er iſt ein herrlicher Mann, ungemein geſchickt und tüchtig. Beeile Dich, zieh Dich an und folge mir. Um Deinen Onkel zu beruhigen, ſchreibe ihm ein Billet, in welchem Du ihm mittheileſt, daß Du gut aufgehoben biſt und daß er ſich nicht zu kümmern brauche. Er iſt vielleicht froh, Dich ſo glücklich zu wiſſen. Wie werden wir miteinander ſo fröhlich ſein!"

Marie wußte kaum, was ſie im erſten Augenblicke antworten ſollte, ſo überraſchend kam ihr die ganze Geſchichte. Als die Freundin ihr Zögern bemerkte, begann ſie von Neuem, ihr die Vortheile in noch glänzenderen Farben zu ſchildern und wußte das arme Mädchen ſo ſehr in die Enge zu treiben, daß ſie zuletzt ganz beſchämt und verlegen wurde und ernſtlich anfing, ſich ihres geringen Standes und ihrer gegenwärtigen Beſchäftigungen zu ſchämen. Die Verſuchung wuchs von Minute zu Minute und der heilige Schutzengel lag im ſchweren Kampfe mit ſeinem Gegner, dem Geiſt der Hoffart und der Unzufriedenheit. Zum Glücke währte dieſer Kampf nicht gar lange, zu rechter Zeit noch ſchickte der liebe Gott Hülfe in Geſtalt des guten Onkels, der früher als gewöhnlich von ſeiner Arbeit zurückkehrend, ſchon einige Zeit überraſcht vor der halbgeöffneten Thüre geſtanden und Ohrenzeuge des ziemlich laut gepflogenen Zwiegeſpräches geweſen war. Wie wenig oder viel er davon gehört hatte, wußte Marie allerdings nicht, allein ein traurig ernſter Blick aus ſeinen großen blauen Augen ſagte ihr, welches Mißfallen er an dieſem Geſpräche haben mußte. Tief erröthend antwortete ſie der Freundin: „Nein, nein, das wird nicht gehen! Ich kann meinen Onkel nicht verlaſſen; hat er ja Niemanden ſonſt als mich."

Proctor trat nun vollends in das Kellerstübchen, grüßte die überraschte Fremde und sagte: „Fräulein! ich wußte nicht, daß meine Marie einen Besuch habe und da ich Sie so laut und ungenirt sprechen hörte, konnte ich nicht umhin, den letzten Theil der Rede selbst zu hören. Es ist sehr gütig von Ihnen, so liebevollen Antheil an dem Schicksale meiner Nichte zu nehmen, allein ich denke, es wird doch das Beste sein, wenn sie bei mir bleibt. Ihrer Geburt nach gehört sie dem niederen Stande an, und alle ihre Verwandten leben in demselben, und zwar rechtschaffen und brav, wie es sich geziemt. Hat aber das Kind eine höhere Ausbildung erhalten, so ist das für sie mehr als genug, und ich meine, sie braucht nichts weiter. Wir leben hier sehr glücklich und zufrieden mit einander und es ist mein innigster Wunsch, daß sie bei mir bleibe; — doch wenn sie positiv fort wollte, würde ich ihr kein Hinderniß setzen."

Auf dieses entgegnete Marie lebhaft und gleichzeitig die Hand ihres Wohlthäters mit Liebe erfassend: „O Onkel, nein, nein, ich werde nie und nimmer von Dir fortgehen; ich will beständig bei Dir bleiben."

Fräulein Chalons war ebenso erstaunt als mißstimmt über diese Rede; sie konnte nicht umhin, es dem guten alten Manne als Selbstsucht auszulegen, daß er, wie sie meinte, das arme Opfer hier so eingekerkert ließe, und Marie erschien ihr als ausgemachte Närrin, weil sie ein so glänzendes Anerbieten zurückwies. Noch einmal — und zum dritten Male wiederholte sie ihre Anträge und ersuchte die Freundin dringend, wenigstens für einige Tage zu ihr zu kommen; doch auch dieses ward abgelehnt unter dem Vorwande, daß sie der Onkel zu sehr vermissen würde; dem Fräulein blieb nichts anderes übrig, als unverrichteter Sache abzuziehen, doch war sie so freundlich, zum Abschiede zu sagen, daß Marie es ihr ungescheut wissen lassen möge, falls sich ihre gegenwärtige Gesinnungen ändern sollten. Nachdem sich die Freundin entfernt hatte, begab sich Marie wieder an ihre gewohnten Beschäftigungen; sie deckte den Tisch für sich und den Onkel und in wenig Augenblicken dampfte das einfache, aber gut zubereitete Mahl ihnen entgegen. Proctor schien unstreitig ernster gestimmt, denn sonst; — der Nichte konnte das nicht entgehen und da sie die Ursache der Verwundung kannte, fand sie auch leicht das Heilmittel dagegen, darum sagte sie mit kindlicher Einfalt: „Guter Onkel, habe keine Furcht, daß Deine Marie Dich je verläßt, Du bist immer

so gut gegen mich gewesen, daß ich es wohl nirgends besser haben könnte, als gerade bei Dir!"

Des alten Mannes Züge erheiterten sich bei diesen Worten, denen er glaubte und vertraute. Auch das Kind hatte in vollem Ernste es gemeint und gesprochen, ohne zu ahnen, daß der Same der Versuchung so leicht Wurzel fassen könne und daß wenige, scheinbar absichtslos hingeworfene Worte schon Stürme in dem Herzen erregen können, bei denen die geängstigte Seele mit den Aposteln rufen muß: „Herr rette uns, wir gehen zu Grunde." Doch greifen wir nicht vor. Onkel Tom, ganz beruhigt über die Versicherung, daß Marie ihn nicht verlassen wolle, lenkte selbst das Gespräch auf den Plan, daß sein Pflegetöchterchen während den Weihnachtsferien Großeltern und Tante besuchen sollte. „Ich will das," antwortete Marie, „doch erst zu Neujahr, und da nur auf ein paar Tage, ich habe dieses der Tante in meinem letzten Briefe schon mitgetheilt."

Unter diesen Gesprächen verfloß die Essenszeit und Proctor hatte allmälig seine gute Laune wieder erlangt; darum ging er auch ruhig und getrost in sein Geschäft. Nachdem er fort war, besorgte Marie wie gewöhnlich die Erfordernisse der kleinen Haushaltung; als sie jedoch nach bereits vollendeter Arbeit die Uhr schlagen hörte, traute sie kaum ihren Ohren, denn sie hatte noch eine volle freie Stunde, ehe sie sich zu Agnes begeben konnte; denn der Onkel hatte ihr eingeschärft, jeden Tag zur bestimmten Zeit dort einzutreffen, um ja der guten Kranken keine Ungelegenheit zu verursachen. „Eine volle Stunde noch!" flüsterte Marie vor sich hin, „was soll ich damit anfangen? wie kann ich sie mir vertreiben? zum Arbeiten habe ich eben nichts, lesen mag ich auch nicht, — was also beginnen?" Etwas unruhig setzte sie sich hin und sah wie im Traume befangen dem Feuer zu, nicht ahnend, daß der Versucher gerade dann am thätigsten ist, wenn er eine Seele unbeschäftigt weiß. Zur Schläfrigkeit gesellte sich bald Unlust, Traurigkeit und das Gefühl unbehaglicher Einsamkeit. Nach und nach trat der Gedanke an den heutigen Morgenbesuch wieder mehr in den Vordergrund. Marie stellte Vergleichungen an zwischen ihrem Loose, das ihr nun so düster und freudlos erschien, und zwischen den sonnigen Tagen voll Lust und Heiterkeit, die ihrer Freundin beschieden waren. „Warum gerade sie und nicht auch ich? Warum stolziert sie einher in seidenen Kleidern, während mein Anzug verhältnißmäßig so dürftig und armselig ist? Ich muß meine Stunden hier

in dieſem engen Kämmerchen zubringen, während ſie auf Bällen und in Theatern ſich köſtlich unterhält!“ So wußte der Verſucher das arme Kind in ſolche Aufregung zu verſetzen, daß ſie ſich zuletzt in ein Labyrinth verwickelt fand. Endlich löste ſich das bittere Gefühl in Thränen auf und machte ſich auch in unzufriedenen Worten Luft.

Es ſchlug 3 Uhr, die Aufbruchsſtunde. Viel langſamer als gewöhnlich bereitete ſie ſich zum Ausgange. Maſchinenmäßig nahm ſie Hut und Shawl und machte ſich mürriſch und verdroſſen auf den Weg. Die rothgeweinten Augen verriethen bald der gütigen kranken Frau den Kummer und es bedurfte kaum viel Zuredens, dem Kinde das Geheimniß zu entlocken. Mutter und Tochter nahmen zwar innigen Antheil, erſtere jedoch, eine gar kluge und verſtändige Perſon, wußte der Sache eine ſo lichtvolle Seite abzugewinnen, daß auch hier das Wort: „den Gottliebenden gereichen alle Dinge zum Beſten“ ſeine Anwendung fand.

Nachdem Marie mit kindlicher Offenheit das Ereigniß des Tages mitgetheilt und auch nicht verſchwiegen hatte, wie groß zuletzt ihre Sehnſucht geworden, in ebenſo günſtigen Verhältniſſen zu leben wie Henriette, da zog ſich ein wehmüthiges Lächeln über das Antlitz der vielgeprüften Dulderin, die wohl auch in ihrer Jugend beſſere Tage geſehen und viel von Glück und Freude geträumt hatte, und freundlich ernſt ſprach ſie: „O mein Kind! glaubſt Du denn, daß wirklich Alles, was glänzt, Gold iſt? Das größte Gut auf Erden iſt die Zufriedenheit mit dem Looſe, das der liebe Gott uns nach ſeinen weiſen Abſichten zutheilt. Was Dich beſonders betrifft, mein Kind, ſo glaube ich, daß Du recht wohl mit Deinem Schickſale zufrieden ſein dürfteſt. Tauſend und Tauſende würden ihr Leben lang nicht aufhören, Gott dafür zu danken. Uebrigens haſt Du Dich vor Allem vor Müßiggang zu hüten. Müßiggang iſt, wie Du heute an Dir ſelbſt erfahren, aller Laſter Anfang!“

„Ja,“ entgegnete Marie ſchüchtern, „mein Leben iſt aber doch ein recht trauriges.“

„Traurig?“ antwortete die Frau, „inwieferne das?“

„Inſoferne, als mir manchmal die Zeit recht lange wird,“ lautete die Erwiederung.

„Die Zeit wird nur Jenen lange, die ſich nicht zu beſchäftigen wiſſen.“

„Ich hatte aber wirklich nichts mehr zu thun,“ antwortete Marie etwas kleinlaut.

„Ich dächte," fuhr die mütterliche Freundin fort, „es könnte nicht übel sein, wenn Du Dir eine kleine Beschäftigung suchen würdest, womit selbst einiges Arbeitverdienst verbunden wäre. Es ist wahr, der Onkel fordert es nicht von Dir, allein ich weiß bestimmt, daß es ihm eine freudige Ueberraschung bereiten würde, wenn Du ihm unvermuthet ein kleines Schärflein zu Führung der Haushaltung in die Hand legen oder mit einem durch eigenen Fleiß erworbenen Geschenke beglücken würdest."

Marie erfaßte den Wink, da sie aber doch nicht wußte, wie die Sache recht anzugreifen wäre, drang sie weiter in Frau John, die sie aber an ihre freundliche Hauswirthin Frau Forster verwies, welche, wie sie glaubte, gewiß Mittel und Wege zu schaffen wisse. Marie schien vollkommen einverstanden und sie wie ihre Freundin Agnes begannen sofort allerlei Pläne zu schmieden; plötzlich aber fuhr sie erschrocken zusammen, denn der sinkende Abend gab ihr zu verstehen, daß sie die festgesetzte Stunde zur Heimkehr längst überschritten hatte. Fürchtend, der Onkel möchte sich ihrethalben beängstigen, verdoppelte sie ihre Schritte, aber auf halbem Wege schon kam jener ihr entgegen und machte ihr liebevolle Vorwürfe über ihr langes Ausbleiben.

„Ich dachte nicht, daß es so spät wäre," entgegnete die Nichte, „verzeih mir; ein anderesmal will ich besser auf die Uhr sehen."

Zufrieden mit dieser Erklärung, lenkten sie nun schnell ihre Schritte heimwärts. Um den guten Greis nicht zu betrüben, machte Marie von dem Vorgefallenen keine Erwähnung, es war aber auch nicht nöthig; der Besuch bei ihren Freundinnen hatte sie wieder vollkommen in das Geleise vorherigen Glückes und ungetrübter Zufriedenheit eingelenkt, und überdies ward ihr ein so schönes Ziel gezeigt, das sie um jeden Preis zu erreichen hoffte; aber wie sollte sie dazukommen, dem Onkel eine Ueberraschung zu bereiten? Wie bereits durch Frau John angedeutet, ging das auf kürzestem und sicherstem Wege durch Frau Forster, welcher Marie im ersten freien Augenblick den Plan mittheilte.

„Die Sache ist ganz wohl ausführbar," entgegnete die Befragte, „wenn Du Dich entschließen wolltest, alle Tage ein paar Stunden einer Beschäftigung zu opfern, die eben nicht sonderlich viel Anstrengung, aber doch etwas Geschick und Fleiß, die Dir ja beide eigen sind, erfordert, könntest Du Dir bis Weihnachten noch sehr leicht mehrere Schillinge verdienen, dafür kaufst Du dem Onkel einen warmen Pelzrock, den er sehr gut brauchen kann. Sollte

Dir das erworbene Geld nicht reichen, bin ich gerne bereit, Dir das Fehlende vorzustrecken; denn ich bin fest überzeugt, wenn Du einmal Lust und Liebe zu anhaltender Beschäftigung gewonnen, wirst Du sie gerne fortsetzen, Dir und Andern zum Vortheile, denn nichts macht das Leben angenehmer, als nützliche Beschäftigung. Willst Du meinem Rathe folgen?"

„Freilich, freilich, mit größtem Vergnügen!" antwortete das Mädchen. „Ich will Alles aufbieten, Ihrer Empfehlung Ehre zu machen."

Die Kleine hielt Wort und stichelte emsig an der Wollen-Stickerei, von der sie schon einige Vorkenntnisse im Institute erhalten hatte. Durch fortgesetzten Fleiß brachte sie es so weit, daß sie in Kurzem eine der ersten und bestbezahlten Arbeiterinnen in einem Etablissement wurde.

Die Weihnachtsfeiertage, von Onkel und Nichte still vergnügt durchlebt, waren vorüber und am Sylvestertage unternahm Marie den längst verabredeten, vielbesprochenen Besuch bei den Großeltern und der Tante, die sich ebenso sehr über ihr gutes Aussehen freuten, als über den Bericht, daß sie bei Onkel Tom sehr gut aufgehoben sei und wie sein eigen Kind von ihm gehalten werde. Die Verwandten glaubten ihrem Worte schon deshalb, weil sie sich durchaus nicht länger als einen Tag bei ihnen zurückhalten ließ und beständig die Behauptung aufstellte, der Onkel könnte ohne sie gar nicht leben. Im strengsten Wortsinne genommen, war diese Behauptung allerdings etwas kühn, doch ganz grundlos war sie nicht; Proctor hätte wahrscheinlich ohne das Kind leben können, aber zwischen leben und glücklich leben ist ein Unterschied, und zum Lebensglücke des guten Mannes trug Marie entschieden bei. Als daher am folgenden Tage sein Liebling gegen Abend heimkehrte, war er voll Freude; wie groß aber wurde erst seine Ueberraschung, als sie das mitgebrachte Paket eröffnete und der neue warme Pelzrock zum Vorschein kam. Er mußte ihn sofort anprobiren und das Mädchen tanzte und hüpfte um den Onkel, der sich vor Staunen kaum recht zu fassen wußte, bis sie ihm endlich das Geheimniß entdeckte. Gerührt über so viel Liebe und Dankbarkeit zog er das Kind an sein Herz und versprach ihm feierlich, ganz und gar Vaterstelle an ihm vertreten zu wollen. — Marie hingegen erbot sich alle Pflichten des vierten Gebotes an ihm zu erfüllen; sie that es so vollständig, daß sie auch den Segen desselben im reichsten Maße erntete.

VI.

Dreierlei Beschäftigungen waren es, welche das Tagewerk unserer Marie ausmachten und ihre Zeit so vollständig in Anspruch nahmen, daß Stunden wie Augenblicke entflohen. Ihre erste Angelegenheit war die Besorgung ihrer kleinen Haushaltung, denn obgleich nur aus zwei Personen bestehend, gab es doch so Manches zu thun; die Freistunden wurden emsig mit der bereits angedeuteten Handarbeit ausgefüllt und hie und da mußte sie doch der lieben Freundin Agnes und deren kranken Mutter auch noch einen Besuch widmen, wenn es gleich weder so regelmäßig geschah, noch selber auch so lange währte, als ehedem.

Es war im Beginne des Frühlings, als sie wieder von einer dieser Visiten zurückkehrend, bereits vom Onkel erwartet und von ihm mit der Nachricht überrascht wurde, daß unterdessen Fräulein Henriette Chalons Stubenmädchen hier gewesen und den Auftrag ihrer Herrin hinterlassen habe, Marie wolle doch so gütig sein, sich unverzüglich zu ihr zu begeben. „Ich habe versprochen," setzte Proctor hinzu, „daß Du im Laufe des Nachmittags noch kommen wirst und da die Entfernung ohnehin nur eine halbe Stunde ausmacht, will ich Dich selbst hinbegleiten. Wir wollen gleich nach dem Mittagessen fortgehen, damit ich auch nicht zu spät zur Arbeit komme."

„Was fehlt ihr denn?" fragte Marie theilnahmsvoll.

„Die Jungfer," lautete die Entgegnung, „hat sich nicht bestimmt ausgesprochen, sie glaubt aber, daß sich das Fräulein ihre Krankheit durch den Besuch des Theaters zugezogen habe. Gewohnt, alle Bälle, Concerte und Schauspiele zu besuchen, hat sie sich einmal, da sie eben besonders erhitzt war, dem Luftzuge ausgesetzt; obwohl an heftigem Rheumatismus und Husten leidend, wollte sie ihre Leidenschaft für derartige Unterhaltungen doch nicht bezähmen und nun scheint ihr Zustand bereits gefährlich zu sein. Geh also hin in Gottes Namen und zieh Dir auch die gute Lehre daraus, daß Glanz und Wohlleben allein die Menschen nicht glücklich machen können."

Die Stimme des Greises zitterte bei diesen Worten, dem Mädchen aber liefen die hellen Thränen über die Wangen. Sie ordnete so schnell als möglich das Nöthige, und in weniger als einer Stunde sah sie sich vor dem stattlichen Thore, das zu Chalons prachtvoller Wohnung führte. Schüchtern nur blickte sie auf zu den prachtvollen Fenstern und kaum wagte sie ein leises Klopfen; ihre Schüchternheit ging aber in förmliche Beklemmung über, als

dem von ihr ſelbſt kaum gehörten Schalle das Oeffnen des Thores von einem rothbeweſteten, weißbeſtrumpften und goldbetreßten Individuum erfolgte. Zitternd fragte ſie: „Iſt Miß Chalons zu Hauſe, Sir?“

„Sind Sie das junge Frauenzimmer, das erwartet wird?“ forſchte der Bediente, ohne ihre Frage zu beantworten. „Wenn Sie es ſind, ſpazieren Sie hinauf, wenn Sie es aber nicht ſind, können Sie nicht ankommen, denn der Doktor hat verboten, Jemanden bei Miß Henriette vorzulaſſen.“

„Sie hat mich ſelbſt verlangt,“ ſtotterte Marie, und dabei blickte ſie verlegen um ſich, wünſchend der Onkel hätte ſie noch weiter als gerade bis zur Straßenecke begleitet, um etwa ſtatt ihr zu antworten oder nöthigenfalls ihre Ausſage zu bekräftigen; doch es war nicht nöthig, denn auf ihre Antwort hin ſagte ſofort der Bediente: „Nehmen Sie nur gefälligſt dieſen Weg,“ und damit zeigte er ihr die Richtung des Zimmers, in welchem die Kranke lag. Marie konnte ſich noch immer von ihrer Schüchternheit nicht erholen. Das Inſtitut der Frau Dean hatte ſich allerdings auch in einer geräumigen Wohnung befunden, und die Möbel waren hübſch und zahlreich, aber ſolche Corridors wie jener, den ſie durchſchritt, und ein ſo prachtvoll eingerichtetes Zimmer wie das, in welches ſie jetzt eingeführt wurde, hatte ſie noch nie geſehen. Faſt ſtockte ihr der Athem und ihr Herz pochte, als ſie auf den herrlichen Teppich trat und erſt all die Spiegel und Tapeten, die Vaſen und Candelaber, die Blumen und Vögel!

Nachdem ſie einige Minuten in ſchweigender Bewunderung hier geſtanden, erſchien die Krankenwärterin und erſuchte ſie, ihr zu folgen. Neuerdings von Staunen und Erwartung hingeriſſen, betrat ſie ein Boudoir, ſo zierlich und geſchmackvoll eingerichtet, daß ſie ein kleines Paradies zu ſehen glaubte.

Ein ſchwaches: „O Marie! wie froh bin ich, Dich zu ſehen!“ zeigte ihr die Stelle an, wo ihre Freundin auf einem Ruhebette ausgeſtreckt lag und ihr freudig die abgemagerten Hände entgegenreichte.

Kaum konnte Marie ihren Augen trauen, und wären nicht die Beweiſe zu offenbar geweſen, daß dieſe weiße, hagere Geſtalt, die vor wenigen Monaten noch ſo blühende Henriette ſei, ſie hätte es nie und nimmer geglaubt. Um ſo mehr erſchrack ſie, da ſie vorher mit Ausnahme der Frau John noch wenig Kranke geſehen hatte; darum rief ſie auch ſogleich im tiefſten Schmerze aus: „O Hetta! Wie krank biſt Du doch!“

„Ach,“ lautete die Erwiederung, „es iſt nur Langeweile, die mich ſo

quält. Ist es nicht entsetzlich, so unbehilflich daliegen zu müssen, während meine Freundinen die angenehmsten Unterhaltungen haben. Warum sind auch Papa und Maman gar so strenge und halten mich so eingeschränkt, beraubt von aller Lebensfreude!"

Kaum hatte die Patientin das letzte Wort gesprochen, als sie plötzlich von einem furchtbaren Husten ergriffen wurde. Die erschrockene Marie wußte sich nicht zu helfen, und erst als es der Kranken möglich war, nach einem in der Nähe stehenden Medizinglas zu deuten und ein Löffelchen voll Syrup nehmen konnte, ward es ihr leichter; ruhig aber äußerst schwach und erschöpft sank sie auf ihr Lager zurück. Nach kurzer Pause jedoch ergriff sie Mariens Hand, zog sie fest an sich und sagte mit gebrochener Stimme: „Hast Du über unsere Unterredung nicht nachgedacht, magst Du denn gar nicht bei mir bleiben? Sieh, nächste Woche wird bei Lady D. ein Familienball statt finden. Ich werde auch hingehen, und habe mir bereits ein wunderschönes Kleid dazu hergerichtet. Wenn Du bei mir bleiben wolltest, würde ich Dir den zierlichen Anzug eines schottischen Mädchens verschaffen, und Du würdest Dich gewiß herrlich unterhalten."

Mit wehmüthigem Ausdrucke horchte Marie auf diese unter den obwaltenden Umständen so eigenthümliche Rede, dann sagte sie: „Aber Hette, sieh doch wie krank diese Dinge Dich gemacht haben."

„O, das ist nur Zufall; anfangs war es ein kleiner Katarrh, den ich etwas zu wenig geachtet, aber das wird wieder vorübergehen trotz der ängstlichen Besorgniß und düstern Prophezeihung des alten, griesgrämigen Doktors. Nicht wahr," fuhr sie dann noch dringender fort, „nicht wahr, Du bleibst bei mir, es ist so traurig, so traurig!"

Im Herzen Mariens enstand ein schwerer Kampf, sie hätte so gerne den Wunsch der Freundin erfüllt, doch die Umstände gestatteten es ihr nicht. Darum erwiederte sie: „Liebe Hetta, herzlich gerne möchte ich ja bei Dir bleiben, aber sieh, es ist nicht möglich, doch verspreche ich Dir, Dich recht oft zu besuchen, und zwar so lange bis Du wieder ganz gesund bist." Henriette nickte zustimmend, dann erzählte Marie noch Einiges von ihren beiden andern Freundinen, und verließ nach herzlichem Abschiede sorgen- und gedankenvoll den Pallast um in Onkels Begleitung, der ein zweiter Mardochäus des Pflegetöchterleins ängstlich harrte, wieder in ihr Stübchen zurückzukehren. Dasjenige was sie jetzt vom Glanze der Welt gesehen und gehört

hatte, war durchaus nicht geeignet, ihr stilles Glück durch Neid zu stören. Sie hatte nun mit eigenen Augen geschaut, wie Reichthum nicht glücklich macht.

Zu Hause angekommen, sagte Proctor, der den ersten Gedankengang seiner Nichte auf offener Straße nicht stören wollte zu Marie: „Mein Kind, mir scheint, der liebe Gott hat Dir eine etwas schwierige Aufgabe zugedacht. Ich habe unterdessen erfahren, daß der Arzt sagt, Fräulein Henriette könne im äußersten Falle höchstens noch drei Wochen leben; so viel ich merke, hat aber Niemand den Muth, dem armen Kinde diese Nachricht zu bringen. Marie! so kann, so darf sie nicht sterben!"

Marie zitterte. Sie sah es selbst ein, daß die von Henriette geführte Lebensweise und selbst noch ihre gegenwärtige Denkart keine Vorbereitung zum Uebergange in die andere Welt sei; aber wie sollte sie ihr den schrecklichen Gedanken an Tod und Ewigkeit beibringen? Unschlüssig und zögernd stand sie da und wußte keine Erwiederung. Da nahm der Onkel den Gegenstand von Neuem auf und legte ihr noch dringender an's Herz, daß sie sich dazu entschließen müsse, dann sprach er: „Du bist ihre Freundin und als solche mußt Du ihr auch diesen Freundschafts- und Liebesdienst erweisen. Suche auf kluge Weise ihre Gesinnungen auf jenes Ziel hinzurichten. Die Freundschaft ist niemals wichtiger, ein guter Freund niemals wünschenswerther als in diesen entscheidenden Augenblicken. Gewiß werden Henriettens bisherige Freundinen nach dem allgemeinen Gebrauche der Welt sich nur mehr wenig um jene bekümmern, die nun bleich und abgezehrt auf das Schmerzenslager hingestreckt ist. Ich meinerseits gebe Dir volle Erlaubniß, so oft und so lange hinzugehen, als es dir gut dünkt. Ich will auch den lieben Gott bitten, daß er Deine Worte und Deine Bemühungen segne. Geh denn und beweise ihr Deine Liebe und Freundschaft auf die ersprießlichste Weise."

Noch immer waren Thränen die einzige Antwort auf des Onkels Rede, endlich stammelte sie schluchzend: „O Onkel, wie kann ich denn etwas thun?"

„Du mußt es, Kind!" lautete die ernste Erwiederung. „Habe nur Muth und rufe Gott um Beistand an, er wird Dich erleuchten. Ich bin nur ein rauher, ungeschliffener Alter, aber Gott wird mein Gebet, durch welches ich Dich unterstützen will, doch nicht ungnädig aufnehmen; er sieht nicht auf das Ansehen der Person. Sei standhaft und suche Dein Herz zu beruhigen. Was Gott thut, ist immer wohlgethan."

„O Onkel, meinst Du denn, daß wirklich der Genuß der Vergnügungen Ursache an ihrem frühen Tode ist?"

„Der Uebergenuß ist die Ursache. Das Mädchen ist noch viel zu jung, als daß die vielen schlaflosen Nächte, die sie auf Bällen, in Theatern und dergleichen zubrachte, nicht störend auf ihre Gesundheit hätten einwirken müssen. Jede Unmäßigkeit im Genusse straft sich, wenn auch nicht immer so schnell und auffallend. Bedauere Henriette, aber erweise ihr Liebe so viel Du vermagst." —

Marie schlief die darauf folgende Nacht sehr unruhig. Der Gedanke, daß sie der Freundin eine so wichtige Nachricht beibringen sollte, erregte ihre Fantasie und scheuchte stundenlang den Schlaf vor den Augen. Nachdem sie sich zur gewöhnlichen Zeit erhoben und ihre Geschäfte besorgt hatte, begab sie sich noch vor Tische zn ihrer Freundin Agnes, um jener das Erlebte mitzutheilen, auch sich gewissermaßen zu enschuldigen, daß sie nun Zeit und Aufmerksamkeit mit einer dritten Person theilen müsse.

„O," antwortete auf diese Entschuldigung hin das blinde Mädchen, „denke nicht an uns, widme Deine ganze Sorgfalt diesem Einen Gegenstand, und sei versichert, daß Mutter und ich mit unserm Gebete Dich unterstützen wollen."

Wie gestern nach dem Mittagstische und wieder in Onkels Begleitung, trat sie ihren Weg zur Kranken an, fand aber dieselbe noch bedeutend leidender und so schwach, daß sie kaum ein Wort hervorbringen konnte. Marie setzte sich an ihre Seite, erzählte ihr dieses und jenes mit leiser Stimme, so auch, daß sie heute den Besuch bei Agnes schon vor dem Mittagsessen gemacht.

„Die Arme," antwortete Henriette; „wie geht es ihr denn, die muß doch ein recht langweiliges Leben führen?"

„Doch nicht," entgegnete Marie, „sie weiß sich recht angenehm und nützlich zu beschäftigen, dann lesen wir auch schöne Bücher, sowohl unterhaltliche als auch erbauliche. In einem dieser letzteren habe ich sogar gefunden, daß das Leben der seligsten Jungfrau in Nazareth dem Aeußern nach so ziemlich dem unsrigen ähnlich war, natürlich im Innern war es viel höher und heiliger, aber es hat uns die äußere Aehnlichkeit schon Freude und Trost gemacht, und wir haben uns den festen Vorsatz gemacht, dieses schöne Leben

ſo viel uns möglich nachzuahmen. Das wäre ja unſer ſchönſtes Vorbild, nicht wahr?“

„Freilich wohl,“ antwortete die Kranke, „ich habe dieſes früher auch gehört, aber dann, o Marie, dann wurden Ihr Leben und das meinige, ſehr, ſehr ungleich. Wenn ich aber wieder geſund werde, will ich es beſſer machen.“

„Liebes Hettchen, glaubeſt Du wohl, daß Du wieder beſſer wirſt, verſetzte Marie zögernd, weil, indem ſie äußerlich die Worte ſprach, ſie innerlich den heiligen Schutzengel anrief, glaubend, daß dieſer Augenblick ein günſtiger zu ihrem Vorhaben ſei. Dann aber ſetzte ſie hinzu: „Meinſt Du nicht, es wäre beſſer, wenn Du gleich anfingeſt Dein Leben zu ändern.“

„O Marie ich muß wieder geſund werden, mein Entſetzen vor dem Sterben iſt zu groß.“

„Mein Hettchen, Du mußt Dich nicht zu ſehr ängſtigen! Was brauchſt Du Dich ſo ſtark zu fürchten? ſieh, wir gehen aus dem Elternhaus in das Vaterhaus! . . .“

Marie wagte es nicht, während ſie ſo ſprach, ihre Freundin anzublicken. Aber die Worte kamen ſo ungekünſtelt, ſo ungeſucht, als ob wirklich der heilige Schutzengel ſie ihr ſelbſt auf die Zunge gelegt hätte. Als ſie aber jetzt ihre Augen aufhob, ſah ſie die Thränen gleich Perlen über Hettas Wangen rollen. Beide ſchwiegen einige Minuten, worauf die Kranke begann: „Wenn es ſchon ſo mit mir ſteht, dann Marie wünſche ich noch viel mehr, daß ich ein Leben geführt hätte, wie Du und Agnes; dann könnte ich doch ruhig auf ſelbes zurückſchauen. Aber ich, ich habe rein gar nichts, erſcheine mit leeren Händen vor meinem Gott.“

Marie wußte keine Antwort, ergriff aber dieſe Gelegenheit ſie zu fragen, ob ſie keinen Geiſtlichen wünſche? und ſetzte hinzu: „Ich kenne einen ſehr lieben, väterlichen Prieſter, deſſen Beſuch Dir gewiß wohlthuend wäre.“

Man denke ſich Mariens freudige Ueberraſchung, als ſie auf keinen Widerſtand ſtieß, ſondern vielmehr aus Henriettens Munde die Mittheilung erhielt, daß ſie ſelbſt ſchon an einen Prieſter gedacht, und ſeit Mitternacht den Wunſch hege, ſich ſo gut als möglich mit Gott auszuſöhnen.

„Willſt Du, daß ich den Prieſter erſuche zu Dir zu kommen?“ frug Marie.

„O ja, ich bitte Dich darum; ſein Beſuch iſt mir ſehr erwünſcht.“

„Gut," entgegnete die Freundin, „jetzt ist ohnehin die Zeit, wo Onkel mich abholt, er wird mich sicher auch gerne zu Pater Dalgrains begleiten. Lebe unterdessen herzlich wohl, morgen werden wir uns wiedersehen."

Marie hatte sich in der Zeit nicht verrechnet, der Onkel harrte ihrer wirklich, und seine erste Frage war: „Nun, wie ist's gegangen? Ich versichere Dich, das Mädchen interessirt mich gewaltig. Ich habe gestern bis Mitternacht für sie gebetet."

„O Onkel," entgegnete Marie erstaunt über das eigenthümliche Zusammentreffen des Gebetes mit einer innern Mahnung, die gerade um diese Zeit sich bei der Kranken fühlbar machte; „sie erzählte mir, daß ihr gerade gegen die Mitternachtsstunde die Befürchtung rege wurde, ihre Krankheit könnte doch gefährlich sein. Ich fand sie so ruhig, so gut gestimmt, daß ich selbst nicht begriff, wie ich meine Aufgabe so leicht erfüllen und sie so schnell dahinbringen konnte, einen Priester zu sehen. Sie hat mir diesen Wunsch sehr ernstlich ausgesprochen, und wenn es Dir nicht gar zu viel ist, möchte ich Dich bitten, mich zu Pater Dalgrains zu begleiten."

Der Onkel antwortete: „O mit Vergnügen will ich mit Dir gehen, wer wollte auch in einem solchen Falle eine Mühe scheuen?"

Pater Dalgrains, immer bereit dem Rufe der Pflicht, wie der christlichen Liebe zu folgen, versprach gleich am folgenden Tage zur Kranken zu kommen. Es war nicht zu früh, denn Henriettens Kräfte schienen sich von Stunde zu Stunde zu mindern. Mit Freude nahm die Kranke den Diener Gottes auf und entdeckte ihm mit jener kindlichen Offenheit, die zwar durch das Dornengestrüppe der Leidenschaften verdeckt, aber doch nicht leicht erstickt werden kann, den ganzen traurigen Zustand ihrer Seele. Damit war nun ein großer Schritt zu ihrem Heile geschehen, denn der kluge Seelenarzt konnte mit Erfolg jene Medikamente anwenden, die keinem irdischen Arzte zu Gebote stehen, nämlich die Gnadenschätze der heiligen Kirche, die den Sterbenden so wunderbaren Trost gewähren.

In der That war ihre Vorbereitung zu den heiligen Sakramenten eine äußerst erbauliche. Sie sprach, nachdem sie von den Aeltern liebevoll und dankbar Abschied genommen und sie gebeten hatte, in Gottes Willen ergeben zu sein, nichts anderes mehr als: „O Herr Jesus, komme, komme bald!"

Nach der heiligen Communion glaubten die Eltern die Kranke ruhig ihren frommen Empfindungen überlassen zu dürfen, auch Marie zog sich etwas

zurück, um in einem frommen Buche zu lesen. Plötzlich glaubt sie einen leisen Seufzer zu hören, sie eilt zum Lager und findet, daß die Taube ihren Flug bereits angetreten, heim in das Vaterhaus. Das Haupt war auf die Brust geneigt, die Hände gefaltet, auf dem Antlitze lag Heiterkeit und Friede. Marie glaubte ihre Aufgabe vollendet zu haben, nahm unter heißen Thränen Abschied von der ihr so innigtheuern, leblosen Form und trat den Heimweg an, diesesmal ohne zu warten bis sie vom Onkel abgeholt würde. Der Alte war nicht wenig erstaunt, als er sie so unerwartet eintreten sah, erkannte aber an ihren rothgeweinten Augen sogleich die Ursache ihres früheren Eintreffens. Als sie ihm nun die eben durchlebte Scene mit den lebhaftesten Farben schilderte, da vermischte auch der gute Greis seine Thränen mit den ihrigen. Das Ganze war eine treffliche Lektion für Marie gewesen und von da an stieg nie mehr der leiseste Wunsch nach einer höhern Lebensstellung in ihr auf. Sie bewahrte auch das Andenken der Freundin so liebend und treu, daß sie im Laufe des Sommers und Herbstes jeden Sonntag im Vereine mit Agnes das Grab mit Blumen schmückte. Unstreitig hatte die reiche Henriette keine besseren Freunde, als die armen, glücklichen Besitzer der Kellerwohnung in der „Giles Alley."

Merlblümchen. *)

Von Katharina Diez.

Ihr kleinen, weißen Sternchen in dem Gras.
Wo ich euch immer sehe, nie vergaß,
Mein Herz den Ort wo ihr zuerst erglänztet
Mir in des Frühlings, in der Jugend Glück
Und meine helle Kinderstirn umkränztet,
Ihr bringt mir stets ein theures Bild zurück:
Des Heimathdörfchens liebliche Idylle,
Mit ihrem Frieden, ihrer frommen Stille,
Die strohgedeckten Hütten, wo gelebt
Ich still und glücklich in des Volkes Mitte,

*) Maasliebchen, Tausendschön, Marienblume.

Und lieben lernte ſeine ſchlichte Sitte
Von guter Engel Segensgruß umſchwebt.
Merlblümchen! dort aus Büſchen, Zaun und Hecken,
Sah ich euch hold die kecken Köpflein ſtecken,
Und manches, manches habt ihr mir erzählet,
Weil ihr in jedes Winkelchen geſchaut,
Wo ſich der Kummer im Verborgnen quälet
Und wo der Fromme ſeinem Herrn vertraut.
Ihr ſeid ſo recht des Armen Freudenblüthe,
Ein Bild der nie verſcheuchten Treu und Güte.
Nicht hat der Herr euch mit der Roſe Pracht,
Nicht mit der Liebe Hoheit euch geſchmücket,
Er hat ſo klein und zierlich euch gemacht,
Damit ihr euch in jedes Eckchen bücket,
Im weißen Linnenröckchen, dem kein Schade
Der Regen thut, der Staub der Dornenpfade.
Im Gärtchen, wo nicht ſtolze Blumen prangen,
Nicht ſelt'ne Früchte am Spaliere hangen,
Blüht ihr ſo freundlich am zerfallnen Haus,
Aus dem am frühen Morgen ſchon heraus
Mit nackten Füßen ſpringt der braune Bube,
Das blonde Mädchen, deſſen Veilchenaugen
Voll Sehnſucht Luft und Sonnenſchein zu ſaugen.
Es war ſo düſter drinnen in der Stube,
Doch hier iſt's hell; das kleine Raſenſtück
Mit ſeinen weißen Blümchen überſät —
Den Kindern iſt's ein unermeßlich Glück —
Gottlob! der Vater hat's noch nicht gemäht!
Und „Tauſendſchönchen!“ jubeln ſie und bücken
Sich ſelig nieder, alle ſie zu pflücken,
Und ſie dem kleinen Schweſterchen dadrinn
Zum Spiel zu ſtreuen auf die Wiege hin.
Ja tauſend Freuden habt ihr dort geſpendet
Ihr Blumen, die der Armuth ſind geſendet
Statt Goldespracht, es herrſchet euer Strahl
Wie Elfenzauber in dem ſtillen Thal.
Statt ſtolzer Schrift auf kaltem Marmorſtein
Schmückt ihr des Kirchhofs grüne Grabesdecken,

Die ſchwarzen Kreuze mit ſo lichtem Schein,
Wie Kinder lächeln zu des Todes Schrecken.
Auch mir habt ihr ſo freundlich und ſo helle
Umblühet manche unvergeß'ne Stelle;
Vor allen ſeh ich euch im duftigen Gras
Der Wieſe, wo ich mit der Schweſter ſaß,
Wenn an der Sonne bleichten wir das Linnen,
Das wir im ſtillen Winter durften ſpinnen
Bei Sang und Klang, bei Märchen und Geſchichten,
Wie ſie des Dorfes Muſen uns berichten.
Wie ſtattlich nun der winterliche Fleiß
Vor uns in langen, dichten Reihen glänzet,
Von Tauſendſchönchen lieblich uns umkränzet!
Es iſt im Mai, die Sonne brennt ſchon heiß,
Doch ſchützen uns die duft'gen Apfelbäume,
Die mit den Blüthen ſtreuen ſüße Träume
Auf uns herab, es rauſcht der Mühlenbach
Daraus zur rechten Stunde ſchon uns wach,
Daß wir nicht ſäumen auf die Leinwand ſchnelle,
Zu ſtrömen ſeine klare Silberwelle.
Es leuchtet über uns der Frühlingshimmel
Mit weißen Lämmerwölkchen, blau und klar
Und um uns her, in fröhlichem Gewimmel
Drängt ſich der Wieſenblumen bunte Schaar.
Dort aus dem Berg, um deſſen Felſenſtufen
Weh'n hohe Büſche, Fahnen gleich im Wind,
Mahnt uns des Kukuks nimmermüdes Rufen,
Zu ſchau'n wie herrlich Gottes Werke ſind;
Gewiß wir ſeh'ns und unſer Dankeslied
Froh mit der Lerche auf zum Himmel zieht.
Doch all die Schönheit rings umher, ſie ſcheint
Mir in der Schweſter holdem Bild vereint,
Die, ſelbſt ein herzig' „Tauſendſchönchen," ſitzt
So lieblich in des Apfelbaumes Schatten
Von all dem hellen Frühlingsglanz umblitzt,
Wie eine kleine Fee der Blumenmatten,
Mit Augen wie der Himmel licht und blau,
Und freundlich ſchimmernd gleich dem Morgenthau;
Ihr Plaudern iſt der Wieſenquelle gleich,

Die neckend zieht durch Blumen und Geſträuch;
Sie, meiner Jugend lieblicher Geſell,
Gleich einem Frühlingsmorgen gut und hell,
Sie ſchlang um mich ſo innig ihren Arm,
Sie liebte mich ſo traut, ſo herzig warm;
O Gott! wie glücklich bin ich einſt geweſen!
Ihr kleinen Sterne, laßt noch einmal leſen
Mich hier den Traum der heitren Mädchenzeit,
Das Glück der friedlichen Genügſamkeit,
Die nichts als Liebe, Blumen, Sonnenlicht
Bedarf, um zu dem ſchönſten Lenzgedicht
Zu wandeln uns das arme, dunkle Leben;
Ich danke Gott, der mir es hat gegeben,
Daß ich ſo traute Stellen lernte kennen,
Ihr kleinen Blumen könnt ſie alle nennen
In euren lieben, ſinnigſüßen Namen,
Die ſie umfaſſen wie mit blüh'ndem Rahmen.
Merlblümchen, Tauſendſchön! du Kinderſinn,
Dem alles wird zur Freude, zum Gewinn!
Maaßliebe, holdes Bild der reinen Treu,
Die gerne harrt in Zucht und frommer Scheu,
Marienblume, heil'ger Engelstraum,
Der uns in Flur und Wald ſo ſanft entzücket,
Und auch den allerärmſten Erdenraum
Mit lichtem Sternenſchein verklärt und ſchmücket.
Es fährt die Zeit dahin auf ſchnellen Wagen
Ich ſeh' ihr Haupt ſo ſtolz die Menſchen tragen,
Als hielten ſelber ſie in mächtiger Hand,
Den Zauberſchlüſſel zum gelobten Land.
Auch mir hat wohl die hohe Fluth getrieben
Den Lebenskahn hinaus, doch unbeirrt
Bin ich des Dorfes treues Kind geblieben,
Und wo ich bin und bleibe, immer wird
Maaßliebchen euer Elfenzauber weben
Sich wie ein guter Schutzgeiſt durch mein Leben.

Digitized by Google

STRATHEARN

Die Jungfrau im Berner Oberland.*)

Von G. Tobler.

Es war ein schwüler Tag, als wir von Thun nach Interlachen fuhren. Dieses Dorf ist in den letzten Jahren zum großen, schönen Flecken und der Sammelplatz von Touristen und Leuten aus den verschiedensten Ländern geworden. Die Einen gedenken Ausflüge nach den so viel besuchten Alpenlandschaften in der Nähe zu machen; die Andern wollen den Sommer in dieser milden Alpengegend zubringen und in der gesunden, reinen Bergluft neue Kräfte schöpfen.

Auch heute waren die Hotel, und es hat deren eine große Anzahl, alle besetzt. Kurz entschlossen, schnallten wir den Tornister auf, und setzten unsern Wanderstab weiter, obschon der Himmel sich mehr und mehr mit düster drohenden Wolken bedeckte. Es ist ja nicht sehr weit bis Lauterbrunnen!

Trotz unsrer Eile holte uns das Gewitter ein und wir erreichten den Gasthof in Lauterbrunnen in dem Moment, als eben ein heftiger Platzregen auf die Schindeldächer niederprasselte.

Ein Gewitter ist immer ein erhabenes Schauspiel; allein in den Alpen und namentlich in dem Thale, das in eine der höchsten und größten Alpengruppen eingekeilt ist, nimmt die Erscheinung die großartigsten Dimensionen an. Der Donner rollt in dem von starren Felswänden eingeschlossenen Thale nicht nur viel heftiger, sondern er wird durch hundertfältiges Echo zu einem langen, anhaltenden Rollen, das erst aufhört, wenn das Gewitter schon geraume Zeit das Thal verlassen hat. Die zuckenden Blitze schießen aus der schwarzen Wolke hervor und versuchen vergeblich ihre zerstörende Kraft an den ruhigen, kalten Felsenriesen. Alle Bergbäche schwellen unglaublich schnell an; die Runsen werden zu wild schäumenden Waldströmen. Alle aber vermehren durch ihr Brausen, ihr Toben, durch das Rollen der Felsblöcke und Steine, die sie vor sich herschieben, den allgemeinen Lärmen.

Auch der Staubbach, sonst so rein, so fein, fast duftig, nimmt eine drohende, beinahe grausenhafte Gestalt an. Ein dicker, brauner Strahl trüben Wassers, schießt über die mehr als neunhundert Fuß hohe, senkrechte

*) Mit einem Stahlstich.

Felſenmauer hinaus. Statt ſich wie ſonſt in Staub aufzulöſen, bleibt dieſesmal die Maſſe vereinigt bis ſie unten auf dem ſchon ziemlich hohen Schutthaufen nach allen Seiten hin zerſtiebt. Steine, Aeſte, ja ganze Baumſtämme reißt der wüthende Bach mit ſich fort, ſchleudert ſie hinaus, faßt ſie wieder, und mit ihm hinab ſtürzen ſie, daß ſie unten in tauſend Stücke zerſchmettern.

Die Gallerie des ländlich gebauten Gaſthauſes iſt voll Touriſten. Aller Blicke ſind dem großartigen Schauſpiele zugewandt.

Noch immer donnert der Staubbach mit gleicher Wuth und doch iſt das Gewitter ſchon weit hinweg nach Oſten gezogen; die ſchwarzen, düſtern Wolken ſind vielfach zerriſſen, und ſchon beginnt die Sonne, aus dem hell gewordenen Weſten her, einzelne Parthieen des Thales und der Bergkuppe zu erleuchten.

Wie köſtlich iſt ein ſolcher Abend! Die Luft ſo friſch, alle Pflanzen wie neu belebt, erfüllen die Atmosphäre mit tauſend Wohlgerüchen. Die Vögel, die ſich während dem Gewitter verborgen hatten, ſingen ihre heitern Lieder; das Vieh iſt wieder auf der Weide und der Landmann hat ſeine Arbeit wieder aufgenommen. Wir Alle eilen hinaus in das wie neuerſtandene, herrliche Alpenthal.

Der Himmel iſt ganz rein; die Felſenwände, die prächtigen Pyramiden, Hörner, Zacken in ihrem Schneekleide im Hintergrund des Thales ſind mit dem reinſten Abendgolde übergoſſen. Alle Theile dieſer majeſtätiſchen Alpenwelt liegen ſo klar, ſo ſcharf vor uns, daß man glaubt, die Gemſe auf den Grasſäumen in ſchwindelnder Höhe weiden zu ſehen. Auch der Staubbach nimmt allmählig wieder ſeine gewöhnliche Form und Farbe an.

Der folgende Morgen war entzückend ſchön. Wer mag entſcheiden, was ſchöner iſt, der Abend oder der Morgen eines freundlichen Tages. Die herrliche Morgenröthe, die friſche Luft, die Luft der Vögel, die Reiſenden, aus deren Auge Freude ſtrahlt beim Gedanken an das, was ihnen der neue Tag Großes, Herrliches bringen wird: während der Abend mit ſeiner ſtillen Pracht zur ſüßen Ruhe ruft, feierlichen Frieden athmet und die Seele zu ſtiller Andacht ſtimmt.

Noch einmal, ehe wir das ſchöne Thal verlaſſen, eilen wir zum Staubbach. Auch heute ſchießt er wieder weit über die Felſenwand hinaus. Allein er iſt rein und klar, wie aus Kriſtall. Bald aber theilt er ſich in mehrere

Strahlen, die sich bald trennen, bald wieder vereinigen und gleich Raketen in die Tiefe hinabschießen, bis sich weiter unten der ganze Bach in feinen Staub auflöst. Wäre nicht die Gewißheit, daß der Bach auch in gewöhnlichem Zustande immer Stein und Gerölle mit sich führt, wenn auch weniger große als beim Gewitter, so fühlte man sich wohl versucht, unter den Wasserfall zu stehen und sich beim reinsten Himmel in einem sanften Regenschauer zu baden.

Nun aber geht es nach der Wengernalp! Der Weg führt über eine hölzerne Brücke über die Weißlütschinen, und dann schlängelt er sich einen steilen Abhang in unzähligen Zigzag hinauf. Dieser nur für Fußgänger und Saumpferde gangbare Weg ist die große Heerstraße für die Großzahl der Touristen des Berner Oberlands. Bei schönem Wetter findet auch derjenige, der nicht eben der schönen Natur wegen hier ist, hinreichende Unterhaltung. Hunderte von Reisenden aus aller Herren Länder gehen, reiten, keuchen da hinauf, oder lassen sich tragen. Da sind Fußgänger mit großen Alpstöcken bewaffnet; Herrn, Damen, Alte, Junge, Führer, Pferdtreiber, Russen und Polen, stolze Briten und muntere Franzosen, Deutsche, Holländer, Italiener, Schweizer, alles zieht den gleichen, schmalen höchst beschwerlichen Weg hinauf oder hinunter. Die Einen rasch, frisch vorwärts drängend, als ob es sich drum handle, droben auf der Wengernalp den ersten Platz zu erobern; Andere langsam und bedächtig, oder gar ängstlich den Rand des Weges vermeidend; diese kalt, theilnahmlos, im Reisehandbuch die schöne Aussicht lesend, während der Blick Anderer Jubel und Entzücken ausdrückt bei jedem Schritt des Höhersteigens, bei jeder Wendung des Weges. Da sind Solche die Steine herunter klopfen, dort pflücken Andere Blümchen, wie sie die Heimath eigentlich auch hat; wieder Andere hören dem Gejodel einiger Mädchen zu, das oft nur ein armselig Gedudel ist, und Andere lassen sich von listigen Buben höchst seltene Steine aufschwatzen, wie man sie in jedem Bach in Menge vorfindet. Still und ruhig, festen, gleichmäßigen Schrittes geht dort ein Führer oder ein Träger mit einer hohen Ladung von Schachteln und Reisesäcken auf seinem Rücken.

Oben bei einer Lärchengruppe angelangt, machen wir Halt. Diese Stelle bietet noch einen herrlichen Ueberblick in das schöne Thal, das wir verlassen. Die vielen Quellen (Brunnen genannt), mehr als zwanzig Wasserfälle, welche über die steile Felsenmauer zu beiden Seiten in's Thal hinabstürzen, recht-

fertigen den Namen desſelben, („lauter Brunnen"). Auch der Staubbach, obſchon nun weit unter uns, macht ſich bemerklich durch die Regenbogen, die ihn wie eine Glorie umgeben.

Nun aber führt der Weg über hohe Triften, mit zahlreichen Heu-Hütten bedeckt, wendet dann plötzlich am Vorberg des Lauberhorn nach Oſten und bald iſt die 5330 Fuß über dem Meer liegende Wengernalp erreicht.

Hier auf einem der ſchönſten Punkte*) iſt an die Stelle der frühern, einfachen Sennhütte ein ländlicher Gaſthof erbaut worden. Die meiſten Touriſten eilen in dasſelbe um ſich zu ſtärken, zu erfriſchen, wir aber ſetzen uns an den Abhang, gerade der Jungfrau gegenüber.

Ein entſetzlicher Abgrund das Trümletenthal, öffnet ſich zu unſern Füßen. Kahl, nackt, bietet der gähnende Abgrund dem entſetzten Blicke nur Steine, Schnee und Eistrümmer. Und aus dieſem Abgrunde, gleichſam um dem Anblicke noch mehr Großartigkeit zu geben, erhebt ſich die Jungfrau, einer der ſchönſten, prächtigſten Gebirgsſtöcke unſrer Alpen. Das natürliche Gefühl des Volkes hat ihm nicht blos zufällig den freundlichen Namen gegeben. Das Ganze des vor uns liegenden Gebirges iſt nicht nur ein Bild erhabener Majeſtät, ſondern es ſpricht ſich in ihm eine gewiſſe Zierlichkeit, eine Anmuth aus.

Da ſind zuerſt mehrere tauſend Fuß hohe, beinahe ſenkrechte Felswände, die aus der tiefen, finſtern Schlucht kahl, nackt, nur hier und da durch ſchmale Grasränder unterbrochen, emporſteigen. Auf ihrem Scheitel tragen ſie mächtige Gletſcher und weite, prächtige Firnen, in die ſich die königliche Jungfrau eingehüllt hat und welche ſie mit Kuppeln, Spitzen und prächtigen Felskämmen verziert. Die Spalten, mit ihrem tiefen Blau, ſind die zarten Zeichnungen ihres reinen, ſtrahlenden Kleides, das in ſeinen zierlichen Einbiegungen, ſeinen Klüften und Einſenkungen einen geſchmackvollen Faltenwurf bildet. Und dann der Kranz von mächtigen Genoſſen, der ſie bewundernd umgiebt, wie der Eiger, der Mönch, das Silberhorn, Gletſcherhorn und hinter dem ſchwarzen Mönch noch die befirnten Tſchingel und Breithörner. Denkt Euch, liebe Leſer, das Alles überwölbt von reinem Azur des Himmels und beſchienen von der hellglänzenden Sonne, ſo daß Alles flimmert und ſtrahlt in himmliſchem Glanze und Ihr begreift wohl, daß wir da ſitzen, vor Entzücken oder Grauſen ſtumm, Alles vergeſſend; Eſſen, Trin-

*) Siehe den Stahlſtich.

ken, ja die ganze Welt hätten wir vergeſſen, ohne den plötzlichen Donner. Bei heiterm, klarem Himmel ein Donnerſchlag! „Was iſt das? Was bedeutet das?“ ruft es von allen Seiten. Die Fenſter des Gaſthofes werden aufgeriſſen, man ſieht nach dem Himmel. Die Erfahrneren aber ſehen nach dem Firn und dem zwei bis dreihundert Fuß dicken Gletſcher, der gegenüber über dem Abhange ſich ausdehnt.

Da ſchießt über die Felswand hinaus ein breiter, dicker Strahl, ſtürzt dann unter entſetzlichem Krachen hinunter in den Abgrund zu unſern Füßen.

Welch ein erhabener, majeſtätiſcher Anblick! Ein fürchterliches Donnern und Krachen, welches das Echo noch vervielfältigt. Gleich einem mächtigen Waſſerfall ſtürzt eine ungeheure, ſich immer erneuernde Maſſe von einem Felſenſatz zum andern, bildet ähnliche Strahlen, Schüſſe wie jener und zerſtiebt unter lautem Donnern. Eine Wolke von Schnee und Eis, in feinen Staub aufgelöſt, entſteigt dem Abgrund und verdeckt einen Theil des prächtigen Schauſpiels. Ein Schrei des Entzückens bei den Einen, des Schreckens bei Andern hat dieſe hier nicht ſeltene Erſcheinung begrüßt.

Die Staubwolke iſt verſchwunden und alles blickt neugierig hinab in die Tiefe. Da liegt ein hoher, weißer Haufe, einem Hügel gleich neben andern ähnlichen Trümmerhaufen. Das iſt alles. Tiefe Stille herrſcht drunten und droben in der Alpenwelt. Unter uns armen Menſchenkindern aber zeigt ſich eine große Aufregung.

„Eine Lavine, eine Lavine!“ rufen die Einen. — „War das wirklich eine Lavine?“ fragen Andere. — „Gott wie entſetzlich! Wie hab ich mich gefürchtet!“ — „Bah, ich ſtellte mir das Dings da viel großartiger vor!“ — „Wie glücklich bin ich, das geſehen zu haben!“ — So tönte es noch einige Zeit in allen lebenden Sprachen. Alles lief durch einander. Endlich löſte ſich der Knäuel. Die Einen zogen hinauf nach der kleinen Scheideck, von wo ſie dann hinabgehen in das ſchöne Grindelwaldthal; Andere aber reiſten dahin, woher wir gekommen.

Wir waren noch auf unſerer Stelle ſitzen geblieben und ſahen hinüber nach der herrlichen Jungfrau. Da war keine Veränderung zu bemerken, kein Faltenwurf hatte ſich derangirt! Sie hat eben nur eine kleine Stecknadel verloren, die aus ihrem hellſtrahlenden Kleide zu Boden gefallen!

„War denn das wirklich eine Lavine?“ fragte mein Gefährte, als wir endlich der Scheideck zu kletterten.

„Nein, mein Freund, eine Lavine beſteht nur aus einer ungeheuern Maſſe lockern Schnee, der ſich mehr oder weniger in Klumpen zuſammengeballt hat. Das, was wir hier ſahen, iſt ein Gletſcherſturz, oder eine Gletſcherlavine und kommt da drüben häufig vor, beſonders an warmen Sommertagen.“

Sieh dort der Gletſcher, der wie ein weiter Mantel über die Schultern der Jungfrau herabhängt. Alle Gletſcher und Firnen, wenn ſie auf einer ſchiefen Fläche liegen, ſind fortwährend in Bewegung. Die Firnen und Gletſcher da drüben rutſchen nun gegen die Felswand hin, ragen dann bald da, bald dort über dieſelben hinaus. Wenn der Gletſcher weiter oben an irgend einer Stelle berſtet, ſo entſteht jenes donnerähnliche Geräuſch, das uns zuerſt auf die ſchöne Erſcheinung aufmerkſam machte. Die untere Parthie hat ſich gelöſt, geräth in eine immer raſchere Bewegung und ſtürzt dann herunter.

Dieſe Erſcheinung iſt jedenfalls einer Lavine ſehr ähnlich und gibt um ſo mehr einen Begriff von ihr, als ſich häufig dem Eiſe auch Schnee beimengt, der von den ſchiefen Halden der Firnen zuſammenrutſcht.

Beim Dachsbau.

Ein Bild aus dem grünen Walde.

Von Iſabella Braun.

„Stöpſl, Waldl, Diana! Hulli faß! hulli faß! Morgen geht's in den Wald!“ Als ſolches der Förſter ankündigte, machte Stöpſel einen gewaltigen Luftſprung, Waldl dagegen wurde höchſt nachdenklich und mochte ſich überlegen, was „hulli faß!“ eigentlich bedeute, denn die beiden waren, altersgemäß, Neulinge im edlen Waidwerke. Diana konnte ſie jedoch erfahrungsreich belehren und that es ſicherlich während des Abends, denn es herrſchte große Aufregung in ihrer Behauſung. Des Morgens bellten ſie mit Jagdeifer die Bewohner des Forſthauſes wach; Stöpſel gerieth förmlich in Wuth über ſeine Gefangenſchaft und befreite ſich aus derſelben vermittelſt eines

kühnen Sprunges durch das Fenster, daß die Scheiben klirrten und der Forstgehilfe den richtigen Ausgang öffnete. Nun postirten sich alle drei Hunde vor das Fenster ihres Herrn und bellten hinauf, bis er herab schaute und sich mit ihnen über die Jagdparthie verabredete.

Nun wurden die Vorbereitungen getroffen. Meister Gantner, der Taglöhner, band Schaufeln, Hacken und Zange zusammen; die Haushälterin, Jungfer Sales, füllte einen großen Sack mit Brod, Kartoffeln, Aepfel und Flaschenbier, und fort ging's damit in Begleitung des schwarzen Forstwarts und des blondlockigen Gehilfen zur verabredeten Waldstelle und bald darauf schritt auch der Förster durch den Morgennebel. Wie stattlich er heute aussah im grünen Jagdgewande, die Flinte über die Schulter gehängt und den hohen, wasserdichten Stiefeln.

Hu, wie kalt der Oktobermorgen war! Die Halme und Gräser trugen ein weißes Reifmäntelchen; die Gesträuche zitterten im frostigen Winde; ihre Blätter rollten sich schaudernd zusammen, jeder Fußtritt schallte auf dem gefrornen Boden, die Fernsicht war gänzlich verschlossen vom Nebelschleier.

Jetzt betrat der Förster den Waldpfad. Er schaute aufmerksam nach beiden Seiten; es entging seinem scharf beobachtenden Blicke kein Anzeichen, welches Wild vor Kurzem hier gewandelt war. Dann schnitt er sich einen langen, kerzengeraden Haselnußzweig und entfernte davon alle Blätter bis zur Spitze. Deutlich vernahm er die fernen Stimmen und das Hundegebell. Nun bog er zur rechten Seite vom Wege ab in's Gebüsch und stand bald vor einem engen Waldplätzchen, das ein malerisches Bild gewährte.

Ein lustiges Feuer brannte und prasselte in seiner Mitte; die Gewehre, Hüte und Röcke hingen an Tannenästen; ein bärtiger Geselle holte weit aus mit der Axt und fällte eine junge Tanne, welche sich an der Röhre des Dachsbaues befand; der Forstwart lag in seiner „Dachskleidung" ausgestreckt auf dem Boden, und hielt lauschend sein Ohr an die Erde; der kraushaarige Gehilfe steckte mit dem Kopfe im Dachsloche und schrie zur Ermunterung der im Bau befindlichen Hunde: „Hulli faß, Hansl! hulli faß, Diana! hulli faß, Waldl!" während das dumpfe, ferne Hundegebell sich vernehmen ließ. Nun rief der herbeigekommene Förster: „Laßt uns eine Wanne graben!" und sogleich ging es mit Hacke und Schaufel an die Arbeit, nachdem der Forstwart die Stelle, wo die Röhre sich hinzog, angegeben hatte.

Die Jäger und Meister Gantner arbeiteten abwechselnd mit solcher An-

ſtrengung, daß der Schweiß von den Stirnen troſ und wer die Schaufel weglegte, warf ſich zur Erde, um die Hunde mit Zuruf anzufeuern. Immer heftiger wurde das Gebell; Hunde und Dachs waren ſcharf aneinander; man konnte genau unterſcheiden, an welcher Stelle ſich die feindliche Geſellſchaft befand. Aber die Röhre hatte mehrere Abzweigungen; dem Dachs blieb rechts und links ein Ausweg; jetzt wandte er ſich zur Linken und der Förſter rief: „Laßt uns eine zweite Wanne graben; er ſoll uns nicht entkommen!“ Sogleich war Hacke und Schaufel thätig und wie tiefer es in die Erde hinabging, um ſo deutlicher vernahm man das Hundegebell.

Inzwiſchen hatte die Sonne den Nebel bezwungen; helle, funkelnde Tropfen hingen an den Zweigen, im Goldglanze ſchimmerte verjüngt das herbſtliche Laub; durch die Lichtung erblickte man die bläuliche Alpenkette, das liebliche Thal mit dem Dorfkirchlein, von welchem es bereits zu Mittag läutete. Ganz in der Nähe aber brieten die Kartoffeln im praſſelnden Feuer; abwechſelnd traten die Jäger zum Reiſighaufen und warfen die morſchen Zweige hinein, holten ſich eine Kartoffel aus der Aſche und thaten einen Schluck aus dem Bierkruge. Dann aber gings wieder an die Arbeit. Auf zwei Seiten flog die Erde von den Schaufeln, die Wanne maß bereits drei Schuh Tiefe und vier Schuh Länge, aber immer noch nicht durchſchnitt ſie den Dachsbau, immer noch tiefer lag die Röhre, immer noch dumpf klang das Hundegebell. „Hulli faß! hulli faß!“ ſchrie der Förſter unermüdlich, ſie wichen nicht, die braven Hunde, ſie drängten den Dachs vorwärts, dahin, wo die Wanne gegraben wurde.

Endlich ward die Erde locker, wohl gegen fünf Fuß tief, die Seitenwand zeigte eine Oeffnung; ſie wurde mit keckem Schaufelſtich durchgraben, die Röhre kam zum Vorſchein und jetzt klang das Hundegebell deutlich, dazwiſchen vernahm man das Geknurr des gehetzten Wildes. Der Förſter ſtieß mit ſeiner langen Haſelnußgerte hinein; ja, ja, — hier war der Dachs! „Hulli faß! hulli faß!“ und die Jäger kamen herbei mit Knitteln, der Förſter ergriff die große Eiſenzange, Alle poſtirten ſich vor die Oeffnung und waren nicht minder aufgeregt, wie die Kämpfenden im Schooß der Erde. Um ſie herum bellten auch die Hunde; Diana kam aus einem andern Ausgange vom lang andauerndem Kampfe erſchöpft, Stöpſel hatte ſich längſt eine Waldpromenade erlaubt und kam nun bellend daher, als ob er einen Theil

am Siege hätte, auch Waldl befand ſich unter den Zuſchauern, nur der einzige Hansl hielt muthig aus.

Jetzt aber, wo das Tageslicht in die Höhle ſchien, war es um den Burgherrn geſchehen. Der Förſter ſetzte bereits die Zange an ſeinen Hals und zerrte ihn zum Ausgange, — die Jäger umſtanden das Loch mit erhobenem Knüttel, er ſollte ſchnell ſeine Laufbahn beſchließen. — Ein kräftiger Zug mit der Zange — da war er — aber in demſelben Augenblicke erſcholl ein vierſtimmiger Ruf der Entrüſtung und dann ein ſchallendes Gelächter — hier lag, von der Zange feſtgehalten keineswegs der Dachs, ſondern kein Geringerer, als Meiſter Reinecke Fuchs in eigener Perſon.

Während er ſo dalag, wie ein ertappter, armer Sünder, regte ſich bei den Jägern etwas Rachgier, daß der Schelm ſie genarrt, ihnen ſo viel Zeit geraubt und ſo viel Arbeit gemacht hatte, es entſtand die Frage, ob man nicht zur Strafe mit ihm eine kleine Hetzjagd anſtellen ſolle zur Uebung für die Hunde? — Wer hätte dem ſchwarzen Forſtwart das mitleidige Herz zugetraut? Er ſprach fürbittend und langte ſein Gewehr vom Baumzweige; doch der Förſter rief: „Halt, halt! wenigſtens ſoll der elende Wicht noch zuvor ſein Sündenregiſter hören;“ und er begann:

„O, Du elender, nichtsnutziger, räuberiſcher, liſtiger, heimtückiſcher Burſche voller Bubenſtreiche! — o Du Faulenzer! zu faul, ſich einen eigenen Bau zu machen! wohin haſt Du den echten Hausherrn vertrieben? O, Du Betrüger, der mich heute um den Dachs geprellt hat. O, Du Hühnerdieb, der ſich meinen eigenen Braten anmaßt! O, Du Haſenräuber, der ſich noch den Schein der Großmuth gibt und ſein Opfer aus der Falle befreit, um es zu verſpeiſen! haſt Du nicht den zehnfachen Tod verdient?“ —

Da knallte der Schuß und mit dem Verbrecher war es zu Ende. Man warf den ſchlechten Burſchen verächtlich zur Seite und die ermüdeten Männer lagerten ſich gemächlich um's Feuer. Hansl ſchmiegte ſich an ſeinen Herrn; der Forſtwart nahm aus ſeinem Jagdranzen ein Rauchwürſtlein; er gab es dem Hunde, indem er deſſen Hals ſtreichelte und ſchmeichelnd ſagte: „Ja, ja, Du allein haſt's Füchsle packt; Du biſt der Rechte! ſo, jetzt laß Dir's ſchmecken; 's iſt mein eigenes Mittageſſen.“ —

Die Sonne und das Feuer beſchienen luſtige Jägergeſichter voll Schlauheit und keckem Muthe. Manch fröhlicher Schwank würzte das Kartoffelmahl; die erzählten Jagdabentheuer glichen ſtark einem ſogenannten „aufge-

bundenen Bären.“ Endlich hatte die kleine Gesellschaft ausgeruht; das Feuer wurde sorgsam gelöscht und mit einer Menge Erde bedeckt, auf welcher die Männer umherstampften; dann warfen sie ihre Gewehre auf die Schulter, Gantner schob den Fuchs in seinen Sack, und die Gruppe schritt am sonnigen Nachmittage dem Dorfe zu, um beim Förster ein gutes Mahl einzunehmen, und Eins zu trinken auf den nächsten glücklichen Dachsfang. -

---

Skizzen aus dem Künstlerleben.

Von K. Rheineck.

III.

Rafael Sanzio.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts hatte die Kunst in Italien unter Cimabue, Giotto, Masaccio und Anderen einen ungeheuren Aufschwung genommen; auf ihren Gipfelpunkt wurde sie aber erst von Rafael gebracht. Und kaum war dieser in der Blüthe seiner Jahre dahingerafft, so sank sie allmählig wieder immer weiter herab, bis sie im Anfang des 19. Jahrhunderts sich neuerdings hob.

Der Einfluß, welchen Rafael auf die Zeiten nach ihm bis auf unsere Tage geübt hat und immerdar üben wird, ist so bedeutend wohl hauptsächlich deshalb geworden, weil seine Werke insbesondere idealer Natur sind; sie sind von jenem Geiste durchweht, der in der Verherrlichung des Ewigen, Göttlichen sein höchstes Ziel sieht und in der That auch erreicht. Nie ist die Kunst reiner und größer gewesen, als wenn sie darnach gestrebt hat; und nie ist sie mehr in Verfall gerathen, als wenn sie sich davon abgewendet und im derbsten Realismus Ersatz für die höhere Weihe gesucht hat. In jedem Menschen liegt das Gefühl für das Ideale mehr oder weniger eingepflanzt; wenn es auch im Einzelnen zuweilen übertäubt ist, so wird es doch aus dem Volke nie verschwinden. Und weil Rafaels Schöpfungen nur ideale sind, so haben sie im Volke Wurzel geschlagen, sie sind sein Eigenthum geworden und haben ihm dadurch seine Unsterblichkeit gewahrt. —

Rafael wurde am Charfreitage des Jahres 1483 in Urbino geboren

und lernte die erſte Zeit bei ſeinem Vater, der ein nicht gerade unbedeutender Maler war und ſeinen talentvollen und begabten Sohn unterrichtete, ſo gut er konnte. Doch bald hatte der Knabe den Vater erreicht, und wie er eines Tages ohne jede Hülfe eine ganz ſtattliche Madonna mit dem Jeſuskindlein an die Wand malte*), da beſchloß man, ihn zu dem vielgenannten, der umbriſchen Schule angehörigen Pietro Perugino nach Perugia in die Schule zu thun. Doch auch da that es der Jüngling bald dem Meiſter gleich, wenn er ihn nicht ſchon überholte; zum wenigſten vermochte man die Bilder Beider nicht von einander zu unterſcheiden.

Der Drang nach höherer Entwicklung ließ ihn jedoch nicht raſten; im Jahr 1504 eilte er zuerſt zu kürzerem Aufenthalte und dann zu längerem bis 1508 nach Florenz. Dort ſtudirte er unermüdet nach Cimabue, Giotto, Maſaccio, Ghiberti, Verochio und Fra Bartolomeo, von dem er ſich beſonders ein lebhafteres Colorit aneignete; er führte dort mehrere Oelgemälde aus und auch ſein erſtes Frescobild iſt aus dieſer Zeit.

In Rom regierte damals der kunſtſinnige Papſt Julius II., der durch großartige Aufträge zur Entwicklung der Kunſt ſehr viel beitrug; er hatte ſchon Michel Angelo zu ſich berufen, und nun wandte er ſich an Rafael und betraute ihn mit den bedeutendſten Aufgaben. So ſehen wir denn den jungen Meiſter im eifrigſten Wettkampfe mit Michel Angelo, und ſowohl dieſer Wettſtreit, als die antiken Vorbilder, die damals zu Rom geſammelt wurden, entfalteten das Genie Rafaels derart, daß wir mit Bewunderung zu dem hohen und idealen Geiſte, zu der reizenden Compoſition ſeiner Werke emporblicken. Von Arbeit zu Arbeit iſt der Fortſchritt unverkennbar, und religiöſe wie mythologiſche Stoffe ſind mit gleicher Meiſterſchaft behandelt. Drei Zimmer des Vatikans und ein großer Saal ſind an Wänden und Gewölben mit dieſen Werken bedeckt und unter dem Namen der Rafaeliſchen Stanzen bekannt. Den Anfang machten die Darſtellungen der Theologie, Poeſie, Jurisprudenz und Philoſophie. Die Theologie iſt in der ſogenannten „Diſputa“ geſchildert, und zwar oben Chriſtus inmitten der triumphirenden Kirche, unten um das Allerheiligſte geſchaart die ſtreitende Kirche. Von gleicher hinreißender Schönheit iſt in der „Schule von Athen“ die ganze Hoheit des antiken Geiſteslebens dargeſtellt, während im „Parnaß“ Apollo, ſonderbarer

*) Dieſes Bild wurde, da es an des Hofwand ſeines väterlichen Hauſes war, ausgeſägt, und iſt jetzt in demſelben aufbewahrt.

und komiſcher Weiſe die Geige ſpielend, zwiſchen Muſen und Dichtern ein heiteres Daſein führt; die „Jurisprudenz“ iſt in drei Bildern verkörpert. Im Jahre 1512 entſtand „Heliodor,“ der durch rächende Engel aus dem Tempel den er zu berauben gedachte, verjagt wird. Die „Meſſe von Bolſena“ behandelt die Erzählung von jenem Prieſter, der durch ein Wunder von der Transſubſtantiation, an die er nicht geglaubt, überzeugt wird.

Papſt Julius II. war 1513 zu ſeinen Vätern eingegangen und hatte nach ihm Leo X. den Stuhl Petri beſtiegen. Dieſer überhäufte den Meiſter ſo ſehr mit Aufgaben, daß es ihm unmöglich wurde, ſie wie bisher größtentheils ſelbſt auszuführen; er mußte jetzt ſeinen Schülern einen größern Antheil daran laſſen, ja zuletzt überwachte er nur mehr die Vollendung nach ſeinen Cartons. So entſtand zunächſt die „Befreiung Petri aus dem Gefängniſſe,“ „Attila,“ der durch die Erſcheinung der Apoſtelfürſten vom Angriff auf Rom abgeſchreckt wird, und Deckenbilder mit Scenen aus der bibliſchen Geſchichte. 1515 begann er den „Brand im Borgo,“ der durch Fürbitte des Pabſtes gelöſcht wurde; deßgleichen den „Sieg bei Oſtia“ über die Saracenen, den „Schwur Leo's III.“ und die „Krönung Karls des Großen.“ Die „Schlacht Conſtantin's“ wurde zwar erſt nach Rafaels Tod von Giulio Romano beendet, iſt aber ihrer Bedeutung nach eines der geiſtvollſten und gediegenſten ſeiner Werke.

Betrachtet man die Menge und Großartigkeit dieſer Arbeiten, ſo ſcheint es faſt unmöglich, daß der Meiſter gleichzeitig noch etwas ſo Umfaſſendes ſchaffen konnte, wie die Zeichnung zu zehn Tapeten im Auftrage Leo X., deren Ausführung von 1513—1514 fällt. Sie wurden zu Arras in Flandern gewebt und zur Wandbekleidung der Sixtiniſchen Kapelle beſtimmt und zeigen die Hauptmomente der Apoſtelgeſchichte in einer ſo großen Hoheit der Auffaſſung, daß wir ſie unbedingt zu ſeinen vollendetſten Schöpfungen zählen dürfen.

Unter dem Namen der „Bibel Rafaels“ ſind Scenen aus dem alten und neuen Teſtamente bekannt, mit denen ſeine Schüler in den Loggien des Vatikans die Felder der Wölbungen ausfüllten. An den Wänden und Pilaſtern ſind nach ſeinen Entwürfen reizende Ornamente durch Giovanni da Udine hinzugefügt. Aus der Götterwelt der Alten malte er in den Fresken der Farneſina den Triumpf der Galatea und die Geſchichte der Pſyche.

Und während der Meiſter ſo Koloſſales ſchuf, fand er doch immer noch

Zeit, kleinere Staffeleibilder zu fertigen, und beſitzen wir deren eine ſolche Menge, daß ich ſie hier unmöglich alle aufzählen kann; es ſei daher nur der bedeutendſten gedacht. Aus ſeiner erſten Periode, in welcher man den Charakter der umbriſchen Schule noch ſehr gut zu erkennen vermag, ſtammt eine „Anbetung der Könige," jetzt zu Berlin, die „Krönung der Maria" im Vatikan, und das berühmte „Spoſalizio," die Vermählung der Maria, jetzt zu Mailand. In ſeine zweite Epoche, die mit dem Aufenthalt zu Florenz beginnt, fällt die „Madonna del Granduca" im Palaſt Pitti zu Florenz, die „Madonna aus dem Hauſe Tempi," jetzt in München, die «belle jardinière» zu Paris. Während ſeines römiſchen Aufenthaltes machte ſich der Einfluß Michel Angelo's deutlich bemerkbar, und ſchuf er da die berühmte Madonna della Sedia, ein wunderliebliches Rundbild, das er beim Anblicke einer reizenden Familienſcene in Ermangelung anderen Materials auf einen Faßdeckel gemalt haben ſoll. Sich ſelbſt hat Rafael aber faſt übertroffen in der ſixtiniſchen Madonna (zu Dresden), einer hohen herrlichen Gottesmutter, umfloſſen von einer Engelsglorie, den Jeſusknaben auf den Armen, und zur Seite den Papſt Sixtus und die heil. Barbara. Wonne ergreift den Beſchauer beim Anblick dieſer ſtrahlenden Himmelskönigin und ihres göttlichen Sohnes! —

Daß Rafael ſich auch als Bildhauer verſucht hat, wiſſen wir, jedoch zeigt uns das Hinterlaſſene nur, was er hätte leiſten können, wenn er länger gelebt hätte. Als Architekt war er geſchickt und geſucht; er leitete bis zu ſeinem Tode den Bau der Peterskirche zu Rom, ſeine Pläne aber wurden ſpäter bei Seite gelegt und der Dom von Anderen umgebaut und vollendet. Auch als Dichter hat er ſich verſucht und ſind einige ganz artige Sonette auf uns gekommen.

Rafaels letztes und eines ſeiner beſten Werke war die Verklärung Chriſti auf dem Tabor. Zwei ganz getrennte Vorgänge ſind auf demſelben gegeben: oben der verklärte Heiland zwiſchen Moſes und Elias; unten wird ein beſeſſener Knabe von dem göttlichen Lichte getroffen und geheilt. Da — das Bild noch unvollendet — rief der unerbittliche Tod den Meiſter aus ſeiner ſchöpferiſchen Bahn, mitten im kräftigſten Mannesalter, im 37. Jahre. An einem Charfreitage war er in die Welt getreten, am Charfreitag des Jahres 1520 ſchied er von ihr.

Der Schmerz und die Trauer bei ſeinem Tode war unermeßlich; ganz

Rom beweinte ihn und fühlte den ungeheuren Verluſt, den es und mit ihm die Welt erlitten; der Papſt ſoll beim Empfang der Nachricht in Thränen ausgebrochen ſein. Seine Leiche wurde in ſeinem Studienſaale, in dem die Transfiguration noch auf dem Gerüſte ſtand, öffentlich ausgeſtellt und dann mit großem Pompe im Pantheon beigeſetzt; die wahre Pracht war aber das ungeheure Gefolge von Freunden, Schülern, Künſtlern und Perſonen jeder Ranges, die den unvergeßlichen Meiſter zu Grabe geleiteten.

Rafael ſtarb unverheirathet; er war zwar mit einer Nichte des Cardinals Bibiena, die neben ihm begraben liegt, verlobt, zögerte aber immer mit der Verbindung, weil er hoffte, vom Papſte für ſeine Arbeiten mit dem Cardinalshute belohnt zu werden; ob dieſer Wunſch erfüllt worden wäre, wiſſen wir nicht; von der Vermählung wäre dann natürlich keine Rede mehr geweſen.

Nach dem, was wir in den authentiſchen Porträts Rafael's ſehen, hatte er eine regemäßige, zarte Figur, gut proportionirte Züge, braune Haare und Augen, dieſe voll Sanftmuth und Beſcheidenheit. Er war mit einem ſeltenen, verbindlichen Weſen begabt, und ſeine Zeitgenoſſen rühmen ſein außerordentliches Wohlwollen und ſeine Theilnahme und Freundlichkeit gegen Alle, und in dieſer machte er auch gegen Hülfeſuchende keinen Unterſchied. Da er wie wenige mit Glücksgütern geſegnet war, ſo konnte er helfen und half er gerne, wo er konnte.

Blicken wir noch einmal zurück auf den kurzen Zeitraum ſeines Lebens, ſo müſſen wir mit Bewunderung des Mannes gedenken, den die Kunſt auf die höchſte Stufe gehoben hat, der eine Vielſeitigkeit und Vollkommenheit beſaß, die uns, wenn wir die Maſſe und Großartigkeit ſeiner Schöpfungen betrachten, faſt unglaublich erſcheint, unglaublich für einen einzigen Mann, der nur 37 Jahre alt geworden. Zu um ſo größerem Danke iſt ihm aber die Nachwelt verpflichtet, denn in ihm findet ſie einen Sporn, der ſie zur Nachfolge treibt.

IV.

Albrecht Dürer.

Mit vollem Rechte darf der Deutsche in Dürer den größten seiner Künstler verehren, der denen anderer Nationen, einem Rafael oder Michelangelo ebenbürtig zur Seite steht. Denn seine Schöpfungen sind gewiß ebenso geistreich gedacht, wie die jener; und daß ihm die Mängel seiner Zeit, seiner Vaterstadt anhängen, in deren klein bürgerlichen Verhältnissen er befangen war, was kann er dafür? Ist es seine Schuld, daß er beim Entbehren eines weiteren Horizontes sich damit begnügte, den Stoff aus seiner Umgebung zu schöpfen, die freilich häufiger in's Derbe, als in's Edle und Anmuthige übergeht? Was das Menschenherz an Innigem und Rührendem, an Phantasie und Poesie birgt, das hat er aus dem unerschöpflichen Füllhorn seines Geistes ausgeschüttet. Und bedenken wir noch, daß er nur Vorbilder hatte, die dieselben Schwächen in noch höherem Grade wie er besaßen, bedenken wir, daß es ihm gänzlich an der Anschauung jener herrlichen, antiken Werke, an dem Studium jener plastischen Ideale gebrach, so können wir nur die Ueberzeugung hegen, daß er, hätte er diese Mittel besessen, mindestens eben so groß wie ein Rafael geworden wäre.

Deutschland hatte keinen Julius II., keinen Leo X., es besaß keine kunstliebende Aristokratie, keine hochherzigen Stadtverwaltungen. Der arme, deutsche Meister mußte sich plagen, um nur sein tägliches Brod zu erwerben, er mußte um Geld arbeiten, welch demüthigendes Gefühl für einen Künstler, den nur sein innerer Schöpfungstrieb leiten soll!

Dürer war ein Nürnberger-Kind und lebte von 1471—1528, also 57 Jahre. Sein Vater war ehrbarer Goldschmied, und auch Albrecht wurde bis zu seinem fünfzehnten Jahre für dieses Gewerbe, in dem man dazumal mehr als jetzt leistete, erzogen; da sich aber seine Neigung ganz auf die Malerei richtete, ward er im Jahre 1486 zu Michael Wohlgemuth in die Lehre gegeben. Dort blieb er drei Jahre; dann begab er sich auf die Wanderschaft, kehrte 1495 in seine Heimath zurück und ließ sich da als Meister nieder. Zehn Jahre war er hier thätig, und zwar nicht nur als Maler, sondern auch als Holzschneider und Kupferstecher. 1505 reiste er nach Italien, kam Ende 1506 wieder nach Nürnberg und schuf da eine zahllose Menge von Bildern, Holzschnitten, Kupferstichen und treffliche Schnitzereien in Buchsbaum, Elfen-

bein und Speckſtein. 1520 machte er eine zweite Reiſe, und zwar nach den Niederlanden, wo er bis 1521 blieb. Von da an lebte und wirkte er ununterbrochen in ſeiner Vaterſtadt, bis er im Jahre 1528 gleich Rafael am Charfreitage ſelig im Herrn entſchlief.

Von des Meiſters Werken iſt viel zu berichten.

Von ſeinen bedeutenderen Werken kennen wir zuerſt ein im Jahre 1498 erſchienenes Holzſchnittwerk: die „Offenbarung Johannis" in ſechszehn Blättern, von denen einige von einer wohl nie übertroffenen Kraft ſind; andere arten in's Maaßloſe aus. Aus dem Jahre 1500 iſt ſein jetzt in München befindliches Selbſtporträt, das uns den Künſtler als ernſten, geſetzten Mann mit reichem, in ſchlichten Locken auf die Schultern fallendem Haar zeigt. In Venedig malte er 1506 das „Roſenkranzfeſt" (jetzt im Kloſter Strahof zu Prag), eine lebensvolle Compoſition, der auch die venezianiſchen Meiſter ihre Anerkennung nicht verſagen konnten; deßgleichen die „Krönung der Maria," auf die er ſich ſelbſt etwas zu gut that, und von der er meinte, er habe alle die Maler damit beſchämt, „die da ſagten, im Stechen wäre er gut, aber im Malen wüßte er nicht mit den Farben umzugehen." Er erhielt dafür „nit mer den 85 Dugaten," die für die Zehrung aufgingen. Dort im wälſchen Lande fand er viel gute Lautenſchläger, Maler und andere edle Leute, aber auch wieder „untreueſte, verlogene, diebiſche Böſewichter." Mit Ausnahme dieſer Neider liebte und achtete ihn Jedermann zu Venedig, und manchmal wußte er ſich des Gedränges der Zulaufenden kaum zu erwehren.

Von Venedig ging er nach Bologna, um dort die Geheimniſſe der Perſpective zu ſtudieren. Als er da einſt wie auch die andern anweſenden Künſtler ein Probeſtück ſeiner Geſchicklichkeit ablegen ſollte, zog er aus freier Hand um einen Punkt auf dem Tiſch einen Kreis, der auch nicht im Geringſten von der Linie des Zirkels abwich. Keiner konnte es nach machen, und er erhielt für den Abend den Preis. Der gelehrte Münchner Jeſuit Jakob Balde hat auf dieſe Begebenheit ein lateiniſches, in's Deutſche übertragen, etwa ſo lautendes Diſtichon gedichtet:

Siehe, der Kreis, den mit Kohle einſt Dürer gezeichnet,
Dient Deinem Finger führwahr, noriſche Jungfrau zum Schmuck.

Aus dem Jahre 1509 beſitzt Florenz die „Anbetung der heiligen drei Könige," ein gar poetiſches Bild; eine für den Kaufherrn Jakob Heller in

Frankfurt gemalte Himmelfahrt und Krönung der Maria ist leider untergegangen, dagegen eine herrliche Dreieinigkeit vom Jahre 1511 (in Wien) erhalten. Umgeben von Engeln und Seligen thront Gott Vater in der Höhe, über ihm die Taube des heiligen Geistes, in den Armen hält er den Leichnam Christi am Kreuz.

Zwischen 1511—1515 erschienen von dem rastlos thätigen Meister in kurzer Aufeinanderfolge die umfangreichen Holzschnittwerke der „großen Passion" in zwölf, der kleinen in sechs und dreißig, des „Lebens der Maria" in neunzehn und das Kupferstichwerk der „Passion" in sechszehn Blättern. Wenn diese Werke auch nicht alle von Dürer geschnitten sind, auf Holz gezeichnet hat er sie alle selbst, und sie lassen uns einen tiefen Blick in sein frommes uns glaubensvolles Herz thun. Von seinen Kupferstichen, bei denen er sich zuerst außer des Grabstichels auch der Radirnadel und Aetzmittel bediente, sind zu bemerken: vier Hexen aus dem Jahre 1497, der heilige Hieronymus und heilige Eustachius, die „Melancholie" vom Jahr 1514 und „Ritter, Tod und Teufel," ein geharnischter Ritter, der durch dräuende Schreckgestalten unbeirrt seinen Weg fortsetzt (vom Jahr 1513). Hieher gehören auch die Randzeichnungen zum Gebetbuch des Kaisers Maximilian vom Jahr 1515 (jetzt in München). In ihnen ließ Dürer seinem Witz und seiner Phantasie freien Lauf, Natur, Fabel und Poesie gestalten sich zur heiteren Arabeske.

Von 1520—1521 weilte er, wie schon gesagt in den Niederlanden, und zwar in Begleitung seiner Frau. Die Reise glich einem Triumphzuge. Ehrenbezeugungen aller Art wurden ihm zu Antwerpen, Brügge, Brüssel u. s. w. zu Theil. Kurze Zeit vor seiner Abreise nach Antwerpen ward er zum König von Dänemark gerufen, um ihn zu porträtiren. Das that er mit der Kohle und späterhin in Oelfarben, wofür er dreißig Gulden erhielt. Doch brachte ihm die Reise mehr Ehre als zeitlichen Gewinn, wegen dessen er sie hauptsächlich unternommen zu haben scheint.

Das bedeutendste, was Dürer geleistet, sind aber die vier Apostel, die er seiner Vaterstadt schenkte; in einer Zuschrift gab er die Erklärung, daß er diese als die Grundpfeiler der christlichen Lehre in ihrer Reinheit verehre. In Petrus und Johannes, Paulus und Markus treten uns auf zwei Tafeln die Apostelfürsten in so scharfem Gegensatz und trefflicher Individualisirung entgegen, daß man sie und nicht mit Unrecht, als die vier Temperamente bezeichnet hat. In dieser einfachen Größe des Styls, wunderbarer Harmonie

der Farben und Großartigkeit der Gewänder hat Dürer alles Kleinliche überwunden und so unmittelbar vor seinem Tode sich die Krone aufgesetzt. Jetzt sind diese Gemälde durch Schenkung nach München gekommen.

Auch als Dichter und Schriftsteller müssen wir den Meister kennen lernen; er arbeitete eifrig an der Verbesserung seiner Muttersprache und schrieb über den Festungsbau, die Perspektive und die Verhältnisse des menschlichen Körpers — alles mit unermüdetem Fleiße neben seinen künstlerischen Arbeiten und unter dem Drucke der häuslichen und bürgerlichen Zustände.

Die waren allerdings traurig genug. Um nämlich einem Wunsche seines Vaters nachzukommen, hatte er nach seiner Rückkehr von der Wanderschaft die Tochter des Mechanikus Hans Fritz zum Gesponse genommen; es hat ihn aber später bitter gereut. Denn sie war ein stolzes, herrisches und geiziges Weib, zankte und kneifte den ganzen Tag und mag wohl viel daran Schuld sein, daß Dürer nicht länger gelebt hat.

Daß er seine Lage selber „kläglich und schimpflich" genannt hat, wissen wir; und er hatte leider Grund genug, so zu sagen. Zu seiner Reise nach Venedig streckte ihm sein Freund Pirkheimer das Geld vor; dort bot man ihm 200 Dukaten Jahrgehalt, wenn er bleiben wolle, aber er wollte nicht, obwohl ihm seine Vaterstadt „in dreißig Jahren nicht für 500 Gulden" Arbeit auftrug" und er als einzige Belohnung sich vom Rath die Gnade erbat, ihm ein „mit merklicher Mühe und Arbeit" erworbenes Kapital von tausend Gulden mit fünf Prozent zu verzinsen. Kaiser Maximilian bewilligte ihm zwar einen Jahrgehalt, aber die Zahlung desselben erreichte ihn erst kurz vor seinem Tode. Auch bei der ihm vom Kaiser erwirkten Befreiung von den städtischen Abgaben wußten ihn die Väter der Stadt zum Verzicht auf diese Gunst zu bewegen! Geehrt und geachtet war er aber in allen Landen, und wie sehr ihm Maximilian gewogen war, sehen wir daraus, daß er ihn zu seinem Hofmaler ernannte; Karl V. verlieh ihm ein Maler-Wappen: drei silberne Schindeln in einem lasurblauen Felde. Das hat ihn wohl am meisten gefreut, daß durch ihn sein Stand zu einem Abzeichen gekommen, das noch jetzt von Jedermann in Ehren gehalten wird!

Als Beweis aber, wie hoch er und sein Stand damals geschätzt war, gilt am besten eine Anekdote, die man sich ungefähr so erzählt und mit der ich füglich Dürers Lebensabriß schließen kann. Einst stand er auf der Staffelei und malte; Kaiser Max, den mehrere Höflinge begleiteten, sah ihm zu

und unterhielt ſich mit ihm; plötzlich fing das Gerüſt zu ſchwanken an, und Dürer gerieth in Gefahr zu fallen. Da ſprang eilig der Kaiſer herbei und hielt ihn, daß er ungefährdet auf den Boden gelangte. Die Schranzen aber, die mit verächtlichen Mienen zuſahen, wie der Herrſcher des heilig römiſchen Reiches deutſcher Nation dem armen Maler half, wies er mit folgenden Worten zurecht: „Ja lacht nur! ich kann aus jedem Bauern einen Edelmann machen, aber aus keinem von Euch einen Dürer!“

Dieß Wort ſagt mehr, als alle Orden und Titel unſerer Zeit, und mehr auch als das Denkmal, das man ihm zu Nürnberg geſetzt hat, und deſſen es wahrlich nicht bedurft hätte, um ihm ſein Andenken zu wahren, das auch ſeine Schüler Georg Pencz, Hanns von Kulmbach, beide Beham, Grünewald und Altdorfer ſtets im Herzen getragen haben.

* * *

Die Geiſtesverwandtſchaft Dürers und Rafaels iſt unverkennbar, Beide mit der lebendigſten Phantaſie begabt, war der Urſprung der Werke Beider ideal; Rafael hat ſich an der Antike, an der Hand einer höheren, reinen Schönheit gebildet, während bei Dürer die Mängel ſeiner Vorfahren in etwas hängen blieben, ſeine Werke mehr an das Kleinliche und Beſchränkte ſeiner Umgebung hinneigen. Die ganze Kunſt wurde damals in Deutſchland zunftmäßig betrieben, ſie war in die Feſſeln herkömmlicher Begriffe und Formen gezwängt, Dürers Geiſt aber hat dieſe Banden gebrochen, er erhob ſich zu jener Höhe der Kunſtanſchauung, auf welcher er der Gegenſtand der Bewunderung ſeines Kunſtgenoſſen jenſeits der Alpen wurde. Die beiden Meiſter ſtanden nämlich in brieflichem Verkehr und ſandten ſich gegenſeitige Kunſterzeugniſſe, ein Beweis der hohen Meinung, die ſie von einander hatten. Sie reichten ſich die Hände, der biderbe, bedächtige Deutſche und der feurige Italiener!!

Aus dem Leben einer Fürstin.

Von Max Rosenhayn.

Die durch Geist und Gemüth sich auszeichnende Herzogin von A. feierte ihren Geburtstag in ihrem freundlichen Palais, einer kleinen deutschen Residenz, wo sie ihren Wittwensitz genommen hatte und als eine Wohlthäterin der Armen und als eine Mutter der Bedrängten so segensreich wirkte, daß ein geistreicher Schriftsteller von ihr sagen konnte: „Mildthätigkeit ist ihr Synonym."

Die Gratulationscour war eben beendet. Ermüdet von dieser ebenso langweiligen, als lästigen Ceremonie hatte sich die edle Fürstin aus dem Empfangssaal in ihr Wohnzimmer zurückgezogen. Da hörte sie leichte, eilige Schritte die Treppe heraufkommen.

„A ha," sagte sie, „das sind meine glückwünschenden Enkel!" Und so war es. Zwei frisch und munter aufblühende Knaben von zehn und eilf Jahren traten ein, die wir mit den Namen Ernst und Albert bezeichnen wollen. Ehrerbietig die Hand küssend nahete sich zuerst Ernst und sprach die Worte: „Ich gratulire Dir recht schön zu Deinem Geburtstage und wünsche Dir viel Glück! Der liebe Gott erhalte Dich recht gesund und behalte Du uns immer recht lieb, gutes Großmütterchen."

„Nun," erwiderte die Herzogin, „das wird hauptsächlich von Euch abhängen. Wenn Ihr recht gut und fromm und freundlich und gehorsam seid, so werde ich Euch auch immer recht lieb behalten. Wie ist es denn damit gewesen, seitdem Ihr mir im vorigen Jahre an diesem Tage Glück gewünscht habt? Seid Ihr auch immer recht fleißig und gut gewesen?"

„Gewiß, liebe Großmutter," erwiderte Ernst und fing an aufzuzählen, was er Alles seitdem gelernt habe, während Albert bescheiden schwieg.

„Gut, gut," sagte die Herzogin, „aber besser als das Alles ist ein frommer, guter Sinn, den Euch Gott bewahren möge. Wie steht es denn aber mit Eurer Kasse? Wie habt Ihr den Zuschuß, den ich Euch im vorigen Jahre gab, angewendet?"

Ernst zählte sogleich genau auf, was er dafür angeschafft hatte. Albert stockte dabei etwas. Aber die Herzogin schien seine Verlegenheit nicht zu merken, sondern gab jedem der beiden Enkel die gewöhnliche Festgabe von

zehn Friedrichsd'or und entließ sie mit folgender Ermahnung: „Es war einmal ein Kaiser in Rom, der pflegte zu sagen, Niemand müsse von der Unterredung mit einem Fürsten traurig hinweggehen. Er war unermüdet thätig, Gutes zu thun und für das Wohl seines Landes zu sorgen, und als er eines Abends bei der Hauptmahlzeit zu seinem Schrecken sich erinnerte, daß er an dem zu Ende gehenden Tage noch Niemanden eine Wohlthat erwiesen habe, rief er mit wehmüthigem Gefühle aus: „Freunde, diesen Tag habe ich rein verloren!" — Nehmt Euch diesen Kaiser zum Vorbild und lebt fürstlich wie er."

Munter und seelenvergnügt sprangen die Knaben die Treppe hinab. Als sie am Portal angekommen waren, trat ihnen ein von Sorgen und Mühen zusammengekrümmtes Mütterchen entgegen. „Ach meine lieben jungen gnädigen Herren," redete sie die Alte an, „wollen Sie nicht einer armen alten Frau eine kleine Gabe mittheilen? Mein Häuschen soll Schulden halber verkauft werden, und ich weiß dann nicht, wo ich mein Haupt hinlegen kann. Dazu ist mir noch heute Morgen, weil ich die Steuern nicht bezahlen konnte, meine Hauptnahrungsquelle, meine Ziege, abgepfändet worden. Nun weiß ich gar nicht mehr, wovon ich leben soll. Sein Sie barmherzig."

Ernst versicherte ihr, daß er keine kleine Münze bei sich habe und eilte von dannen. Albertens waren bei den rührenden Worten der Alten Thränen in die Augen getreten. Er schien einen Augenblick zu schwanken, dann aber griff er, nachdem er sich an die schöne Kaisergeschichte der Großmutter erinnert hatte, rasch in die Tasche, drückte dem alten Mütterchen die zehn Friedrichsd'or in die Hand und lief, im Bewußtsein Gutes gethan zu haben, fröhlich davon.

Als die Alte die Hand öffnete und die Goldstücke blinken sah, war sie zum Tode erschrocken. Sie ging sogleich zum Portier, um ihm den Vorfall zu erzählen. Dieser rief den Kammerdiener. Der Kammerdiener nahm, nachdem das Mütterchen seine Erzählung wiederholt hatte, die Goldstücke und brachte sie mit den nöthigen Erläuterungen der Herzogin. Diese ließ die Alte zu sich kommen, sich deren hülflose Lage noch genauer schildern, lobte ihre Ehrlichkeit und gab ihr zu den zehn noch zwei Goldstücke. Unter hellen Freudenthränen darüber, daß sie nun ihr Häuschen frei machen und ihre Ziege wieder einlösen könne, verließ die Alte die gerührte Fürstin mit einem herzlich dankenden „Vergelt's Gott!"

Ein Jahr war raſch vorübergegangen; die Herzogin feierte wieder ihren Geburtstag. Wiederum war die Cour vorüber, und die beiden Enkelkinder ſtürmten zur kleinen Gratulationscour heran.

„Nun," ſagte die Herzogin, nachdem die Knaben ihre Herzenswünſche, Jeder in ſeiner Weiſe, dargebracht hatten, „wie habt Ihr denn Euere vorjährige Geburtstagsgabe angewendet?"

Ernſt war wieder gleich bei der Hand aufzuzählen, was er Alles davon gekauft habe. Obenan ſtand ein kleines Puppentheater und eine das Orcheſter vorſtellende Ziehharmonika. Dann folgte eine Drehorgel für kleine Conzerte und eine Armbruſt für kleine Schützenfeſte.

„Und Du," ſagte die Herzogin zu Albert, als er verlegen ſchwieg, „wo biſt Du mit Deinem Gelde hingekommen?"

„Ich habe — ich bin — ich" ſtotterte Albert; weiter konnte er nichts hervorbringen.

„Ich weiß ſchon," fiel die Herzogin ein, „Du biſt nicht ein ſo gewiſſenhaft rechnungführender Haushalter, als Dein Bruder, und weißt daher nicht wie er, ſo genaue Rechenſchaft und Auskunft zu geben; aber an irgend Etwas wirſt Du Dich doch noch erinnern, was Du Dir für das Geld angeſchafft haſt. Beſinne Dich, ſonſt müßte ich Dir heute die gewohnte Gabe verſagen."

Albert ſchlug, über und über roth werdend, den Blick zur Erde nieder, rieb ſich immer verlegener werdend die Hände und küßte endlich, wie wegen einer Schuld um Verzeihung bittend, der Großmutter Hand, während ihm Thränen in die Augen traten.

„Nun, nun, beruhige Dich nur, mein lieber Albert," ſagte die Herzogin, und auch ihr waren die Thränen in die Augen getreten. „Ich weiß ſchon ſeit einem Jahre, wo Du mit dem Gelde hingekommen biſt. Du haſt es ſehr gut, viel beſſer als Dein Bruder angewendet, in echt *fürſtlicher Weiſe* angewendet, indem Du Thränen des *Elends* damit getrocknet haſt. Dein heutiges Benehmen gibt Deiner Liebesthat erſt den rechten Werth. Die Linke ſoll nie wiſſen, was die Rechte thut, hat der große Menſchen- und Kinderfreund im Evangelium geſagt, und ſeinem Wort gemäß haſt Du getreulich gehandelt. Dafür ſollſt Du heute zwanzig Friedrichsd'or bekommen. Du aber Ernſt, erhältſt heute nichts, komme aber morgen früh um dieſe Stunde wieder zu mir, da will ich Dir die Geſchichte von dem römiſchen Kaiſer noch

einmal erzählen, die ich Euch im vorigen Jahre mittheilte. Albert bedarf das nicht, denn er hat ſchon getreulich darnach gehandelt."

Und ſo geſchah es. Die Herzogin erzählte dem Enkel die Geſchichte von Kaiſer Titus ausführlich mit Beigabe von zehn Friedrichsd'or, und zugleich mit den nöthigen Nutzanwendungen und Ermahnungen, und zwar mit ſolchem Erfolg, daß derſelbe beim nächſten Geburtstag für würdig befunden wurde, ebenfalls zwanzig Friedrichsd'or zu erhalten, und ein recht mildthätiger Fürſt geworden iſt und ein echt deutſcher dazu.

Die Nonnen von Montmartre.

Von Franz Bonn.

Es war in jenen Tagen des Wahnſinns und der Wuth
Da man die Freiheit nährte mit Menſchenqual und Blut,
Da man von Laſtern triefend Vernunft und Tugend pries,
Da Gott zum Tod verurtheilt, der Pöbel von Paris.

Mit Guillotinen zogen, ſie Stadt für Stadt durch's Land,
Daß müde ward vom Köpfen der Henkersknechte Hand,
Die heute grauſam herrſchten und richteten voll Spott,
Am andern Tage ſtiegen ſie winſelnd auf's Schaffot.

Denn unerſättlich haſchte die Gier nach neuem Fraß,
Wer glaubte war verloren, verloren wer beſaß,
Verloren wer gehorchte, verloren wer bezwang —
Frei nur des Pöbels Hefe die rothe Mütze ſchwang.

Kein Wort hat Menſchenſprache, kein Bild die Phantaſie
Zu ſchildern jene Eckel, die dort die Hölle ſpie,
Ein Sumpf von Blut und Elend, von Niedertracht und Noth,
Drin hielten blut'ge Hochzeit die Freiheit und der Tod.

So heiß auch manches Herze zu Gott um Heil gefleht,
Nur heimlich und verborgen erhob ſich das Gebet,
Es tönte keine Glocke im weiten Frankreich mehr —
Kanonen mußte haben der Sansculloten-Heer.

Da lagen in Montmartre, dem Kloſter, auf den Knieen
Die jungen, frommen Nonnen und flehten zu Marieen.
Sie ſangen wie vor Zeiten den himmliſchen Geſang,
„Magnificat,“ ſo tönt es wie Engelsſtimmenklang.

Die goldne Juniſonne ſchien prächtig in den Chor,
Da trafen ihre Lieder der Späher lauſchend Ohr. —
Bald ſprengt man ihre Gitter und ſchleppt ſie vor Gericht,
Der Unſchuld reine Stimme, der Richter hört ſie nicht.

„Was ſoll uns Euer Frieden in unſerm blut'gen Streit?
Was ſoll zu unſerm Ernſte die frohe Frömmigkeit?
Auf! ſingt die Marſeilleſe ſtatt des Magniſicat —
Wo nicht, ſo ſeid des Todes — noch iſt der Tod nicht ſatt.“

Sie ſchritten zum Schaffote in Reihen Paar und Paar,
Gehüllt in weiße Schleier, in wallenden Talar,
Sie ſchritten durch den Pöbel — das war ein harter Gang —
„Magnificat“ noch immer von ihren Lippen klang.

Nur ſtiller, immer ſtiller ertönt der Nonnen Chor
Da Eine um die Andre ihr junges Haupt verlor.
Noch ſangen Drei — noch Zweie — nun nur noch Eine ſang,
Bis auch die jüngſte Nonne der Tod zu ſchweigen zwang!

O wunderbares Singen! O frommer Heldenmuth!
Umſonſt für Frankreich nimmer floß Nonnen, Euer Blut!
Verſöhnend tönt auf ewig durch all den Sturm und Drang
Der Nonnen von Montmartre muthvoller Grabgeſang.

Verlag von Gebrüder Kröner in Stuttgart

Bibliothek deutscher Klassiker und Prachtausgaben

Goethes sämtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe. In 40 Bänden. Mit Einführungen von Adolf Stern. Mit Goethes Bildnis in Heliogravüre. Geh. M. 40.—, in 40 Halbfranzbände M. 60.—, in 40 Halbmaroquinbände M. 80.—

Schillers sämtliche Schriften. Historisch-kritische Ausgabe mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Karl Goedeke. In 15 Bänden. Geh. M. 15.—, in 15 Halbfranzbände M. 22.50, in 15 Halbmaroquinbände M. 30.—

Lessings sämtliche Schriften. Herausgegeben von Karl Lachmann. Dritte, durchgesehene und vermehrte Auflage, besorgt durch Franz Muncker. In 23 Bänden. Geh. M. 23.—, in 23 Halbfranzbände M. 34.50, in 23 Halbmaroquinbände M. 46.—

Wielands sämtliche Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Mit Einleitungen und Anmerkungen. In 40 Bänden. Geh. M. 40.—, in 40 Halbfranzbände M. 60.—, in 40 Halbmaroquinbände M. 80.—

Die Nibelungen. Das deutsche Heldenbuch. Mit 6 Bildern. Geh. M. 3.—, in Halbfranz M. 4.50

Gudrun. Das deutsche Heldenbuch. Mit 6 Bildern. Geh. M. 3.—, in Halbfranz M. 4.50

Walther von der Vogelweide. Mit 6 Bildern. Geh. M. 3.—, in Halbfranz M. 4.50

Klopstocks sämtliche Werke. Mit Einleitungen und Anmerkungen. In 12 Bänden. Geh. M. 12.—, in 12 Halbfranzbände M. 18.—, in 12 Halbmaroquinbände M. 24.—

Jean Pauls sämtliche Werke. Mit Einleitungen und Anmerkungen. In 16 Bänden. Geh. M. 16.—, in 16 Halbfranzbände M. 24.—, in 16 Halbmaroquinbände M. 32.—

Shakespeare. Übersetzt von Schlegel und Tieck. Mit Einleitungen und Anmerkungen. In 12 Bänden. Geh. M. 12.—, in 12 Halbfranzbände M. 18.—, in 12 Halbmaroquinbände M. 24.—

Shakespeare. Übersetzt von Schlegel und Tieck. Mit Einleitungen und Anmerkungen. In 12 Bänden. Geh. M. 12.—, in 12 Halbfranzbände M. 18.—, in 12 Halbmaroquinbände M. 24.—

Digitized by Google

Digitized by Google

W aIUI

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google